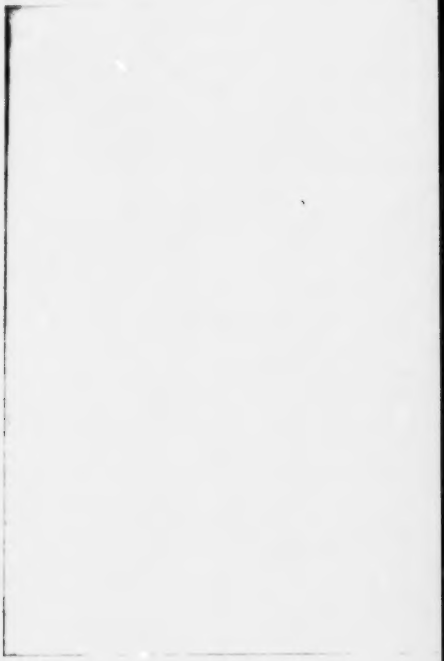
Narciß.

Ein Trauerſpiel.

17



Narciss.

Ein Trauerſpiel

von

A. E. Brachvogel.

Der Autor behält ſich die Ueberſetzung dieſes Werkes vor.

Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1857.

59 - 8K

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ohne meine ausdrückliche Bewilligung ist die Aufführung dieses Drama's nach den bestehenden Gesetzen den Bühnen untersagt.

L.-C. Brachvogel.

Sr. Hochwohlgeboren

Herrn Botho von Hülsen,

Königl. Preuß. Kammerherrn, General-Intendanten der Königl. Schauspiele zu Berlin, Ritter höchster Orden,

seinem edlen

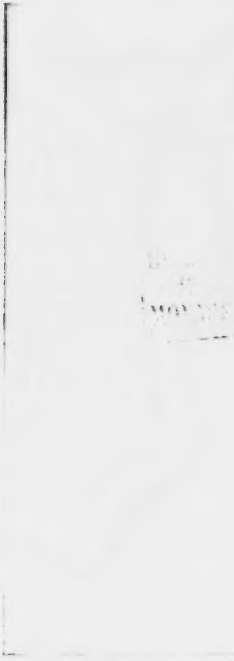
Gönner und Förderer

gewidmet

als Zeichen dankbarer Verehrung

vom

Verfasser.



Vorwort.

Nachdem Narciß seit dem siebenten März vorigen Jahres die meisten deutschen Bühnen, sowie mehrere Theater des Auslandes beschritten und sich zu meiner innigen Freude mannigfache Gönner erworben hat, halte ich es für Pflicht, denselben nun auf buchhändlerischem Wege allen Denen zugänglich zu machen, die ihn nicht nur eben gut genug zu flüchtiger Unterhaltung, sondern der Ehre eines längeren Umganges werth erachten mögen. —

Den Stoff und äußeren Anlaß zu diesem Trauerspiele gab mir Diderot's Dialog, „Rameau's Neffe", den Altmeister Goethe zuerst verdeutscht hat; ferner Mercier's Tableaux de Paris.

Fabel, Charaktere und Anschauung sind mein eigen, so daß ich die Arbeit wohl ohne zu erröthen als Originalwerk bezeichnen darf, — in so weit man überhaupt original — sein kann.

Narciß ist dem geneigten Leser hier genau so geboten, wie er dargestellt zu werden pflegt, und indem ich ihn dem Theater gegenüber noch immer als Manuscript bezeichne, nehme ich für denselben mein geistiges Eigenthumsrecht in Anspruch.

Ebenso behalte ich mir das Recht vor, das Drama selbst zu übersetzen oder übersetzen zu lassen.

Indem ich hier mit größter Hochachtung der deutschen Kritik, selbst derjenigen, die mich tadelte, gedenke und ihr für die liebevolle Aufmerksamkeit, die sie mir widmete, frohen Dank sage, versichere ich ihr, daß mein Streben stets dahin gerichtet sein soll, mich der Achtung aller reinen und tüchtigen Geister meiner Zeit werth zu machen.

Möge mir verziehen sein, mich hier über

einen Vorwurf auszusprechen, der da und dort dieser Dichtung gemacht wurde.

Man hat mir gesagt: daß Handlung wie einzelne Charaktere derselben nicht immer der strengen historischen Wahrheit entsprächen. —

In wie weit dies wirklich der Fall sei hier zu untersuchen, würde den schicklichen Raum einer Vorrede übersteigen und eher in eine dramaturgische Abhandlung passen.

Was ich zu bemerken wünsche, kann also nur ganz allgemein und eine Ergänzung dessen sein, was ich mir in meiner Vorrede zum Friedemann Bach über den Begriff des Historischen beim Dichter zu äußern erlaubt habe. —

Daß die ganze Natur, wie das Leben jedes einzelnen Dinges, der Mensch aber vor Allem nach unabänderlichen Gesetzen oder Ideen wird, ist und vergeht, bethätigt sich um so mehr an dem Gesammtleben, der Geschichte unseres Geschlechts, als namentlich in ihr sich die höchste irdische Hoheit offenbart, die Gottähnlichkeit der Menschen am sichtbarsten ausprägt. Alles,

was die Geſchichte aufzuweiſen hat, iſt nur eine ewige Modifikation oder Variation dieſer Urideen, die, an ſich unvergänglich, in allen Begebenheiten und Charakteren abzuſpiegeln das höchſte Ziel des Dichters iſt.

Die Geſchichte ſelbſt mit allen ihren Einzelnheiten fällt allein dem wiſſenſchaftlichen Forſcher anheim. Seine Aufgabe iſt es zu ſagen, „was, wie und warum etwas geſchehen iſt,“ und ſelbſt das Warum iſt ſchon ein neblicht Ding, dem ſich der Hiſtoriker oft nur tappend nahen kann.

Der Dichter hat es mit der Geſchichte als ſolcher nicht zu thun, er ſtellt aber die Uridee an und für ſich, das geheime Geſetz, wonach Alles geſchieht, dar, und indem er ſchildert, wie ſich dieſes Geſetz unter allen Umſtänden an den Charakteren und Begebenheiten aller Zeiten vollzieht, dieſelben alſo zu Vollſtreckern des ewigen Willens macht, ſchreibt er Geſchichte im höheren idealen Sinne, nämlich die Geſchichte Gottes auf Erden. —

Hieraus folgt, daß ſich der Dichter nur da verpflichtet halten darf, mit eiſerner Strenge hiſtoriſch zu ſein, wo die Idee und deren Verwirklichung einander anerkanntermaßen ſo genau durchdrangen, daß ſie als Eins darſtellbar, die Gegenſätze von Ideal und Wirklichkeit alſo aufgehoben ſind. Das iſt aber faſt nie der Fall geweſen und Chriſtus hiervon vielleicht die einzige Ausnahme. —

Daß der wahrhafte Dichter aber von den hiſtoriſchen Charakteren und Begebenheiten nie ſo weichen kann, daß er ſie umſtülpt und alſo ihre Stellung im ewigen Zuſammenhang der Dinge vernichtet, werden ihm jene ewigen Urideen und Geſetze des Lebens, deren Hoheit er beſingen will, ſelbſt verwehren und ich hoffe, daß ich an ihnen nicht zum Frevler geworden bin.

Dieſe meine Anſicht ſtimmt mit denen aller bedeutenden Faktoren höchſter Kunſtblüthe überein, und unter ihrem Einfluſſe habe ich mich nicht ohne ſchweren Kampf entwickelt.

Wenn ich mir nun bewußt bin, was ich will und ſoll, ſo bin ich mir in viel größerem Maße Deſſen bewußt, was mir zur Erreichung meines Strebens mangelt. Was wären die Ideale, wenn man ſie erreichte? —

Indem ich ſchließlich den freundlichen Leſer bitte, dieſem meinem Streben zu Liebe meine Mängel nachzuſehen, empfehle ich den „Narciß Rameau“ ſeiner Gaſtfreundſchaft, damit er nicht länger im Stalle der Frau von Soubiſe zu übernachten braucht, oder auf der Bank d'Argenſon, „in lauen Sommernächten, wo er kein Bett hatte.“ —

Berlin, Johanni 1857.

Der Verfaſſer.

Perſonen.

Maria Leczinska, Königin von Frankreich, Gemahlin Ludwig XV.
Ludwig Franz von Bourbon, Prinz von Conti, Großprior des Maltheſerordens.
Marquiſe de Boufflers, Hofdame der Königin.
Marquiſe de Pompadour, Palaſtdame.
Marquiſe d'Epinay, deren Vertraute.
Herzog von Choiſeul-d'Amboiſe, Graf Stainville, Premierminiſter.
Abbé Terray, Miniſter des Innern, Jeſuit, Beichtvater des Königs.
Marquis Silhouet, Finanzminiſter.
Maupeau, Kanzler.
Graf du Barri, Kammerherr des Königs.
Eugene de Saint-Lambert, Capitain der Nobelgarde.
Demoiſelle Doris Quinault, Schauſpielerin am Théâtre français, Vorleſerin der Königin.

Baron von Holbach, Grimm, Diderot, | Philosophen der Encyclopädie.

Chevalier Salyandy, erster Cavalier, Ludwigsritter, im Dienst der Marquise de Pompadour.

Chevalier d'Arrouilles, zweiter Cavalier, Ludwigsritter, im Dienst der Marquise de Pompadour.

Narcis Rameau.

Barjac, Holbach's Kammerdiener.

Colette, das Kammermädchen Quinault's.

Zwei Pagen | im Dienst der Marquise de
Vier Kammerdiener | Pompadour

Ein Kammerdiener der Königin.

Ein Diener Choiseul's.

Erster und zweiter Soldat der Rebellarte.

Gäste und Diener Holbach's, Herren und Damen des Hofes, Damen der Königin, Diener, Rebellartisten.

Ort der Handlung: Abwechselnd Paris und Versailles.
Zeit: 1764.

Erſter Akt.

Paris 1764. — Salon des Baron von Holbach (Nachmittag). — Eleganter Geſellſchaftsſaal im Styl des Zeitalters. In der Mitte und rechts nach dem Hintergrunde zu eine Thür. Links nach dem Beſchauer ein prächtiges Kamin. Rechts nach dem Vordergrund ein Fenſter. Vor dem Kamin, um eine Tafel, welche mit Globen, Landkarten und Büchern bedeckt iſt, etwa acht Seſſel. Am Fenſter ein Seſſel. Im Hintergrunde ein Tiſch zum Servieren des Thee's.

Erſte Scene.

(Wie der Vorhang aufgeht, läßt ſich eben Frau von Epinay, die ganz erſchöpft angekommen, auf einen Seſſel nieder. Barjac ſteht ängſtlich vor ihr).

Barjac. Ich will doch den Herrn Baron benachrichtigen — (will nach rechts) —

Epinay (haſtig) Nein, nein! Nicht um die Welt, Barjac! — Iſt Chevalier Grimm hier? —

Barjac. Ja, gnädige Frau. —

Epinay. O, bitten Sie ihn ſogleich zu

mir, aber nur ja ohne Oſtentation! (drückt ihm Geld in die Hand, er verbeugt ſich und will nach rechts ab). Noch ein Wort! Iſt die Geſellſchaft im Bibliothekzimmer? —

Barjac. Ja, Frau Marquiſin. Nur Herr Diderot und ich denke — auch Mademoiſelle Quinault fehlt noch.

Epinay (winkt ihm zu gehen). Gut, gut! — (Barjac rechts ab). Noch kann ich meiner Aufregung nicht Herr werden. — O, wie blaß ſie ausſah! — Wenn ſie ſterben würde, wären wir verloren. Ihr Ruhm war der unſrige! —

Zweite Scene.

Vorige. Grimm, gefolgt von Barjac (von rechts).

Epinay. Gott ſei Dank, daß Sie da ſind, Melchior! — Es geben ſchreckliche Dinge vor! —

Grimm (frappiert). Was ſagen Sie, meine Schöne? — Wahrhaftig, Sie ſehen ganz verwirrt aus! (küßt ihre Hand) — Welch' geheimer Kummer?

(Barjac mistrauisch nach Beiden schielend inzwischen durch die Mitte ab).

Epinay (sich nach Barjac umsehend). O, kein geheimer — es wird bald ein öffentlicher Kummer für alle die sein, welche sich die Freunde der Marquise de Pompadour nannten! —

Grimm. Ich erschrecke! — Was ist denn vorgefallen? — Sie ist zwar schon lange leidend, aber man hoffte —

Epinay (einfallend). Leider ist nicht mehr viel zu hoffen, denn seit gestern trat ein ganz anderes Uebel bei ihr auf, das sie binnen Kurzem aufreiben muß und den Aerzten ganz unbegreiflich ist. Ihr Leibarzt erklärte, jede Erregung sei ihr Gift, — sie müsse wie ein Kind behandelt werden, denn ein außerordentlicher Schreck würde ihrem Leben leicht ein Ende machen.

(Barjac's Kopf wird durch die Mittelthür sichtbar.)

Grimm. Ich bin sprachlos! — Aber wie ist das möglich? — So plötzlich, so aus der Luft? — Wissen Sie das ganz genau? —

Epinay. Mein Gott, ich komme ja so eben

von ihr! Heut früh erfuhr ich's durch ein Billet Maureau's, warf mich in den Wagen und eilte nach Verſailles. — Ach, dieſer Anblick! — Die einſt ſo blendende Frau geknickt, gebrochen! — Ich ſage Ihnen, ein einziger Schreck, nur eine Nervenerſchütterung, Melchior, und ſie iſt nicht mehr! —

Grimm. Oh! Wenn es ſo mit ihr ſteht, werden wir wohlthun, uns nach einer anderen Sonne umzuſehen.

Epinay. Doch wohin uns wenden?

Grimm. Stirbt Madame de Pompadour, ſo kann die Königin und ihre Partei die Oberhand gewinnen; — was dann aus uns wird, iſt leicht zu errathen. Oder das Parlament und die Encyklopädie kauft jenen den Wind ab, und es giebt eine große Reform. Das wäre eben ſo ſchlimm, denn meine Herren Philoſophen fangen an, mir ihre Freundſchaft zu entziehen und ſich nach Rouſſeau's ſentimentalen Tugendpredigten zu ſehnen. — Ich meines Theils bin dieſer Schulmeiſterſeelen müde.

(Barjac, der ſich zurückgezogen, wieder ſichtbar, ſo oft ſich einer der Sprechenden wendet, verſchwindend.)

Epinay. Darum habe ich inzwiſchen leiſe mit Abbé Terray angeknüpft, um für jeden Fall allen Situationen bei Hofe die Stirn zu bieten. In einer Viertelſtunde werde ich erfahren, was mit ihm auszurichten iſt.

Grimm. Das iſt gut! Eilen Sie ſogleich hin. — Man muß ihm zu verſtehen geben, daß man der Geſellſchaft Jeſu doch einmal zur Rehabilitirung nützlich ſein könnte.

Epinay. Nur einen Augenblick, Melchior, bis ich meine Erſchöpfung überwunden! —

Grimm (der ſich ſorgfältig umgeſehen). Ich möchte um alle Welt nicht, daß man eine Sylbe unſeres Geſprächs erführe. Sie wiſſen, wir ſtehen auf ſchwankem Grund und Boden. — Aber ich kann dieſe plötzliche Kriſe bei Madame de Pompadour's zäher Natur nicht begreifen. Sagen Sie, was kann die Veranlaſſung geweſen ſein? —

Epinay. Ein tiefes Geheimniß, das man

vielleicht nur mit einer Gefahr für ſich ſelbſt lüften kann.

Grimm. Wie ſo?! —

Eynay. Wir ſind allein, die Geſellſchaft iſt im Bibliothekzimmer — hören Sie denn. — Geſtern früh fuhr Madame de Pompadour auf Anrathen des Arztes in Begleitung Maureau's und der Madame de Tencin nach Paris, um das ägyptiſche Cabinet des Grafen Caylus zu beſichtigen. — Sie wiſſen, wie ſelten, ſchon der Königin wegen, die Marquiſe nach Paris kommt. — Sie war, wenn auch matt und angegriffen, doch ziemlich heiter und betrachtete ſarkaſtiſch die Gruppen der Leute auf dem Boulevard du Temple. Plötzlich ſchrie ſie wie wahnſinnig: „Mareſt, Mareſt!“, — fiel in Convulſionen und wurde mit genauer Noth bis in's Hotel Choiſeul gebracht, von wo ſie ſpäter nach Verſailles fuhr. Von dieſem unglücklichen Augenblick an datirt ſich ihre Krankheit, ohne daß es Jemandem gelang, den wahrſcheinlichen Urheber derſelben zu ermitteln. Ihr Zuſtand iſt beklagenswerth!

Grimm. Ich gäbe Unendliches darum, die Urſache zu kennen, die dieſes kälteſte aller Weiber, die Meiſterin aller Verſtellungskunſt aus den Fugen getrieben. Doch gleichviel, wenn ſie nur ſo lange lebt, bis ihr letzter ſtolzeſter Plan ausgeführt, bis der König und die Königin getrennt und die ſchlaue Marquiſe ihm an die linke Hand getraut iſt. — Wie weit gedieh dieſe Angelegenheit? —

Epinay. Die Dispenſation des Papſtes iſt vorgeſtern in der Stille angelangt. Dem Dauphin iſt die Thronfolge geſichert, ſie behält die königlichen Ehren; — wenn ſie alſo unterſchreibt, begeht ſie einen Privatact. Unterſchreibt ſie nicht, ſo dürfte ihr Budget noch ſchmäler werden, als es ſchon iſt.

Grimm. Nun, eine Baronie, eine lucrative Stelle wäre uns dann gewiß und man könnte ruhiger dem Wechſel der Intriguen zuſehen. Aber was zögern Sie? Gehen Sie, Sie haben ſich genügend erholt, — man könnte mich in der Geſellſchaft zu lange vermiſſen. —

Epinay (aufstehend und zärtlich zu ihm hintretend). Melchior, wir müssen jetzt inniger denn je verbunden sein. — Warum entziehen Sie sich mir seit einiger Zeit? — Bin ich Ihnen denn so ganz gleichgültig geworden? —

Grimm. Sie sind sehr naiv, liebe Madame Louise! —

Epinay. Welche Veranlassung habe ich Ihnen denn zu dieser Kälte gegeben? —

Grimm. Sie werden immer naiver. Nun, ich will mich Ihrem Verhöre stellen und jede Strafe, die Sie mir dictiren werden, annehmen, — wenn wir mehr Zeit zu solchen Kindereien haben werden. (Er küßt sie.)

Dritte Scene.

Vorige. Barjac durch die Mitte.

Epinay. O, ich verstehe! Herzlos wie immer!

Grimm (zu Barjac). Eh, den Wagen für Madame! —

Barjac. Zu Befehl! (Geht voran.)

Grimm (Grimar den Arm bietend). Sie erlauben, Frau Marquiſin? (ſie zur Mittelthür führend) — Alſo zu dem Abbé. Ich erwarte Sie bald zurück. — (Grimar und Barjac durch die Mitte ab.)

Grimm (zurückkommend, ſpöttiſch). Die Gute wird mit ihren Liebesbeweiſen nachgerade langweilig, — und doch kann ich ſie nicht ſo ganz vernachläſſigen; ich bedarf noch ihres Einfluſſes. — Aber ſo wie ich nur von der Philoſophie losfomme und in den Dienſt der Czaarin getreten bin, ſoll mir dieſe Schöne keine Skrupel mehr machen. (thut einige Schritte) — Eh, es iſt gar nicht übel, wenn man den Vorhof der Weltweisheit, in dem Diderot, d'Alembert, Helvetius und alle dieſe guten Seelen noch herumkriechen, überſchritten und das Heiligthum der abſoluten Wahrheit, den Kern jeglicher Philoſophie, den Hebel des Weltalls begriffen hat: das perſönliche Intereſſe. — (Pauſe) — Eh, die Czaarin wird Augen machen, wenn ſie unſere neueſten Nachrichten hört! (nach rechts ab.)

Vierte Scene.

Barjac (vorsichtig durch die Mitte eintretend, hält ein Blatt Papier und einen Bleistift in der Hand).

Barjac. Dies Gespräch war ja ein unschätzbarer Fund! — Nun, Mademoiselle Quinault bezahlt mich auch gut und hat meine Tochter an's Théâtre français gebracht. Ich bin ihr Schuldner und sie soll sehen, daß ich mit Zinsen zurückzuzahlen verstehe. (Horcht.) Sollten sie schon kommen? (Lauscht rechts an der Thür.) Nein, man ist noch im Gespräch! — Gut, bis der Thee servirt wird, bin ich ungestört. Ich eile, die Notizen für Demoiselle zu Papier zu bringen, — eine Hand wäscht die andere! (Ab durch die Mitte.)

Fünfte Scene.

Baron von Holbach, Doris Quinault und Saint-Lambert (von rechts).

Quinault (im Gespräch). Ich versichere Sie, Baron, es schwebt ein neues Gewitter in der Luft von Paris, man weiß nur nicht, wo's dies Mal einschlagen wird. Haben Sie gesehen, wie

ſonderbar ſich Grimm benahm? Auch die Epinay, die ſonſt nie fehlt, ſehe ich heute nicht. Auf mein Wort, es geht in Verſailles etwas vor, ich betrüge mich nicht.

Holbach. Kein Wunder, daß die Vertraute der Königin einen feinen politiſchen Inſtinct hat. Nun, was dort vorgeht, wird man, denk' ich, zeitig genug erfahren. Da aber von Grimm die Rede iſt, muß ich nun doch wohl eingeſtehen, daß er nachgerade auch mir läſtig zu werden anfängt. Seit Rouſſeau fort iſt, maaßt er ſich eine dogmatiſche Suprematie an, die täglich drückender wird. Jean Jaques mag ſo ſchroff und mißtrauiſch ſein, wie er will, er ehrt doch das Recht der freien Meinung überall.

Quinault. Und das liebe ich eben! Es iſt gewiß, daß man bei ihm weniger Gefahr läuft, ſeine Individualität zu verlieren, als bei Grimm, der Alles mit ſeiner Allwiſſenheit verſchlingen will.

St. Lambert. Das habe ich Holbach längſt geſagt, aber er und Diderot wollten nicht hören: nun folgt die Strafe.

Quinault. Daß er jetzt ſogar Rouſſeau öffentlich ſchmäht, da er im Exil iſt und ſich nicht vertheidigen kann, iſt eine Erbärmlichkeit. Beobachten Sie ihn nur! Obleich Madame de Pompadour kränklich iſt, kann ſie bei der Schwindſucht lange genug leben, um dem Liebhaber ihrer traurn Grimm eine Stellung zu geben, in der er den Philoſophen wegwirft und die Philoſophie verſetzt.

Helbach. Ich denke doch, ſchöne Doris, Sie ſehen bei ihm zu ſchwarz, zu parteiiſch. — Arrevos, was ſpricht man ſonſt Neues in der Stadt? —

St. Lambert. O nicht viel, einige Lüderlichkeiten aus Verſailles abgerechnet. Die Generation tanzt Menuet auf ihrem Grabe und die klugen Leute warten ab, die allgemeine Taktik der Parteien.

Quinault. O, daß man warten muß! — Iſt das Jahrhundert denn nicht entwürdigt genug, ſoll man abwarten, bis es noch entarteter wird? Ich möchte wohl wiſſen, was die Theile ge-

winnen können, wenn das Ganze zu Grunde geht?!

Holbach. Um Gottes Willen keine hiſtoriſchen Seifenblaſen! Die Menſchheit iſt unſterblich, das iſt mein Troſt. (Sieht nach der Uhr.) Doch wir haben lange genug auf Diderot gewartet, es iſt Zeit, die Geſellſchaft zum Thee zu bitten. (Er klingelt.)

St. Lambert. Und habt ein Auge auf Grimm!

Sechſte Scene.

Vorige. Barjac (durch die Mitte)

Holbach. Laſſen Sie den Thee bringen, die Geſellſchaft mag eintreten.

Barjac (rechts ab).

Siebente Scene.

Vorige. Marquiſe Epinay (durch die Mitte)

Epinay. Da bin ich endlich! — Habe ich viel verſäumt, meine Lieben? —

Holbach. Da Sie immer bei ſich ſind, verſäumen Sie nie etwas, ſchöne Frau. — Wir

sind vollzählig bis auf Diderot. Die Götter mögen wissen, wo er bleibt. Er wird uns die versprochene Vorlesung, wie es scheint, schuldig bleiben.

Achte Scene.

Vorige. Grimm, Caraccioli de Boullers und Gesellschaft von rechts. Bursche und Diener, welche Thee bringen (durch die Mitte). (Holbach, St. Lambert und Chinaulx treten nach links und unterhalten sich. de Boullers und Einige aus der Gesellschaft bilden eine Gruppe im Hintergrunde. Grimm grüßend zu Epinay, welche nach rechts tritt).

Epinay (während sie dem eintretenden Grimm entgegen geht, zu Holbach). Ach, das ist Schade! (Verneigt sich gegen Grimm und läßt sich auf dem Sessel am Fenster nieder.)

Grimm (rasch, halblaut). Haben Sie etwas bei dem Abbé ausgerichtet?

Epinay (ebenso). Er traut uns nicht recht, doch er wird zahm werden. Vorsichtig, man beobachtet uns.

Grimm. Sie haben mich doch nicht vorgeschoben? —

Epinay. Grimm, was denken Sie? —

Grimm. Nichts, als daß Sie eine — Frau sind. (Laut, zur Gesellschaft gewendet). Nun, meine Herrschaften, ich dächte, wir gäben die Gruppenunterhaltung auf und trügen zusammen, was Jeder Neues hat.

Holbach. Der böse Diderot, er wollte ein neues Manuscript des Destouches lesen und läßt uns nun im Stich!

Neunte Scene.

Vorige. Diderot (durch die Mitte).

Holbach (deutet auf Diderot). Lupus in fabula. (Zu ihm.) Sie Treuloser!

(Allgemeine Bewegung.)

Diderot (sich verneigend). Meine Reverenz! Schon lange beisammen? —

St. Lambert. Gewiß, Sie Vorthalter!

Diderot (zur Gesellschaft). Ich muß mein Zuspätkommen entschuldigen. Ich wurde auf-

gehalten im Kaffée Procop, und habe zu viel gehört, um nicht von Ihnen Verzeihung zu erhalten, wenn ich beichte.

Alle (zueinander). Was sagt er? — Laßt hören! — Ei, erzählt doch! (umgeben ihn.)

Diderot. O, Sie ersticken mich ja! — Aber das Neueste ist, daß Marquise de Pompadour seit gestern früh sehr bedenklich erkrankt ist.

(Allgemeine Ueberraschung.)

Holbach. Wissen Sie das gewiß?

de Boufflers. Wärs möglich?

Grimm (für sich). Eh, es ist schon publik!

Quinault. O, wenn das wahr wäre! (kurz nachdenklich)

Gyinay (leise zu Grimm). Wer kann es verrathen haben?

Diderot. Ich setze mich selbst zum Pfande, daß es so ist!

St. Lambert. Aber woher die Nachricht? — Und davon wüßten Sie nichts, Frau Marquise?

Gyinay. Ich war unwohl und seit drei Tagen nicht in Versailles. Ich bezweifle die Nachricht.

Quinault. Und sie ist verbürgt? —

Diderot. Ja, so weit eine indirekte es überhaupt sein kann. Ich habe sie aber von Jemand, dessen Geschäft es ist, alle Geheimnisse und Skandalosa von Paris auszuwittern.

Quinault. Wer ist das? —

Diderot. Der erbärmlichste und vielleicht genialste Mensch in Frankreich, der größte Narr seiner Zeit — Narciß. — Ich habe Narciß gesehen.

St. Lambert (lacht). Ah so? Der kann es wohl wissen.

Holbach. Wahrhaftig, kein übler Gewährsmann!

Epinay (erstaunt). Um Gotteswillen, Narciß? —

Grimm (ebenso). Narciß? — Mein Himmel, wer ist denn das? —

Diderot. Wahrhaftig, so kann nur Jemand fragen, der in so exklusiver Luft lebt, wie Frau von Epinay und Grimm. Welcher Pflastertreter der Residenz kennt nicht das Ideal aller Gamins, den Neffen des großen Rameau, wer kennt nicht Narciß?

de Boufflers. Ah, ich erinnere mich von

ihm gehört zu haben, es soll eine poſſirliche Art von Menſch ſein.

St. Lambert. Wünſchen Sie ja nicht ſeine Bekanntſchaft zu machen!

Epinay. O, nun fällt mir ein, man hat von ihm einmal in Verſailles Drolligkeiten erzählt. Kann man dies Wunderthier nicht ſehen, lieber Diderot? —

Grimm (leiſe) Vorſichtig! (laut) Eh, wenn es Ihnen Spaß macht. — Wo trifft man das Individuum?

Diderot. Ueberall, wo Sie wollen. Doch ich denke, er muß hier vorüber kommen, (tritt zu Epinay an's Fenſter) er wollte zu den Buffonis in die Oper. (Zeigt auf die Straße.) Sehen Sie, da iſt er ſchon!

Quinault (tritt zu Diderot, auf die Straße blickend) Der dort iſt's an der Ecke, nicht wahr? —

Diderot. Gewiß! Sehen Sie nur, er ließt die Affichen. Sie kennen ihn alſo, meine Zarte?

Quinault. Ach ſo obenhin, aber mir iſt eine Anekdote mit ihm begegnet. — Ich intereſſire

mich für ihn und weiß selbst nicht recht, warum. Seinen Namen höre ich heut' zum ersten Male.

Holbach (in komischem Erstaunen aufstehend). Sie interessiren sich für Narciß? — Sie? — Das wäre! Für einen unverbesserlichen Taugenichts von vierzig Jahren? —

Quinault. Ach, danach frag' ich wenig. Aber denken Sie nur, wie ich ihn kennen lernte. Seit längerer Zeit bemerkte ich ihn nämlich hinter den Coulissen im Theater, auf einem Stuhl, steif wie ein Mondsüchtiger. Vorige Woche spielte ich die Rodogune und ich denke, nicht übel. — Als ich in die Garderobe treten will, sagt er zu mir: „Sie spielen wirklich passabel, Kind, aber Sie würden besser spielen, wenn Sie die Rodogune wären!" — Ich drehte mich betroffen um, — da sah er mich mit so großen brennenden Augen, so übermenschlich möchte ich sagen, an, daß ich ganz verlegen war. — „Nur nicht verblüfft," lachte er, „Denen im Parterre gefällt's ja, was geht Sie mein Urtheil an?" und fort war er.

Diderot. Wenn sich seine Keckheit nicht

mehr erlaubte, wär' er gar nicht ſo ſchlimm, aber — (Sieht wieder aus dem Fenſter). Nun ſieht er gegenüber. Jetzt können Sie ihn genau ſehen! (Grimm und Quinault ſehen hinaus.) Nicht wahr? —

Grimm. Sehr gut.

Quinault. Er iſt es!

Grimm (zu Grimm tretend, leiſe). Unmöglich, ihn kann die Marquiſe nicht gemeint haben, — aber ſprechen möcht' ich ihn doch.

Quinault. Bitte, bitte, lieber Diderot, laſſen Sie mich das Original in der Nähe ſehn!

Grimm (haſtig). Ich auch!

Holbach (lachend). Nun, mein Gott, wir laſſen ihn heraufkommen!

Alle (lachend, durcheinander). Ach ja!

St. Lambert. Daß wir uns amüſiren, dafür ſtehe ich.

Diderot. Wenn Sie aber von ſeiner Indelicateſſe beleidigt werden, ich waſche meine Hände in Unſchuld. Barjac, kommen Sie her. (Barjac tritt zu ihm an's Fenſter.) Sehen Sie jenen Mann im defecten Rock am Putzladen der Duchayt?

Barjac. Zu Befehl.

Holbach. Bitten Sie ihn herauf.

Diderot. Zu mir, sagen Sie!

Barjac (durch die Mitte ab).

de Boufflers. Ich fürchte, man compromitirt sich mit ihm.

St. Lambert. Die schöne Welt wird staunen, daß —

Diderot (einfallend). O, gar nicht! — Ist es denn außerordentlich, einen Papageyen zu halten? — Und er ist der Papagey der Pariser Gesellschaft, ja der Papagey unseres tollen Jahrhunderts. — Da kommt er schon! (Die Anwesenden wenden sich nach der Thür, so daß die Mitte frei bleibt.)

Zehnte Scene.

Vorige. Narciß (durch die Mitte).

Narciß (kommt, wie abwesend vor sich hinstierend, langsam nach vorn und singt parlando vor sich hin):

„Ich bin ein armer Geselle,
„Bin ein verblendeter Thor,
„Gleiche der schwankenden Welle,
„Die sich am Strande verlor!"

(Klatſcht.) Bravo, bravo! Wahrhaftig, unvergleichlich! Das iſt doch noch Muſik, Donnerwetter!

Diderot (zu ihm tretend) Ah, Ihr ſingt die ſchöne Arie aus dem Dorfwahrſager.

Narciß (wie erwachend) Ja wohl! — Ja! — Nicht wahr, ſie iſt ſchön? — Sehr ſchön! — Ich ſummte ſie eben im Kopfe, und ſo bin ich hereingekommen, ich weiß nicht wie. Eine himmliſche Muſik! — Apropos, ich vergaß Euch zu fragen, was Ihr wollt.

Diderot (ſich zur Geſellſchaft wendend) Ei, ich will Euch dieſen Herrſchaften vorſtellen, man wünſcht Euch hier kennen zu lernen.

Narciß (erſtaunt) Aha! — Soll das Schmeichelei ſein? — Haha, mich Diderot? —

Diderot. Nun, Ihr ſeid doch immer eine Curioſität, die man ſich einmal anſieht. Lange hält's natürlich Keiner mit Euch aus! (Zur Geſellſchaft.) Meine Herren und Damen, das iſt Narciß Rameau, der ausbündigſte Narr Frankreichs.

Narciß. Der Welt, Herr, wollt Ihr ſagen! — Aufzuwarten! — Ich bin ſo eine Art Univerſalnarr, in dem alle Uebrigen aufgehn. Wer mich ſieht, ſieht ſich im Spiegel; ſehen Sie mich recht an, meine Verehrten! (Zu Quinault.) Ah, Mademoiſelle Quinault, unſere Rodogune, unſere Merope! — (Zu Holbach und Grimm.) J, und da ſind auch die ſtolzen Pfeiler der Encyklopädie! — (verneigt ſich.) Meine tiefſte Ehrfurcht! Ich würde Euch gern eine Vorleſung über die Weltſeele oder die Atome halten, Sereniſſimi, daß Euch der Kopf ſummen ſollte, aber ich habe kein Geld zu einer Allonge!

Diderot. Schadet nichts, verſucht's mit uns ohne das.

Narciß (ſetzt ſich links zu Holbach und Diderot an den Tiſch). Die Philoſophie? Die iſt ein reines Unglück, beſonders die Encyklopädiſtik.

Holbach. Was Ihr da ſagt, Freund, iſt wohl eine Grobheit, aber kein Beweis!

Narciß. Was, ich ſoll Beweiſe führen? — Bin ich ein Gelehrter? — Ich bin Narciß Na-

mean, ein Nichts von einem Menſchen und hab' mich mein Lebtag nie auf Fachſtudien einzulaſſen. Die arme Philoſophie, was ſie ſich quälen muß! — Sie erforſcht logiſch den Geiſt und kommt dabei logiſch — auf die Materie, dann erforſcht ſie logiſch die Materie und geräth logiſch — auf den Geiſt. Hahaha! der Geiſt und die Materie ſind die zwei Bündel Heu, zwiſchen denen die liebe Weltweisheit ſteht.

(Bewegung in der Geſellſchaft.)

St. Lambert. Ihr ſeid ein gottloſer Schuft, bei Gott, und taugt genau zu einem Recenſenten, etwa beim Mercure de France, oder beim Observateur littéraire. Ich möchte den Schriftſteller kennen, den Ihr ungerupft ließet.

Narciß. Keinen, der einer iſt, natürlich!

Holbach. Den Schriftſteller, der keiner iſt? — Mir ſcheint, Ihr brillirt gern in Paradoxen?

Narciß. Ach, das ſcheint nur ſo. — Nur ſolche Leute, wie ich, finden Gnade bei mir, zum Beiſpiel Rouſſeau.

Quinault. Alſo Rouſſeau?! — Und wie iſt denn ein Schriftſteller, der keiner iſt?

Grimm. Eh, der ſchwatzt Unſinn!

Narciß. Seht, Grimm hat's getroffen! Nur immer abſprechen, Herr, das iſt eine gar bequeme Arbeit, die wenig Hirnſchmalz koſtet. — — Schriftſteller, die keine ſind, ſind Menſchen, die nichts ſchreiben wollen, — Träumer, Verrückte, verkommene Menſchen mit erquetſchten Herzen, die als Schaum auf dem ſtagnirenden Sumpfe der Pariſer Geſellſchaft ſchwimmen, wie ich; — Leute, die von wer weiß was leben, nur nicht von Schriftſtellerei. — Da kommt auf einmal ein ſonderbares Ding über ſie, das Niemand ſo eigentlich kennt. Es hängt in der Luft, es iſt da, aber man kann's nicht faſſen; es kommt über Einen allmachtig wie ein neuer Glaube, der die Thore der Zukunft aufreißt, durch die unſ're Sehnſucht in die Perſpektive aller Ewigkeiten ſchreitet; — es regiert Einen dann ganz und gar, ſetzt ſich eiſern in Herz und Hirn, und will man's los werden, ſo wird — ein Buch daraus.

Quinault. Und könnt Ihr uns dies Ding mit keinem Worte beſchreiben?

Narciß. Ich weiß es nicht. — Ich habe oft darüber nachgedacht, auf den Boulevards, in den Sommernächten. — (Grübelnd.) Ich, — ich möcht', — ja, wenn ich's denn zum Satan doch benennen ſoll, — möcht' ich's dann den, — den Geiſt der Geſchichte möcht' ich's nennen! Aber es iſt eben damit gar nichts geſagt, es iſt Alles Schall, Schaum, Rauch! (Auffahrend.) Bah, Ihr die Gelehrten! Ihr ſeid weiſe und gut, Ihr verzehrt ruhig Euren Braten, trinkt Euren Wein und thut Euer Amt, — aber — — haha-haha! — in fünfzig Jahren wird man ſagen: „Diderot war ein ganz vortrefflicher Kopf, ſchade, daß ſich ſeine Ideen überlebt haben, und Grimm? — Hm! — Grimm, Grimm! „Wer war Grimm?" wird man fragen. — „Ah ſo! Der, der einmal auf Rouſſeau geſchimpft hat??" —

Diderot. Brave, das iſt köſtlich!

(Alle geben außer Grimm und Grimm ihren Beifall zu erkennen.)

Grimm. Eure Beleidigungen, mein Beſter, ſind ſtumpfe Pfeile. Wer von Bedeutung in Paris wird nicht von Euch beſudelt!

Narciß. Recht, das iſt mein liebſtes Geſchäft, darum lieb' ich meine Opfer. Den Rouſſeau, zum Beiſpiel, kann ich für den Tod nicht leiden, ich haß' ihn! —

Lambert und Quinault. Warum?

Narciß (ärgerlich). Ich kann ihm nichts anhaben!

Diderot. Und was hat er Euch gethan?

Narciß. Nichts! — Was ich ſagen wollte: die kleine Goſſin, die den Marquis Mirepoix hat, iſt in —

Lambert (lachend einfallend). Nein, nein, erſt die Antwort! — Was hat Euch Rouſſeau gethan? — Warum haßt Ihr ihn? —

Narciß. Weil ich — Ich ſag's nicht!

Quinault (legt ihm die Hand auf die Schulter, ſchmeichleriſch.) O bitte ſchön, Narciß, ſagen Sie es doch!

Narciß (blöde). Weil, — weil, weil; —

(finster) Kennt Ihr den — Neid?! — den hirnverwirrenden, herzzerfreſſenden Neid?! — (bitter) O nicht wahr, haha! ich ſehe danach aus, daß ich noch Jemanden im Leben beneiden könnte? Mein Neid iſt doch — wahrhaftig, — haha, — höchſt — haha — lächerlich! (ſinkt convulſiviſch auf den nächſten Seſſel, Thränen rollen ihm über's Geſicht) Aber ich habe mich doch ſo lieb, mein Gott! — ſo lieb! — (verrückt in tiefer Apathie. Alle ſind erſchrocken um ihn getreten)

Diderot. So iſt er oft. Was mag in ihm vorgehn? — Narciß, erbelt Euch! —

Quinault. Das hab' ich nie erlebt! — Der Arme! Mir thut das Herz weh, wenn ich ihn anſehe.

Lambert. Wahrhaftig, man kann an ihm ſich ſelbſt erkennen lernen.

Diderot (ruttelt ihn) Rameau! —

Narciß (auffahrend) Ja ſo! — Haha! — Da ſeht Ihr, wie jämmerlich abgeſchmackt ich bin.

Lambert. Herr, Ihr ſeid doch ſehr zu be-

dauern. Ich an Eurer Stelle verſuchte einmal meine Gedanken in eine Form zu bringen und niederzuſchreiben. Ehe Ihr gar nichts thut, iſt es am Ende doch ehrenwerther, Ihr wagt einmal eine Arbeit auf die Gefahr hin zu verunglücken.

Narciß. Das fehlte mir! — Pah, man bezahlt meine Nichtswürdigkeiten, Freund, und ich ſollte mir die Mühe nehmen, zu ſehen, wie ſich's bei etwas Reellem verhungern läßt? —

Quinault. Geht doch, Ihr geneht ſelbſt, daß Ihr Rouſſeau beneidet, und Ihr beneidet ihn doch wahrhaftig nicht um die Rolle, die der Verbannte in der Welt ſpielt? Eure Logik iſt ſchlecht! —

Narciß. Oder auch nicht! — Wenn ich Rouſſeau haſſe, habe ich meinen guten Grund, und — der geht Euch nichts an; auf die Prämiſſe kommt's an. (gereizt) Es iſt in jedes Menſchen Leben ein Etwas, das er nicht gern lüftet, an dem er nie rüttelt; und ſeine Exiſtenz iſt ein Bemühn, über dies verwünſchte Etwas hinwegzukommen. Könnt Ihr mein ver-

gangenes Leben auslöſchen? — Auf die Prämiſſe kommt's an in der Logik!

Quinault. Das heißt: Ich kann mich nicht mehr ändern, ich muß bleiben, wie ich bin. (faßt ihn bewegt bei der Hand) Ihr kennt mich? —

Narciß (herb) Ich will, — ich werde mich nicht mehr ändern! (weinlich) Ich kann ja nicht aus mir heraus! (finſter) Ich muß bleiben, wie ich bin, — ich will es ſo!

Quinault (ernſt) Nun, Ihr müßt wiſſen, ob Eure Vergangenheit der Art iſt, daß Ihr ſo bleiben müßt, elend mit vollem Bewußtſein. Und das tragt Ihr mit Talenten, die zehn Andern eine anſtändige Stellung ſichern würden.

Narciß. Ich bin ein jämmerlicher Menſch, Doris, das iſt unbeſtreitbar. Ich gleiche dem Wrack, das mit dem Winde treibt, — wozu noch ſteuern?! — Ich könnte Muſikunterricht geben, aber ſagt doch, Diderot, würdet Ihr mir Eure Tochter anvertrauen?

Diderot. Eine delicate Frage!

Narciß. Nein, Ihr würdet es nicht, und thätet recht daran! — Unterrichten! Welch' verteufelte Arbeit! — „Aber greifen Sie doch richtig, Gnädige! Fis, fis! Herr Gott!“ — Wenn man nicht die Ausſicht über die Schultern frei hätte, es wäre zum Tollwerden. — Es ſieht allerdings Jeder den Narciß Rameau verächtlich an, aber ſie haben Alle doch verdammte Furcht, daß ich ihnen ſchaden könnte. Pah, es giebt in Paris nicht zehn Menſchen, die nicht wie ich thäten, nicht thun müßten, um über Waſſer zu bleiben. Die Geſellſchaft lebt vom eignen Ruin, ſie ſaugt ſich ſelbſt aus, bihi. Und die Selbſtausſaugung des Menſchengeſchlechts nennt man Weltgeſchichte.

Quinault. Aber Ihr ſeid bei dieſer Anſicht doch ſehr unglücklich. — Wenn Ihr's auch leugnet, ich weiß es.

Narciß (erſchreckt) Ihr wißt es? — Wie ſo? — Nein, — ich bin's nicht! (ironiſch naiv) — Oder ja, — mitunter, — das heißt, — wenn ich nichts zu eſſen habe. Ich lebe ſchon

lange genug, um endlich zu wiſſen, worin das Glück des Lebens beſteht.

Holbach (daſſelbe). Und Ihr habt dies Problem gelöſt? — Das könnte Euch unſterblich machen. Worin beſteht denn das eigentliche Glück des Lebens?

Narciß. Das einzig wahre Glück des Lebens beſteht in — der regelmäßigen Verdauung; der Genuß iſt die causa movens des Weltbau's!

Alle (empört aufſtehend durcheinander). Pfui!! —

Diderot. Unverſchämter Geſell! —

Quinault. O, er iſt ein unverbeſſerlicher Wicht! —

Narciß. Das hab' ich vorher gewußt: komiſch, ernſt; aber es iſt das Loos jeder großen Wahrheit, daß ſie von den Zeitgenoſſen verläſtert wird. Ich bin geiſtreich, moraliſch, wenn ich ſatt gegeſſen habe: mein Körper, mein Geiſt können nicht leben, wenn ich hungern muß.

Diderot. Mir thut es leid genug, Sie mit ſeiner Gegenwart beleidigt zu haben.

Narciß. Da habt Ihr wieder Recht, Herr.

Es iſt die Strafe aller Leute, daß ſie ſich für mich intereſſiren müſſen, um ſich über mich zu ärgern.

Quinault. Aber Menſch, ſeht Ihr denn gar nicht ein, daß es ein Höheres im Haushalt der Natur giebt? — Habt Ihr im Leben nie eine Ahnung davon gehabt, daß man leiden und darben kann, und dennoch groß und reich ſein im Beſitze eines Weſens, einer Idee, einer heiligen Erinnerung, einer flackernden Hoffnung?

Narciß (verwirrt). Ihr, — Ihr, — Ihr fragt zu viel! — (Rennt in's Leere.)

Elfte Scene.

Vorige. Barjac (mit einem Briefe durch die Mitte).

Barjac (den Brief an Madem. Quinault gebend). Er wurde zur augenblicklichen Ueberreichung abgegeben. (indem Quinault den Brief nimmt und etwas zur Seite tritt, raunt er). Leſen Sie um Gottes willen!

Quinault (haſtig). Ha, was iſt's? (zu Narciß) Beantworten Sie meine Frage, Narciß; Sie

sollen mir nicht entwischen. (Quinault durchfliegt den Brief)

Lambert. Ja, antwortet darauf!

Narciß. Was Mademoiselle sagte, ist gewiß recht hubsch, recht edel. — Wenn es derlei Dinge giebt, die uns, wenn wir darben, entschädigen, um so schlimmer für mich, denn ich habe nichts, wofür ich leiden kann. Ihr Narren, das ist ja das Entsetzliche meiner verfluchten Existenz, ich darbe eben um Nichts! — Eins aber ist immer an mir zu rühmen, — daß ich über meine Handlungen ohne Schimpf, ohne Scham lachen kann. — und wenn mich ganz Paris verachtet, so lange ich mich nicht verachte, lache ich Euch Allen in die Zähne! — Ho, wenn ich ein ausgelernter Spitzbube wäre, ich wäre jetzt ein berühmter Mann. — etwa wie Grimm, der weiße Tyrann, der seine Qualität der Materie, seinen Geist, erst zur Geltung bringen konnte, als er seinem Freunde Jean Jaques einen Fußtritt verabreichte, und doch hatte ihn Rousseau in anständige Gesellschaft gebracht, wie Ihr mich, Diderot.

Hahahaha, laßt Euch nicht auslachen! — Alle, wie Ihr da ſitzt, die ganze noble Geſellſchaft von Paris heißt Narciß, Narciß der Selbſtliebhaber, der Eigenſüchtige, der Ichmenſch, Narciß Rameau! — Es iſt Zeit in die Oper, Adieu! (wendet ſich nach der Thür).

Grimm (wüthend). Die Frechheit dieſes Burſchen grenzt an Wahnwitz und nur ſeine Erbärmlichkeit hält mich ab — (greift nach dem Degen)

Narciß (einfallend). Haha, aber ich bin logiſch! (geht lachend nach der Thür.)

Epinay (leiſe zu Grimm). Er entſchlüpft uns, wir müſſen ihn fragen! (laut) Rameau, noch ein Wort! —

Narciß (umkehrend). Und? —

Quinault (die, als ſie den Brief mit ſteigendem Affekt durchflogen, Narciß lange angeſtiert, plötzlich hervorbrechend). Narciß, eine Frage! —

Epinay (raſch). Wo waren Sie geſtern Vormittag um 11 Uhr etwa? —

Quinault (einfallend). Gewiß auf dem Boulevard du Temple? —

Eyrnay (erſchrocken) Wie kommen Sie zu der Frage, mein Fräulein? (leiſer) Mein Himmel, ſie weiß doch nichts davon?! —

Quinault. Das wollte ich Sie ſo eben fragen (leiſe). Sollte er's doch ſein? — (Allgemeine Verwunderung.)

Narciß (verwundert) Nun, und was iſt's denn? — Iſt das ſo wunderbar, daß ich das Pflaſter von Paris trete? — Ja, ich war da!

Quinault (raſch) Ihr ſahet dort eine königliche Equipage?

Grimm. Sahet Ihr ſie?

Eyrnay (für ſich) O Gott, ſie weiß es!

Narciß. Wohl! — Ganz richtig! — Ich beſinne mich! Sechs Iſabellen mit carmeſinſammtnem Geſchirr? Die Leute meinten, es ſei der Wagen der Pompadour; ich hätt' was d'rum gegeben, ſie einmal zu ſehen!

Quinault, Eyrnay, Grimm (laut) Er iſt's!! — (Alle Uebrigen ſind erſtaunt näher getreten.)

Quinault (faßt plötzlich Narciß am Arm und zieht ihn bei Seite, leiſe). Ein Wort, Narciß!

Diderot. Aber was bedeutet das, meine Herrſchaften? —

Quinault (leiſe zu Narciß). Keinen Laut weiter! Ich habe ein Geheimniß für Sie! Erwarten Sie mich drüben an der Ecke in einem Miethswagen! Um Gotteswillen, raſch!! —

Narciß (leiſe). O, ich bin galant! (laut) Adieu! (raſch durch die Mitte ab.)

Epinay (will ihm nachſtürzen). Narciß, wohin? —

Quinault (tritt ihr triumphirend in den Weg). Er ruft nur meinen Wagen. Ein Wort, liebe Boufflers! (zu Boufflers, die raſch zu ihr getreten iſt, leiſe) Die Pompadour will gekrönt in's Grab ſteigen. Der Dispens aus Rom iſt da! Eilen Sie zur Königin!

Boufflers (entſetzt). Großer Gott!

Quinault (zu Epinay). Er ruft meinen Wagen, denn ich habe dem Prinzen Conti eine ſon-

derbare Neuigkeit mitzutheilen (knirt). Ich habe die Ehre! (rasch mit Barjac durch die Mitte ab.)

(Kurze Pause. Alles starr, Epinay wie vernichtet.)

Grimm. Eh, beim Satan, sie weiß Alles! —

Diderot. Was weiß sie denn? —

Epinay (außer sich). Wir sind verrathen! —

Grimm (stürzt an's Fenster). Sie steigt mit Narciß in den Wagen, er rollt vorbei! — Sie hat ihn mit sich genommen!

Epinay (wüthend). Zum Prinzen Conti! (in Todesangst.) Meinen Wagen! O Gott, meinen Wagen! Ich muß Choiseul sprechen! (mit Grimm durch die Mitte.)

Holbach. Träum' ich denn? — Was bedeutet diese sonderbare Scene? —

Bouflers (tonlos, starr). Die Pompadour will gekrönt in's Grab steigen! Der Dispens aus Rom ist da! —

Alle (aufschreiend). Die Pompadour? —

Lambert. Gekrönt?

Diderot. Und was geht das Narciß an?

Holbach. Ja Narciß?

Boufflers (auffahrend). Ich muß die Königin ſprechen! — (eilt durch die Mitte.)

Lambert. Ich begleite Sie! (ihr nach.)

(Die Anderen ſtarren ihnen ſprachlos nach.)

(Der Vorhang fällt raſch.)

Zweiter Akt.

Paris (nächſter Tag, Nachmittag). — Hotel Choiſeul. (Eleganter Salon. Rechts und in der Mitte eine Thür. Links Arbeitstiſch mit Papieren.)

Erſte Scene.

(Wie der Vorhang aufgeht, ſitzen Choiſeul und du Barri in tiefem Geſpräch auf Sammetſeſſeln.)

Barri. Ihr früherer Gatte, der Generalpächter d'Etioles, kann es nicht geweſen ſein, er iſt todt, und hieß François, nicht Narciß, ſoviel man ermitteln konnte.

Choiſeul. Ich bin erſtaunt über dieſe Mit-

theilung! Das klingt ja völlig romanhaft, Herr Kammerherr!

Barri. Und Sie wüßten von dieſem Ausruf der Marquiſe wirklich nichts?

Choiſeul. Ich muß bedauern. Man brachte ſie in voller Geiſtesſtumpfheit hierher, und ſie verließ das Hotel, ohne eine Sylbe zu ſprechen.

(Kurze Pauſe.)

Barri. Die erlauchte Marquiſe iſt nach dieſem Vorfall ſehr übel.

Choiſeul. So ſagt man, — aber bei ihrer eiſernen Natur kann ſie noch lange leben, — lange genug für Alle, denen ſie hinderlich iſt.

Barri. Ich kenne Niemand am Hofe, dem ſie das wäre.

Choiſeul. Das iſt mir lieb zu hören.

(Kurze Pauſe.)

Barri. Gleichwohl iſt die Geſundheit der Marquiſin ſo geſchwächt, daß es nicht ungerechtfertigt iſt, wenn die Vaterlandsfreunde ſich fragen, welchen Stand die Dinge nach ihrem Tode haben werden.

Choiſeul. Gewiß, und da Sie die Frage wohl erwogen haben werden, ſo bitte ich um Ihre Meinung, Herr Kammerherr. Welche Combinationen haben Sie?

Barri. Herr Premier, halten Sie's für möglich, — daß unter — dieſem Regime die Zügel der Herrſchaft wieder ein — Jemand Andrer, als eine Frau in die Hände nehmen könne? —

Choiſeul. Das brauche ich dem Kammerherrn nicht zu beantworten, — auch würde ich mich hüten es zu thun!

Barri. Wenn Madame de Pompadour ſtirbt, wird der König eine Lücke in ſeinem Leben empfinden, und der, der ſie ausfüllt, wird Frankreich beherrſchen.

Choiſeul. Und dieſer Der wird möglicherweiſe eine Die ſein.

Barri. Hahahaha! Getroffen! Es wird ein Weib ſein, das ihn feſſelt und zugleich weiſe genug iſt, dem Herzog von Choiſeul die Sorge für Frankreichs Wohl zu überlaſſen.

Choiſeul. Sehr gütig, Graf. Das läßt ſich hören. Da wäre zum Beiſpiel die Königin.

Barri. (aufſpringend). Teufel, Sie ſpaßen! — Und darum hätten wir gearbeitet? — Das hieße Ihren eignen Fall mit Bewußtſein vorbereiten!

Choiſeul. Wenn er Frankreich nützt, — was liegt daran? — Nun den andern Fall genommen. Alſo eine neue Liebe? —

Barri. O ſicher, ganz ſicher! — Herzog, bin ich Ihrer Hülfe gewiß, wenn ich gewählt habe?

Choiſeul. Nun, wenn die Wahl vortheilhaft iſt! — Aber die Frau von Pompadour lebt noch, — eine Dame, der ich vielen Dank ſchuldig bin und die ich verehre.

Barri (ſteht auf). Ach ja! — Nun, ich will Ihre koſtbare Zeit nicht länger —

Choiſeul (drangt ihn in den Seſſel zurück). Hahaha! Kommen Sie, Graf! — Wir durchſchauen uns gegenſeitig, aber da wir Gegner ſind in der Gunſt des Königs, ſo wollen wir vor einander ſicher ſein, wie? — Alſo ohne Umſchweife

Sie haben noch Etwas auf dem Herzen, ſonſt würden Sie wohl nicht zu Choiſeul gekommen ſein!

Barri. Es iſt wahr! das ganze Geſpräch iſt unnütz, denn Madame lebt noch. —

Choiſeul (geſtannt). Alſo wünſchten ſie vorerſt doch, die Marquiſe wäre — todt? —

Barri. Ich nicht, ich wahrhaftig nicht, — aber andere Leute.

Choiſeul (lauernd). Ja, das Parlament, die Nation, die Partei der Königin, —

Barri. Und (leiſe) der König ſelbſt!

Choiſeul (aufſpringend). Was? Und das hat er laut ausgeſprochen? —

Barri. O, wo denken Sie hin! — Aber als geſtern früh die Frau Marquiſe in Verſailles anlam und man dem Könige in der erſten Beſtürzung ſagte, ſie liege im Sterben, war er ſichtlich erfreut, — als der Leibarzt jedoch erklärte, ſie könne noch lange leiden, verließ er mit einem Seufzer ihr Boudoir.

Choiſeul. Nur eine Beſtätigung deſſen, was

ich lange bemerkt. Er iſt ihrer überdrüſſig, beſonders jetzt, wo ſie ihn zu der Mesalliance drängt.

Barri (laut) Sr. Majeſtät geſchähe ſicher ein großer Dienſt, wenn ein — Ohngefähr den Leiden der armen Dame ein Ende machte.

Choiſeul (entſetzt) Du Barri, das iſt ein teufliſcher Gedanke!!

Barri (erſchrocken) Was denn? — Was habe ich denn geſagt? — Um Himmelswillen, Sie verſtehen mich doch nicht falſch, Herr Herzog?

Choiſeul. O, ich verſtehe Sie ſehr gut, zu gut faſt, du Barri! — Die Idee iſt von Ihnen, die Ausführung haben Sie mir zugedacht. Meiner Freundſchaft trauen Sie klugerweiſe nicht, der Mitſchuldige iſt ſicherer. (lachend) O, nur nicht beleidigt, lieber Graf, die Prüderie ſteht Ihnen nicht. Theilen Sie mir Ihren Plan mit, denn den haben Sie doch wohl in der Taſche.

Barri. Wenn man einem Nervenſchlage, einem ſanften Schreck die Thür öffnen könnte? — Die Marquiſe ſank auf dem Boulevard du Temple

mit dem Schrei „Marquiß“ zusammen. Was würde es wohl für Folgen haben, wenn man diesen Unbekannten plötzlich vor sie brächte?

Choiseul. Ha, der Plan ist gut! — Selbst wenn sie dieser Begegnung physisch nicht unterliegen sollten, muß sie durch sie! — Wo aber soll man den Menschen finden? —

Barri. Das ist es eben. — in dem großen Paris! —

Choiseul (nimmt du Barri bei der Hand, ernst) Kammerherr, Ihr Vortheil heißt Sie schweigen. Morgen ist Audienz in Versailles; bis dahin werde ich mit mir im Reinen sein, bis dahin werde ich den Menschen ermittelt haben, (lächelnd) und merken Sie sich noch, daß Sie mich sehr leidend getroffen haben.

Barri. Also Morgen nach der Audienz, lieber Herzog! (durch die Mitte ab.)

Zweite Scene.

Choiseul (allein) Glaubst du, elende Lakaienseele, ich dulde dich neben mir auf der

Zinne Frankreichs, dich, deſſen einzige Kunſt es iſt, der Zuführer deines Herrn zu ſein? Hoffſt du die Hand an's Steuer zu legen, wenn du mich zu deinem Spießgeſellen gemacht? Nimmermehr! (geht bewegt auf und ab, — bleibt ſtehen) — Der Plan dieſes Menſchen iſt furchtbar, — aber er iſt gut! — (macht einige Schritte) Ich regiere Frankreich, ſo lange die Marquiſe lebt, — aber wenn ſie ſtirbt? — Ich darf nicht ſtille ſtehen! Ich muß mich für eine Partei, ſo lange es noch Zeit iſt, entſcheiden und meinen Entſchluß mit dem Sturze des Weibes beſiegeln, die — — O Gott, Gott! (Pauſe) Heute nicht, noch nicht! Morgen nach der Audienz! —

Dritte Scene.

Choiſeul. Lakay (durch die Mitte).

Lakay (anmeldend). Chevalier von Saint-Lambert, Capitain der Nebelgarde, im höchſten Auftrage.

Choiſeul (erbleichend, halblaut). Der Vertraute der Königin? — den führt mein Ver-

banguiß her! Choiſeul, die Augenblicke zur Entſchließung ſind gezählt. (zum Lakaien) Eintreten!

Vierte Scene.

Choiſeul. St. Lambert (durch die Mitte). Lakay (ab).

Choiſeul. Ein ſeltener Beſuch, Capitain, um ſo ſchmeichelhafter, als er von einem treuen Diener Ihrer Majeſtät der Königin abgeſtattet wird.

Lambert. Excellenz, das iſt allerdings nicht — Jeder.

Choiſeul. Das weiß ich wohl! Ihr Geſuch?—

Lambert. Ich habe kein Geſuch, Excellenz, ich habe eine Frage und zwar im Namen Ihre Majeſtät der Königin.

Choiſeul. An Ihrem Benehmen, Capitain, hatte ich wohl merken können, daß Sie die Königin ſendet. Zur Sache, wenn's beliebt!

Lambert. Excellenz, als ich hierher kam, war mir die Frage Nebenſache, was Pflichttreue gegen meine Herrin mich wohl koſten könne. Ich

ſehe Ihnen in's Auge, ein Edelmann dem Andern, und will hoffen, daß der Herzog von Choiſeul, der Mann, der Frankreichs Geſchick in Händen hält, vor dem ſimplen Saint-Lambert nicht erbleichen möge.

Choiſeul. Was ſoll das heißen, mein Herr? —

Lambert. Die Königin weiß, daß man damit umgeht, die Marquiſe de Pompadour dem König — anzutrauen!

Choiſeul (außer Faſſung). Was? — O, mein Gott! —

Lambert. Ha, ſehen Sie mich nur feſt an! — Es iſt alſo doch wahr? — O, weiß man doch, daß der Dispens aus Rom ſchon da iſt, und man wird es der armen Fürſtin überlaſſen, ihr kärgliches Jahrgehalt am Hofe ihres entthronten Vaters in Lothringen zu verzehren! — Antworten Sie, Herr Herzog, antworten Sie mir, im Namen der Königin, iſt dem ſo?! —

Choiſeul (dieſ, ſtotternd). Aber bei der

Hölle, woher wiſſen Sie das?! Wodurch wollen Sie dieſe Behauptung rechtfertigen?! —

Lambert. Der Staatsmann kann doch nicht ſein Gefühl ſo ganz verbergen. — Ich weiß genug. — (Pauſe, er ſammelt ſich). Ich rede nicht zu Ihnen von dem Schimpf, der Demoraliſation, die Frankreich durch dieſe Frau erduldet, aber wollen Sie denn dieſe Todtenmaskerade mit dem Fluche des Jahrhunderts, mit dem Falle des Regentenhauſes, mit dem gebroch'nen Herzen der königlichen Frau erkaufen? — O hindern Sie dies entſetzliche, ſchamloſe Bündniß, hindern Sie es, Herr Herzog, oder — Sie verdienen nicht mehr den Degen eines franzöſiſchen Edelmanns zu tragen!! —

Choiſeul (kalt und ſtolz) Sie ſind verwegen bis zum Wahnwitz, Capitain! Es iſt Ihr Glück, daß ich nur die Königin höre, nicht Sie! Es giebt nur Einen Herrn, dem ich diene, dem ich mein Herz, meine Ehre, mein Gewiſſen ſelbſt zum Opfer bringe, — Frankreich! — — (wärmer.) Zeigen Sie mir, junger Hitzkopf, den Pfad, den

ich geben ſoll, das unglückliche, zuſammenbrechende Vaterland zu retten, ich will ihn gehn; zeigen Sie ihn mir! — Oder wiſſen Sie einen beſſeren Steuermann für dieſes Staatsſchiff? —

Lambert. Ich bin Ihr Gegner, Herr Herzog, aber ich habe dennoch die Ueberzeugung, daß nur Choiſeul Frankreich retten kann.

Choiſeul. Meint das die Königin auch? —

Lambert. Herr Herzog, ſtände ich ſonſt hier? —

Choiſeul. Wenn nun die Pompadour ſtirbt? — Was dann? — Der König will beherrſcht ſein, beherrſcht von einer Frau. Hätte ich die Gewißheit, daß das die Königin im Stande wäre, — in dieſer Stunde noch würde ich der Ihre!

Lambert (ſchaudernd aber warm). Ich hoffe, ſie wird es! —

Choiſeul. Thörichter Knabe! Mit Hoffnungen heilt man nicht die Wunden eines Reichs, wäſcht man kein befleckes Zeitalter rein! —

Lambert (mit brechender Stimme). Ich bin zu Ende, Excellenz, leben Sie denn wohl! (übergiebt ihm ein Schreiben.) Dies mag Ihnen meine Sendung beglaubigen. (Geht die Augen bedeckend langsam nach der Thür.)

Choiseul (erschüttert). Mein Gott! (nimmt das Schreiben, öffnet es und lieſt, rasch.) Von der Königin selbſt! — An mich? — — — Halt, Lambert, halt!! —

Lambert (rasch zurückkommend). Excellenz! —

Choiseul (nachdem er gelesen, in furchtbarem Kampfe). Sagen Sie der Königin, — Choiseul werde — ſich morgen entſcheiden, ob noch — zu helfen ſei! —

Lambert (freudig bewegt). Morgen? — O, Sie wollen ſich für die Königin erklären?! —

Choiseul. Lambert, mein Wort kann ich Ihnen nicht geben. — Morgen nach der Audienz in Verſailles mag mich Ihro Majeſtät erwarten. — Wenn ich nicht kommen ſollte — ! — — Gehen Sie, Lambert, gehen Sie!! —

(Lambert mit ſtummer Geberde durch die Mitte ab.)

Choiſeul (in heftigem Schmerz.) O du beneideter Choiſeul! Scylla und Charybdis umbrauen dich! — Entweder die ewige Schmach, vielleicht den Untergang des Königshauſes, — oder den Sturz, — ja vielleicht den — Tod des Weibes, dem du Alles, Alles verdankſt! — Fürſten hat ſie ſich huldigen, die Talente des Jahrhunderts zu ihren Füßen ſchmachten, Reiche vor ſich gebeugt geſehen, und verächtlich gelächelt, dich, d'Amboiſe, hat ſie geliebt und erhoben, wie Keinen mehr auf der Welt! — Und wenn Alles zuſammenbricht, nein, nein, — ich kann das nicht thun! Das nicht! — (Pauſe) — Aber welcher Unſinnige hat das Geheimniß an die Königin verrathen? — Und dieſer Narciß, dieſer Unbekannte? — — Ich muß wiſſen, wer Narciß iſt! (ſchellt) — (Lakai tritt ein). Der Polizeipräfect von Paris ſoll kommen, ſofort! — Ruft Bolieu, den Sekretair, in mein Cabinet! (Lakai durch die Mitte, Choiſeul rechts ab.)

Verwandlung.

Wohnung der Mademoiſelle Dumault.

(Kleiner eleganter Salon. Links eine und in der Mitte zwei Thüren. Links Sopha, dabei ein Tiſch mit

Papieren, Nippsachen u. ſ. w. Zwiſchen beiden Thüren des Hintergrundes ein Nipptiſch, auf deſſen Sims Raritäten und Nippes, u. A. ein porzellanener Chineſe mit beweglichem Kopf (Pagode), ferner eine Pendule, ſteht. Rechts ein Fenſter, in deſſen Nähe ein Seſſel, aber gegen das Sopha gewendet.)

Fünfte Scene.

Doris Quinault (im Morgennégligée und Pudermantelchen) nebſt Colette (raſch durch die linke Mittelthür).

Quinault (im Heraustreten). O laß nur, Colette, die Mignons ſitzen gut genug. Sieh, ob er noch ſchläft. —

Colette (horcht an der linken Seitenthür). Er iſt aufgeſtanden, ich hörte ihn im Zimmer auf und niedergehen.

Quinault. Gut, meine Liebe, — laß mich allein. (Colette durch die rechte Mittelthür ab.)

Sechſte Scene.

Quinault (allein). Welch' ein Räthſel in der Bruſt dieſes Menſchen? — Unter welch' ſeltſamen Verhältniſſen trafen ſie im Leben zuſammen, die ſtolze Marquiſe und Narciß, der Bettler? — Denn ein Zuſammenhang zwiſchen ihnen muß

ſtattfinden, das fühlte die ſchlaue Gynay auch, das ſcheint auch Prinz Conti vorauszuſetzen, denn er hält es für wichtig, Narciß verborgen zu halten und ſeine Vergangenheit zu erforſchen. — Aber kann's denn ſein? — Nein, nein! — Das einzig Mögliche wäre, daß er mit d'Etiol, dem verlaſſenen, verſtorbenen Gatten dieſes Weibes eine Aehnlichkeit, und dieſe Aehnlichkeit ſie auf dem Boulevard erſchüttert hätte. — Ja, nur ſo bringe ich Vernunft und Zuſammenhang hinein. (Kurze Pauſe.) — Sein unglücklicher Charakter, allen Anderen ſo lächerlich, hat für mich ein ſo namenloſes Wehe, ſo etwas unendlich Rührendes, daß ich Alles daran zu ſetzen im Stande wäre, dieſes verkommene Talent, dieſen aus ſeinen Gleiſen getriebenen Stern, dieſen Demant in ſchmutziger Hülle an's Licht zu ziehn, ihn allem Guten und Schönen, was den Menſchen über ſich ſelbſt erhebt, entgegenzuführen. (Pauſe.) Schon ſo ſpät und vom Prinzen Conti noch keine Nachricht! — Was mag Saint-Lambert bei Choiſeul erreicht haben? — (kurze Pauſe) — Wie dieſer

unſelige Kampf der Cotterien enden ſoll, mag Gott wiſſen. — Ach, ich fühle ſehr wohl, daß auch ich ein Werkzeug in den Händen meiner Partei geworden bin. Ich gehe mit verbundenen Augen einer Kataſtrophe entgegen, die mein ganzes Leben umgeſtaltet. Aber es ſei! — Allvater über den Sternen, du ſiehſt mein Herz, du kennſt meine Gedanken, du magſt mich richten, wenn in der Stunde der Gefahr ich die Sache meiner Herrin vergeſſe! (hat die Hände wie zum Gebet gefaltet.)

Siebente Scene.

Quinault. Narciß (durch die linke Seitenthür eintretend).

Narciß (tritt, ohne bemerkt zu werden, zu ihr). So nachdenklich, Semiramis? —

Quinault (auffahrend). Ah, da ſind Sie ſchon! (nach kurzer Pauſe, etwas blode). Wie haben Sie geſchlafen?

Narciß. Ich danke. Ich lag gut, aber ſchlief ſchlecht. Ich habe viel geträumt. — Bah, nur der Glückliche ſchläft ruhig. —

Quinault. Und was träumten Sie? —

Narciß. Ei nichts, Kindereien.

Quinault. Sie ſcheinen nicht recht gelaunt, — fehlt Ihnen etwas? — Fühlen Sie ſich nicht wohl hier? —

Narciß. Nein, Doris, nein! — Was Sie mit mir beabſichtigen mögen, weiß ich nicht, aber ich gehe darauf ein, will Alles thun, was Sie wollen, unter einer Bedingung!

Quinault. Und die iſt? —

Narciß. Laſſen Sie mich wieder meiner Wege gehen.

Quinault. Narciß, das iſt nicht Ihr Ernſt! Sie haben doch Alles, was Sie wünſchen können. —

Narciß. Aber ich habe Langeweile, das Furchtbarſte, was ich kenne! — Das kränkt Sie? — Ja, aber ich muß es Ihnen ſagen, ich halte hier nicht aus! Um bei Ihnen auszuhalten, muß man glücklich ſein, oder es noch zu werden hoffen. — Hier iſt ein ewiger Friede, ein ſeliges Genießen, eine himmliſche Ruhe, und das iſt's, was ich nicht leiden kann. — Ueberall ſonſt bin ich der Narr der reichen Leute, dazu gemacht,

ihre langweiligen Stunden mit den Affensprüngen meines Geistes abzukürzen, aber hier, bei Ihnen, hab' ich seit gestern meine Profession verlernt. Ich war zum ersten Male seit Jahren allein, ich war bei mir selbst, ich kam — ganz zu mir. (wie abwesend) Ich träumte mich zurück in eine vergangene süße Zeit, wo die Rosen des Lebens blühten, wo mein Geist jung war und alle Gefühle emporflammten wie ein Dankopfer auf dem Altar der Menschenseele, — wo ich ein Herz an meinem pochen fühlte — — — (hier, wie irre) Still, still, nur ganz still; — da kommt er herangekrochen, bleich, lachend, hohläugig, der Wahnsinn; still, ohne Laut drückt er die Pantherzähne in mein wirres Hirn, leckt mit seiner feinen spitzen Zunge an meinem Herzen; — o, o zu viel! — Es ist zu viel! — (Er taumelt, wie vom Schmerz übermannt, zurück)

Quinault. Narciß, Sie dauern mich recht von Herzen. — Ich bin überzeugt, daß der Keim zum Trefflichen in Ihnen nicht erstorben ist. Es fehlt Ihnen nur an einem immerwährenden

Ringen und Handeln, an einer guten That, die Sie von Dem abzieht, was Sie den Wahnſinn Ihres Lebens nennen. — Sollte ſich denn kein Beruf für Sie finden, der Ihnen zuſagte? Würden Sie denn keine Gelegenheit ergreifen, Ihrem Vaterlande, Ihren Freunden zu dienen? —

Narciß. Vaterland? — Freunde? — Bah, hat Der denn ein Vaterland, der Nichts hat? — Das Vaterland iſt die Schaubühne der Jugenderinnerungen. — Man hat mich wie einen Hund geprügelt, mir oft nichts zu eſſen gegeben und mich wie einen Mönch erzogen, damit ich auch ja ein Lump werde! — Das ſind meine Jugenderinnerungen! — Und Freunde? — Hat man denn jemals Freunde im Leben? Giebt's denn eine Treue bis über's Grab? Haha, geht doch!

Quinault. Ihr ſeid hart, Narciß. — Sagt, wie wollt Ihr Euch das Intereſſe erklären, das ich für Euch fühle? —

Narciß. Iſt das Freundſchaft? — Betrügt Euch doch ſelbſt nicht! — Ihr ſeht in meinen Curioſitäten vielleicht etwas mehr, als alle Andere.

ja, Ihr habt Mitleid mit einem verlorenen Menſchen, denn Ihr ſeid gut. Aber ich frage Euch, hat mich Diderot ganz zufällig zu Holbach gerufen, habt Ihr und die Epinay ganz zufällig gefragt, was ich auf dem Boulevard du Temple gemacht habe? — Meiner Treu, mir ſcheint faſt, die ſpinöſe d'Epinay hätte mir eben ſo gern Koſt und Wohnung gegeben, wenn ihr die Vorleſerin der Königin nicht zuvorgekommen wäre; — iſt das auch Freundſchaft? —

Quinault (lächelnd.) Daß die Leute neugierig ſind, Euch kennen zu lernen, iſt Euch doch nichts Neues. Daß ich mich für Euch intereſſire, wird Euch vielleicht weniger wundern, wenn Ihr Euch Deſſen erinnert, was Ihr mir an jenem Abend ſagtet, als ich die Nodogune ſpielte. — (ernſt) Die Epinay hatte aber anderen Grund für ihre Theilnahme — ſie wollte Euch zum Werkzeug ihrer Pläne machen und ich, als Anhängerin der Königin, konnte das nicht dulden. — (kurze Pauſe) Sagt, kennt Ihr die Marquiſe de Pompadour? —

Narciß. Nein, Kind! Ich hatte ſie wohl gern einmal geſehen, aber ich bin nie dazu gekommen. —

Quinault. Kennt Ihr aber wohl den Finanzpächter d'Etiol? —

Narciß. d'Etiol, d'Etiol? — Ich kenne Buret, Bret und Grignon — lauter fette Staatsvelypen, — aber d'Etiol? — Nein! —

Quinault. Dann iſt mir Alles unerklärlich! — Genug, wenn ich Euch ſage, daß Euer Name, Eure Perſon mit einer Begebenheit bei Hofe im Zuſammenhang ſteht, die bis jetzt noch Niemand enträthſeln konnte. — Man intereſſirt ſich für Euch, und mich ſoll es wahrhaft freuen, wenn dieſe ſeltſame Begebenheit dazu dienen ſollte, Euch zu nützen.

Narciß. Das iſt verdammt drellig! — Ha, es geben Tauſende einem königlichen Wagen vorüber und kein Teufel frägt nach ihnen. — Na, mag's ſein! — das Schickſal hat ſich zu oft bündiſch gegen mich erwieſen, als daß ich irgend etwas von ihm erwartete.

Quinault. Ihr werdet mir aber doch nun eingeſtehen, daß ich Euch nicht von mir laſſen darf! —

Narciß. Ich aber ſage Dir, Mädchen, noch eine ſolche Nacht, wie die vergangene, und — (finſter) mein Fenſter geht auf die Seine! —

Quinault. Aber Unglücklicher, was verlangſt Du? — Mitleid, wie eherne Pflicht gebieten mir, Dich bei mir zu behalten! Begreifſt Du nicht, daß auch ich ein Opfer bringe, daß meine Ehre, mein Ruf durch Dich auf dem Spiele ſteht? — Wenn ich aber einer heiligen Sache diene, ſchwindet jegliches Bedenken, — ich bin nichts im Vergleich zu der Idee, der ich mich weihe. Mag ich zu Grunde gehn, wenn ſie nur ſiegt, mich entſchädigen die Thränen, die über meinem Grabe geweint werden.

Narciß. O ja, die Hiſtorie hat ſolcher Leute genug, wie Sokrates, der den Schierling trank. — Pah, das half ihnen auch was Recht's, und der Idee, — der Geſchichte, — den Menſchen? — Ihr ſpaßt! Als ob man ſich je die Lehren

großer Männer. — die Erfahrungen der Zeit zu Nutze machte! Bewunderung iſt Alles, was wir zu Wege bringen, und Bewunderung iſt eine gar billige Entſchuldigung für unſere eigene Erbärmlichkeit.

Quinault. O, man könnte an der menſchlichen Natur verzweifeln, wenn man Euch hört! — Alſo die Geſchichte des Menſchengeſchlechts iſt Euch nur ein Kreis, der in ſeinen Urſprung zurückläuft, Ihr leuanet jede Vervollkommnung zum Beſſern, Höheren? —

Narciß. Laſſen Sie das, Doris. — Ich leugne nichts, ich behaupte nichts. Die Geſchichte iſt die Entwickelung unſeres Geſchlechts, — gut, ſei es ſo; — aber nur ein unſterbliches Auge vermag ſie als unendliche Spirale zu betrachten, — für uns Lebende iſt ſie ein Kreis, auf dem wir wie die Raupen tauſend herumkriechen.

Quinault. Und ſind die Männer nicht verehrungswürdig, die im Dienſt dieſer Entwickelung geſtorben?

Narciß. Das ſind ſie; — aber nicht Alles

möcht' ich nachmachen, was ich verehre. Dazu gehört Begeiſterung. — Mich begeiſtert nichts mehr!

Quinault (voll ſittlicher Empörung). Dann biſt Du namenlos unglücklich, Menſch, denn Du biſt zugleich verächtlich! — (kurze Pauſe, dann bittend) Und haben Sie denn nicht den Muth, Narciß, das Etwas in Ihrem Leben, über das Sie nicht hinwegkönnen, einer Freundesbruſt mitzutheilen? — — Denken Sie, ich ſei — Ihre Schweſter, — die Sie recht, recht lieb hat, — vielleicht haben Sie den Muth dazu! —

Narciß. Ich kann nicht. — Es iſt eine zu winzige Geſchichte, ein zu alltägliches Ding, als daß Sie darüber nicht lächeln ſollten; — für mich iſt es die Quelle alles Elends, ich — lache nicht darüber.

Quinault. Und wenn mich ſchon die Hülfloſigkeit Deines Charakters rührt, ſoll ich kein Herz für die Urſache deſſelben haben? O, entdecke Dich mir, mein Freund! —

Narciß (nachdem er mit ſich gerungen, überwunden). Sei es denn! — Aber lache nicht, Weib, lache

nicht: — das könnte mich rasend machen! — — — Wende Dich weg, — (sie thut es) — ich will Dich nicht sehen. — Ich werd's kurz machen, denn das Geständniß reinigt mich. — Es sind etwa 20 Jahre her, — ich ernährte mich von Musikstunden und spielte in den Schänken der Vorstädte, denn mein Vater war todt und mein Onkel, der große Kapellmeister, wollte nichts von mir wissen; — er kannte meine Fähigkeiten und hatte Angst, ich möcht' ihm in der Musik über den Kopf wachsen. — — Ich hatte — — eine Frau! — O, wie schön sie war! Diese Augen, dieser Mund mit den Perlenzähnen, diese blendende Brust! Und was für kleine Füße sie hatte, o es war zum Entzücken! Ach und sie sang so schön, und hatte ein Herz, wie für mich geschaffen! — Wir schworen uns Liebe bis an's Grab. — Sie hieß Jeanette. — Wer ihre Eltern waren, sagte sie mir nie. Sie lief der Alten weg und zu mir, und ich heirathete sie. — Wir hatten freilich nicht sehr viel, aber verdienten unser ehrlich Brod. — Da, eines Tages — — — —

Quinault. Eines Tages?

Narciß. Ging ſie von mir fort — und kam nicht wieder! — Ich war allein! — — — — Ich habe ſie geſucht wie ein verſtreutes Kleinod, geſucht wie das weinende Kind ſeine Mutter, geſucht wie ein Verdammter ſein verlorenes Eden, — ſie kam nicht-wieder! — Ich bin alt geworden und ſchlecht und verächtlich, und ich ſuche ſie noch; — und wenn ich ſie gefunden habe, — dann will ich ſterben!! (ſinkt in die Kniee und verbirgt ſein Geſicht in die Hände.)

Quinault (auf's Tiefſte erſchüttert). O, das iſt ſehr traurig, ſo gewöhnlich es iſt; — um ſo trauriger, als dieſe unſelige Liebe das Leben, den Charakter eines Menſchen vergiftete, deſſen Anlagen ihn zum Edelſten ſeiner Zeit hätten machen können. (Hebt ſein Haupt in die Höhe.) Sage mir, Armer, haſt Du das treuloſe Weib denn nicht wiedergeſehen?

Narciß (ſchreiend). Nie!!

Quinault. Sie wird geſtorben ſein. —

Narciß (aufſpringend). Aber ich weiß ja,

daß ſie lebt! — — Eines Tages begegnete ich meinem Onkel, dem Muſiker. — „Narciß,“ ſagte er, „Deine ehemalige Frau iſt eine vornehme Dame. Wenn Du Frankreich verlaſſen willſt, will ſie Dir 10,000 Francs geben.“ — „Das mag Euch der Teufel ſegnen,“ brüllte ich und lief davon: — ich lief in's Gehölz von Boulogne, wo's recht einſam iſt, und ſchluchzte: da hab' ich mein Bischen Menſchenwürde begraben! (Er wendet ſich weinend fort.)

Quinault (mit heiligem Eifer). Narciß, heilig iſt mir Deine Liebe, erſchütternd Dein Schmerz, — er iſt der Wahnſinn Deines Lebens, — unheilbar! — O, Du wurdeſt nicht nur von der Welt um Dein Liebſtes betrogen, ſie hat Dich auch aus den Fugen der Menſchenwürde getrieben, Du haſt recht. — (Heroiſch.) Räche Dich an dieſer perfiden Welt durch eine freie That, zeig' ihr, daß in der Bruſt des zertretenen verſpotteten Narciß der Funke einer Göttergröße ſchlummert, vor dem ſie in Scham zu Boden ſinken ſoll!!

Narciß. Ja, ja, Du haſt Recht, Mädchen! — Zeige mir die That, die ich dieſem Gezücht in's Antlitz ſchleudern kann, dieſer Rotte gezähmter Beſtien! Ich will ſie thun, ſo wahr ich dies treuloſe Weib noch liebe, liebe bis zur Narrheit! — Oder nein, nein, thue es nicht! Im Staube war ich unglücklich, doch nicht ſchlecht, ich habe mich doch noch ſelbſt geliebt, geachtet, habe das Gefühl für die Verlorene in mir angebetet, geehrt. Wer giebt mir Bürgſchaft, daß Deine große That, die ich thun ſoll, nicht bei mir ſelbſt verächtlich, in meiner Hand nicht zum eigenen Fluche werde?! —

Quinault (voll Hoheit). Ich bürge Dir dafür mit meiner weiblichen Ehre, mit dem, was unſer Geſchlecht beſitzt, als Anker in allen Stürmen, mit dem heiligen Gefühl der Würde und Scham!! — (Pauſe.)

Narciß. Ein Zucken meines Herzens mahnt mich ab, — ein Widerwille. — — — — Gut, es ſei! Auf Dich falle die Schuld, wenn die Tugend mich vernichtet!

Quinault (glühend). Sie falle auf mich! — Es giebt Thaten, edle, ewig schöne Thaten, die uns für ein ganzes verlorenes Leben entschädigen können, die den Aermſten aus dem Staube zur Götterhöhe heben und die den Preis des Lebens ſelbſt werth ſind.

Narciß. Und eine ſolche traust Du dem armen Narciß wirklich zu?! —

Quinault. Ja, weil ich die Empfindungen dieſes namenlos unglücklichen Herzens verſtehe, weil Narciß für mich weiſer und beſſer iſt, als die Thoren des Tages, und ich den armen gebrochenen Menſchen emporheben möchte aus dem Staube, — daß er prange als Perle im Diadem der Menſchheit!

Narciß breitet wie verklärt die Hände nach ihr aus. O Du Genius meines zerſchlagenen Erdenglücks, heiliger Schatten meiner verlorenen Liebe!!

Achte Scene.

Vorige. Collette (durch die rechte Mittelthür).

Collette (bleibt an der Thür ſtehen, indem ſie einen Brief emporhält, wichtigthuend zu Quinault). Vom Prinzen Conti! —

(Der Vorhang fällt raſch.)

Dritter Akt.

(Verſailles (nächſter Tag Mittag). — Salon der Marquiſe de Pompadour im überladenen Geſchmack des Zeitalters mit vielen Vergoldungen. Durch die offenen Arkaden des Hintergrundes, welche von Säulen gebildet werden und mit Vorhängen geziert ſind, ſieht man die üppigen Gärten des Königs mit Figuren und Springbrunnen. Im Arkadengange hält ein Rebelgardiſt Wache. Links und rechts eine Thür. Links nach dem Vordergrunde zu ein vergoldeter Tiſch, daneben ein vergoldeter Sammetfauteuil, der, ſehr groß, mit ſchwellenden Damaſtkiſſen ausgefüttert iſt. An der Thür links und rechts hält ein gallonirter Lakai Wache.)

Erſte Scene.

Marquiſe Epinay und Choiſeul (im eifrigſten Geſpräch).

Choiſeul. Iſt's denkbar?

Grimaud. Er bejahte und beſchrieb genau die königliche Equipage.

Choiſeul. Das glaube ich nicht.

Grimaud. Und doch mußte Rameau der Narciß geweſen ſein, den die Frau Marquiſe de Pompadour ſah, denn kaum war das Wort aus ſeinem Munde, als Quinault davon eilte und dieſen Menſchen mit ſich nahm. — Man hat ihn ſeitdem nicht wiedergeſehn. —

Choiſeul (nach kurzer Pauſe ſehr ernſt). Marquiſe, Sie wiſſen, was unſerer wartet, wenn Frau von Pompadour ſtirbt: — ſchweigen Sie daher über Alles, was bei Holbach geſchah.

Grimaud (eifrig). Sie müſſen dieſen Menſchen ſogleich polizeilich aufheben laſſen, die Quinault hält ihn ſicher verborgen!

Choiſeul. In dieſem Falle iſt jedes gewaltſame Mittel unpolitiſch. (Spöttiſch.) Was die Königin einmal weiß, kann man ihr nicht mehr entreißen. — Sie zittern ja ſo, meine Gnädige? (Bietet ihr den Seſſel.) Setzen Sie ſich doch! — (Scharf.) Sie werden alſo ſchweigen, nicht wahr?

— (Sie neigt bejahend das Haupt.) Ferner werden Sie Ihren ganzen Einfluß aufbieten, um die Vermählung der Marquiſe mit dem König zu beſchleunigen. — Wenn Choiſeul auch krank iſt, ſo hört er doch jede Stecknadel in Frankreich fallen. — — (lächelnd.) Tröſten Sie ſich aber, der ächte Narciß iſt ſchon mein, Quinault hat ſich wie Sie in der Perſon gröblich getäuſcht.

Epinay (aufſtehend, bleich, ſtotternd). Herr Herzog! —

Choiſeul (einfallend). Vergeſſen Sie keines meiner Worte, Gnädige, und melden Sie meine Anweſenheit der hohen Frau vor allen Dingen.

(Epinay wankend links ab.)

Zweite Scene.

Choiſeul (allein).

O es wird Tag vor meinen Augen! — Der Narciß wäre alſo gefunden?! — An dem Schrecken dieſes albernen Weibes habe ich geſehn, daß ſie aus der Schule ſchwatzte, — man muß ſie beſeitigen. — Alſo bei der Quinault iſt dieſe

Buriche zu finden? — Er iſt in den Händen der Partei der Königin. — O, mir bleibt keine Wahl mehr! — Es iſt gut, daß ich ihn in den Augen der Grimay als unwichtig hingeſtellt, ich kann ihn nun verwenden wie ich will, für und wider! — — Wenn ich nur erſt wüßte, was ihn mit der Marauiſe verbindet? — Mein Hirn kann ſich gar keinen Zuſammenhang denken, es müßte denn, wie du Barri ſagte, zwiſchen ihm und d'Eſtiel eine frappante Aehnlichkeit ſein. —

Dritte Scene.

Choiſeul. Du Barri tritt durch die Arkaden.

du Barri. Ah, da ſind Sie ſchon, Herr Herzog. Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Terray, Sibouet und Maupeau kommen eben durch den Garten: ich bin vorausgeeilt, um Sie zu ſprechen. Haben Sie ſich entſchieden?

Choiſeul. Nach der Audienz, Graf, — nicht eher. — Aber hören Sie, es iſt von äußerſter Wichtigkeit, die Heirathsceremonie mit dem König zu beſchleunigen

du Barri (fährt zurück). Herr Herzog?!

Choiseul. Ja wohl! (Halblaut.) Wenn ich es auf mich nehme, verſäume ich den rechten Augenblick nie. Die Feſtlichkeit ſelbſt wird unſeren Plänen dienen. — Haben Sie ſich denn überlegt, unter welcher Form man ihr den Menſchen vorführen könnte, wenn man ihn gefunden?

du Barri (halblaut). Wie wär's mit einem Schauſpiel? — Ich hab' es ihr geſtern zum Feſtprogramm vorgeſchlagen.

Choiseul. Prächtig, lieber Graf! Gleiche Geiſter begegnen ſich immer.

du Barri. Nicht wahr, Herzog? — Still, unſere Collegen! —

Vierte Scene.

Vorige. Terray, Sifhouet und Maupeau (von den Arkaden im Geſpräch eintretend, verbeugen ſich, Choiseul begrüßend).

Choiseul. Ich begrüße Sie, meine Herren Miniſter.

Terray. Excellenz war einige Tage krank? —

Choiſeul. Ja wohl, der plötzliche Schreck. — — Was giebt es Neues in Paris? —

Mauveau. O, einen himmelſchreienden Inſult, der dem Herrn Finanzminiſter widerfahren iſt! —

Choiſeul. Wie ſo?! —

du Barri (lachend). Ach das hatte ich Ihnen bald mitzutheilen vergeſſen, Excellenz. Denken Sie nur! Ein Witzkopf hat das Portrait des Herrn von Silhouet höchſt ähnlich in ſchwarzem Papier ausgeſchnitten, natürlich nur im Profil, ohne Augen, — und ſo hängt er in allen Bilderladen. —

Choiſeul. Und die Pointe? —

du Barri. Haha! Dergleichen Bilder heißt der Pöbel nun Silhouetten, weil ſie ſchwarz ſind, wie die Seele des Marquis und leer wie ſein Staatsſchatz, haha! — (Alle, außer Choiſeul und Silhouet, lachen.)

Silhouet (ſteht). Schlimm genug, daß Sie über dieſe perſönliche Beleidigung lachen, — die Gerechtigkeit gebietet —

Choiſeul (einfallend). Nein, die Klugheit gebietet, lieber Marquis, eine Beleidigung zu vergeſſen, die alle Lacher — und auch alle ernſten Leute auf ihrer Seite hat!

Fünfte Scene.

Vorige. Erſter Cavalier (von links).

Cavalier. Die Frau Marquiſe de Pompadour! (tritt an die Seite.)

Sechſte Scene.

(Indem die Vorigen ſich rechts in einer Reihe dem Seſſel gegenüber aufſtellen, ſo daß dieſelbe mit du Barri beginnt, auf den Choiſeul, Terray, Silhouet und Maupeau folgen, tritt der zweite Cavalier von links ein und rückt die Kiſſen des Fauteuils zurecht. Die Marquiſe de Pompadour erſcheint, auf den Arm der Marquiſe d'Epinay geſtützt; ſie iſt ſehr blaß und ſchwach, und in eine prachtvolle Negligeerobe gekleidet, — ihr folgt ein Page mit einem ſilbernen Tablet, auf dem Arzneien ſtehen, und ein zweiter Page mit einem ſammtenen Fußſchemel, ferner 6 Hofdamen und zum Schluß 2 Kammerdiener. Die Miniſter verbeugen ſich, Pompadour grüßt und ſetzt ſich mit Hülfe der Epinay und der beiden Cavaliere in den Fauteuil, Page legt den Fußſchemel vor ſie. Die Wache präſentirt beim Auftritt der Pompadour. Die Kammerdiener treten in den Hintergrund.)

Pompadour. Ich freue mich, Chevaliers, Sie wiederzuſehn. Plötzliche Unpäßlichkeit zwang

mich Ihren Umgang zu entbehren. — doch ich hoffe noch recht lange unter Ihnen zu bleiben. (Sie hält ſich das Herz und athmet ſchwer.)

Choiſeul. Mit dem tiefſten Bedauern — (verbeugt ſich)

Ferray (einfallend). Beklagen wir einen Unfall — (verbeugt ſich)

Barri (einfallend). Doch wir hoffen — (verbeugt ſich). (Die Miniſter geben durch ſtumme Bewegungen ihr Bedauern zu erkennen.)

Pompadour (raſch einfallend). Keine Condolenzen, meine Herren, das klingt wie ein Todtengeläut. Ha! (ſie faßt ſich an die Stirn.) Marcell, meine Arznei! (der Page präſentirt Madame Gronay die Arznei, welche ſie der Pompadour reicht. Indem die Marquiſe dieſelbe nimmt)

Barri. Seine Majeſtät der König läßt ſich nach dem Befinden von Madame erkundigen; er iſt noch immer höchſt beſorgt. —

Pompadour (die eben die Arznei einnehmen will). Sieh da! Alſo beſorgt iſt er? — (nimmt die Arznei ein.) O ſagen Sie doch Sr. Majeſtät, es ſei

mit uns noch lange nicht zum Sterben. Erſuchen Sie ihn in unſerem Namen, mit uns heute Nacht zu ſpeiſen (ſie ſetzt eine Lorgnette auf und muſtert die Miniſter). Haha, da iſt ja auch Marquis Silhouet! — (Dieſer tritt vor und verbeugt ſich.) Haha, der arme Marquis! Man macht ein ſchwarzes Portrait von ihm, ſchwarz wie ſeine Seele und leer wie der Staatsſchatz! Hahaha, es iſt einzig! — (auf einmal wirft ſie ſich krampfhaft zurück in den Seſſel, ein Nervenſchauer durchzuckt ſie; Alles tritt ängſtlich einen Schritt näher, kurze Pauſe.) O Gott, wieder dieſe Nervenwallung! Dieſes Drängen des Blutes nach dem Hirn, und dann dieſer plötzliche Schlag vom Kopf in die Knie! — Helfen Sie mir, liebe Epinay! (Epinay richtet ſie auf.) Wiſchen Sie mir die Stirn ab! (Epinay thut es.) Es iſt kalter Schweiß. — Wenn ich lache, geht es mir immer ſo, es iſt abſcheulich! — Nun, tröſten Sie ſich nur, Silhouet, wir werden nächſtens auch von uns eine Silhouette machen laſſen; — ſchwarz und leer, — ach, es iſt zu köſtlich! — O, wie ſchlecht wieder die Kiſſen liegen, — ſie drücken

ja! — (während der erſte Cavalier herantritt.) — Sie ſind wirklich ein Muſter von Ungeſchicklichkeit, Chevalier Salvandy! (er will ſprechen). Schon gut, gehen Sie nur! — (ſie thut, als erblicke ſie Choiſeul erſt jetzt.) Ei ſieht doch, der Premierminiſter auch? — (Choiſeul tritt vor.) Sie ſind in den letzten Tagen ſehr haushälterisch mit ſich umgegangen. — Doch es iſt gleich. Ich danke Ihnen übrigens für die kurze Gaſtfreundſchaft, die mir das Hotel Choiſeul unlängſt erwieſen. — Man ſagte mir ſo eben, Sie ſeien krank geweſen, — iſt dem ſo, Herr Herzog? —

Choiſeul. Leider, hohe Frau. Dies mag auch meine einzige Entſchuldigung ſein. Ich war recht krank.

Pompadour. Alſo ein Leidensgefährte, — und was fehlte Ihnen? —

Choiſeul. Möchten Sie doch erlauben, daß ich die Leiden vergangener Tage nicht wiederhole. Choiſeul iſt geneſen, weil ſeine edle Gönnerin genas.

Pompadour. Treten Sie doch näher, lie-

der Choiſeul (giebt ihm die Hand, während er ſie küßt, leiſe). Ich hatte ſo Wichtiges mit Ihnen zu ſprechen, d'Amboiſe; mein Zuſtand war entſetzlich.

Choiſeul (leiſe). Hätte meine Herrin in Choiſeul's Herzen geleſen, das hätte ſie erleichtert (tritt zurück).

Pompadour. Bleiben Sie an meiner Seite, lieber Herzog. (Choiſeul nimmt d'Epinay's Platz am Fauteuil ein, d'Epinay tritt rechts von Pompadour an den Tiſch.) Graf du Barri, hat Seine Majeſtät die Feſtlichkeit ſchon angeordnet? —

Barri. Nicht beſtimmt, Madame. Der bedenkliche Zuſtand, — doch ſprach Seine Majeſtät von einem Schauſpiel.

Maupeau. Unter dem großen Ludwig wählte man zur Vorfeier eines Hoffeſtes ſtets ein recitirendes Drama, in dem beſonderer Pomp entfaltet ward.

Pompadour. Das läßt ſich hören. Ich wünſchte aber wohl, daß ein pikantes Ballet eingeflochten würde. Das iſt etwas für den König. —

Herr Kanzler, Sie übernehmen das äußere Arrangement, der Herr Kammerherr wird das Ballet mit gewohnter Fineſſe erſinnen, und Silhouet hat die Ausgaben zu beſtreiten.

Silhouet (zuckt die Achſeln)

Pompadour. Ich hoffe, daß man es hierbei an Nichts fehlen laſſen wird. Uebrigens denke ich bei einer Feierlichkeit, die mich ſo nahe angeht, die Treuſten meiner Freunde zu belohnen. — Gewiß, liebe Grimm. — Haben Sie ſchon ein Drama gewählt, Herr Kammerherr? —

Barri. Dieſe intereſſante Pflicht hat ſich Herr Herzog von Choiſeul vorbehalten.

Choiſeul (nach kurzer Pauſe) Madame erlaube, daß ich den Namen des Schauſpiels verſchweigen darf.

Pompadour. Ah, eine Ueberraſchung. Das iſt ſchön! Aber nur bis zur Probe. Die Aerzte haben mir große Vorſicht angerathen, auch iſt man bei der Feſtlichkeit ſelbſt zu zerſtreut. Ich werde daher den Tag vorher einer Probe

beiwohnen, man kann ſie zu meiner Bequemlichkeit hier im Salon abhalten.

Choiſeul. Zu Befehl.

Pompadour. Wer wird darin ſpielen, Herzog? —

Choiſeul. Noch weiß ich es nicht genau. Für den Helden habe ich einen jungen Mann von großem Talent, den ich der königlichen Gunſt empfehlen möchte.

Pompadour. Nicht übel! Ich liebe die Talente, — ſein Name? —

Choiſeul. — Laitard! —

Pompadour. Ah gut, und die Heldin des Stücks? —

Choiſeul. Habe ich noch nicht.

Pompadour. Da kommt mir ein köſtlicher Gedanke! Wie wäre es, wenn man die Quinault nähme? —

Choiſeul. Ha, die Quinault! — Sehr gut! — Zu Befehl!

Pompadour. Treten Sie nun ein wenig in die Vorzimmer, meine Chevaliers und Damen,

ich habe mit dem Herrn Herzog von Choiſeul zu ſprechen. —

(Die Miniſter gehen rechts, die Damen, Chevaliers und Pagen links, die Kammerdiener durch den Hintergrund ab.)

Siebente Scene.

Marquiſe de Pompadour und Choiſeul (allein).

Pompadour (nach einer Pauſe ganz erſchöpft). Setzen Sie ſich zu mir, Choiſeul. (Schiebt ihm mit dem Fuße den Fußſchemel zu, er ſetzt ſich.) Wir ſind endlich allein. (Pauſe.) Wiſſen Sie noch, d'Amboiſe, wie Sie friſch aus dem Feldzuge von Maſtrich nach Paris kamen, und mir das erſte Mal bei Hofe vorgeſtellt wurden; ha, der ſchüchterne Officier von verkommenem Adel der jugendlichen Coquette aus dem Bürgerſtande? — Wir waren zwei Abenteurer, die dem Ruhme nachjagten. — Der Spiegel betrügt mich nicht mehr; — die Falten, dieſe farbloſe Haut, der matte Blick. — Das erſehnte Glück iſt da, — nur die Jugend und die — Unſchuld kommen nicht wieder. — O meine Jugend! —

Choiſeul. Aber wozu jetzt dieſe Erinnerungen, hohe Frau —

Pompadour. O laſſen Sie den Titel, Freund, dieſe lächerliche Firma für die erbärmliche Hohlheit dieſes Lebens. Wir, d'Amboiſe, haben es nicht ſo mit einander gehalten; — uns iſt dieſe Maskerade eben nur Maskerade; haha! — (preßt heftig die Hand an's Herz.) O dieſes Herzklopfen! — und ſo ſind wir denn bis hierher gekommen. Jetzt aber geht's zu Ende. —

Choiſeul. Um Gotteswillen! — (will aufſtehen.)

Pompadour (hält ihn an der Hand zurück, er ſetzt ſich wieder). Mag geſchehen, was da will, d'Amboiſe, — mich trifft nichts unvorbereitet; — doch es iſt beſſer, ich theile mich mit, — das macht das Sterben leichter. — Ich will mit Ihnen ſprechen, wie der Menſch mit dem Menſchen, wie ein treuer Gefährte mit dem andern ſpricht. — Ich habe mich im Leben oft entwürdigt, aber mein Herz hat ſich nie ſelbſt Gefühle vorgelogen, die ich nicht beſeſſen. So lange wir

uns kennen. d'Amboiſe, ſo lange ich bei Hofe bin, habe ich nie geliebt.

Choiſeul (aufſpringend). Sie haben mich nie geliebt, Maranſe?! — Nie?!! —

Pompadour (reicht ihm die Hand und zieht ihn auf den Ruhſchemel zurück). Nein, d'Amboiſe, — nie! — Der Ehrgeiz iſt wie das Spiel, er tödtet die ächte Liebe. Jeanette Poiſon, die Tochter des Gewürzkramers — hat geliebt, Madame d'Etiolunt die Maranſe de Pompadour — nie!! —

Choiſeul. Ha, zu viel! —

Pompadour (indem ſie ſeine Hände zurückſtößt). Das iſt ein Stich in Ihr eitles Herz, Choiſeul?! — Ja, ja! — Eitelkeit müſſen Sie ſich abgewöhnen, wenn Sie ein großer Mann ſein wollen. — Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie ſich ſo etwas noch einbildeten, — das thut mir leid, mein Lieber: — — — aber Choiſeul, Sie ſind doch der armen Jeanette Freund? —

Choiſeul. Und Sie können einen Augenblick daran zweifeln? —

Pompadour. Ich möchte vor meinem Tode

mir noch eine Thräne ſichern. O, d'Amboiſe, was gäbe ich für eine Thräne, eine heiße Menſchenthräne, ſo recht aus tiefſter Seele an meinem Grabe geweint! Ich habe ein unſchätzbares Leben unwiederbringlich verloren, meine Jugend hingeworfen für ein Phantom: „Ehrgeiz und Genuß," — o, mein Schöpfer! (Sie faltet die Hände auf der Bruſt. Kurze Pauſe.) — Als ich noch jung war und blühend, da liebten ſie mich Alle, die Welt lag in Bewunderung vor mir auf den Knieen, ja Maria Thereſia ſelbſt hat ihren Stolz vor mir gebeugt. — Jetzt fühle ich, wie ſie von mir weichen. — Die Nation flucht mir, das Parlament, die Parteien warten auf meinen Tod, und dieſer Ludwig ſucht ſchon mit lauerndem Blick meine Nachfolgerin. — (Heftig will ſprechen.) Unterbrechen Sie mich nicht, d'Amboiſe! — Einmal im Leben habe ich geliebt, eine kurze Zeit, aber heiß und unſäglich. — Als ich an den Hof kam, wußte man nicht und hat es nie erfahren, daß ich vor d'Eriol ſchon das Weib eines Anderen war.

Choiseul. Das iſt unmöglich!! — —

Pompadour. Es iſt ſo, d'Ambeſe. — Wer meine Eltern waren, wiſſen Sie. Ich lernte frühzeitig mein Zeitalter durch ſie verachten. — Ich liebte einen armen Muſiker, der ſich ſein winziges Brod in den Wirthshäuſern verdiente, ich liebte ihn rein und wahr, das einzige Mal in meinem Leben. — Ich entlief meiner Mutter und ging zu ihm, — aber ich kannte die Entbehrungen des Lebens nicht, ich wußte nicht, was Armuth ſei. Bei ihm lernte ich die Liebe, aber auch das Elend kennen. — Ach, nach einem Jahre ſchon nannte ich mich Madame d'Etiol. — Da ich die Treue Dem, den ich liebte, gebrochen, was Wunder, daß ich bei einem kühnen Geiſt, einem eiſernen Willen, die Gebieterin Frankreichs geworden bin.

Choiseul. Und wie hieß dieſer Mann? —

Pompadour. Narciß, der Neffe Rameau's.

Choiseul (für ſich). Ha, doch!

Pompadour. Ich habe ihn lange nicht geſehn. — im Rauſche des Stolzes, im Bacha-

nal des Ruhmes habe ich mein Herz erstickt, — aber seiner nicht vergessen. — Damit er leben sollte, habe ich ihm namhafte Summen durch seinen Oheim, den Musiker zugewendet. Ich glaubte ihn vor Mangel zu schützen; — aber dieser gewissenlose Mensch, dieser geizige Schuft, den ich dafür mit dem Adel belohnte, hat die Summen unterschlagen, denn ich habe den Armen vor drei Tagen auf dem Boulevard du Temple gesehn, in Lumpen — in Lumpen!! — (sie bricht fast zusammen, wimmernd) und ich liebe ihn noch! —

Choiseul (bleich und zitternd, indem er sie unterstützt). Ha, sie stirbt in meinen Armen! —

Pompadour. O nein, noch nicht! — — (erholt sich.) Choiseul, geben Sie mir Ihr Wort, — wenn ich gestorben bin — (knirschend) stecken Sie diesen Erbärmlichen in die Staatsgefangnisse! Ohne Licht, ohne Luft, wie der habgierige Geier im Käfig soll er sterben!! —

Choiseul. Ihr Wunsch ist mir heilige Pflicht.

Pompadour. Nun wissen Sie Alles! — Mein Leben war eine Rache an dieser verwilder-

ten Gesellschaft, diesem verfluchten Jahrhundert, das mich geboren, das mein Herz von Geburt an gegen die Tugend verhärtet, das mir mein Liebstes in den Staub trat. — Ich bin die lächelnde Eris Frankreichs gewesen, habe es an den Rand des Abgrunds geführt, in den es prasselnd stürzen, in dem es modern muß, bis eine blutgetaufte Zukunft die Arche des neuen Geschlechts aus der Sündfluth trägt!! — Sie haben meine Hand gefühlt, ich bin befriedigt! — (Kurze Pause.) Aber ich habe ihn wiedergesehn und die alten verlorenen Jahre, wie nagende Träume, sind mir zurückgekehrt. Aus blauen Kinderaugen schaut meine Jugendzeit mich an, bittend und bleich, und die weinende Erinnerung an verlorene Erdenschöne. — — Ich fühle nun nichts mehr, als den überwältigenden Ekel am Leben, ich freue mich auf die stille Stunde, in der der Tod kommt und dies welke Herz zusammendrückt: — schwarz und leer. — hahahaha!

Choiseul (rasch und scharf). Und die Vermählung?! —

Pompadour (hastig) Ha, sie muß beeilt werden, ehe es zu spät ist, noch mit sterbender Hand will ich den König festhalten, bis ich den goldenen Reif am Finger trage! —

Choiseul. Und um so mehr muß man die Vermählungsceremonie beschleunigen, als die Königin bereits unterrichtet ist.

Pompadour (wüthend). Bei der Verdammniß, wer that mir das?! —

Choiseul. Die Königin hat es durch die Schauspielerin Quinault erfahren, vorgestern, als Frau von Epinay die Holbach'sche Soirée besuchte. —

Pompadour. Was?! O Freundschaft, Freundschaft!! — Gut! — Nur Sie noch, d'Amboise, — Sie sind der Letzte! (Schellt)

Achte Scene.

Vorige. Erster Cavalier (von links)

Pompadour (kurz, schneidend). Eintreten! (Cavalier öffnet links, dann rechts die Thür.)

Neunte Scene.

Vorige. Sämmtliche Personen der letzten Scene treten auf und beobachten dieselbe Ordnung. Die Pagen stehen im Hintergrunde.

Pompadour. Marquise Grinay! —

Grinay (tritt vor, beiseite). Hehe Frau?! —

Pompadour. Marquise, wir entbinden Sie sofort Ihrer Pflichten gegen uns. Sie werden Versailles für immer verlassen. — Wir denken, die Grimm'sche Philosophie und das Interêt personnel, vielleicht auch die neuen Gönner, die Sie zweifelsohne seit vorgestern sich erworben, werden Sie entschädigen.

Grinay. O Gott! — diese Verleumdung! —

Pompadour. Schweigen Sie, meine Liebe, und seien Sie ganz zufrieden, daß wir Sie nur mit dem Verlust unserer Gnade bestrafen. Chevalier d'Arcueilles, begleiten Sie die Dame vor die Thür. — (Grinay, überwältigt von Wuth und Schrecken, wankend am Arm des zweiten Cavaliers durch die Mitte ab.) Chevaliers, Sie sind entlassen. Ich wünsche, daß man Alles in kürzester Zeit

zur Vermählung bereit halte, in vier Tagen wird die Ceremonie ſtattfinden, wir wollen's ſo! — Morgen früh erwarten wir Sie zum Vortrag hierüber. Abbé Terray, Sie werden uns ſofort zu Sr. Majeſtät dem König begleiten. Graf du Barri, melden Sie uns ihm. — Madame de Tencin? — (Eine Dame tritt vor.) Sie übernehmen die Stelle der Marquiſe Epinay! — (Indem ſie eine grüßende Handbewegung macht und ſich Alle verbeugen, geht ſie, von Terray geführt, nebſt Damen, Chevaliers und Pagen links ab, alle Uebrigen, außer du Barri und Choiſeul, rechts ab. Choiſeul kommt nach vorn, du Barri beobachtet ihn im Hintergrunde.)

Zehnte Scene.

Choiſeul, du Barri.

Choiſeul (für ſich). Sie hat mich nie geliebt! — Ha, ein Gamin in Lumpen mein Nebenbuhler! — — Welch' ein bodenloſer Abgrund iſt der Charakter dieſer Frau! — Wie blendend, wie täuſchend hat ſie ihre Rolle geſpielt, durch ein ganzes Leben! — Gigantiſch feenhaft, und

hat selbst des klugen Choiseul stolzes Herz betrogen! — Sie hat mich nie geliebt! — „Eitelkeit müssen Sie sich abgewöhnen, wenn Sie ein großer Mann sein wollen!“ — Gut, Marquise, gut! — Choiseul ist der Sclave der Jeanette Poisson, der natürlichen Tochter des Gewürzkrämers — gewesen! Er wird die Lehre nutzen, und — Dich zertreten, — Dich und ihn! — Wenn sie aber ihren Sturz nicht überlebte, wenn — — Gott weiß es, ich habe nicht den Vorsatz, sie zu tödten, — aber stürzen — muß sie, — — um jeden Preis! —

Barri (der langsam vorwärts gekommen) Sind Sie einig mit sich, Herr Herzog? —

Choiseul (ihn bei der Hand packend) Ich bin's! — (indem er sich wendet) Morgen mehr davon! (will ab)

Barri (ihn aufhaltend) Wohin so eilig?

Choiseul (starr) Zu dem Helden unseres Drama's! —

Barri (erstaunt) Sie haben ihn? — Den Narciß? —

Choiſeul (lachend). Ich habe ihn!! (Raſch durch die Arkaden ab, du Barri folgt ihm mit flammender Geberde.)

(Der Vorhang fällt raſch.)

Vierter Act.

Paris, Palais royal. Salon der Königin. Abend deſſelben Tages. (Sehr nobler, doch prunkloſer Salon, ernſt und würdevoll. Links und in der Mitte eine Thür. Links und rechts ein Tiſch, auf jedem ein brennender Armleuchter. Mehrere Seſſel.)

Erſte Scene.

(Wenn der Vorhang aufgezogen wird, ſitzt die Königin am Tiſche links, neben ihr, nach der Mitte der Bühne zu, Doris Quinault, die aus einem Buche vorlieſt. Beiden gegenüber an der anderen Seite des Tiſches die Marquiſe de Boufflers. Am Tiſche rechts Prinz Conti und St. Lambert am Schachbrett.)

Quinault (leſend):

„Was ich gethan, ich that's für beſſ're Zeiten,
„Ich leb' im Elend, aber nicht vergebens,
„Die Hoffnung möge ferner mich geleiten,
„Als Troſtung für die Leiden meines Lebens."

(Kurze Pauſe. Conti und Lambert verlaſſen das Schachbrett.)

Königin. Das Gedicht iſt ſehr wahr und ſchön, liebe Quinault. Ach, ſeinem Autor mag es wohl manchen Treſt gewährt haben, ihm, der ſich an den Schöpfungen ſeiner Einbildungskraft entſchädigen konnte. — — — Es iſt ſchon ſpät, meine Lieben; — ich beſorge, wir müſſen auf den Beſuch verzichten, den uns Vetter Gontt und Kapitain St. Lambert in Ausſicht geſtellt haben.

Gontt. Ew. Majeſtät, faſt muß ich fürchten, wortbrüchig geworden zu ſein. Ich habe zu Choiſeul's Charakterfeſtigkeit nie Vertrauen gehabt, aber des Kapitains Erzählung war Schuld.

St. Lambert. Noch gebe ich's nicht ganz verloren, Majeſtät, — wenigſtens traue ich d'Amboiſe ſo viel Ehrenhaftigkeit zu, daß er Frankreichs Königin nicht ohne Antwort laſſen wird.

Königin. Glauben Sie das nicht, Lambert! — Nachdem man mir durch mehr denn zwanzig Jahre keinerlei Entbehrung erſpart, wird man am Wenigſten da Höflichkeitsrückſich-

ten walten laſſen, wo man mir den letzten tödtlichen Streich verſetzt. Ich habe im Leben ſo viel geweint, daß dieſe kleine Erbärmlichkeit mir keine Thräne mehr entlockt. — Mein Entſchluß ſteht feſt! — Wenn das Ungeheure geſchieht, und dieſe Generation nicht darob erröthet, wenn kein Cabinet Europa's das Schwert für eine ſchutzloſe Frau in die Schale der erbärmlichen Gerechtigkeit dieſes Landes zu werfen wagt, — dann (dort) dann werde ich — unterzeichnen! —

Conti (erbleichend). Majeſtät!! —

(Alle fahren erſchrocken auf.)

Königin. Still, Vetter, ich will's! — Die wenigen Jahre, die mir der Gram noch übrig laſſen mag, werde ich der Pflege meines königlichen Vaters, dem Andenken meiner Kinder widmen, die ich in dem undankbaren Frankreich laſſen muß. — Vetter, veranlaſſen Sie alles Nöthige zur Abreiſe. Habe ich die Scheidungsurkunde gezeichnet, verlaſſe ich dieſes freudenloſe Land für immer.

Conti. So erlauben Sie mir, hohe königs

liche Frau, daß ich Sie begleiten darf. Meine Güter in der Provence und Anjou werde ich verkaufen, dieses lügnerische Zeichen (reißt das Malteserkreuz empört von der Brust) einer Größe und Entsagung, die ein hohler Schall für diese Welt geworden, will ich von mir werfen, damit die Welt sagen kann, Maria von Frankreich habe wenigstens einen Freund gehabt! —

Beuflers. O, nehmen Sie uns mit, Majestät! —

St. Lambert. Diese letzte Gnade —

Quinault (umfassend). Und auch Ew. Majestät arme Dienerin —

Königin. Nicht doch, meine Kinder, nicht alte. — Sie thun Unrecht, Prinz, auf die Würde zu verzichten, die Ihnen ein Land gegeben, das selbst im Falle noch groß ist. Der Ehrenschmuck, den Sie von Ihrer Brust reißen, ist das heilige Zeichen unserer Erlösung, der Erlösung zu jenem fernen Gotte des Friedens, der Liebe, ist die Opferflamme der Befreiung unserer Seele von der Fleischeslust dieses armen Daseins!

Genti (entschlossen). Ew. Majestät werden mich nicht zwingen wollen, daß ich selbst gegen Ihren Befehl Ihnen folge!

Bouflers. O, erlauben Sie es uns!

Königin (reicht Genti und der Marquise die Hand zum Kuß). Ich danke Euch, lieber Vetter und Ihnen, meine treue Bouflers. Wenn Ihr's denn wollt — sei es so, — aber keinesfalls werde ich zugeben, daß St. Lambert, am wenigsten, daß mich die arme kleine Quinault begleite. (St. Lambert und Quinault sind herangetreten, letztere sinkt ihr zu Füßen und bedeckt ihre Hand mit Küssen.) Lieber Lambert, Sie sind mittellos, der Degen ist Ihr Gewerbe, und es ist ein edles. Dienen Sie Frankreich ferner, bewahren Sie Ihre Kraft meinem königlichen Sohne, dem Dauphin, damit es ihm gelingen möge, die Lilien aus dem Staube zu erheben. (Legt die Hand auf Quinault's Haupt.) Sie, ma mignone, müssen Ihrem Berufe folgen. Sie sind jung, schön, voll Talent, geachtet und geliebt von Jedermann; verlassen Sie den ehrenvollen Pfad des Ruhmes nicht, liebes, theures

Mädchen, (fuhr sie bewegt auf die Stirn) und wenn Sie unglückliche Königinnen, gekränkte Frauen und Mütter, beklagenswerthe Töchter darzustellen haben, werden Sie um — das Vorbild nicht verlegen sein. (Sie preßt die Hand an die Stirn, dann steht sie auf. Quinault erhebt sich, die Uebrigen treten zurück.) — Lebt wohl für heute, Kinder! — (zu Quinault) Kommen Sie in mein Cabinet, liebe Beaufleurs. — (Sie wendet sich zum Gehen. Gonti, Lambert und Quinault verbeugen sich.)

Zweite Scene.

Vorige. Diener (durch die Mitte, bringt auf einem silbernen Teller einen Brief).

Königin (innehaltend). Was bringen Sie, mein Freund? —

Diener. Majestät, ein Fremder hat diesen Brief an den Herrn Chevalier von St. Lambert übergeben, er wartet im Vorzimmer.

Königin. Ha!

Gonti. Wißt Ihr, wer es ist?

Diener. Nein, königliche Hoheit. Der

Mantel bedeckt ſein Geſicht. (Präſentirt Lambert den Brief.)

St. Lambert (ihn erbrechend, raſch). Er iſt's! Er iſt da! (Giebt den Brief an Conti.)

Königin. Mein Gott, es wäre noch Hoffnung? — (Sie hält ſich bewegt am Tiſche feſt, ſetzt ſich nieder.)

Conti (der einen Blick in den Brief geworfen). Faſſen Sie ſich, Majeſtät, er iſt es. — In dieſem Augenblick wendet ſich vielleicht Frankreichs thränenvolles Geſchick.

Königin. Ich bin ruhig. (Zum Diener.) Laſſen Sie den Fremden ein. (Diener ab durch die Mitte.)

Dritte Scene.

Vorige. Choiſeul (tritt haſtig durch die Mitte ein, ſieht plötzlich die Königin und ſinkt ihr lautlos zu Füßen. Pauſe).

Königin (bewegt). Sie haben alſo doch Wort gehalten, Herr Herzog? — Das überraſcht mich. Ich war auf Ihren Beſuch nicht mehr vorbereitet. — Daß Sie eine Unglückliche wenigſtens in

ihrer letzten Hoffnung nicht betrogen haben, verdient meinen Dank. Stehen Sie auf.

Choiſeul. O, laſſen Sie mich knieen, knieen vor der thränengeborenen Frau, die in dem Namen Choiſeul alle Kränkung, allen Jammer ihres erhabenen Herzens zuſammenfaßt. Ich bin zu Ew. Majeſtät gekommen, ein Reuiger, der die unheilvolle Verkehrtheit ſeiner Laufbahn durch raſtloſe Hingebung und Treue für die Sache ſeiner Fürſtin zu tilgen lechzt und den Frieden ſeiner Seele wiederfinden möchte.

Königin. Sie ſetzen mich wahrhaft in Erſtaunen! — Nun, eine Reue wie die Ihrige kann nicht erheuchelt ſein; — was nutzte Ihnen auch der Trug bei einer Frau, die der Täuſchung ſo gewöhnt iſt. — Seien Sie herzlich willkommen! (Choiſeul ſteht auf.) — Was habe ich zu hoffen?

Choiſeul. Alles, Majeſtät! Alles! Choiſeul hätte nie gewagt, die Schwelle des Palais-royal zu betreten, wenn er nicht ein Unterpfand brachte für die Aechtheit ſeiner Geſinnung.

Königin. War's möglich, Choiſeul?!

Choiſeul. Ja, Majeſtät. — Dieſe Ceremonie wird nie von Statten gehn, die Marquiſe de Pompadour verläßt den Hof für immer, und Maria wird wieder die Gattin Ludwig's von Frankreich ſein!

Königin (entzückt). Better! Meine Kinder! — Das iſt zu viel des Glücks, zu viel! (Alle außer Conti ſind in freudigem Erſtaunen zu ihr getreten, ſie reicht Choiſeul die Hand.) Tauſend Dank, Herr Herzog!

Choiſeul. O, Majeſtät, Sie lohnen vor der That! (Küßt ihre Hand.)

Boufflers (mißtrauiſch). Täuſchen Sie uns auch nicht, Herr Miniſter? —

Conti (ebenſo). Und wie wäre das möglich! —

Choiſeul. Fragen Sie nicht, Prinz, es iſt ſo, wie ich ſage. Alles iſt ein Geheimniß, ein gefährliches Geheimniß. Der König ſelbſt wünſcht dieſe Verbindung nicht, er war bisher nur zu ſchwach, zu ſehr umgeben von den Freunden dieſer Frau, um offen ſeine Willensmeinung

zu vollſtrecken, — aber die Pompadour wird fallen, Majeſtät, oder Sie ſollen Choiſeul-d'Amboiſe nicht wiederſehn! — Wenn ich nun aber handeln ſoll, muß ich wenigſtens die Ueberzeugung haben, daß Sie ein wenig — Vertrauen in meine Maßnahmen ſetzen, Majeſtät. —

Königin. Ich vertraue Ihnen. Sie jetzt zu beargwohnen, wo Sie vielleicht Ihr Leben in die Schanze ſchlagen, wäre mir eine ewige Schmach.

Choiſeul. Majeſtät, die That ſoll mein Dank ſein. — Ich werde vorerſt den Hof zu Verſailles von jenen Erbarmlichen ſäubern, die die Atmoſphäre des Königs vergiftet haben. — Seine königliche Hoheit der Herr Prinz von Conti wird vielleicht morgen die Gnade haben, mit mir die nächſten nöthigen Verabredungen treffen zu wollen.

Conti. Sehr gern, Herr Herzog.

Choiſeul. Vor allen Dingen, Ew. Majeſtät, muß ich mich aber der Hülfe der Demoiſelle Quinault und eines Mannes, Namens Narciß Rameau, verſichern, deſſen Aufenthalt

die Dame allein weiß. Beide ſind nur zum Sturze der Maraniſe unerläßlich. —

Kénigin. Sie ſetzen mich in Erſtaunen, Herzog! Alſo er ſteht doch mit dem Schickſal dieſer ehrgeizigen Frau in Verbindung? —

Quinault (für ſich). O, ich hab's geahnt! —

Choiſeul. Er gleicht ihrem erſten Manne, d'Etiol, wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Sein unvermutheter Anblick erſchütterte ſie auf dem Boulevard du Temple, ſein Anblick vor dem verſammelten Hofe wird ſie beſchämen und in dem nächſten Augenblick an den Pranger ſtellen, wo ſie ihre Vergangenheit ehrlich zu machen hofft. — Sie wird den Hof für immer verlaſſen. Ich ſtehe dafür ein. —

Königin. Herzog, Herzog, welch' luftige Brücke bauen Sie auf die gekränkte Ehre einer — ſolchen Frau! —

Choiſeul. Auf ihre Ehre nicht, auf ihre zum Tode verwundete Eitelkeit, auf den öffentlichen Glatt habe ich gebaut. Majeſtät, bin ich der Hülfe dieſer beiden Perſonen verſichert, ſo

ſchwöre ich bei dem Allmächtigen, daß ſie den Hof verlaſſen ſoll! —

Quinault. Dann wird die gerechte Sache unſerer erhabenen Dulderin ſiegen! (Tritt zu Choiſeul.) Ich begebe mich in Ihre Gewalt, Herzog — blindlings! Befehlen Sie, was geſchehen ſoll, und Sie werden Doris Quinault ſelbſt vor dem Tode nicht erbeben ſehen.

Königin. Nein, Herzog, das dulde ich nicht! Dieſes arme Mädchen, die der unglücklichen Maria Freundin in Noth und Trübſal war, darf nicht gefährdet werden.

Choiſeul. Niemand ſoll ſie kränken. Nichts ſoll ſie bedrohen, ſo lange Choiſeul athmet. Wir Alle werden in der verhängnißvollen Stunde um ſie ſein und an jenem Tage wird der Capitain St. Lambert die Schloßwache in Verſailles kommandiren.

Königin. Dann bin ich beruhigt.

Choiſeul zu Quinault. Darf ich Sie, mein Fraulein, in zwei Stunden mit dieſem Narciß in Ihrer Wohnung ſprechen? —

Quinault. Wenn Ihre Majeſtät mich beurlauben? — (Zur Königin herantretend, welche ihr beide Hände entgegenſtreckt, ſie an ſich zieht und der Niederknieenden die Stirn küßt.)

Königin. Gehen Sie mit Gott, mein liebes hochherziges Kind. Er ſei mit Ihnen! — Ueberlegen Sie Alles wohl, Chevaliers, damit kein neuer Schritt neues Unheil über Frankreich bringe. (Sie erhebt ſich und geht grüßend mit Bouflers links ab, die Uebrigen verbeugen ſich. Quinault geht, ſich gegen Cheviſeul verbeugend, durch die Mitte ab. Cheviſeul, Genti und St. Lambert kommen dann vorwärts.)

Genti. Wann kann ich Sie morgen erwarten, Herr Herzog? —

Cheviſeul. Um die Dämmerung, Hoheit, es iſt ſicherer. Herr von St. Lambert hat die Gefälligkeit, zugegen zu ſein.

St. Lambert (verbeugt ſich).

Genti. Das iſt gut! — Sie haben Ihre Majeſtät die Königin lange nicht geſehen, Herr Herzog, — ſie hat ſich ſehr verändert.

Choiſeul. Ja wohl, mein Prinz, — ſie iſt die Niobe Frankreichs geworden.

Conti (lachend). Frankreichs Niobe! — (Geht grauend links mit Lambert ab. Choiſeul verbeugt ſich.)

Choiſeul (fährt mit der Hand über die Stirn, tief aufathmend). Nun iſt's entſchieden! (Langſam ab durch die Mitte.)

Verwandlung.

Wohnung der Quinault. (Denſelben Abend, ſpäter). Decoration und ſceniſche Einrichtung genau wie im zweiten Akte, matte Beleuchtung, ein Licht brennt auf dem Tiſche.

Vierte Scene.

Narciß (langſam von links). Dieſe grauenerregende Langeweile! — Schon zwei Tage ſitze ich hier im Käfig, und weiß nicht, was ich mit mir anfangen ſoll. — Wenn ſie wenigſtens zu Hauſe wäre, daß man plaudern könnte, — aber ſo ſitzt ſie den ganzen Tag bei der Königin. Wahrſcheinlich hecken Sie die große That aus, die ich begehen ſoll. — Das, ſcheint mir, iſt auch die alte Fabel vom Affen und den Kaſtanien, —

ich bin nur neugierig, wie weit ich mir die Pfoten verbrennen werde. — Ich soll, sagt sie, eine große That, etwas Edles thun, — sie will mich zu einem ordentlichen Menschen machen, — hm! — Giebt's denn edle Thaten, wahrhaft edle? — Es muß doch! Ich spür's an der Lust, die mich manchmal anwandelt, gut zu sein. — (Geht auf und ab.) Ich weiß gar nicht, mir ist heute ganz eigen hier herum! (faßt sich an's Herz.) So weinerlich, so kläglich. — Mir ist, als sollte ich fort, und müßte von so Vielen Abschied nehmen. — Sollt's schon mit mir zu Ende gehn? — Nein! Ein Etwas sagt mir, ich werde sie finden, werde Jeanetten, eh' ich sterbe, noch wiedersehn — (Er wirft sich in den Sessel, längere Pause.) Einbildungen sind doch ein prächtiges Ding, wenn man das Talent hat, zu jeder Zeit welche haben zu können. Wenn die nicht wären, ich wäre längst todt. Wie hätt' ich's nur die zwei Tage aushalten sollen: — aber nun macht sich's. — (imaginirend). Das ist meine Wohnung, — ich zahle 300 Francs dafür. Na, meine Frau hat ja geerbt, und nun

können wir uns pflegen. (Er ſieht nach dem Kamin hin in's Leere.) O, ich ſehe ſie, — ſie macht ein Spitzenhäubchen zurecht; ſie will es aufſetzen, wenn wir morgen in den Champs Elisées ſpazieren gehn. Ich gehe mit ihr Arm in Arm zum Thor hinaus. Alles ſieht uns an, die vornehmen Laffen lorgnettiren, coquettiren, aber meine Frau achtet nicht darauf. Hei, da iſt Muſik, komm, laß uns tanzen, Schatz! Lalala, trallala! — (tanzt umher und ſieht plötzlich den Ofenſeſſel und fährt auf) Teufel, der Pagode! — Stiert mich der Kerl mit ſeinem langweiligen Geſicht an und die Illuſion iſt weg; — ſo geht's aber immer, ſie hält nie Stich. — (Springt auf.) Bei des Satans Klauen, ich halt' es nicht mehr aus! — — (Thut einige Schritte.) Aber ſie hat mir verſprochen, dieſer Zuſtand ſoll heute Abend ein Ende nehmen, ſo oder ſo! — Ich will noch warten, denn ich hab' ihr mein Wort gegeben. (Er ſetzt ſich. Kurze Pauſe.) Es wird recht hübſch ſein, wenn ſie mich begraben werden. — Sechs Kerle tragen mich hinaus im Fuhrmannsſchritt. Hüh, und den Branntwein,

den die Todtengräber trinken werden, wenn sie mich in das Loch thun; — aber es ist doch traurig, recht traurig. Ich weiß wohl Einen, der an meinem Grabe recht weinen würde, wenn er's könnte, und das bin ich selber. — (Er springt auf, wischt sich die Stirn.) Pah! Wir sind doch eigentlich eine sehr abgelebte Species; — der Puls des Menschengeschlechts geht langsam, (sieht den Chinesen) — lauter Pagoden auf dem Nipptisch unseres Herrgotts! (Tritt zur Figur.) Komm herab, Bursche, und laß Dich besehen. (Er hebt die Figur vom Sims, setzt sie links auf den Tisch und stellt sich vor sie hin.) Du siehst dick genug aus für einen Crösus dieser Welt. — Giebt es ein Entwicklung des Menschengeschlechts? — ja? (Er stößt an die Figur, sie nickt mit dem Kopfe.) O ja! Natürlich, er weiß es, er ist gelehrt und reich dazu; — ein Mitglied der Academie française vielleicht? — ja? — (stößt wieder an die Figur.) Richtig, dacht' ich's doch gleich! — Sagen Sie mir, Herr Professor, giebt es eine Vorsehung, ein großes Urbild unseres Selbst, das uns geschaffen, giebt es ein

Land der Verheißung und des Friedens, das die vereint, die hienieden getrennt waren? Giebt es das? (ſtößt an die Figur) — O ja! natürlich! — — Aber verzeihen Sie nur, der Weiſeſte, Frömmſte kann ſich der Zweifel nicht immer erwehren, beſonders wenn er nichts zu eſſen hat. Es wäre doch möglich, es gäbe nichts von dem Allen, der Weltbau wäre nur ein Conglomerat bewegter Materie und der Magnetismus die persona agens, die an den Stoff gebunden iſt? Habe ich nicht Recht? — (Stößt an die Figur.) Hahahaha, das iſt kein Wiſſen, das kein Charakter! Verfluchtes Geſchlecht! (er wirft mit einem Fauſtſchlage die Figur zu Boden, daß ſie zerſchellt) geh' in Scherben!! — — — (wirft ſich in den Seſſel und ſtützt den Kopf auf die Hand, dann richtet er ſich langſam auf, ſchmerzlich.) O, giebt es ein bejammernswertheres Geſchöpf als den Menſchen? — Ein Wurm mit Seraphsſchwingen, der zum Drachen wird, um ſich von ſeiner eigenen Brut zu mäſten! — — — (Geht langſam an's Fenſter und öffnet es, das Licht iſt im Verlöſchen.) Ihr ewigen Lichter da droben, ihr ſtrahlenden Augen,

die mir schwermüthig in's gebrochene Herz schauen, seid ihr auch bevölkert mit Kindern des Grams, wie dieser taumelnde Ball? — Ihr seid wie Brüder da droben, einig in Liebe zieht ihr harmonisch um eure Sonnenmutter, ein Volk von stillen, heiteren Gesellen, ein ewig süßes Bild, ein Ideal, ein unerreichbares! — (glühend) O Sehnsucht, Sehnsucht, du hältst das Weltall zusammen, du bist doch das Beste am Leben. Ach, wer keine Sehnsucht mehr fühlt, ist werth zu sterben, zu faulen! O mein Gott, erhalte mir die Sehnsucht! — — (versinkt in Nachdenken.)

Fünfte Scene.

Narciß, Doris Quinault (durch die rechte Mittelthür ihr folgt Colette mit brennendem Armleuchter. Volle Beleuchtung).

Quinault. Guten Abend, lieber Narciß! (Narciß fährt zusammen.) — Sie haben recht lange auf mich warten müssen, (indem sie sich wendet.) O, Sie haben mir meinen Pagoden zertrümmert! —

Narciß. Ich habe aus langer Weile Verſehung geſpielt. Beruhigen Sie ſich, Doris, es giebt in der Welt ſo viele Pagoden, daß es keine Rarität mehr iſt, einen unter den Nippſachen zu haben. — Sie ſcheinen auch nicht ſehr heiter zu ſein, Sie waren bei der Königin und bringen wahrſcheinlich das verſprochene Reſultat?

Quinault. Ich bringe es, Narciß. (Zu Colette, die den Leuchter auf den Tiſch geſtellt.) Nimm die Scherben fort, Colette, und laß uns allein.

Narciß (während Colette die Scherben in die Schürze rafft). Scherben und Kehricht, und der jüngſte Tag! — (Colette durch die linke Mittelthür ab.)

Quinault. Was meinen Sie damit?

Narciß. Den jüngſten Tag, wo alle Pagoden zuſammen geleimt werden. Es wird eine defekte, aber recht ehrbare Verſammlung geben. —

Quinault. Ich verſtehe Sie nicht, lieber Narciß, nur fühle ich, wie düſter es in Ihrer Seele ausſieht. (Sich umſehend.) Wir ſind allein.

Rameau, ich erwarte jeden Augenblick den Herzog Choiſeul, er wird hierher kommen.

Narciß. Choiſeul?! Was, der Feind der Königin, der Vertraute der Pompadour? —

Quinault. Er iſt es nicht mehr. Er hat die Sache ſeiner unglücklichen Königin ergriffen, denn der Augenblick iſt gekommen, um ihr zu ihrem Rechte zu verhelfen!

Narciß. Du fabelſt, Mädchen! —

Quinault. Sie werden es ſelbſt ſehen, Narciß. Die Marquiſe de Pompadour wird vom Hofe entfernt und Maria Lescinska wieder Königin von Frankreich werden. Alles iſt vorbereitet, es wird, es muß gelingen, uns fehlt nur der Beiſtand, die treue Hingebung, die ſtolze Todesverachtung eines Mannes! —

Narciß. Was Teufel, und wer iſt's denn?

Quinault. Es iſt ein Mann von großem, edlem Gemüth, von trefflichen Talenten, werth, daß man ihn mit Achtung nenne in der Welt; er iſt unglücklich, verachtet, aber im Unglück bei

der Verachtung der Welt groß, — es iſt Narciß Rameau! —

Narciß. Mädchen, biſt Du raſend, biſt Du toll?? — Treibe keinen Spott mit mir! — Ich bin nicht dumm genug, zu glauben, was Du ſagſt, nicht Narr genug, mir einzubilden, daß ich der Königin einen ſolchen Dienſt zu thun vermöchte!

Quinault. Du biſt's! Du wirſt es thun! Das iſt die That, die ich Dir aufgeſpart habe, für die ich Ehre und Leben wagen möchte, wenn Du ſie thuſt! —

Narciß. Aber mir wirbelt das Hirn! Das iſt phantaſtiſch, rein lächerlich! Ich, ich Rameau, der Winzige, Verlachte, ſoll dieſes Rieſenweib vom Platze ſtoßen, vor der die halbe Welt ſich beugt?! — Der Plan iſt erzdumm, ich tauge nicht dazu. —

Quinault. Hören Sie mich, Narciß, und Sie werden Selbſtvertrauen gewinnen. — Ehe die Marquiſe de Pompadour an den Hof kam, hatte ſie einen Mann, den Finanzpächter d'Etiol. —

Narciß. Ah, richtig! Ich erinnere mich. Sie fragten mich auch einmal nach ihm!

Quinault. Diesem Manne, den ſie gewiſſenlos verließ, obgleich er mit heißeſter Liebe an ihr hing, der vor Gram über ihre Untreue geſtorben, dieſem Manne gleichen Sie Zoll für Zoll!

Narciß. Das iſt aber ſonderbar! —

Quinault. Als Sie an jenem Tage auf dem Boulevard du Temple waren, ſah Sie die Maranſe, die eben vorüber fuhr. Sie that einen Schrei: „Narciß“ und brach ohnmächtig zuſammen, — ſie wurde todtkrank nach Verſailles gebracht. — Begreifen Sie nun, warum die Fyrnay Sie fragte, warum ich Sie von Holbach entführte?

Narciß. Recht, recht! Aber ſie nannte doch meinen Namen zum Henker? —

Quinault. So ſonderbar uns Allen dies ſcheinen mag, ſo kann man doch nur annehmen, daß auch d'Ormel Narciß geheißen habe, denn es ſteht feſt, daß Sie ihm täuſchend ähnlich ſehen.

Der Mann ſelbſt iſt todt, alſo kann Ihr Anblick ſie allein erſchüttert haben.

Narciß. Das iſt wahr (kurze Pauſe) — Anders kann's nicht ſein!

Quinault (raſch fortfahrend). Die Marquiſe de Pompadour iſt, wie Sie wiſſen, ſeit lange kränklich und da ſie das Ende ihres Lebens nahen fühlt, will ſie es nicht beſchließen, ohne das Ziel ihres Ehrgeizes erreicht zu haben. Sie wird in dieſen Tagen dem König angetraut und die Königin von ihm durch einen unerhörten Akt des Zwanges geſchieden werden. Doch nein, das ſoll nicht geſchehen! Du, Du wirſt das entehrte königliche Weib, die entweihte Fürſtin und Mutter retten, bewahren vor Wahnſinn und Verzweiflung! Du wirſt dieſes gewiſſenloſe Weib, die ihren armen Mann verließ, wie Jeanette Dich, — Du wirſt ſie durch Deinen Anblick, Deine Gegenwart zermalmen, wirſt ihre dürftige Vergangenheit vor dem geſammten Hofe, ein Racheengel, ihr vor die Füße werfen und alle Thränen unſerer armen Königin, unſeres geſunkenen Vaterlandes werden von

Dir, durch eines Bettlers Hand getrocknet ſein!! — (Breitet die Hände aus) Narciß, kein Preis iſt groß genug, um Dir dieſe That zu belohnen!! —

Narciß. Welche Umwandlung geht mit mir vor? — Wie zu Boden geſchlagen bin ich erwacht und ſchau' die Welt in einer neuen Sonne, an einem neuen Tage! (Hervorbrechend) Ja, dieſe That iſt göttlich ſchön, — ſo ſchön, daß ich ſie mir ſelbſt kaum gönne! — Narciß, du haſt Jahre lang gelebt in Elend und Schande, man hat dich geſtoßen wie einen Hund von Thür zu Thür, und wenn der Wahnſinn aus dir grinſte, haben ſie gelacht, und dich geneckt, wie den Affen hinter dem Gatter. Da haſt du nicht gedacht, armer verkommener Kerl, daß einſt Frankreichs Loos von deinem Ja und Nein abhangen werde! — Ja, ich werd' es thun, Doris! — Und hier an dieſer Stelle will ich beten, beten zum erſten Mal zu dem unerklärlichen großen Etwas, das die Welten zuſammenhält, — denn ich erkenne: es giebt eine Gerechtigkeit über den Sternen, die auch den erbärmlichſten Wurm zu Ehren bringt!

— (er kniet am offenen Fenſter nieder und betet. Kurze Pauſe.)

Sechſte Scene.

Vorige. Colette (durch die rechte Mittelthür).

Colette. Der Herr Herzog von Choiſeul!

(Quinault winkt ihr ſich ſtill zu verhalten und deutet auf Narciß. Kurze Pauſe. Narciß erhebt ſich. Quinault winkt Coletten, den Herzog einzulaſſen. Colette ab.)

Narciß. Ich danke Dir, Du liebes Mädchen, Deine Bemühungen mich zu erheben ſind nicht nutzlos geweſen.

Siebente Scene.

Vorige. Choiſeul (im Mantel, tritt durch die rechte Mittelthür ein. Narciß und Quinault verbeugen ſich.

Choiſeul (der Narciß einen Moment ſpöttiſch betrachtet, den Mantel und Hut ablegend). Mademoiſelle, das iſt vermuthlich Herr Narciß Rameau? —

Quinault. Ja, Excellenz, (zu Narciß) Der Herr Herzog von Choiſeul.

Narciß. Meine Reverenz! (verbeugt ſich.)

Choiſeul (reicht ihm die Hand). Ich freue mich, einen Mann kennen zu lernen, der mir ſchon lange als witziger Kopf der Reſidenz bekannt iſt.

Narciß (pikant, doch harmlos). Bitte! Wenn ich wirklich witzig bin, so ist's, weil ich arm bin: die Noth stärkt die Empfindungsgabe. Wäre ich reich, vielleicht war's aus mit meinem Witze.

Choiseul. Ah, Sie geben mir gleich eine scharfe Probe Ihrer Fähigkeiten. Es giebt aber Ausnahmen von Ihrer Regel, Sie dürften eine solche bald kennen lernen. — (zu Quinault.) Da eben von Probe die Rede ist, — haben Sie den Herrn vorbereitet? Weiß er, um was es sich handelt? —

Quinault. Er weiß Alles, Excellenz, und ist zu Allem bereit.

Choiseul. Sehr schön, sehr edel!

Narciß. Eine Frage nur, Excellenz. Wie nannte sich der erste Mann der Marquise de Pompadour? —

Choiseul (stutzig). Wie so? (lächelnd.) Ah ja, er nannte sich Narciß Francois d'Etiol und war Finanzpächter.

Narciß. Dann ist es richtig.

Choiseul. Nun, da Sie in Alles, wie ich

bemerkt, eingeweiht ſind, mein Lieber, ſo wollen wir über den Plan ſprechen, den ich entworfen habe. (Setzt ſich.) Ich habe eine Tragödie, das Erſtlingswerk eines jungen Dichters mitgebracht, (zieht einige Blätter Papier hervor) von der wir den erſten Act übermorgen in Verſailles darſtellen werden; ich denke, er wird ſeine Wirkung thun. Die Tragödie heißt: „Athalia, Königin von Juda.“ Sie, Mademoiſelle, ſpielen die Athalia, eine Fürſtin, die ſich durch Ehebruch auf den Thron ſchwang. In entſcheidender Stunde tritt ihr erſter Mann, Samuel, — Sie, Herr Rameau, — vor ſie hin und wirft ihr ihre Verbrechen vor. Das wird genügen.

Quinault. Die Begebenheit iſt treffend, es muß gelingen!

Narciß. Und ich will den Samuel ſpielen, daß Athalia wohl erbleichen ſoll!

Choiſeul. Hier ſind die Rollen, laßen Sie uns die Scene durchgehen. (Quinault und Narciß nehmen die Rollen und treten vis-à-vis Choiſeul.)

Quinault (aus der Rolle recitirend).

„Die Nacht bricht an. Auch meine Lebenssonne
„Neigt traube sich dem Grab im West entgegen, —
„Und diesem Dunkel, das mich rings umgähnet,
„Entschlüpft ein Heer gespenstischer Gesellen,
„Die, mit gebrochnem Herzen, starren Auges
„Die Schmach und Schande schmachvoll mir erzählen,
„Die sie durch mich im Leben einst erduldet! —
„Weh! Und noch Einer kommt heran so bleich!
„Weh mir! Mein erster Gatte! — — — —

Narciß (hervortretend, recitirt aus der Rolle).

„Ja, sieh her!
„Ich bin's den Du verachtet und verstoßen!
„Ich reiße Dir Dein gleißend Fiadem,
„Das Du aus meinen Thränen Dir gewoben,
„Herab, damit die bange Welt Dich kenne
„Und Deinen Namen mit Verachtung nenne!
„Verdammt vor Gott, verdammt an Seel' und Leib,
„Durch Bublucht Aurnin, eines Bettlers Weib!"
(er wirft in Ernste die Rolle von sich)

Ja das bist Du, Elende, die mit dem Purpur das Entsetzen umsonst bedeckt, das sie bei meinem Anschauen empfindet! Zerfalle, vergehe, du Staub zum Staube!!! — (hält erschreckt inne)

Choiseul (applaudirend mit Beifallklatschen einfallend). Brave, vortrefflich, Narciß! — Zerfalle, vergehe, du Staub zum Staube! Hahahaha!!

(Indem fällt der Vorhang rasch)

Fünfter Akt.

Verſailles (zwei Tage ſpäter. Abend).

Salon der Marquiſe de Pompadour

(Scenenein richtung und Decoration wie im dritten Akt. Die Arkaden ſind nun aber durch Vorhänge geſchloſſen, und die Scene durch Girandolen und Candelabers brillant erleuchtet. Außer dem Seſſel der Pompadour und einer Ottomane rechts im Hintergrunde iſt die Bühne ohne alles Mobiliar.)

Erſte Scene.

Choiſeul und du Barri (im Geſpräch).

Barri. Aber ich bin noch immer nicht durch Ihre Gründe beruhigt. Sie ſagen allerdings, der Commandirende der Palaſtwache ſei zuverläſſig, die Wirkung des Zuſammentreffens auf die Marquiſe unausbleiblich, — ganz gut, — wenn es aber doch mißlänge? —

Choiſeul (verächtlich). Beruhigen Sie ſich nur, Kammerherr. Wenn Sie Choiſeul werden

erbleichen ſehen, dann erſt mögen Sie das Spiel verloren geben. Ich habe die That unternommen, alſo überlaſſen Sie mir den Ausgang. Und geſetzt, es mißlange, wer wird der Gefährdete ſein? — Nur ich. Dem kleinen du Barri traut man derlei Dinge nicht zu. Begeben Sie ſich nun zu dem Hofſaal in die Antichambres, ich habe noch nicht Alles beendigt, und Sie ſtören mich.

Barri. Nun denn, da Sie ſo ſicher ſind, viel Glück. Vergeſſen Sie unſer Uebereinkommen nicht. (rechts ab.)

Choiſeul. Geh' nur, mein Mäuschen, geh' in die Falle! (vor ſich hinſtarrend.) Sie bleibt doch ein gigantiſcher Charakter! — Faſt rent mich's. — Ihr Fall wird Aufſehen durch Europa machen. O, und wie habe ich dieſes Weib geliebt! — Dieſen Narciß! (auffahrend.) Der Gedanke macht mich zu Eis! — (Er öffnet ein wenig den Vorhang der Arkaden und giebt ein Zeichen.)

Zweite Scene.

Choiſeul. Dorſo Quinault (durch die Mitte).

Quinault. Sie haben befohlen, Excellenz! — (Pauſe.)

Choiſeul. Der Augenblick iſt da, mein Fräulein. Zeigen Sie nun, was Sie für Ihre Königin zu thun vermögen. Faſſen Sie Muth und wir werden ſiegen.

Quinault. Excellenz, den habe ich, obwohl mir das Herz ſchlägt.

Choiſeul. Das Unternehmen iſt groß und ſchwer. Wir haben zwar eine kranke Löwin zum Ziele unſrer Jagd, aber es iſt immer eine Löwin. Bieten Sie Ihre ganze Kunſt auf, um den Verdacht zu meiden, daß Sie wüßten, warum Sie ſpielen. Sie ſind übrigens von Freunden umgeben, alſo ſeien Sie kaltblütig. Eine Ungeſchicklichkeit und Maria von Frankreich iſt verloren.

Quinault. Das fühle ich, Herr Herzog!

Choiſeul. Bedenken Sie ferner, daß wir,

wenn die Marquise erst den Marquis Rameau gesehen, unsres Sieges sicher sind.

Quinault. Und wie können Sie das mit solcher Bestimmtheit sagen, Excellenz? — Wer will bei der Marquise mit Gewißheit vorhersagen, was sie erschüttern wird?

Choiseul. Ich kann es, denn ich weiß, daß sie's nicht ertragen kann, den Mann in Lumpen als ihren Ankläger vor sich zu sehen, den sie einst geliebt und verlassen, dessen Andenken sie aber begleitet hat durch's ganze Leben; das muß sie niederschmettern!

Quinault (sieht ihn erschrocken an, dann verständnisvoll). Den Finanzpächter d'Etiol meinen Sie? —

Choiseul. Den Marquis Rameau meine ich.

Quinault (starr). Um des Himmels Erbarmen, was sagen Sie? —

Choiseul. Ja, ich bin sicher meines Sieges, denn Jeanette Poisson wird ihre Schande gestehen müssen beim jähen Anblick ihres ersten Gatten!

Quinault (entſetzt) Die Pompadour iſt das Weib des Narciß?!!

Choiſeul. Nicht ſo laut, Mädchen, — ſie iſt es!

Quinault (ſammelnd) O mein ewiger Schöpfer, was hab' ich gethan! — Ich Meineidige, ich Unſelige! (flehend) Erſparen Sie dieſes entſetzliche Wiederſehen dem armen ſchuldloſen Menſchen!

Choiſeul (erſtaunt und zugleich ängſtlich) Mädchen, das iſt zu ſpät, ſie muß fallen! — Bedenke die Königin!

Quinault. Die Königin?! — (gebrochen) O, ich werde — ſpielen! (geht durch die Mitte ab)

Dritte Scene.

Choiſeul (rasch nach der Thür links eilend, öffnet ſie und ſpricht hinaus) Gardin, war Jemand in dieſer Gallerie?

Stimme von Außen. Niemand!

Choiſeul. Zieh' Dich zurück in den Seitengang! (er ſchließt die Thür und eilt zum Eingang rechts, den er öffnet) Kam Niemand zu Dir, Poſen?

Stimme von Außen. Keine Seele!

Choiſeul. Deine Wache iſt zu Ende, geh' in die Arkaden zu den Kameraden. (Schließt die Thür.) Ha, Gott ſei gelobt, Keiner hat gehört! — (bleibt ſinnend ſtehn. Pauſe) Ja, es iſt ſo! Das Mädchen muß dieſen Mann lieben. Mit ſolcher Todesangſt konnte nur die Liebe ſprechen! — Dieſer Bettler! — Geliebt von zwei Frauen, gleich groß in ihrer Art, gleich ſchön und beneidet, — beide getragen von dem Staunen der Mitwelt, — und Du, Choiſeul, auf Deiner einſamen Höhe, was haſt Du? (nachſinnend) Ha, wenn dieſer Menſch ſtirbt, kann er mit bleicher Lippe noch den d'Amboiſe höhnen, der Bettler den Lenker Frankreichs! — (verſinkt in Nachdenken.)

Vierte Scene.

Vorige. Marquiſe de Pompadour und drei Hofdamen (von links).

Pompadour (Choiſeul eine Weile betrachtend, dann). So in Gedanken, Herzog?

Choiſeul (prallt erbleichend zurück). Ha! —

Pompadour. Und ſo außer Faſſung, ſo erſchrocken bei meinem Anblick?

Choiſeul. Hohe Frau, ich hatte eben die letzten Verkehrungen zur Probe beendet, und ging noch einmal die Scenerie in Gedanken durch. Zu dem kommt noch, daß mich ein Unwohlſein der Quinault für das Gelingen des Ganzen beſorgt machte. (Lächelnd) Ueberhaupt ſind die Künſtler bald außer Faſſung gebracht, wenn man ihnen hinter die Gardine ſieht.

Pompadour. Ah, ein Stich für mich. Ich hatte mich anmelden ſollen. Nun, nun, haben Sie keine Sorge, ich bin, wie es ſcheint, zu früh gekommen, um Etwas zu belauſchen!

Choiſeul (für ſich). Dank ſei es meinem Glücke! —

Pompadour. Die Quinault iſt alſo unwohl? — Sagen Sie ihr: ich erwarte, daß ſie ſich zuſammennimmt, — übermorgen hat ſie Zeit um auszuruhen. (Sie tritt auf einmal zu Choiſeul heran, ſieht ihn fragend an und winkt den Hofdamen, da er ihr

etwas verwirrt ausweicht, sich zu entfernen. Damen links ab.) Sie sehen heut' entsetzlich bleich aus, Herzog, und haben ein eigenthümliches Benehmen. Das bin ich sonst nicht an Ihnen gewöhnt, und gilt mir am Vorabend meines Triumphes fast für ein schlechtes Omen? —

Choiseul (sich bezwingend). Ich will es nur gestehn, ich hatte Vormittag wieder einen heftigen Nervenanfall, der so eben wiederkehrte. Ich hoffte, es würde nicht bemerkt werden. Um so mehr bin ich beglückt, bei Ihnen, hohe Frau, eine Glasicität und Frische zu finden, die mich wahrhaft mit Erstaunen füllt.

Pompadour. Und das sagen Sie mir mit einer Todtengräbermiene, als ob es Ihnen leid thäte? (schlägt ihn mit dem Fächer) Hi ei! Man muß einem alten Freunde wie Ihnen viel zu Gute halten. — Aufrichtig gesagt, fühle ich mich heut' merkwürdig wohl, obgleich ich dem doch nicht so recht traue. Aber das Gefühl, meine Gegnerin für immer vernichtet, das strahlende Ziel meines Lebens erreicht zu haben, lächelnd von unerklimm-

barer Höh' auf das neidiſche Gezücht um mich herabzuſehen, hat meinen Geiſt, meinen Körper ſo dithyrambiſch aufgeregt, daß ich in Wahrheit glaube, ich lebe nun noch lange. Ich werde den Ehering am Finger tragen und aller Schmerz, alle Schande wird verlöſcht ſein. (Ihm näher tretend, leiſer, entzückt) Und habe ich ſie getilgt, bin ich rein geworden vor mir ſelber und der Welt, dann will ich den theuren Verlaſſenen ſehn — wiederſehn, und alle Thränen trocknen, die er um mich geweint! — Staunen Sie nur, wie verändert ich bin, Choiſeul! Ich habe heut' Morgen den Spiegel gefragt, und er meinte, daß ich noch nicht alle Reize verloren, daß die Begeiſterung und das Gefühl des Sieges auch den Marmor beleben und ihm die Innigkeit der Jugend leihen könne!

Choiſeul. Und in der That, hohe Frau, ich wünſche es von Herzen.

Pompadour. Nun, iſt das Schauſpiel bereit, kann man beginnen?

Choiſeul (beklommen). Es bedarf nur Ihres Winkes — (er wankt).

Pompadour. Aber Herzog, ich bitte Sie! Sie sind ernstlich krank!

Choiseul (man) Wieder diese Wallungen, — ein Taumel im Hirn. — (wischt sich den Schweiß von der Stirn, energisch.) Es wird vorübergehn.

Pompadour (faßt ihn derbei bei der Hand) Sie machen mich wirklich besorgt, d'Amboise! Wenn Sie sich nach der Vorstellung nicht wohler fühlen, lasse ich Sie sicher nicht nach Paris: mein Arzt soll Sie hier behandeln!

Choiseul (preßt in zärtlicher Rührung ihre Hand an seine Lippen) Heißen Dank! —

Pompadour. Ist Ihnen besser? —

Choiseul (seine Fassung wieder gewinnend) Ja, ja: — es ist ja bald vorüber!

Pompadour. Nun, so lassen Sie uns beginnen; (setzt sich in den Sessel) ich bin aufs Höchste gespannt.

(Choiseul verbeugt sich, geht entschlossen nach der Thür links und öffnet sie.

Fünfte Scene.

Vorige. Hofdamen, Pagen und die beiden Cavaliere treten links ein. (Ein Cavalier öffnet die Thür rechts.) Die Minister Terray, Maurepas, Silhouet und du Barri treten rechts ein. Alles verbeugt sich. Pompadour grüßt. (Kurze Pause.)

Pompadour. Nun lieber Herzog, theilen Sie uns den Titel und die handelnden Personen des Dramas mit.

Choiseul (ein Papier hervorziehend). Das Drama heißt: „Athalia, Königin von Juda.“ Den Namen des Autors erlaube ich mir nach der Vertheilung mitzutheilen. Die Personen sind: die Königin Athalia — Mademoiselle Quinault; Gleomenes, Hauptmann der Leibwache, Preville; Polieucct, ein Grieche, ihr Vertrauter, — Dumenil; Azazel, der Hoherriester — Lecain; Nabel, seine Tochter. — Mademoiselle Clairon. Simson, ein Bettler — Herr Lattard. Gefolge. —

Pompadour. Also eine Begebenheit der jüdischen Geschichte, etwa um die Zeit der kleinen Propheten? —

Choiseul. Ja wohl. Der erste Akt spielt in einer Halle der Hofburg zu Jerusalem, es ist Abend, die Thorhüter schlafen, Athalia streift unruhig durch die weiten Säulengänge.

Pompadour. Das fängt schaurig genug an. Nun beginnen Sie. — (Choiseul stiert sie bleich an.) Mein Gott, was zögern Sie denn, Herzog? —

Choiseul (zusammenfahrend). Sogleich! (er geht in den Hintergrund und winkt, kommt dann entschlossen zurück und stellt sich hinter den Sessel der Marquise.)

Sechste Scene.

Vorige. Doris Quinault (im Kostüm, tritt durch die Vorhänge des Hintergrundes schwankend und bleich auf, in höchster Angst und Erregung.)

Quinault.

Die Nacht bricht an, — auch meine Lebenssonne —
Neigt trübe sich — dem Grab im West entgegen —
Und diesem tiefen — Dunkel um mich her —
Entschlüpft ein Heer gespenstischer Gesellen —
Die — mit gebrochnen — Herzen, — starren — Auges —
Die Schmach und Schande — schwatzhaft mir erzählen, —
Die sie — durch mich im Leben einst erduldet! —

Barmherziger Gott, ich kann nicht mehr! (Die Versammlung wird unruhig.)

„Weh und noch Einer kommt“! (sie sieht sich entsetzt um) Ja noch Einer ist's — „heran — so bleich“!
O Jesus! — „Weh mir! — Mein erster Gatte“ (schreit auf.)

(Pompadour schaudert zusammen.)

Siebente Scene.

Vorige. Narciß (im Kostüm, durch die Vorhänge hereindringend.)

Narciß (mit gewaltiger Stimme) „Ja, sieh her!“ —

Quinault. O entsetzlich! (sie ist bemüht, sich immer so zu stellen, daß sie die Pompadour und Narciß einander zu sehen hindert.)

Pompadour (erschreckt) Ha, was ist das! — (erhebt sich aus dem Sessel.) Diese Stimme! —

Narciß. „Sieh ihn, den du verachtet und verstoßen!“ —

Pompadour (entsetzt) Bin ich von Sinnen? — Das ist —

Narciß. „Er reißet dir dein gleißend Diadem —“

(Pompadour stößt die dicht vor ihr stehende Quinault mit aller Kraft bei Seite. Narciß und Pompadour sehen sich mit namenlosem Entsetzen an.)

Pompadour (aufschreiend). Narciß!! — (sie sinkt ohnmächtig in den Sessel zurück, indem sie stöhnt.)

Narciß (aufschreiend). Allmächtiger Gott! — Mein Weib!! (er stürzt auf sie zu, sinkt vor ihr auf die Knie, umfängt sie sprachlos und bedeckt ihre Hände mit Küssen.)

Quinault (krampfhaft). O Gott! (starrt in lautloser Angst auf Pompadour und Narciß. Kurze Pause, Alles steht entsetzt. Choiseul tritt, Pompadour athemlos beobachtend, auf die rechte Seite.)

Narciß. O mein theures, mein einziges Weib, ich habe Dich wieder, — Dich wieder! — Ich habe Dich gesucht und gesucht, ach, und Du wolltest Dich nicht finden lassen, mein Lieb! — Wo bist Du so lange geblieben? —

Quinault (mit gespanntester Angst). Ha, sie kommt zu sich, sie wird nicht sterben.

Pompadour (die sich erhebt, ihn umfangend, matt). Mein Narciß, mein armer, lieber Narciß! — (küßt ihn.) O Gott, kannst Du mir verzeihen,

daß ich Dich so namenlos elend gemacht und Dein Leben verödet? (lauter, voller Freude und Zärtlichkeit.) Aber sieh, nun hab' ich Dich wieder! Ich halte Dich umfangen, bis der neidische Tod mich aus Deinen Armen reißt! — Doch nein, ich will leben, ich werde leben! Dir zur Liebe, zum Glücke! (innig.) O, ich hatte es anders beschlossen! Nur noch eine kurze Zeit und Du hattest mich doch wieder gehabt, — aber besser, Narciß, besser, nicht so bedeckt mit Schande, wie jetzt. (feierlich.) Doch sie ist gesühnt, gelöst in diesem Augenblicke vor der gemeinen Gebärmlichkeit dieses Mannes, (auf Choiseul deutend) dieses elenden Gesellen, den ich groß gesäugt mit meinem Herzblut! (knirschend.) Aber noch habe ich Kraft ihn zu zertreten, und ich werd's! — Sie haben Dich hierher gebracht, Narciß, damit Du mich morden sollst mit Deinem lieben Antlitz. Alle diese sind meine Mörder, sie zielen nach meinem Herzen! — Das ist eine Verschwörung der Königin gegen mich, und der falsche Choiseul hat seine mörderische Hand an sie verkauft! Pfui, Judas! —

Choiſeul (wie vernichtet, halblaut) O Gott, ſie erholt ſich, ſie wird leben! — Nur im Tode laßt ſie ihre Macht! —

Pompadour (erhebt ſich mit rieſiger Energie. Narciß, der bisher zärtlich um ſie bemüht war, unterſtützt ſie) Ja, leben! — Die Pompadour iſt noch die Gebieterin Frankreichs! — Wer d'Amboiſe's Nachfolger ſein will, melde dem König, was geſchehen, und rufe die Palaſtwache! Ihr müßt mich morden, Choiſeul! — Morden mit kaltem Blute, — ein wehrloſes Weib! So kommt doch und wagt's! — Doch wenn mein Blut an Eurem Stahle klebt, (dumpf) ſo Maria Leszinska ſo beſchimpft, daß ſie nicht mehr Königin ſein kann: — das hattet Ihr vergeſſen bei der Rechnung! — O!! — (ſie fällt in den Seſſel zurück, indem ſie die Hände nach Narciß ausſtreckt) Mein Narciß! (Er hütet ſie entſetzt an)

Choiſeul (ruft) Capitain St. Lambert!! (Die Vorhänge der Alkoven theilen ſich, man ſieht den Hintergrund mit Soldaten beſetzt.)

Achte Scene.

Vorige. St. Lambert durch die Mitte, zwei Gardiſten folgen ihm, und beſetzen die Thüren links und rechts.

Lambert (heranretirend). Sie ſtirbt!

Choiſeul. Ich habe ſie gemordet! — Ha! — Aber ich werde ſiegen! —

Barri (aus ſeinem Entſetzen erwachend). Er hat mich betrogen! —

Pompadour (an Narcis gelehnt, matt). Ihr hattet auf meine Krankheit gerechnet, Herzog, die war ein zuverläſſiger Bundesgenoſſe. Ein feines Stückchen, d'Amboiſe, ein rechtes Liebeszeichen.

Choiſeul. Liebe? — Die Eitelkeit muß man ſich abgewöhnen, wenn man ein großer Mann ſein will!

Pompadour. Gut, ſehr gut! — Ihr ſeid ein würdiger Schüler von mir, aber nur — ein Schüler! O, die Pompadour iſt eine Rieſin, — ſie ſtirbt nicht an der Schande, — denn es wäre eine Entehrung der menſchlichen Natur, ſich vor Euch, ſich in dieſem Zeitalter zu ſchämen! — Ich will

leben, ich muß leben um dieſes Armen willen. Ich hab' ihm eine ewige Schuld zu zahlen und ich werd's, und müßt' ich ſelbſt das Paradies entvölkern und den Himmel zur Erde reißen, daß ſie mit mir zu ſeinen Füßen lägen! — (will Narciß umarmen.)

Narciß (wacht ſie mit) Ha! Und wenn Ihr Beide mir zu Füßen laget, Du und das Paradies, ich würde Euch zertreten! — (ſchleudert ſie in den Seſſel.)

Pompadour (thut einen Schrei, kann nimmermehr). O Erbarmen! —

Narciß (eben) Du haſt mich verlaſſen, treuloſes Weib, Du haſt geſchwelgt im Glück, indeß ich gebettelt, Du haſt Dich ſelbſt, die Gott geſchaffen zu ſeinem Abbild, zerfetzt und geſchändet um das hohle Phantom von Ruhm und Macht, das ſei Dir verziehen, denn Du biſt beſtraft mit ehrloſem Alter. Aber, daß Du, Du dieſe Pompadour geweſen biſt, ſein konnteſt, das ſei Dir nicht verziehen! Begreifſt Du nicht, Hyane, daß in mir das zerlumpte, verzweifelte, wahnſinnige

Vaterland dich angringt, das Du an Leib und Seele dem Götzen Deines Ichs geschlachtet? — Ich trete vor Dich als die Menschheit, Deine Zeit! Sieh her, das hast Du aus ihr gemacht! — Was willst Du uns geben für unsre Lumpen, unsre Thränen, für die gebrochne Unschuld, die verfaulten Seelen? Was? Giebst Du's uns wieder?! (tumult etc.) — Der Tag des Gerichts bricht herein, die Posaunen schreien, die Sonnen erbleichen und die Sterne verwehn und der Tod reitet über die Erde und mähet und mähet, denn ihm sind zu eigen gegeben die armen Menschen um Deiner, Deiner Sünde Willen, und wenn Du dahinfährst und trittst unter die Schaar der Verdammten, da jauchzen die Teufel, hahahaha, denn ihre Erlösung ist kommen und sie werden rein und zu Engeln vor Deiner Schuld. Sie entsetzen sich, sie entfliehen vor Dir und Du wirst zurückbleiben in den Gefilden des Entsetzens und allein sein!! —

Pompadour (einen wahnsinnigen Schrei ausstoßend, dann sich entsetzlich) Nun denn, nach mir die Sündfluth!! — (bricht zusammen und stirbt.)

Alle (näherstehend, dumpf) Sie ist todt! —

Choiseul. O, daß man seine That nicht messen kann!

Narciß (ohne das Geschehene zu beachten, in gesteigertem Wahnsinn.) Hahahaha! Ja, die Sündfluth! — Es regnet Feuer vom Himmel und Galle und Thränen! Aus den Sümpfen des Elends und Verbrechens steigt das entmenschte Geschlecht und heult durch die Straßen nach Blut! Blut! Blut! Hussa! Hurra! Und unter Gelächter rollen die hauptlosen Leichen in den Koth, von Mutter und Kind, Freund und Feind. Auf dem leeren Throne Gottes sitzt die grinsende Vernunft dieser Welt, die Vernunft, die wahnsinnig worden und rechnet und zählt, denn sie braucht noch 5000 Leichen, daß sie leben kann, und da steigt die Sündfluth indeß, dringt bis zur Hölle, und da, hahahaha! treffen wir Beide uns wieder! (stößt einen Schrei aus, bricht zusammen und stirbt.)

Choiseul. Der Wahnsinn hat ihn getödtet.

Quinault (voll rührender Hoheit.) Und aus der Sündfluth steigt in neuer Schöne die gelau-

terte Menschheit und betet wieder zu ihrem versöhnten Vater im Himmel. Dann wird's keinen Narciß mehr geben! —

Lambert (vortretend) Ihro Majestät die Königin betrat so eben die Gemächer des Königs! —

Choiseul. Ha! — Folgen Sie mir, meine Herren Minister! (indem er sich wendet)

(fällt der Vorhang.)

Leipzig. Druck von A. Edelmann.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** sind ferner erschienen:

Illustrirtes Prachtwerk!!

Reise um die Erde

nach

Japan

an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore

M. C. Perry

in den Jahren 1853, 1854 und 1855.

von

Wilhelm Heine.

Mit nach der Natur aufgenommenen Ansichten in Tondruck ausgeführt in Holzschnitt von

Eduard Kretzschmar.

Nebst sämmtlichen officiellen Documenten.

Zwei Bände. Lex. 8. 6 Thlr.

Flora

im Winterkleide.

Von **C. A. Roßmäßler**, Prof.

Mit 150 Abbildungen in Holzschnitt und einem Titelbilde in Tondruck von **C. Merkel.**

Zweite Auflage.

In eleg. Umschlag geh. $1^{1}/_{4}$ Thlr.

Mikroskopische Blicke

in den innern Bau und das Leben der Gewächse.

Mit 15 lithographirten, größtentheils colorirten Tafeln und eingedruckten Holzschnitten.

Von

E. A. Roßmäßler,

Prof.

Populaire Vorlesungen.

Erster Band.

8. 27 Nar.

Die Versteinerungen,

deren Beschaffenheit, Entstehungsweise und Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte des Erdkörpers,

mit Hervorhebung von Repräsentanten der geologischen Epochen.

Mit lithogr., zum Theil colorirten Tafeln und eingedruckten Holzschnitten.

Von

E. A. Roßmäßler,

Prof.

Populaire Vorlesungen.

Zweiter Band.

8. 1 Thlr. 7½ Nar.

Adelbert vom Babanberge.

Ein Trauerſpiel.

Adelbert vom Babanberge.

Ein Trauerſpiel

von

A. E. Brachvogel.

Der Autor behält ſich die Ueberſetzung dieſes Werkes vor.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1858.

Ohne meine ausdrückliche Bewilligung ist die Aufführung dieses Drama's nach den bestehenden Gesetzen den Bühnen untersagt.

A. E. Brachvogel.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Personen.

Hatto, Erzbischof von Mainz, Kanzler des Reichs,
Otto der Erlauchte, Herzog von Sachsen,
} Vormünder König Ludwigs, des Kindes.

Rathulf, Bischof von Wirtzeburg,
Eberhardt, Graf von Rheinfranken,
Conrad, Graf von Rothenburg,
} Brüder, aus dem Geschlecht der Salier.

Heinz von Lörrach, der Gleißner,
Schweicher von Hattstedt,
} Lehnsmannen
Rubach von Metz, Vogt
Till Schwenkinfeld, Narr
} des Bischofs Rathulf.

Rolf Urach, der Schmidt, Schultheiß von Wirtzeburg.

Frau Baban mit der Spindel, Enkelin Carls des Großen, Wittwe Heinrichs vom Nordgau, Otto des Sachsen Schwester, 80 Jahr alt.

Adelbert vom Babanberge, Markgraf vom Nordgau, ihr Sohn.

Braune-Hilde, seine Frau, Otto des Sachsen Tochter.

Adelbert, 15 Jahr alt, beider Sohn.

Veronika von Gulmbach, Wittwe Adelhart des Enthaupteten, Adelbert's Bruder, Schwester Hilden's und zweite Tochter Otto's.

Johß von Gumpendorf, genannt Sturmfeder, Vogt von Adelbert's Grenzfeste Thetraß.

Lorenz Frawein, | Aelteste
Günther Memming, | der Stadt
Nickel Halles, Schaffner der Burg, | Babanberg.
Gegel, Schutzjude von

Schweyp von Schweypfeld, Reichsehrenheld.

Stimmführende Fürsten und Bischöfe des Reichstages.

Ein Edelmann vom Reichsheere.

Zwei Schreiber.

Ein italienischer Mönch.

Kunz von Teralon, Reichsbannerträger.

Caplan Nathulf's. Ehrenhelde. Knechte Adelbert's und Nathulf's. Bürger von Wirtzeburg. Knechte vom Reichsheere. Vasallen des Königs und der Reichsfürsten. Diener.

Zeit: 908. Ort der Handlung: Wirtzeburg und Babanberg, im dritten Akte: Tribur am Rheine.

Erster Akt.

908 nach Chriſto.

Babanberg, Ahnenhalle auf der Burg.

(Steinerne geräumige Bogenhalle mit Balkendecke, im Hintergrunde durch drei Rundbogen getragen, die auf zwei Säulen ruhen. Das Ganze iſt im älteſten byzantiniſchen Bauſtil, roh, einfältig, ohne beſondere Schnörkel aufgeführt, hat aber etwas Achtunggebietendes, Majeſtätiſches in ſeinen Verhältniſſen. Links und rechts Rundbogenfenſter mit Saulenpfoſten. Den Eingang bilden zwei eichene ſtark beſchlagene Thüren, von denen eine links zwiſchen der linken Wand und der linken Säule, alſo unter dem linken Rundbogen, die andere rechts, zwiſchen der rechten Wand und der rechten Säule, alſo unter dem rechten Rundbogen angebracht iſt. Durch die vortretenden Säulen und Bogen liegen die Thüren in einer Art Vertiefung. In der Mitte, unter dem mittelſten Bogen, zwiſchen beiden Säulen, den ganzen Raum ausfüllend, ſteht der durch zwei Stufen erhobte Ehrenſtuhl oder Ahnenſitz der Familie, breit genug für drei Perſonen, deſſen ſehr hohe Lehne und Sitz, ſowie die Stufen in der Mitte durch einen bunten Teppich verziert ſind. Ueber der hohen Lehne,

in der durch den Saulenbogen gebildeten Vertiefung, hangen das Stadt- und Feldbanner von Babandera, zwischen denen die Rüstung von Heinrich, Adelbert's Vater, in Art einer Trophäe auf einem Speer steht. Einige einfache roh gearbeitete Stuhle. Die Thuren, Saulen und der Ahnensitz sind mit Blumengewinden geschmückt.)

Erste Scene.

(Wie der Vorhang aufgeht, sieht man Halles und Memming dem Ahnensitze zugewendet, auf dessen Stufen Frawein steht und die Blumengewinde ordnet.)

Frawein. Das Zeug will gar nicht recht hängen — Wenn man alltags mit dem Zimmerholz handtiert, will's mit der Blumenwinderei schlecht gehn. — So! —

Halles. Laßt's gut sein, Meister Frawein. Was hilft dem Herrn wohl Zweig und Kranz am Namenstage, wenn ihm seine Brüder fehlen, der arme Adelbart zumeist.

Frawein (herabsteigend). Ja, ein trauriges Fest wird's werden. —

Memming. Ueber den verdammten Streit! Fünf Jahre ziehen nun d'rüber in's Land

Halles. J, wenn nur kein vermaledeiter Jude an dem Aergerniß Schuld wär'!

Memming. Saat das nicht zu laut, Halles. Der Herr iſt nun einmal dem Gogel hold und —

Frawein (einfallend) Laßt ihn! Halles redet, wie er's verſteht. — (Zu Halles.) Der Biſchof Rathulf, ſeht ihr, hatte ſich von der wirzeburger Judenſchaft zur Krönung unſeres Königs 5000 Goldgulden geliehen. Da er nun aber dem Gogel nichts wiederzahlen wollte, drohte ihm der Jude, er wolle beim König klagen. Der Pfaffe verſtand Unrecht und ſein Vogt, der Rubach, überfiel die Juden in ihrem Viertel, plünderte ſie und erſchlug ihrer Viele. Den Gogel aber erwiſchte er nicht: der war zu unſerm Herrn gekommen und klagte ihm, wie es den Jüdiſchen d'rüben ginge. Da ſagt' der Herr zum Gogel: Hör', wann du mit deiner Judenſippſchaft willſt unter meinen Schirm kommen und dich ehrlich halten in Babanberg ohne Lug und Trug, will ich euch einen Platz nebenſeits ſchenken und ein

Judenviertel bau'n, dann soll die Schuld aus sein. So kamen sie denn heimlich des Nachts aus Wirtzeburg her, wohl über zweenhundert und bauten sich an. — Nun ich dächte doch, wir sind deswegen nicht schlechter worden, aber unser Säckel ist voller!

Halles. Recht, — aber das viele Blut hernach! —

Frawein. Sind wir d'ran schuld? — Unser Herr bekam ja gütlich sein Geld von dem Rathulf nicht. Hätten nur des Herrn Brüder nicht das Bad ausgießen müssen! —

Memming. Ach, Heinrich fiel wenigstens ehrlich im Feld, aber Adelharten fingen sie und Bischof Rathulf ließ ihm wider Ehr' und Recht das Haupt abschlagen, und nun liegt er in Wirtzeburg unter dem Thor im Weg, wie ein Aas verscharrt zu Schimpf und Schand', das ist das Schlimmste! —

Halles. Es sind jetzt drei Monde —

Memming. Nun, nach Adelhart's kläglichem End' ist kein Haltens mehr. —

Halles. Mich sollt's nicht wundern, wenn der Herr den Conrad von Rothenburg aus dem Keller holte und ihm thäte, wie man seinem Bruder gethan!

Frawein (redet ihm). Niklas, Niklas! Daß Ihr Eure lose Gosche nicht verbrennt! — Laßt den Conrad im Keller und Eure verteufte Gedanken im Hirn, der Herr wird seine Sache mit seinem Gewissen allein abthun, und — (horcht) Unsere Frau kommt! (Oeffnet die linke Thür.)

Zweite Scene.

(Vorige stellen sich ehrfurchtsvoll an die Thür. Braune-Hilde, darauf Baban, die Spindel tragend, von Veronika geführt, von links. Veronika und Braune-Hilde tragen Blumen.)

Braune-Hilde. Guten Tag, Mannen. So früh auf, Meister Frawein? —

Frawein. Heut' muß man's wohl, edle Frau, — heut' treibet ein 's Herz her. (Braune-Hilde nickt freundlich und wendet sich.)

Braune-Hilde (die Blumen sehend). Ach wie

ſchen! — (Sieht ſinnend ſtehn. Baban iſt mit Berenika langſam gegen die Mitte gekommen.)

Berenika. Setzt Euch, liebe Ahne. — (Wendet ſich und ſieht die Blumen.) O mein Gott!

Baban (wendet ſich). Hei! Sieh' Onika! Schau' nur Hilte! — Das haben die Leut' für meinen Sohn gethan. — (Tritt näher.) Ach, wie ſchön das riecht! — (Geht mit beiden Frauen zum Scheiterhaufen, beſteigt ihn und ſetzt ſich — Frauen und Männer ſtehen an der Seite.) Es iſt grade, als wenn ich im Himmel ſäß' und die Engelein ſtreuten Balſam. — (Zu den Männern.) Der gnädige Gott wird Euch entgelten die Liebe, die Ihr an meinem Herzſohne thut, wenn die alte Ahne längſt heimgegangen iſt. (Berenika weint.) Laß' das Flennen, Onika. Der arme Adelbart kommt doch nicht mehr wieder. — Still, Frau, — es war auch mein leiblicher Sohn, den mir der Rathulf im Schimpf erſchlagen! Glaubſt Du ein' Mutter habe kein Herz? — Armes Weib, hier drinnen hangen ewige Thränen, die ſich nicht ausweinen laſſen. Wenn Du aber ſo alt ſein wirſt, als

ich, wirſt Du Dich ausſöhnen mit des Herrn Geſchick, denn das Leben iſt allewell Regen und Sonnenſchein, ſonſt könnteſt Du ja nicht reif werden, Onika, für Gottes Sichel.

Veronika. Ach lieb' Ahne, wenn mein Mann nur nicht ſo elend geſtorben wär!

Baban. Haſt wohl recht, 's iſt ſchlimm. — Aber iſt's nicht beſſer, Unrecht leiden, denn Unrecht thun? — Und dann iſt Albert doch auch ſchuld, daß ihn die Würzeburger fingen. Wie oft hab' ich nicht zu ihm geſagt, — (unterbricht ihr Geſpräch).

Dritte Scene.

Vorige. Adelbert haſtig, voll innerem Kampfes von links, ihm folgt Adelbert, ſein Sohn.

Sohn (betend). Lieber Vater, wenn Du Dich ſo aufregſt innerlich, wirſt Du's nicht lange mehr treiben.

Adelbert. Gut, dann holt mich der — —! — dann geh' ich zu meinem armen Bruder Adelbart, — der liegt unter m Würzeburger Thor.

daß die Schufte, so aus und eingehn, ihn mit Füßen treten! — O!! (Ballt die Fäuste und preßt sie vor die Stirn.) — Aber Gott sei mein Zeuge, ich wart' nicht länger mit dem Rathgib, ich gedenk's ihm und wenn er König und Reich auf mich hetzt. Aug' um Auge, Zahn um Zahn, es muß sein! — Halles, führ' den Conrad aus dem Keller! — (Geht heftig bewegt auf und ab.)

Halles (schüchtern). Wohin soll ich ihn führen, Herr? —

Brunehilde (halblaut). Red' ihn an, Ohne, ich mag's nicht.

Baban (eben so zu Hilde). Das muß ein Ende nehmen!

Halles (wie vorhin). Wohin soll ich ihn führen? —

Adelbert (aus seinen Gedanken auffahrend). Wohin? — — Wohin! —

Baban. Führ' ihn auf den Markt, laß ihn abthun und vor's Thor scharren, das gen Würzeburg geht.

Adelbert. Mutter!! — — —

Baban. Es ist heut' Dein Namenstag, Sohn; Deine Leute haben die Pforten und den Ehrenstuhl bekränzt. Begieß' die Blumen mit Wirtzeburger Blut, dann wirst Du Friede haben; (steht auf) aber das sag' ich Dir, Deine Mutter sitzt nicht mehr hier oben!

Adelbert (eilt zu ihr, drängt sie zum Sitzen und küßt ihre Hand). Meine liebe Mutter! — (Zu Halles.) Bring' Herrn Conrad in den linken Thurm. Ich werde heut' über ihn ehrlich zu Gericht sitzen, wenn wir aus der heiligen Meß' kommen, sag' ihm das. (Halles rechts ab.) Du hast recht, liebe Mutter, und weißt auch, daß ich mich sonsten nicht übereil', — aber der Schmerz, Ahne, und die Schand! Die Schande macht mich ganz unbändig!! — Ich kann's nicht tragen, daß mein Bruder wie ein Schächer begraben ist!! —

Baban (streichelt ihm die Wange). Unser Herr Christus hing auch am Kreuz und hat keinen Adelbert zum Bruder gehabt, der ihn rächet. Ich weiß, mein Herzkind, wann Deine Mutter zu Dir spricht, hast Du allezeit gehört und Dein Herz

gezähmt. — Sieh', die Leute sind kommen und wollen mit Dir fröhlich und traurig sein. — sollen sie denn abseits stehen? — (Küßt ihn und legt die Hand auf sein Haupt.) Gott schenk' Dir Gnad' und Glück am heutigen Tag! — (Braune-Hilde, Veronika und Adelbert der Sohn, erstere Beiden ihm Blumen bietend, treten gerührt zu ihm. Er umarmt Hilden und den Sohn, küßt Veronika auf die Stirn und schüttelt dann sprachlos dem Frawein und Memming die Hand.)

Baban. Wer so viel Lieb' hat unter guten Menschen, wie Du, der braucht nicht den Kopf zu hängen an seinem Ehrentag. —

Adelbert. Aber der Adelhart, Mutter! — Wann er wenigstens ehrlich begraben wär' daheim bei den Seinen, — ich wollte ja ruhig sein! —

Baban. Laß' Gott nur machen, Sohn. Der hilft zu rechtem End', wenn wir Menschenkinder keinen Ausgang sehn.

Vierte Scene.

Vorige. Halles (von rechts).

Halles. Ein Würzburger Bote iſt am Thor. Er ſagt, er bringe Friedensvorſchläge vom Biſchof. (Bewegung des Erſtaunens unter den Anweſenden.)

Adelbert. Friedensvorſchläge? — Ei, ſeht doch! — Hat er doch Angſt, ich möcht' ihm mit Conrad den Entgelt geben?! — — Frawein und Memming ſeht wer's iſt und bringt ihn her. Wir wollen doch ſehn, was uns der Biſchof zu ſagen hat. (Frawein, Memming und Halles rechts ab.)

Baban. Mein Sohn! Zwing' Deinen Zorn und bleibe ruhig, wann Dir's auch würgend eingeht.

Adelbert. Ja, liebe Mutter. Aber mein Recht muß er mir geben. Davon geh' ich nicht ab und wann ich ſterben ſollt'. Du magſt ſelbſt ſehn, ob ich zu viel thue.

Fünfte Scene.

Vorige. Heinz v. Lörrach. Memming, Frowin und Halles (von rechts).

Adelbert (Heinzen sehend). Himmel und Hölle! Das ist mir ein schöner Friedensbote! Nun weiß ich schon, daß Alles lauter Wind ist! — (Ein andrer Mann hat des Bischof's Bescheid wohl nicht übernehmen mögen, als Heinz der Gleißner, he? —

Baban. Sehn!

Lörrach (außer sich, an's Schwert fahrend). Verdammt!! — (Sich bezwingend, voll Gram.) Adelbert, was kann ich dafür, daß Du mit dem Rathulf Streit hast?! —

Adelbert. Nennt mich nicht Du, oder ich vergeß' Burgfriede und Gastfreundschaft! —

Lörrach. Und ich werde Dich Du nennen, Adelbert, bis mir das Herz im Leibe still steht, ob Du mir auch noch so feind bist, denn wir haben einst Blutsbruderschaft getrunken in unsren jungen Tagen und ich trag' davon das Wahr-

zeichen zum ewigen Gedächtniß. (Deutet auf seinen rechten Arm.) Hast Du Dein Zeichen noch? — (Pause.) — Du weißt recht gut, daß ich des Rathulfs Lehnsmann bin und wann ich auch auf der andren Seite stehn muß, hab' ich Dich doch im Herzen lieb, als meinen leiblichen Bruder und hab' Dir nie was Leides gethan, und doch hast Du meinen ehrlichen Namen beschimpft im Land, hast mich einen Gleißner taxirt und das Volk schwatzet es nach! Adelbert, an dem Gleißner werd' ich sterben, ich merk's, und es wird Dir einst schwer auf's Herz fallen, daß Du mich also verkennet hast!! —

Adelbert. Nun, schon gut! Ich sage bloß so viel, Herr, daß ich nicht krumm dieg', was grad' ist und nicht herüber und hinüber schwanz' und erst seh' von wannen der Wind kommt! Doch's ist allzuviel geret't: — Euer Botschaft. —

Lerrach (resignirt, nach einer Pause). Babenberg, — Rathulf bietet Dir Friede. Er will Dir binnen Jahresfrist die streitigen 5000 Goldgulden

geben, nicht aber als Schuld, sondern als Löse-geld für seinen Bruder Conrad, sofern Du ihn unbeschadet an Leib und Leben binnen acht Tagen herausgiebst. Darzu aber verlangt er, daß die Juden, so heimlich ausgezogen sind von ihm vor fünf Jahren, zurückkommen, denn sie sind seine Unterthanen.

Adelbert. Hahahaha! — Was meinst Du dazu, Ahne? —

Baban. Daß der Bischof ein Narr ist, da er uns solchen Bescheid bietet!

Adelbert. Wisset Ihr nun genug, Herr Gleißner? — Saget Denen zu Wirzeburg, daß sie andermal ihr Entbot sparen können, es sei denn, sie brächten mir in Ehr' und Reu' meinen todten Bruder Adelhart wieder, sonst ist jedwedes Wort verschwend't. (Wendet sich.)

Lörrach. Du willst uns erst hören, wann wir Dir des Adelharts Leiche wiederbringen? — Dann willst Du uns nie hören, denn Du weißt recht gut, daß Du den Adelhart seit chegestern wieder hast!

Baban (auffahrend). Was? — (Bewegung unter den Uebrigen.)

Adelbert. Ich hatt' mein' Bruder wieder? — Meines Bruders Leiche? — Heil'ges Kreuz, das läuft über's Maaß! Scheert Euch zum Satan mit Euren Lügen! —

Lörrach. Nun dann, helf' mir Gott, weiß ich nicht mehr, bin ich hirntoll oder Du! Aber das schwör' ich Dir bei meiner Seligkeit, daß vorgestern Nacht Deines Bruders Leiche unter'm Thorgatter von Würzburg weggestohlen ist, und die Stelle, da er lag, war offen und leer! —

Adelbert. So? — Und da fraget Ihr mich, wer den Leichnam hat? — Fraget lieber Euern Herrn, den Rathulf, denn das hat er selber gethan und ihn heimlich wo anders begraben, weil die Reu' über ihn kommen ist. — Und nun schicket er Euch her und denkt, ich soll mir Honig um's Maul schmieren lassen!? — Wir sind fertig zusammen! — (Wendet sich.)

Lörrach. Nun in Gottes Namen, da Du

blind bist! — Aber soll ich nicht einmal wissen, was Du mit Conraden anfangen willst? —

Adelbert. J ja, — das sollet Ihr bald sehen! — Frawein und Halles, Ihr könnt den Conrad aus dem Thurm bringen. (Frawein und Halles rechts ab.) Verlaßt die Halle, Hild und Onika. Was nun kommt, taugt nicht für Euch: ich werde Euch rufen, wann's vorbei ist. — Adelbert, Du magst dableiben. (Braune-Hilde und Veronika links ab.)

Sechste Scene.

Vorige. Frawein, Halles und Conrad v. Rothenburg mit zwein Knechten (von links).

Conrad (Lörrach sehend). Ha, mein Gott! — (Eilt zu ihm) Seid mir schön willkommen! (Drückt ihm die Hand) Was macht mein Bruder Rathulf? —

Lörrach. Er grämt sich Eurethalb. — Gott helf' Euch, Ihr seid in eines herzlosen Feindes Hände gefallen. (Pause.)

Adelbert. Rothenburg, Ihr seid im Kamps

gefangen werden auf Gnade und Ungnade. — Ich hab' Euch vier Wochen im Keller sitzen lassen, weil ich uneins mit mir war, ob ich Euch abthun sollt', wie die Würzburger meinen Bruder. — Ich will Euch aber richten, rechtschaffen, wie ein Greimann pflegt. Ich will auch nicht selbst entscheiden in meiner eignen Sache, sondern es soll Einer das Urtheil sprechen, der ein reines Herz hat und keinen Haß. — Gott ist über uns Allen und soll uns richten in dieser Stunde im Himmel, wie wir richten werden auf Erden! — — Adelbert, Du bist nun 15 Jahr alt und nicht aus der Art geschlagen. Du kennst noch nicht die Schliche und den Hader dieser Welt und von Deiner Hand ist noch kein Blut geflossen. Du sollst heut' Deine erste Mannsarbeit thun, daß Du zeigest, Du seist ein rechter Babanberger. Sieh' jenen Mann, (deutet auf Conrad) den wirst Du richten.

Conrad (empört) Ein bartloser Bube?! —

Adelbert. Schweigt, Rothenburg! Ihr habt kein Recht, denn Ihr seid der Bruder eines gemeinen

Mörders und wenn ich will, ſeid Ihr vogelfrei in meinem Land. — Ein rein Gemüth und ein ſchuldlos Herz fühlet beſſer, was Gott gefällt, als wir im Zorn! — Adelbert, Du ſollſt heut' das ehrwürdigſte Amt üben, ſo Gott Denen geben, die dieſe ſeine zeitliche Welt regieren, Du ſollſt — richten. — Denk', daß Du das Leben eines Menſchen in Deiner Hand hältſt, den der Herr zu ſeinem Bild erſchuf. Gott ſieht auf Dich und wäget Deine Gedanken, darum mußt Du vergeſſen, daß Dein leiblicher Vater der Kläger iſt. — Willſt Du ohne Lieb' und Haß richten nach Deinem Gewiſſen, ſo gieb mir Deine Hand! —

Sohn. Gott geb' mir Kraft. — (Reicht dem Vater die Hand.) Ich werd's, lieber Vater!

Adelbert. So ſteig' heut' das erſte Mal auf den Ehrenſtuhl zu Deiner Ahne. — (Adelbert der Sohn beſteigt den Ehrenſitz. Baban küßt ihm die Stirn und legt ihre Hand auf ſeine Schulter.) — Höret mich Alle! — Ich frag' Euch Graf von Rothenburg und Euch Lörrach: hat ein Edelmann ſein

Leben verwirkt oder nicht, wenn er an einem ungerechten Streit wissentlich Theil nimmt? —

Conrad. Er hat's verwirkt. —

Adelbert. So frag' ich Euch bei Ehr' und Eid: wenn Ihr in Euer Herz schaut, wem von uns Beiden müßet Ihr Unrecht geben in diesem Streit: Euerm Bruder oder mir?

Conrad (nach heftigem Kampf, herausstoßend). Mein Bruder Rathulf hat Unrecht!

Adelbert. Nun so helf' mir Gott, dann seid Ihr auch schuldig!

Conrad (dumpf). So richtet mich!

Lörrach (flehend). O, mein Gott! Ueb' Gnade, Babanberg! —

Adelbert (deutet abwehrend auf seinen Sohn; kurze Pause).

Sohn. Graf Conrad von Rothenburg, bei Gott und meinem Gewissen, Ihr seid des Todes schuldig nach weltlichem Recht. —

Conrad (wankt).

Lörrach (qualvoll). O, wozu bin ich hergekommen! —

Sohn. Aber wenn er schuldig ist nach weltlichem Recht, so beweiset ihm nun, Vater, daß er auch schuldig ist vor dem Gericht Gottes!? — (Bewegung unter den Anwesenden.)

Lörrach. Dank Dir, Du lieber Junge!

Adelbert (erstaunt). Nun, so wahr ich Dein Vater bin, wenn Du ihn richtest nach Gottes Gesetz, ist er zehnfach schuldig!

Conrad (heftig). Das bin ich nicht! Denn wenn mein Bruder von Euch bedrängt wird, helf' ich ihm, nicht weil er Unrecht hat, sondern weil er mein Bruder ist. Er hat Unrecht in diesem Streit und hat Euch allzuviel des Torts gethan, da er Adelharten abthun ließ und schmählich verscharren. Das hab' ich nie gut geheißen und ihm drob bitter gezürnt. Aber Rathulf ist mein Bruder und so lang' Ihr den nicht aus meinem Herzen reißet, werd' ich in Lieb' an ihm halten und ihm helfen! Oder soll ich's dulden, daß Ihr ihn verletzt in seinem heiligen Amt und vertreibet aus Dem, was sein ist? Seit wannen überhaupt ist's Sitt'

in teutschen Landen, daß sich zween adlige Geschlechter befehden auf den Tod um einen verdammten Juden? — Drum sag' ich's Euch grad' in's Gesicht, daß Ihr längst meinen Bruder gehasset habt, und Euch hernach des Gogels Klag' g'rad' recht kommen ist, um einen Anlaß zu haben zum Streit!! —

Lörrach (erschrocken). Conrad, was thut Ihr!? Das bringet uns Uebles! —

Adelbert (rasch zu Heinz). O, laßt ihn doch! Was fallt Ihr ihm denn in's Zeug, Herr Gleißner? — J, weil Ihr ein grundschlechtes Gewissen habt, und nun das Inwendige der ganzen Sache zur Schau kommt, wohl wisset, wie es um Euern Herrn Bischof stehet! (Zu Conrad.) Das hat Euch, deucht mir, Euer Bruder selber gesagt, Herr Rothenburg, daß ich ihn schon früher gehaßt und des Gogels Klage als Anlaß zum Streite genommen. Aber Das hat er Euch gewiß nicht erzählt, warum wir Beide im Leben aneinander gerathen sein! Ich aber werd's

thun. — doch meſſet mir's nicht bei, wenn Ihr den Kürzeren zieht!

Lörrach (außer ſich). Um aller Heiligen Bitte, Du willſt das vor Deinem Buben erzählen?!

Adelbert. Ja, das will ich. Er iſt alt genug und verſtändig, er ſoll Alles wiſſen, was zwiſchen mir und dem Rathulf vorgegangen iſt, damit er ſeh', wie ſein Vater allerwegen gethan hat! (Zu ſeinen Leuten.) Geht hinaus, Leute! (Frawein, Memming, Halles und Knechte rechts ab.) — Es hat vor Jahren drei Freunde gegeben in teutſchem Land, die hatten Blutsbruderſchaft getrunken für dieſe und jene Welt und daß Gott müſſe über ihre Lieb' und Treue zur Rechenſchaft ſitzen am jüngſten Tage. Dieſe drei Blutsfreunde waren Heinz von Lörrach, Rathulf Euer Bruder und ich, und (deutet auf ſeinen rechten Arm) tragen das Wahrzeichen daran bis an den heutigen Tag.

Gonrad (bewegt). Gott vergeb' mir's, das hab' ich nimmer gewußt, ſonſt hätt' ich meine

Hand dazu nicht geboten! — Das macht den Handel noch ſchlimmer!

Adelbert. Wir waren beiſammen in Freud' und Leid' und haben manch' herrlichen Tag verlebt gegen die Normannen. Lörrach war damals arm und landlos, und ich auch und mußt' hinaus in's Reich, meine Sporen verdienen. Rathulf indeß war ein mächtiger Herr über Land und Leute, aber eigenwillig, wankelmüthig in allen Dingen, ausſchweifend in der Frauenlieb' und jäh in ſeiner Begier, wie ein Kind, das ſich ſelber nicht leiten kann. Derowegen mocht' ſchon damals Niemand mit ihm aushalten, nur wir, er ließ ſich auch nur von uns was gefallen. Als nun Karl der Dicke abgeſetzt und der teutſche Adel zu Tribur am Rhein verſammelt war und Arnulfen zum König ausrief, ſah Euer Bruder Braune-Hilden, Otto des Sachſen älteſte Tochter.

Sohn. Meine Mutter?!

Adelbert. Deine Mutter, mein Sohn. Da entbrannt er für ſie und wollte ſie freien. Als er nun zur Werbung fuhr, wies ihn Deine Mutter

ab, weil er einen böſen Leumund hatte im Land und ſagte ihm: daß ſie keinen Mann freien könnt', den ſie nicht aus voller Seele lieben müßte und ihm die Hand kuſſen zu jeder Stund' vor herzinniger Ehrfurcht und Demuth! — Da iſt er in Haß und Wuth wiederkommen und hat es uns geklagt. — Als ich d'rauf von König Arnulf geſendet worden bin an Herrn Otto's Hof und mit meinem Vater ſeelig hinritt, hab' ich Deine Mutter kennen gelernt und lieb bekommen und ſie mich auch, und unſre Aeltern haben's geſegnet. Da hat der Rathulf an ſelbigem Tag, als er's hörte, ſein ritterlich Wehr von ſich geworfen und ſich der Kirche geweiht, und ſo erbärmlich wie er iſt geweſen als weltlicher Herr über ſein Volk und über ſich ſelbſt, ſo erbärmlich iſt er worden, als Diener des Höchſten! Und da er ſchon das heilige Kleid trug, was hatte er zu ſchaffen mit irdiſcher Lieb? — Und doch iſt er vor mich und mein Gemahl hingetreten zu Regensburg in der Kirche, Conrad, hat

sie gehöhnet und gesagt: er wolle ihr zeigen einstmalen, daß sie ihn werde fürchten und sich demüthigen müssen, und hat mir seine Bruderschaft aufgesagt! — Hab' ich gelogen, Ahne? Ist's nicht so, Lörrach? — (Kurze Pause, eben wie Baban sprechen will, sagt:)

Lörrach (schwermüthig). Es ist so, daß Gott erbarm'! —

Adelbert. Da habt Ihr Euern Bruder! Und wenn er in der Kirche beuget die Kniee, muß es Euch durch die Seele fahren, daß ja doch Alles Lug ist!! — (Pause, Lörrach preßt die Hände krampfhaft vor's Gesicht, Conrad steht wie versteinert.)

Sohn. Habt Ihr was zu erwiedern, Herr Rothenburg?

Conrad (stumpf). Darauf — nichts mehr! (Pause.)

Adelbert. Bist Du einig mit Deinem Spruch, Adelbert?

Sohn (nach einem Moment Bedenkens). Ja, lieber Vater.

Adelbert (öffnet die linke Thür und winkt herein, dann die rechte Thür und ruft). Kommt Alle herein!

Siebente Scene.

Vorige. Braune-Hilde und Veronika von links. Strawein, Memming, Halles und Knechte von rechts.

Adelbert. Thu' Deinen Spruch! — (Pause.)

Sohn. Vor irdischem Gesetz seid Ihr des Todes schuldig, Graf von Rothenburg, aber vor Gott, Vater, ist er unschuldig, denn er hat seinen Bruder so nicht gekannt, als er ihn jetzt kennt! Darum, weil Gottes Recht höher ist, denn Menschenrecht, sollst Du Conraden von Rothenburg weder an Gut noch Leben schaden. Da er aber gleichwohl Dein Feind und in Deiner Gewalt ist, sollst Du ihm ritterlich Gefängniß geben auf sein Wort, bis er sich löset! (Steigt vom Ehrenstuhl. Allgemeine frohe Bewegung.)

Lörrach. O, Du glücklicher Adelbert. —

Conrad. Träum' ich denn? —

Adelbert (voll Freude Brauno-Hilden umarmend). O, wie dank' ich Dir, mein liebes Weib, daß Du mir solch' Kind geboren haſt! (Umarmt den Sohn.) O, mein lieber Sohn! Du haſt Deines Vaters Herz entlaſtet, Du haſt gerecht gerichtet. (Führt ihn zu Baban.) Segne ihn, Ahne! — (Indes Baban den Knaben umarmt und segnet, und die Mutter ihn gerührt an ſich preßt, geht Adelbert zu Conrat und nimmt ihn bei der Hand.) Bis Ihr gelöſt ſeid, laſſet es Euch bei uns gefallen, — auf Euer Wort. (Führt den Sprachloſen zu den Frauen.) Liebe Frauen, Eurer Huld empfehl' ich dieſen Gaſt.

Baban (ſeine Hand faſſend). Seid willkommen, Herr. Möge uns Allen die Stunde Glück bringen. (Conrat beugt ſich über ihre Hand und küßt ſie.)

Achte Scene.

Vorige. Sturmfeder (ſehr bewegt, raſch von rechts).

Adelbert. He, da iſt ja der Sturmfeder! (Geht auf ihn zu und reicht ihm die Hand.) Was bringt Ihr uns denn von Thetraß? — Wetter,

wie seht Ihr denn aus? Thränen im Bart und Lächeln auf der Wange? —

Sturmfeder. Gott segne Euch den Tag. — — Ich bring' Euch einen lieben Gast in's Haus, wann er auch fein still ist.

Adelbert (ernst). Einen lieben Gast? — Seid Ihr irr'? —

Sturmfeder (kaum seine Rührung bezähmend). Herr, ich muß halt weinen, — denn — ich bring' Euch des Herrn Adelhard's Leich'? — (Alle zusammenfahrend.)

Baban (aufstehend.) Meinen Sohn? —
Veronika. Adelhard? —
Adelbert. Meinen Bruder? — } (zu einander)

Sturmfeder. Ja, er braucht sich nicht mehr treten zu lassen von dem Gesindel in Wirzeburg, er liegt drunten in der Kapell' und wartet auf Euch! — —

Baban. Siehst Du mein Sohn, Gott hat Dir geholfen! —

Lörrach. Hab' ich noch gelegen, Babanberg? —

Adelbert (aufstehend) Wer hat mir Das gethan?! —

Sturmfeder. Der Gegel hat ihn mit List aus Wirzeburg geholt und gen Thetraß gebracht. —

Alle (erstaunt halblaut). Der Jude? —

Adelbert (die Hände erstaunt zusammenschlagend). Der Jude! — (Steht momentan wie verloren, dann weinend.) O, das soll ein wahrer Festtag werden, der Namenstag, Ahne! (Eilt zu Saban und hißt ihr den Ehrenhut herunter.) Kommt Frauen, kommt Leute, wir müssen sehn, ob's denn möglich ist! — (Voll Feuer.) Wir wollen eine große Todtenmess' halten, alles Volk in Babanberg soll den armen Adelhard zu Grab geleiten und die Bruderliebe wird wachen über seiner Gruft, daß ihm kein Feind wieder einen Schimpf thun soll!! (Er eilt mit Saban rechts ab. Alle folgen ihm, außer —)

Neunte Scene.

Conrad und Heinz v. Lörrach.

Lörrach (zu Conrad tretend, der hier vor ſich hinſieht) Ermannt Euch, Conrad; — 's iſt ja Alles beſſer abgelaufen, als ich dachte? — Was ſoll ich Eurem Bruder ſagen, wenn ich zurück komm'? —

Conrad (heftig) Ich hab' keinen Bruder mehr, ſagt ihm das! — (Voll Indignation) O, wenn mir lieber der Babanberg das Haupt abgeſchlagen hätte, als daß ich mir Das muß ſagen laſſen und darf ihn nicht Lügen ſtrafen! — Und Ihr Heinz, der immer das Meiſte über ihn vermocht, mehr denn wir, ſeine Brüder, habt Ihr denn gar nichts darzu thun können? —

Lörrach. Mein Conrad, — nichts! Von der Stund' an, da er hörte, daß die Braune-Hilde den Adelbert genommen, war's als wenn der Böſe in ihn gefahren wär', wie er in die Kutte! —

Conrad. Mag er's denn haben! — Wie ich an meinem Bruder Mathulf gehangen hab', trotz all' seinen Fehlen, das weiß Gott, aber ich kann ihn nicht wiedersehn, Heinz, kann ihn nicht sehn in seinem geweihten Kleid, es sei denn, er thu' ab sein Haß und gebe Frieden! — Seht Euch um und sagt selbst: geht Einem nicht ein wunderbarer Schauer durch's Herz, wenn man sieht, wie hier Eins am Andern hängt in inniger Liebe? — Hier ist noch die ächte Majestät, der ächte Glaub' und die wahre Treu', die vom Herzen kommt und zum Herzen geht, nicht aber um Gewinnes, — und wenn einer noch nicht dran glauben will, wann er das Salomosurtheil dieses Knaben gesehen hat, so muß ihm das Wahrzeichen in's Antlitz schlagen, daß derselbe Jude, der vor dem argen Regiment meines Bruders fliehen ist, sein Leben einsetzt um diesen Adelbert! Die Kunde, Heinz, wird durch's ganze Land gehn und sein Lob so ausschreien, daß das Würzburger Treiben auf ewig gezeichnet ist! — (Conrad will reden.) Ich

will nichts mehr wiſſen von ihm, redet kein Wort! — So lang' er nicht Friede ſchließt und ſich verſöhnet mit ſeinem eignen Schwur, mag er mich unter die Todten zähl'en! —

Lörrach (nach einer Pauſe ſchmerzlich). Ich werd's ihm ſagen. — Aber Conrad, — nehmet Euch nur in Acht hier — vor zween blauen Augen und einem — Wittwenſchleier! —

Conrad. Das verſteh' ich nicht! —

Lörrach will ſich eben erklären, wird aber unterbrochen von —

Zehnte Scene.

Vorige. Adelbert, Bothon von Braune-Hilde geführt. Veronika, Adelbert der Sohn, Sturmfeder, Frawein und Helles. (Alle ſehr bewegt von rechts.)

Adelbert (zu Lörrach). Ihr mögt mir's nicht verübeln, Lörrach, daß ich Euch nicht geglaubt habe. Ich konnt's nicht glauben! Und jetzt noch, da ich meines Bruders blutige Leiche leibhaftig geſehn, deucht's mir wie ein Wunder. —

Wie iſt das geſchehn? — Das iſt eine That ſo kühn und wagehalſig, wie nur Einer ausſinnt, der das Leben auf eine taube Nuß ſetzt! — Mir zu Lieb' und von einem Juden!! — (Rasch.) Ruft mir den Gogel, ich muß den Gogel ſehn!! — (Halleſ öffnet die rechte Thür.)

Elfte Scene.

Vorige. Gogel (von rechts).

Adelbert (auf Gogel zueilend und ihn verwundert gedenkt). Jude! Gogel! Iſt's denn wahr?! — Du, Du haſt mir meines Bruders Leiche aus Wirzeburg geholt?! — (Kurze Pauſe.)

Gogel. Nu freilich, der Gogel is es gewesen. —

Adelbert (drückt ihm heftig die Hand). So wahr mir Gott verhelf' zu ſeligem Ende, daß Du, ein ſchlechter, verachteter Jude, mir haſt meinen armen Bruder zu Ehren gebracht und mit Gefahr des Lebens dieſe tiefe Schande von mir genommen und meinem Haus, — und wenn

ich leb' bis zum jüngsten Tag, das werd' ich Dir nie vergessen!! — (Pause.)

Gogel (Adelberten die Hand streichelnd). Gestrenger Herr Graf, Se können sich nich mehr freuen jetzt, wo er wieder da is, als ich geschwitzt hab' vor Angst, als ich'n hab' vergestern Nacht geholt aus'n Hundeloch von Wirzburg. — Der Herr Graf is uns Jüden schuldig gewesen 5000 Gulden und hat se bezahlt mit Blut von seine zwei Brüder und mit heiße Thränen und Schimpf und Herzeleid. Da sind die Jüden zusammengekommen und haben gesagt: Wir sind unrein vor'm Gesetz, denn an uns klebt das unschuldige Blut von de Herrn Brüder von unsern Schirmherrn und der Herr Adelhart muß sich lassen beschimpfen noch im Grab' von seine Feinde. Da is der alte Gogel gegangen und hat de Leiche geholt, und de Babenberger Jüden sind wieder rein vor'm Gesetz. — Nu is es geschehn. — Der Herr Graf kennt de Jüden nischt, wenn er nich weis, daß unsere Leute sein treu bis in'n Tod, wenn se werden behandelt gut, und daß die

Juden sind Spitzbuben, wenn se haben zu thun mit lauter Spitzbuben! —

Adelbert. Aber wie hast Du den Leichnam gekriegt, Gogel? — Bei meiner Ehr' fast sollt' ich glauben, der böse Feind habe Dir geholfen! —

Gogel. Nein, ein guter Engel hat mer geholfen. Hören se zu. — Der Gogel hat genommen e' große Kiste mit Leinewand ausgeschlagen, die hat gedustet von Spezereien, und is verige Woche mit seine zwei Leute gegangen nach Wirtzburg. Vor der Stadt hat er gelaßt stehn den Karr'n mit de Kiste im Wald beim alten Zigeuner Haeme, und is geschlichen wie's finster war durch das Jüdenpförtchen hinein nach Wirtzburg und hat sich versteckt bei eine alte jüdische Frau. Die is nämlich damals geblieben verschont vom Zorne von'n schönen Herrn Bischof, denn se hat sich müssen laßen taufen, daß se kann leben ohne Furcht. — Mein Gott, wenn Einer is e' rechter Jüd', bleibt er e' Jüd', ob er hat gemacht naß den Kopf oder nich! — Da hab' ich ausgekundschaft de Gelegenheit und genommen

Kuchen, Braten und schweren spanischen Wein, und hab' dermit geschickt e' armes christliches Mädchen Abends zu de Wache vom Thor, wo der todter Herr Bruder liegt. Se hat ausgerichtet e' schönen Gruß vom Herrn Soundso und se hat hier was abzugeben. Da haben de Leute von de Thorwache gelacht über de dumme Gans und haben gefressen und gesoffen, bis se waren steif wie de Böck'. Wie is Alles gewesen mausestill, is der Gogel gekommen mitten in der Nacht mit seine Leut, und 's Herz hat'n gewackelt vor Angst wie e' Lämmerschwanz. Da hat er leise aufgezogen das Gatter von's Thor und wer haben herausgegraben den todten Herrn Adelbart. Haß de gesehn, weg sind wer gewesen in'n Wald, haben de Leiche gewaschen und gelegt in de Kiste und haben zugefahren wie toll, bis wer sind gewesen glücklich über die Grenze in Thetraß beim Herrn Gumpendorf! —

Adelbert. Nun sag' einmal, liebe Ahne, war's Unrecht, daß ich den Juden aus ihrer

Anast geholfen und Freistatt gegeben hab', wenn's solche Leute d'runter giebt, wie den Gogel? —

Baban. Gute Menschen hat Gott lieb, so es selbst Heiden wären. Heut' ist wahrhaftig ein Ehrentag, denn unser Haus ist wieder aus dem Staub erhoben, und wenn der Himmel dazu einen armseligen Juden würdig findet, magst Du ihm und seinen Genossen, die Dir so treu gedient, auch eine Ehr' anthun, daß sie des heutigen Tag's nimmer vergessen. —

Adelbert. Das will ich! Sag' Gogel, was soll ich Euch schenken? —

Gogel. Möcht' ich es doch nich sagen um de Welt, was wir jüdische Leute haben möchten. Es könnt' geben e Aergerniß und —

Adelbert (einfallend). Sag's, Jude! Du kannst mich ärgern. Du hast was bei mir zu gut! —

Gogel. Wenn ich es soll sagen, — gut! — Der Herr Graf hat uns jüdische Leut' nach Babanberg genommen in seinen Schutz und hat se noch nicht einmal gestraft und besteuert, wenn se haben gebetet zum Gott ihrer Väter am Sabbath.

Die Juden sind glückliche Leute geworden in Babanberg. — Es fehlt nur noch eins! —

Adelbert. Na? —

Gogel (schuchtern). Daß wer haben e' Haus, um zu beten zum Gott unsrer Vater! — (Innig.) Erlauben Se uns zu bann 'ene Synagoge! (Erschrocken.) Es is verlangt viel, gestrenger Herr, — aber es is auch nur e' schwacher Wunsch von uns arme 'rumgeschuppste Leut'. —

Adelbert (nach einer Pause). Ihr sollt die Synagoge haben, Gogel! —

Gogel (ganz bestürzt vor Freude). Wer —, wer soll'n, — wer soll'n de Synagoge haben?! — (erhebt inbrünstig seine Hände.) Herr Gott Abraham's, Isaak's und Jakobs! Ich will mich lassen zerreißen Glied für Glied, und soll mer de Zunge verdorren bei dem Schwur, wenn wir Juden nich vor Euch gehen durch Dick und Dünn, so lange von Babanberg steht noch e' Schernstein! — (Küßt ihm die Hand.) Es giebt wenig gute Herrn in so 'ne traurige Zeit, darum giebt es so viele schlechte Juden. — Soll Gott

schützen Euer Geschlecht für und für! — An den Tag wollen mer denken! (Tritt zurück.)

Adelbert (freundlich). Laß' es gut sein, Gegel. — Ei, mir fällt was ein! (Zu Lörrach.) Ich hab' des Rathulfs Friedensverschläge nicht angenommen, Lörrach, aber damit er sieht, daß ich keine Luß am Hader hab', will ich ihm welche thun, so er sie annimmt, mögen wir endlich Ruhe haben. Dazu brauch' ich aber einen Boten, der ein feiner Kopf und zähe ist und unbengsam. — Frawein, Ihr seid eine zu grade Seel', Euch betrügen sie in Wirzeburg, — der Sturmfeder verdirbt Alles in seiner Hitz', — aber der Gegel, das wär' so einer! — Hahahaha, ich will dem Rathulf den Gegel senden, die Beiden werden mit einander am Beßen fertig! —

Lörrach (erschrocken). Adelbert, das giebt ein Unglück! — Ich bitte Dich! — Denkst Du, daß Rathulf den Schimpf ertragen wird?!

Adelbert. Was, Schimpf? — Hab' ich's ertragen müssen, daß mein Bruder Adelhart ent-

hauptet und geschändet ward, daß der Bischof meiner Frauen öffentlich Trutz geboten in der Kirch' zu Regensburg und hab' mich doch nicht gerächt an Conraden, und er will's als einen Schimpf nehmen, wenn ich ihm einen Juden als Botschafter schick'?! —

Lörrach (außer sich). Grade den Gogel, der Adelharts Leiche gestohlen! Wenn er's erfährt! —

Adelbert (heftig). Grade darum! Nun werd' ich grade den Gogel schicken, daß die ganze Welt sehe, daß die Treue annoch geehrt wird, an wem's auch sei! Und wer mir den Juden anpackt, sag' ich Euch, der soll mich kennen lernen! Ich schone nicht Weib noch Kind, so ihn nur ein Würzeburger Hund anbellt!! — (Geht ein Paar Schritte auf und ab.) Gogel, willst Du die Botschaft thun? —

Gogel (nachdem in ihm alle Bedenken der Furcht und Klugheit gekämpft, schüchtern). 'S is ne lißliche Sache, gnädiger Herr Graf. — De Synagoge! — Ja, ja wohl! — Ja, ich werd' se thun, und der Herr Bischof wird wohl mit sich reden lassen.

— Wenn er will haun auf den Juden, muß er doch haun zuerst auf den Gesandten.

Adelbert. Hahaha! — Ich werd' Dir den Sturmfeder mit ein Paar Leuten mitgeben. — Geh', nach der Messe werd ich Dir Deinen Auftrag sagen. (Gogel verbeugt sich. — Indem sich Adelbert wendet.) Lasset uns denn unsern lieben Adelhart zur ewigen Ruh' bestatten. — (Reicht Baban, die den Sitz verlassen, den Arm und will sich entfernen; Alle wenden sich um zu gehen.)

Lörrach. Gott sei's geklagt! Der Bischof oder der Ritter! Einer wird sich an dem verfluchten Juden doch das Genick brechen!! (Indem er sich wendet)

(fällt der Vorhang rasch)

Zweiter Akt.

Wirtzeburg (3 Tage ſpäter).

Biſchöfliche Reſidenz auf dem Marienberge.

St. Kilians-Halle.

(Große Halle im byzantiniſchen Styl, der jedoch die einfältige Strenge der Babanberger Ahnenhalle vermiſſen läßt und in den ſchnörkelhaften Luxus der Band-, Zacken- und Arabeskenornamente ausgeartet iſt. Die Halle, von einer Balkendecke getragen, ruht im Hintergrunde auf zwei Rundbogen, deren Säulen, eine in der Mitte, die beiden andern in jeder Ecke ſtehen. Links Rundbogenfenſter, rechts ziemlich vorn eine Thür. Im Hintergrunde zwiſchen der linken Eckſäule und der in der Mitte großer Eingang, der in einen langen mit Fenſtern erhellten Corridor mündet, der ſich nach links verliert. Zwiſchen der rechten Eck- und der Mittelſäule eine Niſche, die durch einen koſtbaren Teppich verſchloſſen iſt. Rechts obnweit der Thür Tiſch mit Schreibgeräthen und ein Stuhl, links, beim Fenſter, Tiſch mit langen Teppichen bedeckt, auf deſſen Wandſeite ein Stuhl, rechts nach der Scene zu des Biſchofs Seſſel ſteht. Das Fenſter iſt geöffnet.)

Erſte Scene.

(Wie der Vorhang aufgeht, ſitzen Biſchof Rathulf und Schweicher von Hattſtedt links beim Brettſpiel. Ohnweit des Biſchofs, mitten in der Scene, ſteht Rubach v. Meß Bericht erſtattend. Till der Narr auf dem Stuhl rechts. — Kurze Pauſe.)

Rathulf (nachdem er einen Zug gethan, den Kopf ein wenig wendend zu Rubach). Und ſie hat nicht eingeſtehn wollen, daß es der Gogel geweſen iſt?

Rubach. Nein. Ich hab' das Weibsbild in den Bock geſpannt, bis ſie blau wurde, ſie blieb dabei, es ſei ein alter Jude geweſen, der ihr den Wein und das Eſſen für die Wache gegeben, wiſſ' aber nicht wer, ſie kennt den Gogel gar nicht.

Rathulf (wendet ſich ärgerlich ganz um). Recht ſo! Alles iſt ſtockiſch gegen mich! Ich werd's noch erleben, daß mir die Buben ein Bein ſtellen, wenn ich über die Straße geh'! — Es bleibt dabei; da ſie nicht geſtanden hat, wer es iſt, laß' ſie auf dem Markt ausſtäupen als eine liederliche Dirne!

Rubach. Ew. bischöfliche Gnaden mit Verlaub; das Mädel scheint nichts weiter zu wissen. Sie hat im Bock gesagt, wenn ich sie weiter peinige, wolle sie sagen, es sei der Gogel gewesen, aber sie könn' dann vor Gott die Lüge nicht verantworten. Ueberdem ist sie des Schmidts Urach, des Schultheißen Schwester-Tochter und hat's in der Dummheit gethan. Der Urach will 50 Gulden geben, daß sie nicht gestäupt wird, — ihre Mutter ist eine alte kranke Frau —

Rathulf (wuthend dazwischenfahrend). Der Urach hat Dir wohl mit einer Mandel Blecheln die Gurgel ausgeschmiert, daß Du auf einmal so lammsfromm bist? Geh! Ich werd' den Wirzeburgern ihre verdammte Verstocktheit schon austreiben! (Rubach durch die Mitte ab.) — Ihr seid am Zug, Schweicher.

Schweicher. Nein, Ew. Gnaden, Ihr, so mir recht ist. — (Sie spielen weiter.)

Narr (dazu tretend). Bruder Bischof, da Du so fleißig draufles gerden läßt, wird Menschenhaut fein rar werden in Wirzeburg. — 50 Gulden

und gar ein guter Maulkorb für Hundszähne, Du hätteſt ſie nehmen ſollen.

Rathulf. Ich möcht' nur wiſſen, ob Du ein größrer Narr oder Spitzbube biſt, denn den Narren allein halt' ich, den Schelmen ſteck' ich in's Eiſen.

Narr. Ich will mir die Ohren abſchneiden laſſen, wenn Du mich nicht für meine Spitzbüberei bezahlſt und für meine Narrheit in's Loch ſteckſt! —

Schweicher. Haha, das glaub' ich Euch doch nicht, Till!

Rathulf (weiter ganz heiter). Gt, das will ich gleich einmal ſehn. Aber weh' Deinem Buckel, wenn ich Dich ertapp' und Deine Narrheit aus Deiner Spitzbüberei oder Deine Spitzbüberei aus Deiner Narrheit erkenn'!

Narr (ſteht aus dem Kenter, indem er ſich plötzlich auf die Zehen ſtellt). Herrje, da kommt ja der Lörrach geritten! —

Rathulf (bahig). Der Lörrach?! — (Steht auf)

Narr (ist an's Fenster getreten). Nein, nein, ich hab' mich versehn, es ist der Rubach, der Lörrach reitet ja einen Falben. (Rathulf setzt sich verdrießlich.) Ach, der Lörrach! — Sag', wird er Friede bringen oder nicht? —

Rathulf. Ich denk', er bringt Frieden; — warum, Narr?

Narr. Ich wünscht' ich wär' eine Maus und säh', was in Babanberg vorgeht. — In dieser Nacht hat mir was geträumt, — ich glaub' immer, wir kriegen Friede. — (Sieht sehr nachdenklich aus.)

Rathulf (heiter). Ich möcht' doch wissen, wie ein Narr vom Frieden träumt, kannst Du mir's nicht sagen? —

Narr. Denk' Dir, Bruder, ich träumt', ich wär' in der großen Ahnenhalle zu Babanberg. Sie waren alle bei einander, der ganze Stall, und der Lörrach bringt eben sein' Sache vor. (Mit baroque-darstellender Geste und Grimasse.) Das alte Raffelscheit, die Baban, sitzt auf dem Ahnenstuhl, wie eine alte Spinne zwischen zwei Pfosten hänget. Sie thut, als wenn sie spänne, aber sie

wackelt bloß mit dem dürren Gebein, denn ihr iſt der Schleim zum Faden längſt ausgegangen. (Rathulf und Schweicher lachen.) Die Braune-Hild ſteht auf der einen Seit' und höret andächtig zu, und wann die Alte ein Geſicht ſchneid't, ſchneidet ſie's nach. Sie ſieht verdammt mager aus und unanſehnlich, wie eine lebensmüde Henn', der das Eierlegen ſchwer wird. Sie hat einen Buſen wie ein Laubfroſch, ihre dürren Hüften ſtehen ihr zu beiden Seiten herfür, wie die Stangen an einer Kirmeßbude, und wann ſie ihren Mann küßt in Ehrfurcht und herzinniger Lieb', ſchmatzet ſie wie ein Ferkel!

Schweicher (ſich vor Lachen ſchüttelnd). Hahahaha!

Rathulf (ungeheuer lachend). Till, Du gefällſt mir! — Hahahaha, ich erſtick' noch! (Nimmt einen Beutel vom Tiſch, der bei dem Brettſpiel gelegen und wirft ihn dem Narren zu) Da haſt Du zehn Gulden für Deine luſtige Zung'! — (Narr fängt den Beutel und ſteckt ihn ein. Rathulf ſich vor Lachen die Seiten haltend) Hahahaha! (Schweicher kann

vor Lachen nicht ſprechen, ſondern nicht nur.) Man ſieht die ganze elende Sippſchaft ordentlich vor ſich! 's iſt zum Berſten! — Weiter, Till, weiter! —

Narr. So?! (Macht ihm boshaft eine Naſe.) Etſch! — Siehſt Du, mein Sohn, meine Spitzbüberei iſt Dir am Liebſten! Haſt Du mich nicht dafür bezahlet? —

Rathulf (ſtarr). Spitzbüberei? — (Wuthend.) Du Hund! und haſt mich alſo angelogen? —

Narr. Angelogen! —

Zweite Scene.

Vorige. Lörrach (durch die Mitte).

Rathulf. Ha, Lörrach! — (Kurz, heftig.) Hat er mein' Bedingungen unterſchrieben?

Lörrach. Nein.

Rathulf (wuthend). Verdammt! — Geht Alle hinaus! — (Starrt grollend vor ſich hin.)

Narr. Ich erzähl' Dir dann für neue zehn Gulden mein' Traum weiter!

Rathulf (erhebt wie zum Schlage die Fauſt). Hinaus, Schuft!

Narr (duckt ſich). Hahaha! Zehn Gulden für eine feine Schelmerei und keine Peitſche für eine grobe Wahrheit! (Schweicher und Narr durch die Mitte ab.)

Rathulf (der haſtig auf- und abgegangen, nach kurzer Pauſe). Und hat Dich alſo rund abgewieſen? —

Lörrach. Er will mit Dir Frieden machen, aber Deine Bedingung will er nicht.

Rathulf. So?! — Er meint, er kann's mir jetzt bieten! —

Lörrach. Hätteſt Du damals Friede gemacht, als er Dich anging um Adelhart's Willen, ſo aber —

Rathulf. Schweig! Der beſte Friede hätt' mir nicht ſo viel Freude machen können, als jener Tag, da ich ihm einen ſolchen Hieb geben konnte. — Was macht Conrad?

Lörrach. Rathulf, Du haſt keinen Bruder mehr, — das —

Rathulf (aufſchreiend vor Schreck). Heinz!! —

Heinz, um Jesu Erbarmen, er ist todt?! Hat er ihn todtgemacht?! —

Lörrach. Nein, er lebt, aber —

Rathulf (aufathmend, freudig). Ha! Er lebt! — Hahahaha, an meiner Angst merk' ich erst, wie tief ich Adelberten mit Adelharts Tod getroffen! — Was ist's weiter?

Lörrach. Conrad will nichts mehr von Dir wissen, es sei denn, Du schließest Friede und versöhnst Dich mit Deinem Blutschwur, den Du Adelberten gethan hast.

Rathulf. Was?! — Er lebt und läßt mir Das sagen? Und wer hat ihm gesagt, daß ich dem Adelbert Blutstreu geschworen? —

Lörrach. Das hat ihm Adelbert selbst gesagt und ihn vom Tode freigesprochen, denn er habe Dich noch nicht so gekannt, wie er Dich jetzt kennt: —

Rathulf. Und sie haben mir also den Conrad abwendig gemacht, haben ihm wohl gar gesagt, daß — daß die Hild mich abgewiesen und,

— ach und Alles, was ich vor ihm verborgen hab'? — Sprich's aus, sprich's aus! —

Lörrach. Ja.

Rathulf. Daß die ewige Finsterniß sie All' hinunterschläng'?! — Die Niedertracht will ich ihnen gedenken und so ich Mütz' und Krummstab verlier'! Ich hab' Niemand, der mir sein Herz geschenkt hat im Leben, als Conraden und Dich, und nun haben sie mir auch noch Den genommen! (Faß weinend, vor Wuth stampfend.) Will der vermaledeite Babanberg denn Alles haben?! —

Lörrach. Nein, Rathulf, nein! — Conrad wird sich wieder zu Dir wenden, Du sollst nur Friede schließen! — Gieb Friede! Ach, das ganze Land schreit wider Dich und Du magst am Ende dastehn, allein, und Keiner wird mehr zu Dir halten.

Rathulf. Haha! Meinst Du's auch? — Und ich soll Alles vergessen und freundlich thun, vielleicht weil ich nun elend bin, nicht Ritter nicht Pfaff, und mein Leben hindring' in Gram und Galle?!

Lörrach. Warum haſt Du mir auch nicht gefolgt, da ich Dich gebeten habe, Du möchteſt doch nicht geiſtlich werden! —

Rathulf (heftig). Ich bin's einmal! — Und da ich's bin, will ich's auch ſo ſein, daß ſich die Weltleute wundern ſollen. Bin ich allein, ſo will ich auch allein ſein! — Allein? — Haha, Du ſollſt bald ſehen, was ich noch für mächtige Freunde habe, ſo ich nur erſt will!

Lörrach. Behüt' Dich Gott vor denen! — Ich weiß wohl, wen Du meineſt: den Wälſchen, den Hatto von Mainz, der unſer Kanzler iſt, ſammt ſeinem Anhang. — Daß der Dir helfen wird gegen Adelbert, ſo Du ihn anrufſt, weiß ich wohl, denn er ſieht's nicht mehr wie gern, daß Du den Babanberg befehdeſt und die ganze Sachſenlinie, die das wälſche Weſen in Regensburg nicht leiden kann. — Schick' nicht zu ihm, vertrag' Dich lieber mit Babanberg! Sieh, Du biſt trotz Deinem Amt bisher noch ein unabhängiger Herr und deutſcher Edelmann 'blieben, ſo Du Dich aber an ihn um Hülfe wendeſt, und

zeigt, daß Du ihn brauchſt, wirſt Du ſein ohnmächtiger Sclav! Darauf warten ſie blos eben! — Wann's aber ſo fortgeht, ſeh' ich die Zeiten des armen Kaiſer Ludwig wiederkommen und deutſche Sitte mag ſich in's Grab legen, denn wir reißende Wölfe werden ſie über uns kommen!

Mathulf (weiter). Conrad war mein Liebſtes auf der Welt, mein Auge iſt er geweſen! — Wann Alle ſich von mir wenden und mich ſchelten, um ihn hab' ich's nicht verdient! — Mein Bruder Eberhardt iſt ein Taugenichts, der von mir weichet, wann ich in Noth bin. —

Lörrach. Darum mach' Friede und Du haſt Conraden wieder. Sieh, der Adelbert iſt nicht ſchlecht, er hat ihn geſchont, ob Du auch ſeinen Bruder ſo ſchmählich gerichtet haſt. Denk', wenn Du Dich mit ihm vertrügeſt, Ihr könntet Franken, ganz Deutſchland könntet Ihr in Eurer Hand halten, daß wir nicht von den Regensburgern unterdrückt würden! Wann Du ihm Deine Hand bietеſt, wird er nicht nein ſagen. —

Rathulf (ſchwankend). Und was will er denn haben? —

Lörrach. Er hat Einen hergeſchickt, der ſoll mit Dir reden. Sei klug, ſtoß' Dich nicht an dem Manne, ſonſt iſt's vorbei.

Rathulf. Wer iſt's? Bring' ihn her! —

Dritte Scene.

Vorige. Eberhardt (ſchwankend durch die Mitte).

Eberhardt (der angetrunken iſt, mit etwas ſchwerer Zunge). Willſt Du leiden, daß Dir der Babanberg offen Trutz bietet in Wirzeburg? Im Höllenpfuhl will ich brennen wie ein Kienſcheit, wenn ich das zulaß'! — D'runten in der Stadt im rothen Löwen ſitzet der Gumpenberk mit zwanzig Lanzen aus Babanberg und haben den Gogel bei ſich.

Lörrach. O, 's iſt aus!
Rathulf (auffahrend). Ha!
(Faſt zuſammen.)

Eberhardt. Der Rubach wollte den Juden 'raus haben, da gaben ſie ihn für einen Boten des Adelbert an Dich aus und zogen blank.

(Rathulf erhebt außer sich die Faust, läßt sie dann langsam geballt sinken, und blickt bis Ende der Rede stier vor sich hin.)
Ich sagte dem Rubach, er soll d'reinhaun, aber er wagt' sich's nicht ohne Deinen Befehl: — Was soll geschehen?! — (Pause.)

Lörrach. Rathulf —

Rathulf (bedeutet ihm, daß er schweige, langsam und ruhig). Der Rubach soll sie in Ruhe lassen. — Der Sturmfeder ist Babanbergs Bot' und soll mir den Juden ausliefern.

Lörrach. Das ist nicht —

Rathulf (donnernd). Schweigt, es ist so! —

Eberhardt (giftig). Wenn der Jude aber doch der Bot' ist und Du hörst ihn an, will ich meinen Dolch fressen sammt Heft und Scheide, wenn ich nicht dreinfahr'! — Pfui Teufel! — Wenn Dich die Kutte zu so einer Memme gemacht hat, sollen die Buben auf der Gasse vor Dir ausspeien!! —

Rathulf. Himmel und Hölle! — Ich sag' Dir, ich thu', was ich will. Ich muß Conraden wiederhaben, und wenn ich mir einen Schimpf

muß anthun laſſen, iſt's meine Sache! — Der Sturmfeder liefert mir aber den Vogel aus, ſag' ich, und das iſt ein gutes Zeichen von dem Adelbert. — Haſt Du Dich wieder einmal in meinem Wein getröſtet? Weiter kannſt Du nichts als ſaufen und raufen. Sei froh, daß ich Dir Deine ſchöne Wach' am Thor vergeſſe, wo Ihr Euch beim Judenwein den Adelhart ſtehlen ließet! Geh! —

Eberhardt (für ſich). Der verdammte Bußprediger! Wann man ihn einmal erſt los wär'! (T. r. Mitte ab.)

Lörrach. Aber Rathulf, Du irrſt, Vogel iſt doch Babanbergs Bot' an Dich. (Rathulf ſcheint ihn zu überhören und macht nach der Thür ein Zeichen.)

Vierte Scene.

Vorige. Diener (durch die Mitte).

Rathulf. Bitt' Herrn Schweicher her; der Kaplan ſoll auch kommen und Rubach mag ſeine Leute im Vorſaal halten. (Diener durch die Mitte ab.)

Lörrach. Hörst Du denn gar nicht, was ich ſage, Rathulf? — Willſt Du's nicht hören? —

Rathulf. Ich hör's! — Ich weiß, daß ich mir Das muß bieten laſſen, denn Conrad iſt gefangen! — O, mir ächzet die Seel' im Leibe über dem Schimpf, — und Keiner als der Gogel hat den Adelbart geſtohlen, ich bin zum Gelächter gemacht im Land'! — — Gut, ich bin ein wehrloſer Mann, der Kirche Diener; — ich werd' den Juden anhören! —

Lörrach. Du willſt den Juden anhören? O, lohn's Dir Gott! — Aber nein! nein! — Hinter Deinen Mienen lauert ein Falſch! — Oder willſt Du ihn wirklich anhören? — Sprich, iſt das keine Hinterliſt? —

Rathulf. Nein, Heinz! Ich will ihn wirklich hören!

Lörrach. Gott ſei's gedankt, daß er Dich endlich doch erleuchtet hat. Dein guter Engel Rathulf iſt heute erſtanden. Du biſt doch beſſer,

als die Leute denken! O, so große Freude hab' ich seit Jahren nicht gehabt! — (Durch die Mitte ab.)

Rathulf. Mein guter Engel? Thor! Die guten Engel gehen nur zu den Fröhlichen, da haben sie leichte Arbeit. — Wenn ich nun Friede mach' mit meinem Feinde, hab' ich denn Frieden? Muß ich nicht ewig, wo ich geh' und stehe, dies verwünschte Weib sehn mit ihren süßen höhnischen Lippen, ihren stolzen brennenden Augen, die mir den Wahnsinn senken in's Herz! Ich will was haben endlich für die Thränen, und darf ich sie nicht zieh'n in meinen Schooß, daß sich mein Herze unter ihren Küssen wieder dehne, hahaha; was hilft mir dann die allerschönste That! — Sie hat mich einst verlacht, verachtet mit meiner Liebe, soll ich so mich entwürdigen, daß sie mich auch mit meinem Haß verachtet? Der Haß, den sie mir selbst in's Herz gegeben, der Haß, der adelt mich, den soll sie in mir achten! —

Fünfte Scene.

Voriger. Narr (durch die Mitte).

Narr. Hehe! Wer leiht mir einen Schweinsschinken! Der Gogel kommt her und will Dich sprechen. — Um Gotteswillen leiht mir nur einen Schweinsknochen oder ein Stücklein Speck als Schutzmittel gegen den Juden, denn wann er erst auf dem Marienberg ist, geb' ich keinen Kreuzer um Dein Amt! —

Sechste Scene.

Vorige. Caplan (durch die Mitte).

Mathulf. Der Babanberg hat geschickt und will unterhandeln. Schreibet mir Alles genau auf, was gethan und geredet wird, — genau, sag ich! (Caplan verbeugt sich und setzt sich rechts an den Tisch.)

Siebente Scene.

Vorige. Schweicher (durch die Mitte).

Schweicher. Da bin ich, Ew. Gnaden.

Rathulf. Ihr ſollt Zeuge ſein von dem, was vorgeht, Herr Schweicher. — Laſſet den Boten von Babanberg ein. (Schweicher geht nach dem Hintergrunde und winkt.)

Achte Scene.

Vorige. Eberhardt (durch die Mitte).

Eberhardt. Aber ſehen will ich doch, wie weit die Schaafswirthſchaft bei uns geht! (Tritt an den Tiſch links.)

Neunte Scene.

Vorige. Vogel. Sturmfeder. Lörrach (v. d. Mitte). (Kurze Pauſe.)

Rathulf. Seid mir ſchön willkommen, Herr Vogt von Thetraß. 'S iſt das erſte Mal, daß ich Euch in Frieden vor mir ſehe. Ich bin über

die gute Meinung Eures edlen Herrn recht froh und zu jedem Frieden geneigt, weil er mir diesen verdammten Hund, der an unſrem Streit Schuld hat, zur Sühne ſchickt.

Sturmfeder. Da geht Ihr ſchief, wenn Ihr Das denkt. Mein Herr ſendet Euch den Gegel nicht zur Sühne, ich möcht' wohl wiſſen, was er Euch zu ſühnen hätt'? Er ſendet ihn Euch als Boten, daß Ihr mit ihm verhandelt.

Rathulf (außer ſich). Was!! —

Schweicher (erſtaunt). Wahrhaftig, ich glaub', ich träum'! —

Eberhardt. Hab' ich's nicht geſagt? Hahahaha! —

Rathulf. Einen Juden als Boten an einen Biſchof?! — Denſelben ungläubigen Hund, der die Leiche meines Feind's geſtohlen?! — —

Sturmfeder (dazwiſchen). Eben deswegen thut ihm mein Herr die Ehr'!

Rathulf. Nun ſo will ich verdorren bei lebendigem Leibe, ſo ich das dulde! Ruft den

Rubach! (Schweicher thut einen Schritt vorwärts, steht aber Rathulf zögernd an.)

Lörrach (vorspringend) Um Jesu willen, thu's nicht!

Rathulf (schäumend). Den Rubach, sag' ich!! — (Eberhardt eilt nach der Mitteltüre und winkt.)

Zehnte Scene.

Vorige. Rubach und bewaffnete Knechte (durch die Mitte).

Rathulf. Fangt den Juden oder haut ihn in Stücke! So acht' ich Euren Gesandten!! — (Rubach und Knechte dringen mit gezückter Waffe auf Gogel ein.)

Gogel (retirirend). Gott meiner Väter!! — Mörder!! —

Sturmfeder (mit gezücktem Schwert auf den Bischof stürzend und ihn anfassend). Ihr nehmt den Juden, ich den Bischof!! —

Rathulf. Haltet um Gottes Gnade!

Verſchiedene Stimmen. Haltet ein!

Lörrach (wirft ſich vor Segel). Zurück Knechte! (Alle haben inzwiſchen die Schwerter gezogen.) (Reih nach einander.)

Sturmfeder. Einen Ruck und er hat das Eiſen in den Gedärmen! — (Knechte weichen von dem Juden.) — So achtet Ihr nicht einmal den Hausfrieden mehr? Ich renn' Euch, weiß Gott, die Klinge durch den Leib, wann Ihr den Juden anrühren laßt. Und ſo Ihr ihn nicht gutwillig anhört und ich ihn nicht binnen 3 Tagen unbeſchadet nach Babanberg wiederbring', läßt der Graf den Conrad lebendig am oberſten Thurm hängen, den Bözeln zum Fraße!! — (Pauſe).

Rathulf. Ich geb' ihn frei; geht hinaus mit den Knechten, Rubach. — Der Jude mag reden. (Rubach mit den Knechten durch die Mitte ab.)

Eberhardt. Verflucht!

Sturmfeder. Gut, das will ich bloß. — (Steckt das Schwert ein.)

Rathulf. So nehm' ich Euch Alle und Dich meinen Gott zu Zeugen, daß ich geschändet bin! Ich nehme Euch zu Zeugen vor König und Reich über die Gewalt, so mir widerfahren! Ich bin ein wehrloser Mann und muß es tragen, ohne mich zu vertheidigen! —

Sturmfeder. Oho! Euch thut Niemand Gewalt an, das ist eine verdammte Lüge! Ihr sollt mir bloß den Juden in Frieden lassen, denn er steht an meines Herrn Stelle hier und weiter ist's nichts. Laßt ihn reden, und wenn Ihr nicht Frieden machen wollt, laßt's bleiben; da geh'n wir und 's ist gut. Hier gilt kein Fuchsschwänzen.

Rathulf (Kleinlaut). Mag der Jude reden.

Gogel. Gestrenger Herr Bischof. Ich komm' dem Herrn Bischof zu bieten Frieden vom Herrn Grafen Adelbert vom Babanberg.

Rathulf. Was will er? —

Gogel. Der Herr Bischof hat gelaßt anbieten 5000 Gülden als Lösegeld vor den Herrn Conrad. Mein Herr will aber nischt haben das

Löſegeld von den Herrn Biſchof. Er will geben den Herrn Conrad los und ledig vor umſonſt, wenn der Herr Biſchof will in der Kirche zu Babanberg renig widerrufen, was er hat geſchworen und Uebles geſagt in der Kirche zu Regensburg wider den Herrn Adelbert und ſeine Frau. —

Rathulf. Das thu' ich nie!! (Kleine Pauſe.)

Lörrach. Rathulf! — Schließe doch Frieden! —

Rathulf. Nein, nein! Ich verwerf' Euer ganze Botſchaft! —

Gogel. Herr Biſchof, machen ſe Frieden. De Babanberger Jüden wollen zahlen an den Herrn Biſchof 500 Goldgülden auf der Stell, wenn er macht Friede!

Rathulf. Verdammt will ich ſein, ſo ich's thu'!

Gogel. 1000 Gülden, Herr Biſchof! —

Sturmfeder (haſtig). Laß ihn, Gogel! — Ihr wollt alſo kein Frieden? —

Rathulf. Nein! Ich werd' mir vor dem Adelbert schon Ruh' schaffen!

Eberhardt. Krieg!
Schweicher. Krieg! (fast zusammen.)

Sturmfeder. Hei, Krieg denn!! — Komm Gogel! (faßt Gogel am Arm, Beide rasch durch die Mitte ab. Kurze Pause.)

Rathulf. Verlaßt Alle das Gemach! (indem Alle abgehn.) Herr Schweicher! (Schweicher kommt zurück, Lörrach bleibt im Hintergrunde stehn.)

Rathulf (springt auf, geht an den Sitz des Caplans, unterzeichnet das Protokoll und indem er's ansteckt) Hahaha! Das Spiel hätt' ich gewonnen!! —

Lörrach (rasch vorwärts kommend). Gewonnen? —

Rathulf (giebt Schweicher das Protokoll). Schweicher, mit der Verhandlung reitet gen Regensburg zum Kanzler und erzählt ihm Alles. — Ich unterwerf' mich fortan seinem Rathschluß in Allem! —

Lörrach. Rathulf! Heiliger Erlöser, nun

verſteh' ich Dich! — Auf meinen Knieen bitt' ich Dich, ſchick' nicht zu Hatto!!

Rathulf (einfallend). Halt, Heinz von Lörrach! — Der Biſchof braucht Eures Raths nicht mehr, nur Eures Gehorſams, Herr — Lehnsmann!! — Kommt, Schweicher! (Rathulf und Schweicher durch die Mitte ab.)

Lörrach (wie verſteinert ihnen nachſehend, dann entſetzt). So ſah Judas aus, als er den Herrn verrieth! — Ja, das löſcht unſre Freundſchaft aus, das tilgt den — (ſtreift den Aermel auf) — den Blutſchwur tilgt es nicht! — Geſchworen iſt's, ich ſolle zu ihm ſtehn, ſo lang' mir Leib und Seel' zuſammenhängt! (Schaudernd.) Der freie Wille iſt mir gelähmt! — Schwankend zwiſchen Adalbert und Rathulf, verwickle ich mich grade in die Schlinge, die ich vernichten will, und ſinke trotz all' meiner überquellenden Lieb' und Angſt für meine Freunde mit ihnen praſſelnd in den Tod! (Sturz an's Fenſter.) Heiliger Gott, da reitet der Schweicher hin, und bringt den Fraß den Regensburger Wölfen! — O, meine du

ſchönes Land, über dich bricht herein das Verderben!! (Er bedeckt das Geſicht und geht langſam durch die Mitte ab.)

Verwandlung.

Babanberg. (Drei Tage ſpäter.)

(Gärtchen bei der Burg, im Zwinger. Im Hintergrunde ſieht man das Schloß ſammt dem Wartthurm über die Baume ragen. In der Mitte der Scene eine dichte Baum- und Laubgruppe, die dieſelbe in einen linken und rechten Gang theilt, vorn ein freier Platz. Ueppige Blumenbüſche. Linker und rechter Gang verlieren ſich nach dem Schloſſe zu. Vor der Laubgruppe, wo beide Wege ſich vereinigen, unter einem Laububerhang eine Bank. Links und rechts dichtes Buſchwerk.)

Elfte Scene.

Baban. Veronika.

Baban (die Spindel tragend, auf Veronika gelehnt, kommt den Gang rechts herauf). Wie der friſche Wind und der Blumenduft mein altes Gebein durchdringet — A, das thut wohl!

Veronika. Hier iſt Dein Lieblingsplatz, ſo einſam und traulich. Und wie man da (zeigt nach

links) hinab sehn kann in's weite Land. — Willst Du Dich nicht setzen, liebe Ahne? —

Baban. Ja, mein Kind. (Sie setzt sich auf die Bank. Veronika bleibt träumerisch sinnend neben ihr stehn.) Hör' nur, wie die Vögel zwitschern, daß es eine Lust ist. (Deutet rechts.) Da, da, seh' die zween Rothkehlchen, die ban'n ein Nest!

Veronika (auffahrend). Ach ja! — (Pause. Sie setzt sich rasch zu Baban.) — Sag', liebe Ahne, warum schleppst Du Dich denn noch immer mit der schweren Spindel?

Baban. Ja, schwer ist sie, 's ist eine sachsische Spindel, wo die tanzt, wächst kein Gras. — Wann ich auf sie niedersehʼ, habʼ ich gar viel Erinnerungen aus alten Tagen. — Auf ihr habʼ ich den Faden woben zum Leichenhemd von zween deutschen Kaisern, meines Vaters Ludwig des Frommen, der durch wälsche Niedertracht fiel und, verhetzet mit seinen Söhnen, in Verzweiflung starb, und meines Bruders Ludwig des Deutschen. Ich habʼ drauf gesponnen meines Mannes letztes Wad und meiner drei Söhne,

von denen Adelbert nur noch lebt, und auch meins ist fertig worden vorig Jahr. Wann ich sterb', sollt Ihr sie mir in's Grab thun. — (Wie verloren, ahnungsvoll). Ein wendisches Zauberweib hat mir prophezeit, eines Mannes Leben würd' einmal an ihr hängen bleiben, denn sie ist spitz und schwer. Ich trag' sie lieber bei mir aus Vorsicht. — Todte haften genug an ihr, und gar ein Lebendiger! — (Schauert zusammen, fährt plötzlich auf, verstummt) Ach, Du verdirbst mir den ganzen Morgen! —

Veronika (sieht sich um, dann schüchtern). Lieb' Ahne, wir sind allein. — Ich hab' was auf dem Herzen.

Baban. Ei sieh! — Was denn?

Veronika. Liebe Ahne, erlaub' mir, daß ich auf eine Weil' zu meinem Vater reisen darf.

Baban. So?! — Je, bist Du denn jetzt überzählig im Haus, oder liegt Dir was im Wege, daß Du weg willst? — Dein Vater hat jetzt mit den Obotriden und Wenden genug zu thun, was soll er mit Dir? — Ich hab' gedacht,

Du weiſt meine Pflegerin ſein bis an mein ſeelig Ende! —

Veronika. Lieb' Ahne, ich kann nicht! — Ich werd' in ein paar Monden wiederkommen, — gewiß.

Baban. Und derweil bin ich vielleicht todt. — Veronika, Dir iſt Wer zuwider im Haus.

Veronika (herausplatzend). Zuwider? Ach nein! —

Baban. Dann iſt Dir Einer zu lieb! —

Veronika (birgt ihr Geſicht an Baban's Schulter). O, meine Mutter! —

Baban (nach kurzer Pauſe). Und ſchämſt Du Dich denn, Deiner alten Ahne was zu ſagen? —

Veronika. Mutter, 's iſt ein Verbrechen, — an unſerm Haus und an meinem todten Mann!

Baban. Das iſt's nicht, mein Kind. — Ich weiß wohl, Du haſt meinen Adelhart zwar gern gehabt, aber nicht ſo recht gern. Wenn Du aber nun Einen ſo recht lieb haſt, — ſeit wann hat Dich Jemand gehindert?

Veronika. Ich kann nicht! Ich darf es nicht! — Ich ſoll nicht lieben meinen Feind!

Baban (aufſtehend, erſtaunt). Alſo den Conrad! —

Veronika (voll Angſt). Aber ich ſchwör' Dir's zu, Ahne, nie werd' ich —

Baban (einfallend). Nicht ſo, Kind! Du ſollſt nicht ſchwören wider Dich ſelbſt! Laß mich die Sache abthun. — Hat er Dir was geſagt? —

Veronika. Nein, Ahne, er meidet mich und die Hild', um ſich nicht zu verrathen. Hätt' er ein Sterbenswort nur zu mir geſagt, ich hätt' ihm für ewig den Rücken gewendt!

Baban. Das iſt recht. — Noch iſt kein Uebel d'raus geworden. — Komm hinein, ich will mit Deiner Schweſter und Adelbertten reden. — (Während Beide den Weg links hinabgehn, kommt)

Zwölfte Scene.

Conrad (rechts den Gang herunter. Sein Aeußeres trägt alle Zeichen der tiefſten Verzweiflung)

Conrad. Gottlob, hier ſieht mich Keiner, ich bin allein! — O Herr, Du haſt dem kleinſten Gewürm, der winzigſten Blume die Liebesſehnſucht gegeben, daß ſich's mehre zu Deinem Ruhm, warum haſt Du mir's angethan, daß ich verflucht bin, zur Schande meines Namens das eheliche Weib eines Andern zu lieben, das Weib meines Feindes! — (er verhüllt ſchluchzend das Haupt, dann im Zorn ſich aufbäumend) Und ich bin gefangen! Ich kann nicht heraus aus dem Käfig meines Ehrenworts, ich ſoll und muß ein Bube werden an Burgfrieden, Frauenehr' und Gaſtfreundſchaft! — Kannſt Du das wollen? — Aber ja, ja, Du willſt's!! Weil Rathulf den heiligen Stand Deiner Diener beſudelt auf Erden, willſt Du mich zur Sühne ſtrafen mit dem Heiligſten, was Du uns Menſchen geben, der Liebe, und

da wählest Du gerade daſſelbe Weib, um deßwillen Rathulf ehrlos worden iſt!! — Wenn ich nun ſchon verflucht bin mit meinem ganzen Geſchlecht, ſei's denn! — (Braune-Hilde links ſichtbar.) Doch wenn Du mich auch in Deinem Grimm zerſchmeißeſt, daß Herr, daß ich Das thue —! (Preßt die Hände krampfhaft zuſammen und ſtehet ſtarr da.)

Dreizehnte Scene.

Braune-Hilde (kommt inzwiſchen, liſtig rings umherſpähend, durch den linken Gang, bemerkt Conrad, der mit dem Rücken nach ihr gewendet iſt, und eilt raſch auf ihn zu).

Conrad (wendet ſich, ſieht ſie, aufſchreiend). Barmherziger Gott!! (Will rechts ab.)

Braune-Hilde (hält ihn am Arm feſt). Ei, ei! Haltet doch, Herr Rothenburg! — Seid Ihr immer ſo blöde vor einer Frau? —

Conrad (abgewendet, rauh). Was wollt Ihr von mir, Frau Hild? —

Braune-Hilde. Nu, nu! Seid ihr nicht ſtöckiſch, wie ein kleiner Junge? — Was ich

von Euch will, Herr Ohnhold? — Ei, ich will Euch endlich einmal fragen, was Ihr habt, daß Ihr Euch vor uns Fraun'sleuten ſo verſteckt, als hättet Ihr das ſchlechteſte Gewiſſen im deutſchen Land? (Wendet ihm den Kopf herum.) Da, ſeht her! — Seht mich immer an, ich bin grade kein' Vogelſcheuch'. — Warum gehet Ihr uns allenthalben aus dem Weg, daß man Euch ganzer Tage lang nicht ſieht? Warum? —

Conrad. Ich dächt', ich hab' Urſach' genug. Daß ich gefangen bin, daß ich im Herzen meinen Bruder verloren und auf der Welt Gottes Niemand hab', der eine Thräne vergießt, wann ich ſterb', — wenn Ihr Euch das überlegt, brauchet Ihr nicht zu fragen!

Braune-Hilde. Ach, Ihr lüget ja, Conrad! (Kurze Pauſe.) 'S iſt wohl zwiefach hart, wenn man einen Bruder begräbt, da er noch lebet, aber wer ſagt Euch denn, daß es Niemand giebt, der Euch beweinen würde? Denkt Ihr, uns thät's Herz nicht zeitlebens weh thun, wann Ihr bliebet? — Weiß's Gott, Herr Conrad,

ich hab' Euch ſo lieb, ſo lieb — wie meinen eignen Mann faſt, ſo — wie man einen Bruder lieb haben kann. Das macht, weil Ihr Adelberten in Allem ſo ähnelt!

Conrad. Frau Hilde!

Braune-Hilde (einfallend). Und was Ihr von Eurem Gefängniß ſagt, iſt auch nicht weit her. Ich dächt', es müßt Euch lieber ſein, hier ein Bißel eng zu ſitzen, als drüben frei. — Ihr könnt mit meiner Ahne und unſerm Mannsvolk recht freundlich thun, — was hat Euch denn die Onika und ich gethan, daß Ihr uns immer aus dem Garn geht, he? —

Conrad. Ach, — ich weich' Euch aus und Eurer Schweſter, — weil ich Euch Beide nicht ſehen kann, — nicht ſehen will, — weil Ihr mir zuwider ſeid, und —

Braune-Hilde (einfallend). J, ſeht doch! Ei, das iſt wohl recht wahr!

Conrad (voll Angſt). Ich kann's, — ich werd's Euch nimmer ſagen, warum! —

Braune-Hilde. Ihr ſeid hart gegen Euch

selbſt, und weil Euer Herz wund iſt ob Eures Bruders, ſchreit Ihr auf, wenn Euch ſelbſt eine Blume berührt. Aber ich bab' Euch grad' darum noch immer lieber, da Ihr ſo grundrechtſchaffen ſeid. O, daß Rathulf ein' Ader von Euch hätt'! — — Aber ſeht, wenn Ihr auch heimlich thut, uns Frauen entgeht nichts. (Adelbert, der Baban führt, kommt langſam den rechten Gang herab und dort hinter der Baumgruppe das Folgende.)

Conrad. Das wollt' der Schöpfer verhüten, daß Ihr das wiſſet!

Braune-Hilde. Und da Ihr's für ein Verbrechen haltet, mir's zu geſtehn, ſo will ich's thun, obgleich ich (blode) ein Weib bin. —

Conrad (bleich, feierlich). Haltet einen Augenblick. — Frau Hild! Wenn Ihr Das ſaget, ſo werdet Ihr mich zu Dem treiben, wozu mein Bruder Rathulf in der Verzweiflung gegriffen hat. (Sie erſchrickt.) Ich nehm' in ſelbiger Stunde die Kutte, ſo wahr ich verdammt ſein will, ich thu's!! — Und ob Das nicht Sünde wär', Hilde, mög' Euch Euer Gewiſſen ſagen! (Pauſe.)

Brunn-Hilde (tief bewegt). Wenn dem so ist, — bewahre mich Gott, daß ich Euch versuche! — Ihr seid doch wahrhaftig ein unliebenswürdiger Mann! — (Pflückt einen Strauß Veilchen, kurze Pause, dann sich erhebend theilt sie die Blumen und reicht Conrad eine Hälfte, der sie fragtlos und verwirrt nimmt, während dessen spricht sie.) Da seht den Veilchenstrauß: — das ist das Bild verstohl'ner Lieb' auf Erden, sie duftet, wenn sie stirbt. — Nehmt's als ein Wahrzeichen. Die andere Hälfte ist für — Eine, die Euch recht einzig — lieb hat!! (Wendet sich rasch, um zu gehen.)

Conrad (außer sich). Hilde!! — (In demselben Augenblick tritt)

Vierzehnte Scene.

Adelbert mit Baden hinzu. (Conrad erschrickt. Hilde geht erstaunt zu Baden und giebt ihr ein verstohlenes Zeichen.)

Adelbert. Heidi! Habet Ihr Euch so bei meiner Frau eingehoben, daß sie mit Euch heimlich kost im Garten? — (Lachend.) Das könnt' mich fast eifersüchtig machen, Rothenburg! —

Conrad (faßt ihn bewegt bei der Hand, innig) Adelbert, Ihr seid ein beneidenswerther Mann, daß Ihr ein so tugendsam holdselig Weib habt. Gott mög's Euch erhalten!

Adelbert (faßt Braune-Hilden um) Ja, daß sie liebenswerth ist, hat Euer Bruder auch gemeint, drum hat er sie mir auf den Tod mißgönnt. (Küßt sie) Ein adlig Weib ist das Höchste in der Welt, deshalb ist allerwegen Streit drum. Ein so liebes Weib schenket einem auch liebe Kinder! —

Baban (legt ihren Arm um Adelbert's Nacken) Das ist recht, Sohn! — Ich wünschte mir, ich lebte noch tausend Jahr auf dem Babanberg, daß ich mich immer an Euch freuen könnte!

Adelbert (Baban im Arm haltend) Und ich wünschte, Mutter, daß wir alle Drei dann zusammenstürben, da trügen wir Euch auf unsren Armen mitten in den Himmel hinein und legten Euch in Gottes Schooß! Ja? (Küßt ihre Hand) Das wär' eine Freude!! —

Conrad. Ich Armer! (Er preßt sein Gesicht in die Kissen, die er dann in sein Kleid verbirgt).

Baban. Ach ja, das wär' eine rechte Freud'! Doch Ihr müßt länger leben, denn ich, Kinder. Ihr habt Euren Sohn und Eure Leute zu versorgen. Wer noch auf Erden nützt, stirbt immer zu früh.

Adelbert. Dann müßtest Du gar nicht sterben! —

Conrad (der bisher in fieberhafter Aufregung mit einem Entschluß gekämpft, hastig). Adelbert, ich muß Euch was sagen!

Adelbert. Und meiner Ahne und Frauen auch? —

Conrad. Nein, das darf nur der liebe Gott und Ihr wissen! —

Baban. Komm, Hilde. (Im Abgehn) Gott geb', daß es was Freudiges sei! (Baban und Hilde den Gang rechts ab.)

Adelbert (nach einer Pause). Nun, so sind wir. Nebst. — Bei unserm Heiland, Ihr seid eben so blöd' in der Liebe, als bock mit dem

Schwert. Da ich um meine Hilde warb, war ich nicht so kleinlaut. — Kurz und gut, Ihr liebt meine Schwägerin Onika, was ist da weiter! —

Conrad (starr). Ich lieb' die Onika? — Und glaubt Sie das?! —

Adelbert. Nun zum Kuckuck, ich denk' doch, und Sie liebt Euch wieder! — (Erschreckt.) Conrad, — mein Gott, bin ich toll? — Ist's denn nicht so?! —

Conrad (bebend). O mein Vater im Himmel, Du giebst mir zu viel zu tragen! —

Adelbert. Redet um Gotteswillen, redet!! —

Conrad. Adelbert, ich hab' in der Angst schon Hand an mich legen wollen oder fliehn, aber mein Schöpfer hat mich vor der Schande behütet und mir in's Herz gegeben, daß ich Euch, meinem Feinde, mein Leid anheim geb'. — Ihr werdet mich verachten, Babenberg, und hassen, wie Ihr meinen Bruder haßt und verachtet, aber ich bin's Eurem Haus, meinem Gewissen schuldig, daß ich nicht schweig'. — Rudolf ist Euer Todfeind, und Eures Weibes Liebreiz ist

Schuld d'ran, und auch ich bin verdammt und verloren, und Euer Weib iſt wieder Schuld d'ran!! — (Adelbert, der ihm entſetzt zuhört, ſchreit auf und fährt an's Schwert.) **Erſchlagt mich auf der Stell', — aber — ich lieb' Euer Weib!!** — (Adelbert ſchlägt ſchaudernd die Hände zuſammen.) O, die Hilde reißt die Salier all' in's Verderben! Ich flieh' vor ihr, wo ich kann, aber wohin denn? Bin ich nicht gefangen? — (Adelbert ſtiert vor ſich hin.) Sprecht zu mir, Adelbert! O, ſprecht ein Wort nur zu mir!! —

Adelbert (nach innerem furchtbaren Kampfe). Conrad, — Ihr ſeid nicht Schuld d'ran und die Hilde auch nicht, der Herr hat's gegeben, — der Name des Herrn ſei gelobt! — Laßt uns zuſammen mit unſerm Herrgott reden, Conrad, mein Hirn iſt wüſt, vielleicht daß wir uns ſtärken. (Pauſe, ſie falten die Hände und beten ſtill.) — — Zum Zeichen aber, daß ich Dich lieb hab' und acht', als die ehrenhafteſte Seel', die ich je geſehn hab', komm an mein Herz, Bruder! (Umarmt ihn heftig, kann einen Arm auf ſeinem Nacken halten.)

Entweder der Streich wird geschlichtet, — dann darfst Du mein Weib und die arme Onika nicht wiedersehn, sonst bricht ihnen's Herz, — oder einer von uns fällt, dann ist's aus. Wenn Du aber durch mich fällst, Bruder, sollst Du in Liebe fallen und das Veilchensträußlein geb' ich Dir in Dein Grab mit! — Geh, Bruder, — geh in den Thurm, bis Du frei bist, — der ist Dir jetzt doch am Liebsten.

Conrad (in innigster Freude). Adelbert, das mag Dir Der droben vergelten, daß Du mich also erlöset hast und an Dein Herz genommen! Herr, mein Gott, jetzt kann ich fröhlich sterben!! — (Wendet sich.)

Fünfzehnte Scene.

Vorige. Baban. Sturmfeder und Vogel (von rechts).

Adelbert. Halt, da kommt der Entscheid von Würzburg, von dem hänget unser Heil ab. (Zu den Ankommenden.) Bringet Ihr Frieden?

Sturmfeder. Krieg, Herr, heißen Krieg!

Adelbert (heftig). Auf die Bedingungen? — O, gut, er soll ihn haben! — (Geht heftig auf und ab.)

Conrad. Ihr seid mein Leichenbitter, Gumpendorf. — (Pause.)

Sturmfeder (zögernd). Ich muß mich selber bei Euch verklagen, Herr! —

Adelbert (stutzig). So? —

Sturmfeder. Der Bischof ließ den Rubach mit seinen Knechten rufen und wollt' dem Gogel an den Leib. Wir waren allein gegen Alle. Da hab' ich dem Pfaffen gedroht, ich wollt' ihn niederstechen, wenn er den Juden anrührt! —

Adelbert (auffahrend). Verdammt!! — Sturmfeder, das ist ein Unglück! — Mein Gott, Ihr habt die Sach' verschlimmert! — (Sturmfeder will reden). Ich weiß, ich weiß! Es ging nicht anders, der Bischof hat Euch gereizt. — (Sanft.) Ich bin auch ganz zufrieden mit Euch. — Ich dank' Dir auch, Gogel, Du hast viel Gefahr wieder um mich ausgestanden.

Geh zu den Deinen und — überleget Euch, wann Ihr Euer Synagoge anfangen wollt.

Gogel (sehr ernst). Gestrenger Herr Graf, ich dank'. Mit Erlaubniß wollt' ich blos sagen, daß der Herr Gumpendorf vergessen hat zu sagen, daß wer haben gehört, daß der Herr Bischof geschickt hat den Schweicher sogleich nach Regensburg. Er hat auch gelaßt aufschreiben von Einem von seine Leute de ganze Verhandlung.

Baban (erschreckt). Nach Regensburg? — Und hat Alles aufschreiben lassen? —

Sturmfeder. Ja, wahrhaftig, so ist's!

Conrad. O, der Erbärmliche, das ist sein Meisterstück! —

Adelbert (zu Baban). Sag' meiner armen Hilde nur nichts, lieb' Mutter. (Kurze Pause, Trompetenfanfare hinter der Scene.) Was ist los?! —

Sechzehnte Scene.

Vorige. *Frawein* (hastig von rechts).

Frawein. Ein Reichs-Herold ist's von Regensburg!

Adelbert. So schnell schon? — Oho! Er reitet den Lemmund, drum ist sein Roß so schnell! — Laßt ihn ein!

Frawein (wendet sich). Da kommt er eben mit dem Halles!

Siebenzehnte Scene.

Vorige. Halles mit Schwenpfeil dem Reichsehrenhold und 2 Trompetern (von rechts), Adelbert der Sohn, Veronika, Braune-hilde (folgen bestürzt).

Adelbert. Ei, einmal auf Babanberg? Was bringst Ihr uns? —

Ehrenhold. Blast, Trompeter! — (Trompeter blasen eine kurze Fanfare. Ehrenhold entrollt ein Pergament, liest:) Wir Ludwig, von Gottes Gnaden

und des Volkes Wahl König der Teutschen an unsern Kronvasallen, Adelberten vom Babanberge. Zur Abstellung aller Fehde zwischen besagtem Markgrafen und dem Bischof Rathulf von Virzeburg berufen wir nach unserer guten Stadt Tribur am Rheine auf den 7. nächsten Monds einen Reichstag und haben sich beide Theile daselbst einzufinden. Als Zeugen berufen wir den Jobst von Gumpenderf, Vogt von Theraß und den ungläubigen Juden Gogel, Insassen von Babanberg. Wir versprechen auf unser Königliches Wort freien Ein- und Auszug Allen, so geladen sind, keinerlei Fährung von Leben und Freiheit während des Reichstages. Beiden streitenden Partheien sind je 50 Lanzen gewährt als Leibesdeckung. Verdammt sei in Zeit und Ewigkeit, wer unser Entbot mißachtet. Friede den Friedfertigen. Gegeben auf St. Emeran zu Regensburg im Königsgau am 12. des Mai 908 im Jahre des Heils. Ludwig König der Teutschen. Hatto Erzbischof von Mainz als Kanzler. Conrad, Herzog von Franken, Luitpold, Herzog von

Kärnthen! — (Trompeter blasen eine kurze Fanfare.) — Ich frag' Euch kraft meines Amts, wollt Ihr kommen, Herr Graf, sammt den Zeugen gen Tribur auf künftigen Mond? — (Pause.)

Adelbert. Bringt dem König meinen ehrerbietigen Gruß und ich werd' kommen. — 50 Lanzen also? —

Ehrenhold. 50 Lanzen! Gehabt Euch wohl. (Will gehn.)

Adelbert. Noch eine Frage! Warum hat der Kanzler nicht den Grafen Rothenburg aus seiner Haft von mir entboten, der hat doch auch Theil an der Sache? Sollt' er nicht wissen, daß er in meinen Händen ist? —

Ehrenhold. Davon weiß ich nichts, lebt wohl! (Mit den Trompetern ab.)

Adelbert. Hahahaha! Das ist ein guter Kniff! — — Ja, ja, Conrad, Dein Bruder wird endlich doch dem Hatto Buß' thun in Sack und Asche und ein Wälscher werden! Hui, das hat ihm nur noch gefehlt zum Judas! — Aber ich werd' ihnen Allen ein Stücklein aufspielen, wenn

ich hinkomm'! — — — — Conrad von Rothenburg, ich geb' Dich frei. Geh' — wohin Du willst, — und Gott führ's weiter. — (Tritt dicht zu ihm und faßt ihn bei der Hand.) Wann aber die Fehde auf dem Fürstentag nicht geschlichtet wird und wieder losbrennt, dann komm' doch herüber zu uns, daß wir Dich noch einmal sehn, und — vergiß — das Sträußlein nicht. — (Conrad steht wie vernichtet.)

Baban. Geleit' Euch der Himmel und wend's, daß nichts Halbes geschieht auf dem Reichstag. Adelbert, ich geh' mit Dir nach Tribur.

Adelbert. Liebe Mutter, Ihr seid hoch betagt —

Baban (seine Hand fassend, halblaut). Ich geh' mit, ich muß sehn, was sie meinem Kinde thun! — —

Adelbert. Sag' Conraden Lebewohl, Onika, Du siehst ihn lange nicht — mehr wieder. Du gehst noch heute mit Frawein zu Deinem Vater.

Braune-Hilde. O Gott! (Umfängt die Wankende.)

Adelbert. Auf alle Fälle reiſt ſie. Frawein muß ohnedem hin und ihr Vater hat das meiſte Anrecht auf ſie. (Streichelt ihre Wange.) Geh' Kind! Geh' hinein! — Ich rede noch mit Dir. —

Braune-Hilde. Gott ſchütze Euch, Herr Conrad. — (Wendet ſich mit Veronika.)

Conrad (macht eine ſtumme ſchmerzliche Bewegung nach den ſcheidenden Frauen). O mein Gott, wie verſuchest Du mich! —

Adelbert (faßt ihn raſch bei der Hand). Gieb ihr ein Abſchiedszeichen, Bruder, die Lüge wird Dir der Himmel vergeben!

Conrad (krampfhaft). Adelbert! — (Stürzt den Frauen nach, faßt Veronika's Hand, küßt ſie.) — — Sie duftet, wenn ſie ſtirbt! — (Veronika ſtößt einen leiſen Schrei aus.)

Braune-Hilde. Habt Dank für das, lieber Conrad! (Reicht ihm die Hand. Conrad faßt ſie,

wendet sich bleich nach Adelbert um, läßt sie los und eilt in Adelberts Arme. Baban ist zu den beiden Frauen getreten, alle Drei und der Sohn ab.)

Adelbert. Halles und Sturmfeder erwarten uns drunten am Wald gen Wirzeburg zu. — Geh', Conrad, geh'! — Ich begleit' Dich noch eine Weil'. (Conrad gebeugt mit Halles und Sturmfeder ab nach rechts.) Frawein! (Frawein tritt zu ihm.) Morgen mit Tagesanbruch reiset Ihr gen Sachsen zu meinem Schwiegervater. Erzählt ihm, wie die Sachen stehn, und er soll am 7. künftigen Monds an mich denken. So es möglich wär', möcht' er mir Zuzug bereit halten, falls ich's brauch', und — ich werd's brauchen. Ich seh' Euch noch vor Nacht. — (Frawein rechts ab. Adelbert steht in tiefen Gedanken, die Scene ist leer, nur Gogel nähert sich leise.)

Gogel (hustet leise, dann lauter, dann näher tretend). Herr Graf! —

Adelbert (fährt zusammen). Ah! — Gogel! — Was hast Du? —

Gogel. Gestrenger Herr Graf, müssen wer denn reisen nach Tribur? —

Adelbert. Was fällt Dir ein, Jude? — Gewiß! — Warum? —

Gogel. Warum? — Weil der Gogel muß machen seinen letzten Willen, wenn er soll reisen nach Tribur!

Adelbert. Du bist ein Narr! — Reisest Du nicht unter meinem Schirm und Königlicher Freiheit? —

Gogel. Was kann's helfen gegen die Tücke von'n Herrn Rathulf. Ich sag' Ihnen, es is gewiß, der alte Gogel werd nicht mehr kommen lebendig zurück von Tribur. — Wenn ich bin todt, mögen mer der Herr Graf die Ehr' erzeigen (nimmt seine Hand und küßt sie) und manchmal denken an den alten treuen Juden, was is gestorben, weil er hat geholt de Leiche von'n todten Herrn Bruder!! —

Adelbert (faßt heftig seine Hand und preßt sie auf seine Brust). Und ich schwöre Dir beim Allvater

droben, wenn Du durch Hinterlist stirbst, Jude, werd' ich Dir ganz Wirzeburg zur Schabbeslampe anstecken!! —

(Vorhang fällt rasch.)

Dritter Akt.

Tribur am Rheine

(Einen Monat später.)

Saal der Reichsversammlung auf der Königsburg zu Tribur.

(Ganzes Theater. Geraumige Halle in byzantinischem Styl. Wölbendecke. In der Mitte des Hintergrundes Thronhimmel mit dem deutschen Adler, zu dem fünf Stufen führen. Der Thron ist leer. Auf jeder Seite des Throns ein Eingang im Hintergrunde, links und rechts im Vordergrunde eine Seitenthür. Um den Thron gruppiren sich Edelleute. Links und

rechts vom Thron, ſchräg bis zur vorbergehenden Couliſſe reichend, ſtehen vier Stühle auf jeder Seite, auf denen rechts vom Thron ab Herzog von Karnthen, Biſchof von Augsburg, Herzog von Lothringen, Biſchof von Wormbs; links hingegen Conrad von Franken, Biſchof von Regensburg, Herzog von Schwaben und Biſchof von Ulm Platz genommen haben. In der Lücke, die zwiſchen dem erſten Stuhl links vom Throne blieb, ſteht Kunz vom Tergleu mit dem Reichsbanner, in der Lücke rechts Schweppfeld der Reichsherrenheld. Hinter den Stühlen der Reichsfürſten dienſtthuende Edelleute und Vaſallen als Zuſchauer. Hinter dieſen eine Reihe gewappneter Reichsknechte. Im Vordergrunde auf jeder Seite ein Ehrenheld mit je einem Trompeter hinter ſich. Hinter Schweppfeld zwei Trompeter. Vor dem Thron, im Mittelgrund der Scene, der rothverhangene Schreibertiſch, an dem links und rechts ein Schreiber ſitzt. Zwiſchen beiden ſteht Hatto von Mainz, die Verhandlung leitend. Ohnweit des Tiſches, nach dem Vordergrunde zu, auf dem freien Raum bis zum Souffleurkaſten ſteht rechts Adelbert in vollem Waffenſchmuck, hinter ihm Memming, Sturmfeder und Gogel, links Rathulf mit Eberhardt, Schweicher und Rudach. Wie der Vorhang aufgeht, iſt der Reichstag in vollſter Verhandlung.)

Erſte Scene.

Adelbert (zu Hatto). So? — Ich bin ihm alſo zuerſt in's Land gefallen, ſagt Ihr? — Ei, ſeht doch! — Ich hab' zehn Ackerknechte geſchickt

und ihm ein Schock Rinder weggetrieben, weil er nach dreifacher Mahnung nicht zahlen wollte. Das nennt Ihr freilich in's Land fallen! — Statt daß er aber das Pfand eingelöst hätte, schickte er den Rubach mit 80 Lanzen herüber und ließ mir ein paar Dörfer wegbrennen. Das nenne ich aber in's Land fallen, Herr Kanzler, und wann mir einer so eine Ohrfeige giebt, kann er d'rauf wetten, daß ich ihm heimleucht'! — (Pause.)

Hatto (sehr langsam, bestimmt doch schlicht). Saget uns offen, Herr Markgraf, ist der Judenstreit der allereinzige Grund, daß Ihr den Bischof befehdet und er Euch, oder habet Ihr noch was Andres, was Ernsteres gegen einander?

Adelbert (stutzt, dann). Nun, — ich steh' hier vor meinem Gott und König, so Ihr's mit Gewalt wollt, ich kann's 'rumsagen. Wollt Ihr aber nicht einmal Den drüben fragen? Vielleicht, daß Der Euch recht gescheut antwort'. — Es giebt Sachen im Leben, die man sagen kann, wenn man muß, die man aber nicht sagt, so man's nicht braucht! — (Pause.)

Hatto. Nun wollet Ihr die Frage vielleicht beantworten, Herr Bischof? —

Rathulf (nach kurzer Pause). Der Judenstreit ist das Einzige, was wir mit einander haben, der ist allein an Allem Schuld.

Hatto. Und stimmet Ihr dem bei, Herr Markgraf? —

Adelbert. Nun, ich dächt', 's wär' eben Ursach' genug!

Rathulf. Ich möcht' wohl wissen, was an einem Haufen verfluchter Juden gelegen ist, die mit Trug und Wucher das Land aussplündern, und jedem rechtschaffnen Christenmenschen ein Gräuel sind. — Freilich, ein Jud' wird mit dem andern am Besten fertig!

Adelbert. Gehet nur weiter, Herr Kanzler! — Wann einem Andern an den Juden nichts gelegen ist, braucht er sie nicht in seinem Lande zu leiden, dann ist er den Betrug und das Heidenthum gleich los. So ich aber ein rechter Herrscher sein will über die Kinder, die der Herr in meine Hand gegeben, muß ich mich geringer

achten, denn ſie. (Hatte will reden.) O, ja, Ihr wollt mir ſagen, daß die Juden verflucht ſind, da ſie den Heiland erſchlagen. Mein iſt die Rache, ſpricht der Herr, ich will vergelten! — Aber nein, darum iſt's gar nicht zu thun, wenn die Juden geſchunden werden, das ſchöne Judengeld, das iſt die Urſach', und ſo ein Jude nur 5000 Gulden leibt, iſt es gleich, ob ſein Vorfahr den Heiland erſchlagen hat! — (Murren einiger Stimmen.)

Hatto. Wir kommen nun an den weitern Verlauf des Handels.

Schreiber rechts (lieſt). Nachdem das Waffenglück oftmalen gewechſelt und der Markgraf zwei ſeiner Brüder eingebüßt, gerieth der Bruder des Biſchofs, Conrad, Graf von Rothenburg, in Babanbergiſche Gefangenſchaft, in der er noch ſchmachtet; —

Adelbert (einfallend). Das iſt gelogen! Er iſt frei, ohn' Wort noch Löſegeld. Daß dem ſo iſt, weiß jedes Kind, und Ihr wißt's auch recht gut, Herr Kanzler. Aber Ihr habt's nicht

wissen mögen und nicht in die Schrift aufnehmen können, weil Ihr Conraden sonst hättet zum Königstag laden müssen, und das hat Der dort nicht gewollt, denn er hat Angst vor seines Bruders Zeugniß!

Hatto. Und Ihr wagt's vor aller Welt, mich eines schimpflichen Einverständnisses mit Eurem Gegner zu zeihen? —

Adelbert. O, Euch darf man nicht zu nahe treten, freilich! — Ach ja, wir Teutschen hießen sonst Allemannen, weil wir Alle Mannen waren, jetzund heißen wir nicht mehr so, denn etliche Weibskittel aus Süden sind drunter!

Hatto. 'S ist doch gut, Herr Graf, daß Ihr uns Allen recht zeigt, was für ein unbändig hoffärthiger Mann Ihr seid. Was Ihr aber von mir und den Kitteln aus Süden sagtet, überlaß' ich dem Urthel des hohen Raths. Lies weiter, Schreiber.

Schreiber rechts (liest). Der Bischof, um des Friedens und seines gefangenen Bruders Conrad willen, sendete vor etwa fünf Wochen

seinen Lehnsmann, Herrn Heinzen von Lörrach, gen Babanberg, bot Frieden und die streitigen 5000 Goldgülden, als Lösegeld für seinen Bruder.

Hatto. Und hat der Bischof somit den Willen gezeigt, sich zu vertragen.

Schreiber rechts (liest weiter). Herr Heinz ward abgewiesen, der Markgraf sendete dagegen dem Bischof einen Boten, um seine Bedingungen zu sagen. Das war aber der Gogel, also ein ungläubiger Jude an einen rechtgläubigen Bischof. — Als der Bischof von Wirzeburg diesen Schimpf nicht dulden und den Juden strafen wollt', bedreuete der Vogt des Grafen, Jobst von Gumpenderf, der bei dem Juden war, den Bischof, seinem Amt zum Trutz und Hohn, mit dem Schwert und zwang ihn unter Androhung von Conrad's Tod die Judenbotschaft anzuhören! (Schreiber setzt sich. Die ganze Versammlung erhebt ein mißbilligendes Murren.)

Adelbert (rasch). Dem ist nicht so, wie die Anklage sagt, so ist's nicht gewesen, höret mich an, Ihr Herrn!! —

Hatto (dazwischen). Schweigt, Herr und wartet, bis Ihr gefragt seid. Wenn's nicht so ist, wie der Bericht sagt, wartet die Zeugen ab, wenn Ihr im Recht seid!

Adelbert. O, schon gut, aber —

Hatto (ein Schriftstück nehmend, unterbricht ihn). Dies Schriftstück ist ein legales Protokoll Dessen, was in Wirzeburg vorging, als der Jude und Gumpendorf ihre Botschaft thaten. (Giebt das Schriftstück dem Schreiber rechts.) Laß es von einer Hand zur andern gehn. (Schreiber läßt's unter den Fürsten coursiren.) Jobst von Gumpendorf! (Jobst tritt vor.) Auf Euer edelmännisch Wort und christliche Seligkeit, sagt uns: Was habt Ihr gethan, als Bischof Rathulf den Juden bedrohte?! —

Gumpendorf (voll Angst). Ich! — Mein Gott, ich, — ich hab', —

Adelbert (einfallend). Sagt's grad' heraus, Sturmfeder, was Ihr gethan habt!

Gumpendorf. Nun, ich wollt' ihm das Eisen durch den Leib rennen, so er den Juden

anfaßt, und daß Conrad am obersten Thurm in Babanberg hängen ſollt', ſo er den Vogel nicht anhört. Der Biſchof hat mich gezwungen, ich —

Hatto (einfallend). Von den Nebenſachen iſt hier nicht die Red'! Ihr habt's gethan und das iſt genug. — Hat Euch Euer Herr zu dem Allen den Auftrag geben oder habt Ihr's nach Euerm eignen Kopf gethan?

Gumpendorf (freudig). Gott ſei Dank, nein, das hat mir mein Herr nicht —

Adelbert (einfallend). Das hat Dir Dein Herr wohl gebießen, Sturmfeder! Ihr ſollt nicht ſagen, daß Adelbert frei ausging, weil ſein Knecht in's Elend kam! Er hat Recht gethan! War' ich in Jobſten's Stell' geweſen, ich hätte Dem da drüben grade ſo aufgeſpielt!

Die Biſchöfe (muthend, durcheinander). Verurtheilt ihn! Er hat geſtanden! Was brauchen wir noch? Nieder mit dem Störenfried! —

Hatto. Wir haben, was wir brauchen, die Verhandlung ist geschlossen!

Adelbert (außer sich, indem er Hand an's Schwert legt, donnernd). Die Verhandlung ist nicht geschlossen! Das ist eine Niedertracht ohn' Gleichen — —!

Schweppfeld (eilt auf Adelbert zu und hält ihm den Stab vor; die Ehrenhalde an der Seite eilen zu Schweppfeld und thun desgleichen). Friede vor dem Reichstag! Friede! (Adelbert tritt zurück und will weiter reden.)

Hatto (zu Adelbert rasch). Die Verhandlung ist geschlossen! Oder habt Ihr etwa einen andern, tiefern Grund der Fehde anzugeben, der Euch entschuldigt?! (Heroldstreten bei Seite.) Da Ihr den Juden als Anlaß zum Streite vor uns angenommen, ist's bewiesen, daß Ihr den Streit bis zum höchsten Schimpf fortgesetzt, da Ihr kein Ursach' mehr hattet! Was wollet Ihr denn noch? (Pause.)

Rathulf. Hahahaha! —

Adelbert. Mein Kopf! Mein Kopf! — Ich

glaub', das Gehirn läuft mir aus! Heiliger Gott, nun fällt's mir wie Schuppen vom Aug', — ich hab' mich selbst verfangen! — Wär' ich erbärmlich genug gewesen und hätt' den ganzen Grund bloßgegeben, dann hätt' ich nicht vor Euch verspielt! Jedes Wort, jede That rechne Ihr mir an, so im Eifer zu viel gefallen, aber meines Adelhard's kläglich End' und daß ich dennoch Conrad's geschonet, das rechnet Ihr nicht. Holla denn! Laßt alle Hunde Eures Hasses auf mich los, ich fang' Euch ab, aber wahret Euch ja, daß Ihr mir nicht zu viel thut nach teutschem Recht, denn unter dem steht König und Kanzler so gut wie der Jud', und wer's vergißt, dem wird's mit gutem Eisen auf den Rücken geschrieben! Memming, sag' meiner Frau Mutter: die 50 Lanzen möchten aufsitzen, wir sind gleich so weit hier mit einander!! (Memming rechts ab. Pause. Alle etwas frappirt.)

Herzog von Schwaben (aufstehend). Ich verlang' vor dem Spruch, daß man den Juden hör', den man zum Zeugen entboten. (Setzt sich.)

Hatto. Ein Jud' kann kein gültig Zeugnis geben!

Herzog von Lothringen (aufstehend) Warum hat man dann den Juden auf einen christlichen Reichstag berufen? Laßt ihn sagen, was er weiß, und wann er falsch Zeugnis gibt, mag uns der Herr Kanzler zutrauen, daß wir's selbst sehen werden. (Setzt sich.)

Hatto. Dann, Ihr Herrn Herzöge, macht Ihr den Königstag zu einer Disputation. Welcher Verklagte hat nicht Gründe für sein Unrecht? Doch sei's so. Die Verhandlung ist aus, so aber der Jude was anzuführen hat, mag er's thun.

Einige Bischöfe und Fürsten. Nein, nein! Ja, ja! (Kurze Pause. Hegel tritt vor.)

Hatto. Schreiber, bereit' indeß die Urne. (Schreiber rechts stellt die Urne bereit. Kurze Pause. Hatto setzt sich.)

Hegel (für sich). Der Herr Salomo, wenn er hat wollen zu Gericht vor sich gelaßt Abends vorher den ganzen Streit erzählen

in einem Gleichniß. Den andern Morgen hat er genau geſeßen nach dem Gleichniß zu Gericht und hat getroffen immer den Nagel auf'n Kopp. Erlauben ſe mer auch zu erzählen e' Gleichniß, daß mer können vielleicht richten, ſo weiſe, wie der weiſer Salomo. — Es ſind geweſen in Deutſchland e'mal e' Maße Bienenſtöcke, und haben gemacht Honig, ſo ſüß wie Manna, und haben geſammelt und ſich gemehrt und gebaut feſte Städte und Schlöſſer und ſein geſeßen, wie in Abraham's Schoß. Da ſind gekommen viele kleine Ameiſen, die ſind verirrt geweſen auf'n Land ihrer Väter und haben geweint, gebettelt und gebammelt, de vornehme Bienen ſollen ſe laſſen wohnen bei ſich im Land tief in de Erde. Hab' ich auch gekennt e' reiche Bienenkönigin mit ihrem Sohn, die hat gehabt de ſchönſte Blumen, das beſte Land und de treuſten Leut' auf der ganzen Welt. Die hat aufgenommen e' Häufchen Ameiſen, die ſind geworden gemißhandelt von ihren böſen Nachbar. Und ſe hat ſe erlaubt zu leben

und zu bauen dicht beim Stock und hat gezüchtigt den bösen Nachbar. De Ameisen haben gebaut, hatte nich gesehn, und weil se sind von Natur gescheit, haben se gemacht aus einem Körnche zehn Halme. Da is auf einmal gekommen geflogen über Deutschland e' gewaltiger Schwarm Heuschrecken, die haben Alles wollen fressen, denn se haben gedacht, se kommen aus'n gelobten Land, da können se sich mehr nehmen als andre ehrliche Leut'. (Gemurmel in der Versammlung.) Die haben gefressen das ganze deutsche Land se fahl, daß es hat ausgesehn wie mei Kopp. As se nu sein gekommen zum Bau von de Bienenkönigin und ihren Sohn, haben se nich können hinein, weil is Alles gewesen so verdammt gut verwahrt. Da haben se sich gesetzt zu Gericht über de Bienenkönigin ihren Sohn, daß er hat zu sich genommen de verfluchte ausgerissne Ameisen vom schönen Herrn Nachbar und haben ihm wollen nehmen sein Hab und Gut, Land und Leut'. (In flammendem Zorn. Da

ſin: aber gekommen mit Wuth de armen Ameiſen und haben vertheidigt ihren Herren. Und wenn er wird beſtohlen und ungerecht verurtheilt von de hungrige Heuſchrecken, werden de Ameiſen dann e' neu Neſt tief in de Erd' und werden bringen ihr letztes Blut und ihren letzten Schweiß und Adonaich wird anſehn ſeine Welt und wird ſchicken den Samaël mit dem Schwert, der aber wird nähen und werfen in den feurigen Ofen alle Heuſchrecken und wer werden ſein erlöſt!! — — (Kurze Pauſe.)

Adelbert (ausbrechend). Er der prächtige Jud', der hat mir die allerſchönſte Vertheidigung gehalten!! — (Die Verſammlung erhebt ſich mit furchtbarem Unwillen.)

Hatto (der aufgeſprungen). Nun, beim heiligen Leib des Herrn, der Jud' giebt uns das beſte Zeugniß für den Uebermuth ſeines Herrn! An ihm kann man ſehn, wie frech das Anſehn der Autorität, ohn' die die Welt nicht beſtehn kann, anjetzt gehöhnt wird! Gott ſei Dank aber,

noch hat Er Kämpfer auf Erden, denn Er ist ewig!! —

Gogel (rücksichtslos frech). Autorität ewig?! — Soll ich sagen, was werd sein die Autorität in tausend Jahr, wenn es geht e' sofort wie jetzt? — (Zieht ein Goldstück hervor und zeigt es.) Was ist das? Gold! Schönes blankes Gold! (Indem er es flirrend auf den Boden wirft.) Das werd sein de Autorität in tausend Jahr, und wer werd haben die Autorität, werd sein de Autorität von de Autorität! (Versammlung bricht in einen Schrei der Wut aus.)

Adelbert (hastig). Rechnet ihm das nicht zu, ihn verblendet der Eifer für seinen Herrn. Nein, Gogel, ein Oberstes unter den Menschen muß es ewig geben, denn grauenvoll wär's, wenn Jeder ging' einsam seines Wegs und nur that' nach seinem Eigennutz und Sonderwillen!

Gogel (faßt ihn bewegt bei der Hand). Ja, Herr.

ein Oberhaus werd's immer geben, aber das verſtehn die Leute hier nicht mehr. Das iſt das Herz, (hält ſeine Hand) denn Gott hat den Menſchen darum erſt gemacht am ſechſten Tag, weil er ſich hat beſinnen gemüßt fünf Tage, wie er ſoll machen das menſchliche Herz, das es werd' ſo ſchön wie ſeins!! (Hält des Grafen Hand hinten und tritt zurück. Pauſe.)

Hatto (ruft). Sammel' die Kugeln, Schreiber! (Schreiber rechts ſammelt die Kugeln der 8 ſtimmführenden Reichsfürſten in die Urne und ſtellt ſie vor Hatto. Hatto ſchüttet ſie auf die Tafel aus.) Von neun ſtimmen zwei, daß der Angeklagte unſchuldig iſt, ſieben verdammen ihn. Seht her, Alle! — — Demnach verurtheil' ich Euch, Adelbert vom Badanberge, zu der Strafe, ſo auf Beſchimpfung kirchlichen Anſehns in böswilliger Fehde ſteht, und erklär' Euch verluſtig aller Würden, Titel, Obliegenheiten, Rechte und Güter, ſo Euch die höchſte Majeſtät jemals verliehn. Euer Streit iſt aus und hat Keiner am Andern einen Anſpruch. Wir legen euch Beiden ewigen Frieden auf, und wer ihn

von Euch bricht, iſt vogelfrei, und die höchſte Majeſtät wird ihn züchtigen!

Adelbert. Ha ja! Verurtheilt! — 'S iſt gut ſo. — Nein, Ihr braucht nicht höhniſch zu lauern, ob der Adelbert weich wird! Der Tag ſoll mir keine Thräne koſten. Nehmt denn den Nordgau und das Markgrafenthum, es iſt des Königs. Aber mein Babanberg, Burg, Stadt und Land könnt Ihr mir nicht nehmen, denn Kaiſer Arnulf hat's meinem Vater und mir, da's noch ein öder Fleck war, zu eigen geſchenkt auf alle Zeit. Das haben wir gebaut, das iſt allein mein eigen. Und wenn mir eine Heuſchrecke noch was am Zeug flicken will, werden mein' Bienen ihr über die Glatze fahren, daß man's im ganzen Land ſoll knirſchen hören. — Weh! Dreifach weh dem Land, das ſolche Richter hat!!

(Rechts ab mit Jobſt und Gogel. Pauſe.)

Zweite Scene.

Vorige ohne Adelbert Joſt und Gogel.

Hatto. Bis daß das Markgrafenthum an's Neu' vergeben iſt, übertragen wir, als Vormünder Sr. Majeſtät, dem Grafen Eberhardt von Rheinfranken die Verwaltung und beſtellen Herrn Schweicher von Hattſtädt zum Reichs-Commiſſarius und Beirath. (Eberhardt und Schweicher verbeugen ſich freudig.) – Der Reichstag iſt geſchloſſen! (Alle erheben ſich. Kunz von Tergla tritt mit der Reichsfahne in die Mitte der Scene, vor ihn Schweppfeld, links und rechts von ihm die beiden Ehrenhelde mit den Trompetern.)

Schweppfeld und Herolde. Zieht hin in Frieden! (Fanfare. Schweppfeld, Tergla, Trompeter, Ehrenheld, Schreiber, ſtimmführende Fürſten, Edelleute, Reichsknechte und Vaſallen, die zugegen ab. Hatto, der ſich den Fürſten empfohlen, kommt langſam, während die Scene leer geworden, nach vorn zu Rathilf, Schweicher und Eberhardt, die ſich ihm dankend nahen wollen. Rubach ſteht an der Seite.)

Dritte Scene.

Hatto, Rathulf, Schweicher, Eberhardt und Rubach.

Hatto (noch eh' die Andern ſprechen können, kalt). Nein, nein! Ich brauch' keinen Dank. Eberhardt und Schweicher Ihr werdet gleich das erſte Probeſtück in Eurem Amt thun und dem Rubach einen Reichsverhaft ausſtellen. (Zu Rubach.) Wenn Ihr das Papier habt, nehmt 60 Lanzen und lauert an der Fuhrt im Steigerwald, wo die Straße gen Babanberg führt, Adelbertens Zug auf und ſeht, daß Ihr den Gogel auf irgend eine Art in Eure Gewalt kriegt. Dann führt ihn gen Wirzeburg und hängt ihn auf offenem Markt. So Ihr Eure Sache gut machet, könnt Ihr Euch einer Gnade verſehn. Sogleich! —

Schweicher, Eberhardt und Rubach. Sogleich!! — (Alle Drei rechts ab.)

Rathulf. Der Jude? Ha, das wird ihm mehr noch in's Fleiſch gehn, denn der Reichstag!! —

Vierte Scene.

Hatto. Rathulf. Italieniſcher Mönch (von rechts).

Hatto. Meine Zuſage iſt erfüllt und ſoll weiter erfüllt werden. Ihr kommt nun an die Reih'! — Mein und der Kirche Wille iſt allein von heute an der Odem, den Ihr lebt. So Ihr folgt, ſollt Ihr mächtig ſein. Daß Ihr aber nicht ſtrauchelt auf dem neuen Weg, habet Ihr dort einen Rather, dem Ihr folgen mögt in allen Fährlichkeiten! —

Fünfte Scene.

Vorige. Lörrach (durch die Mitte rechts).

Hatto (in Bezug auf Lörrach). Ihr habt noch zu thun, wie ich ſeh', ich ſprech' Euch dann weiter. (Durch die Mitte rechts ab.)

Rathulf (für ſich). Einen Aufpaſſer! —

(Lörrach, eine Pergamentrolle haltend, tritt zu ihm.)

Lörrach (kalt). Mein Lehnsherr, Euer Vaſall hat mit Euch zu reden. —

Rathulf. Wie kommſt Du mir vor, Heinz? — Was iſt das für ein Ton? — Sag', was willſt Du von mir? —

Lörrach. Was ich hier in der Hand halte, iſt der Lehnsbrief, ſo Ihr mir vor ſieben Jahren über das Städtlein Poppenreut gegeben habt, da (zerreißt das Pergament) iſt Euer Lehnsbrief! Mit heutigem Tag hat mein' Pflicht und Eid ein End'. Gott befohlen! (will gehn.)

Rathulf. Heinz! Heinz! Und willſt mich verlaſſen? — Ha, willſt wohl jetzt zum Babanberg gehn? —

Lörrach. Nein, Herr Biſchof. Ich will nach meinem Lörrach reiten im Schwabenland. Da will ich ſtill beſchließen meine Tage und bis an meinen Tod drüber ſinnen, warum denn Lieb' und Treu' auf Erden verſchwunden iſt! — (Will ab, nach der Mitte.)

Sechſte Scene.

Vorige. Conrad (haſtig rechts durch die Mitte).

Lörrach. Heinz, wo ſeid — (ſieht Rathulf, ſchweigt und tritt ſchroff zurück).

Rathulf. O Gott, Conrad! — Nicht wahr, Du biſt mir geblieben!? —

Conrad. Rühr' mich nicht an, ſonſt —! Du erbärmlicher Geſell, trügeſt Du nicht das Kleid, ich ſchlüg' Dir in Dein ehrlos Geſicht, daß —! Kommt, Lörrach, mir ekelt vor ihm! (Faßt Lörrach am Arm.)

Rathulf. Hör' mich doch an, mein Bruder! —

Conrad (zieht Lörrach mit ſich). Wir reiten zuſammen, Heinz! —

Rathulf. Aber Conrad, wenn Adelbert nun kommt und reißet mich herab vom Biſchofsſtuhl! —

Conrad. Deine Sache!

Rathulf. Wenn er aber ſchändet unſer Geſchlecht und Wirzeburg verwüſtet und unſern Namen auslöſcht?! —

Conrad (tritt ihm dicht unter die Augen). Dann werd' ich für das arme Wirzeburg und unſern unſchuldigen Namen — fallen, nicht für Dich, Du Baſtard von einem Salier!! — (Conrad mit Lerrach durch die rechte Mitte ab.)

Siebente Scene.

Rathulf. Mönch.

Rathulf. Heinz! Conrad, mein Bruder! — O, ich werd' wahnſinnig! — Eine Angſt, eine grauenvolle Ahnung ſteigt in mir auf! Das darf nicht ſein! — Rudach! — Eberhard! Rettet den Juden! Thut ihm kein Leid!! — (Will nach der rechten Thür ſtürzen. Da erfaßt ihn der italieniſche Mönch, zieht ihn in die Mitte der Scene und preßt ihm eine Bußgeiſel, die er in der Kutte trug, in die Hand.)

Mönch. Accipe hoc! (Stoßt ihn vor ſich her.) Facilis est descensus averni!!

Rathulf (verzweifelnd). Ja, der Weg zur Hölle iſt bequem!! —

(Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

Babanberg (3 Tage ſpäter).

Ahnenhalle wie im erſten Akt.

Erſte Scene.

Adelbert (im Koſtüm des vorigen Aktes ſteht neben.) Baban (die auf dem Ahnenſtuhl ſitzt). Auf der andern Seite Brunne-Hilde. Frawein und Halles (mehr ſeitwärts nach vorn. Alle ſind ſehr ernſt.)

Adelbert. Die große Ehr' war auch eine große Laſt; (ſich zur Freundlichkeit zwingend) und wann bisher aus Babanberg noch nichts worden

iſt, jetzt will ich ein wahres Schmuckkäſtlein aus ihm machen.

Baban. Wann ſie Dich in Regensburg dazu kommen laſſen. —

Braune-Hilde. Da ſtehſt Du jetzt mit dem Rathuſ ſchlimmer als je!? —

Adelbert. Nein, Hilde, ſchlimmer nicht, eher beſſer. Uns iſt ein ewiger Friede auferlegt, und wann er Ruh' hält, ich gewiß. —

Braune-Hilde. Der arme Conrad! —

Adelbert. Ja, der thut mir recht in der Seele weh, der iſt nun ganz gebrochen. Eh' ich auf's Pferd ſtieg, ſtreifte er bei mir vorbei und ſagte, er woll' noch einmal herüberkommen. — Ach, es ſoll nicht anders ſein! — (Wendet ſich raſch.) Sind Sturmfeder und Memming mit Gogel herein? Was hatten ſie denn, daß ſie ſo dahinten blieben ſind?

Frawein. Ein paar Juden aus Wirzeburg, die gehört hatten, daß der Gogel von Tribur vorüber käm', waren auf einem Wäglein nachgekommen und wollten ihn ſprechen auf

eine Stund'. Da hat denn der Gogel bei der Furth am Steigerwald —

Adelbert. Dummes Zeug! Das gehört ſich nicht, daß meine Leut' am Wege ſtehn und ihr Geſchäft verhandeln! Wer was vom Gogel will, kann gen Babanberg kommen Aber der Sturmfieber macht mir jetzt lauter ſolch' Zeug, was er nicht verantworten kann. Der Gogel wird mir mit jedem Tag lieber! — Frawein und Halles, nehmt Euch gleich ein paar Leute und reitet ihnen entgegen! (Frawein und Halles gehn nach der Thür.)

Zweite Scene.

Vorige. Conrad (tritt durch die rechte Mitte auf).

Adelbert. Conrad! — (geht ihm herzlich entgegen und reicht ihm die Hand. Kurze Pauſe. Frawein und Halles ab.) Wenn Du auch nicht kommſt in Freuden, ſollſt Du mir doch ſelbſt in Schmerzen willkommen ſein. Das iſt recht, daß Du Wort hältſt.

Conrad. Adelbert, ich hab' Dir doch zeigen

wollen, daß wenigſtens Einer unſers Geſchlechts nicht ſo ganz aus der Art geſchlagen iſt. —

Adelbert. Das glauben wir Dir, auch wenn Du nicht kommſt, Conrad. — Haſt Du Dein Sträußlein mitgebracht? —

Conrad. Mein Gott! — — Ja! — (Indem er auf Hilden einen Blick der Qual und Liebe wirft und den Strauß zitternd aus der Bruſt gezogen, preßt ihn Adelbert heftig an ſich und reicht Hilden die Hand, die er krampfhaft drückt. Hilde ſteht tief erſchüttert, wie wenn ſie jetzt auf einmal die Liebe Conrad's ahne.)

Dritte Scene.

Vorige. Adelbert der Sohn und Halles (raſch durch die Mitte, bleich, wankend).

Adelbert. Iſt Alles glücklich herein? — Was macht Ihr denn für Geſichter? — Es — es iſt doch kein Uebel vorgefallen? — Wetter, redet! — Mir wird ganz Angſt!! —

Baban. Das giebt ein Unglück! (raſch auf-
Hilde. Heiliger Gott! einander.)

Sohn. Lieber Vater — bleib' nur ruhig, sonst kommst Du von Sinnen. — Gott! —

Adelbert. Was ist geschehn!! —

Sohn. Lieber Vater! —

Adelbert. Ich will's wissen!! —

Baban. Nein! Halte noch still! Sprech' Keiner! — Du mußt Dich erst fassen, Sohn! (Pause. Adelbert ringt furchtbar mit sich.)

Adelbert (ausbrechend). Sie — sie haben mir den Gogel erschlagen!! — Ist's — ist's denn wahr, Ihr Leute, saget's raus!! — (Baban faßt ihn am Arm.)

Sohn. Ja, lieber Vater. An der Furth im Steigerwald haben sie ihn durch gedungene Juden aufgehalten und der Rubach mit 60 Lanzen —

Adelbert. Den Gogel haben sie mir erschlagen!! (Fällt in Conrad's Arme, Baban stützt sich auf Braune-Hilde.) Ach, sie sind so schlecht, daß sie ihre elende Wuth an einer armen kleinen Judenseel' auslassen müssen. — Damals im

Garten hat er's mir wohl gesagt, daß er nicht wiederkommen würd' von Tribur! — Aber nein, kein verachteter armer Jud' war's, den sie erschlugen, sondern die edelste, beste Seel', die je der Herr in so niedre Hülle gebannt hat. Der hat die Gebrechen dieser Zeit besser kennet, denn sonst wer im Land. Aus Feigheit haben sie ihn erschlagen!! — Den Sturmfeder schafft mir her und den Memming! —

Sohn. Vater, der Sturmfeder, — im Steigerwald liegt der —

Adelbert. Sturmfeder auch hin?! Gottes Erbarmen!! — — Er hat's nicht überleben mögen, daß ich um ihn verurtheilt bin! — (Faltet seine Hände) Ich erheb' meine Hände für Dich, Du armer Junge, und danke Dir! Du bist im Dienst der Treu' und Unschuld storben, und das ist ein erhabener Tod. Vor Dir her zieh' der Segen Deines Herrn, so Du eingehst in's Jenseits, Du treuer Knecht! —

Vierte Scene.

Vorige. Memming und Frawein (durch die Mitte).

Sohn. Da iſt der Memming, lieber Vater.

Adelbert (geht zu Memming und reicht ihm die Hand). Wie viel Leut' bringet Ihr wieder?

Memming. Sechs, die andern neunzehn liegen beim Sturmfeder. Es war eine verzweifelte Stunde! Es half nichts, der Wirzeburger waren zu viele, und als Sturmfeder todt war und ich von den Leuten getrennt und ſie den Gogel gefangen hatten —

Adelbert. Lebendig gefangen?! —

Memming. Ja, Herr, und führten ihn gen Wirzeburg. Ich ließ die paar Leute zurück und ſchlich ihnen nach und ſah, wie ſie den Gogel auf offenem Markt hingen. —

Adelbert. Hingen?! — Sie hingen den Gogel alſo zu Wirzeburg auf offenem Markt!! — (Steht ſtarr in ſich verſunken, fährt auf, dann kalt, ätzend). Frawein. — Memming, —

nehmt herab das Rüstzeug meines Vaters und stellt ein' leeren Spieß an die Stelle. Den Ehrenstuhl und die Fenster sollt Ihr mit einem schwarzen Tuch zudecken, denn ich halt' mich und mein Haus für geschändt. Nicht eher mag der ehrliche Tag den Sitz meiner Väter bescheinen, bis von dem leeren Spieß, der drüber steht, der Schädel Rathulf's niederrinnt! Auf, waffnet Euch, —! (Setzt den Helm auf) was Arm und Bein hat! Kein Spieß soll dahinten bleiben! Fort, ruft die Leute!! — (Halles, Memming und Frauen durch die rechte Mitte ab.)

Conrad. Mein Gott! — Adelbert, Du hast Rathulf's Tod beschworen! —

Adelbert. Er oder ich, das ist mein Losung! —

Conrad. Hab' ich's doch gewußt, daß ich im Bett nicht sterbe! — (Braune-Hilde fällt der Mutter um den Hals. Conrad, Adelbert und Sohn durch die rechte Mitte ab. Baban, Braune-Hilden mit sich ziehend, durch die linke Mitte ab.)

Verwandlung.

Wirtzeburg (6 Tage später).

Bischöfliche Residenz auf dem Marienberge.

St. Kilians-Halle.

(Decoration wie im zweiten Akt. Der Vorhang vor der Nische ist zurückgeschoben, in ihr erblickt man das Bild des heiligen Kilian, (geheime Thür). Die Scene ist ohne alles Mobiliar, nur links der verhangene Tisch, auf dem ein Kruzifix steht, dabei des Bischofs Sessel. Wie die Verwandlung geschieht, hört man in der Stadt die Glocken stürmen, Kampfgeschrei und Trompetensignale in der Ferne, bis zur neunten Scene mit wenigen Unterbrechungen andauernd.)

Fünfte Scene.

Rathulf (mit Knechten durch die Gallerie)

Rathulf (giebt ihnen ein Paar Beutel mit Geld). Theilt das Geld unter die Leute in der Stadt. Sagt ihnen auch, daß der Zuzug aus Mainz bald kommen muß. Den laß ich auf's Rad flechten, der heute wankt! — Sagt auch Schweichern, ich komm' gleich herunter, ich wolle nur

verſchnaufen! — (Knechte durch die Gallerie ab. Karbulf kommt vorwärts und trocknet ſich den Schweiß von der Stirn.) Heut' gilt's, oder nie! Es muß nun aus werden mit Einem von uns! — O, Conrad iſt doch gut, — ob er mich auch nicht hat ſehn wollen, er hilft mir doch! — Er wollt' den Babanberg bei Kitzing mit dem Lörrach aufhalten und noch keine Nachricht! Und doch liegt der Feind vor der Stadt! — 'S iſt klar, o, 's iſt klar, ſie ſind aufgerieben und zerſprengt! — Verflucht! — Wenn Hatto nur ein Paar Reichshaufen zu Hülfe ſchickt, kann Conrad ſeine Leute ſammeln und darzuſchlagen, daß ſie dem Adelbert in den Rücken fielen! — Ich hab' eine innere Angſt, eine Gewißheit, daß mir daesmal der Kampf ſchlecht ausſchlagen wird. — Und doch iſt's wieder eine geheime Freude, daß mich der Babanberg bedrängt. Bin ich doch nicht immer der Einzige, der Unrecht thut, jetzt iſt's der Adelbert und bricht den Reichsfrieden! Ha, mir geſchieht diesmal Unrecht!

Sechste Scene.

Vorige. Urach und Wirtemburger.

Rathulf (zu den Eintretenden). Was willst Du hier, Urach, was giebt's? —

Urach. Thränen und Jammers g'nug! Der Schweicher läßt Euch sagen, er kann keine Stunde die Stadt mehr halten.

Rathulf. Haltet nur noch aus, Leute, die Hülf' aus Mainz kann nicht mehr weit sein.

Urach. Halt' aus wer will, wir nicht. Wissen wir doch recht gut, wie glücklich die Leut' in Babanberg leben und sollen länger solche Esel sein und unser gut's Blut hingeben, daß wir geschunden werden von Euch? Uebergebt die Stadt, die Bürger wollen's so! Dann mögt Ihr Euch um den Marienberg raufen, so lang' Ihr Lust habt.

Rathulf (bleich vor Wuth). So? — Willst mir wohl trutzen, und Deinen Eselsmuth an mir

fühlen, weil ich die liederliche Dirne, Dein Schwesterkind, hab' abstrafen lassen?! —

Urach (wüthend). Rührt die Sache nicht auf, Herr! Ich frag' Euch als Schultheiß der Stadt: wollt Ihr Wirzeburg dem Adelbert übergeben, oder nicht??! —

Rathulf. Eh' ich dem Adelbert einen Pflasterstein geb', steck' ich die Stadt an allen Ecken an, nur als ein' Aschenhaufen kriegt er sie. Auf die Zinnen, Ihr Hunde! (Geht außer sich auf sie los.)

Urach. Die Antwort soll ganz Wirzeburg wissen!! (Eilt mit den Burgern durch die Mitte ab. Rathulf will ihnen folgen und begegnet Lorrach.)

Siebente Scene.

Rathulf. Lörrach (in einer Mönchskutte tritt durch die Mitte bleich und wankend).

Rathulf (zurücktaumelnd). Wo kommst Du her, Heinz?! (Kommt mit ihm nach vorn.) Bringst Du Unheil? —

Lörrach. Alles ist hin! (Wirft die Kutte erschöpft bei Seite.)

Rathulf. Alles hin und Conrad? Mensch, sei nicht so von Eis! Du trittst einher wie der Todesengel! —

Lörrach (finster). Conrad und ich standen bei Kitzingen. Die Babanbergischen Reiter rückten an und rollten auf uns her wie eine Wetterwolke. Vorne war der Adelbert mit seinem Jungen. Mein Kriegsloos riß mich von Conraden, und als ich mich wieder zu Deinem Bruder hauen wollt', gab's mitten in unsrem Hauf' ein gräßlich Geheul, die Reihen lösten sich, die Unsren flohen, — (die Stimme versagt ihm).

Rathulf. Und! Gott, sag's 'raus, lieber Heinz! —

Lörrach. O, Rathulf, Rathulf! Da hing Conrad herab vom Gaul, den Speersplitter in der Brust, und das helle Blut schoß von ihm nieder! —

Rathulf (schreiend). Er ist todt?! — (Taumelt zum Stuhl, an dessen Lehne er sich krampfhaft hält). Er ist todt!

Lörrach. Wir halfen ihm vom Pferd, nahmen

seine Rennhaube ab und zogen leis den Harnisch los. Da fanden wir auf seiner Brust ein Veilchensträußlein, durch das war der Speer mitten durch gegangen. Als der Adelbert das sah, warf er sich neben ihm in's Gras und weinte laut, und wer dabei stundt, fing an zu jammern, alle Speere senkten sich von Freund und Feind und's ward still, wie auf dem Kirchhof. Conrad bat: Adelbert möcht' den Strauß seiner Frau bringen.

Rathulf (lohnend). Er hat sie auch geliebt! — O, er hat sterben wollen!!

Lörrach. Gott weiß es! — Mir sagte er, ich möchte Dich bitten, daß Du Friede machst. Danach zog ihn der Krampf und es war aus mit ihm. Die Babanbergischen nahmen die Leiche mit sich und rückten gen Wirzeburg. Ein flüchtiger Mönch, der Kerl, den Dir Hatto beigeben, lieh mir sein Kleid und nahm meinen Mantel, so bin ich noch 'reingekommen. Jetzt sind wir ganz im Garne! (Rathulf stiert wie irr vor sich hin. Starkes Tosen in der Ferne.)

Achte Scene.

Vorige. Schweicher und Knechte (ſturmiſch durch die Mitte). Narr (folgt).

Lörrach (zu Schweicher und Knechten). Haltet! — Laßt ihn, — ihm iſt ſein Bruder Conrad geſtorben! —

Schweicher. Iſt's alſo wahr? Auch das noch! Nun leget Euch Alle in's Grab! — Der Ulrach hat dem Feinde die Thore geöffnet, — die Stadt iſt über!

Rathulf. Wirtzeburg über!? — Nein, kein' Thräne! Rache, wüth'ge Rache! Alle guten Engel ſind von mir wichen und mir iſt nichts auf Erden blieben, als der Haß, den will ich hegen und pflegen, und ſollt' er lechzen nach ſeiner Beute bis an den jüngſten Tag, ich werd' ihm einſt doch dies ganze verfluchte Geſchlecht in den Rachen werfen!! — Drauf denn, für St. Kilian und Wirtzeburg!! (Stürzt ab. Alle außer dem Narren folgen.)

Neunte Scene.

Narr (allein).

Narr. Hehe! Alſo ſo iſt die Geſchicht'? — Ein weiſer Narr, der ſeinen Mund mit Lob und ſeinen Beutel mit Geld füllt. Für ein paar Gulden wird's wohl in Franken ein' ehrlichen Schmidt geben, der das Halseiſen (zeigt auf ſeinen Halsring) abfeilt, wann nur erſt der Rathulf kalt iſt. — Uſeh, daß man meiſt auf andrer Leute Tod warten muß, eh' man frei ſein kann! —

Zehnte Scene.

Narr. Rathulf. (Wildes Geſchrei mehrerer Stimmen von Außen.)

Rathulf (hereinſtürzend, brüllend). Laßt das Gatter herab! (Pauſe. Er bleibt im Gange und ſieht hinunter. Man hört mit großem Geraſſel das Gatter fallen; er kommt vorwärts.) Gott ſei Dank, noch hab' ich Friſt! Durch's Gatter können ſie nicht

herauf! — O, du hölliſcher Genoſſe Verzweiflung, und du vor Allem tückiſche Hinterliſt, hilf mir ein Mittel nur erſinnen, daß ich entrinne, und ich ſchwör's bei der ewigen Nacht, mich ſoll der Babanberg nicht noch einmal drängen! (Furchtbares Gepraſſel des erbrochenen Gatters, lautes, ganznahes Toſen hinter der Scene, entſetzt.) Das Gatter iſt los! Sie kommen, ſie kommen! O, mein himmliſcher Vater, laß mich nicht untergehn! (Ergreift krampfhaft das Kreuz auf dem Tiſch, ſtürzt nach der Thür rechts und ſchleppt ſich dann zurück nach der Mitte der Scene.)

Narr. Bei meiner Kappe, 's iſt Zeit! (ſpringt aus dem Seſſel.) Nach dem Kiliansgange! —

Nathulf (jauchzend). Dank Dir, mein Till! Ich bin gerettet! (Stürzt auf die Nische von Till gefolgt, ſtößt das Bild bei Seite und drückt an einer Feder. Das Bild ſpringt auf und zeigt einen dunklen Gang, aus welchem

Elfte Scene.

Vorige. Urach (mit gehobenem Schmiedehammer). Adelbert (mit dem Morgenstern). Memming. Frawein. Halles und Knechte (ihm entgegen treten. Memming und Knechte eilen nach dem Corridor. Halles mit Knechten durch die Thür rechts).

Urach. Hei, da steckt der Fuchs! (Zeigt auf Rathulf.)

Adelbert (jauchzend). Hab' ich Dich endlich?! —

Rathulf (kreischend). Adelbert!!! — (Er stürzt nach vorn in die Gegend des Tisches, Narr kriecht unter den Tisch; Adelbert verfolgt Rathulf mit erhob'ner Waffe und will auf ihn, der in die Kniee sinkt und das Kruciſix vorhält, einhaun, wird aber durch das Kruciſix abgeſchreckt.)

Adelbert (der noch einmal zuſchlagen wollte). Thu' das Kreuz weg, wenn Du keine Memme biſt!!

Urach. I was, ſchlagt doch zu!

Adelbert (erhebt noch einmal die Waffe). Das Kreuz weg, oder —!!

Rathulf. Mein Heiland, sei mein' Hülf' in der Todesnoth!! (Das Kreuz verhaltend: Adelbert senkt die Waffe.)

Adelbert. Du erbärmlicher Feigling! — Und hast nicht einmal den Muth zu sterben?! —

Rathulf. Ja, sterben will ich, doch so nicht, Babanberg! Nur noch einen Augenblick laß mir, daß ich mein' arme Seel' retten kann!

Adelbert. Jetzt erst fällt Dir Dein' elende Seel' ein? — Mach's kurz! —

Rathulf. Hier lieg' ich vor Dir im Staub! Sieh mir in's Auge, Adelbert, ach, einst mein Bruder! in dies verhaßte Aug', das so oft überflossen ist in Thränen der Wuth, der Verzweiflung und des Neids um Dich! Sieh, das ist aus dem unseligen Rathulf worden, der Alles verlor, Bruder und Freund, dem der Engel der Liebe fehlt, so ihn halt und schützt gegen sich selber, und der von der Hand Dessen den Tod empfängt, der einst mit ihm aus einem Becher trunken! (Legt das Kreuz vor sich auf die Erde.) Da liegt der Heiland, so mich schützt vor Dir! Hier

nimm mich, Herr, (kreuzt die Arme auf der Bruſt) in Deine Hände meinen Geiſt! —

Adelbert (erhebt die Waffe; wie er aber zuſchlagen will, taumelt er zurück und ſenkt die Waffe). Ich kann ihn nicht erſchlagen! —

Rathulf (für ſich). Ha, gerettet! —

Urach. Ihr könnt nicht? — (Hebt den Hammer.) Soll ich's thun?

Adelbert (fällt ihm in den Arm). Zurück — er ſoll leben! —

Rathulf (richtet ſich empor).

Urach. So? — Nun, ſo ſag' ich Euch, holt der Teufel Euer ganz Haus! (Wirft den Hammer zu Boden.) Eh, über den Schaafsmuth! (Geht durch den Gang ab: Pauſe.)

Rathulf. Und warum, Adelbert, erſchlägſt Du mich nicht? Dann wär' das Unglücksſpiel doch einmal aus! (Pauſe.) Aber nein, nein! Deine Rache muß ewig ſein, wie meine Schuld. Fiend, mit mir ſelber zuſammengeſperret in gräßlicher Einſamkeit, wirſt Du mich verſchmachten laſſen im tiefſten Thurm? O Conrad, lebteſt Du

wenigſtens, daß Du den Namen unſres Hauſes ehrlich machteſt!! —

Adelbert (finſter). Denkſt Du an die Kirch' zu Regensburg?! —

Rathulf. O, daß ich ewig daran denken muß mit Gram und Reu'! — — Sieh, wenn Hilte ſtorben wär', ich wär' längſt kommen und hätte Dir abgebeten, aber ich kennt's nicht über mich bringen, mich vor der Frau zu erniedren, die mich verächtlich von ſich ſtieß, die ich geliebt, trotz Haß und Fluch, und die ich lieben werd', wenn ich aufſteh' am jüngſten Tag zu Gericht und Verdammniß!! (Mit zitternder Stimme) Aber als ich heute erfahren, wie Conrad ſtarb — — (ſchluchzt) — Du haſt den blut'gen Strauß von ſeiner Bruſt genommen, das, Adelbert, hat mich in's Herze troffen! Da rief's in mir mit Engelſtimmen: „O, er und Hilde können noch verzeihn, und ich hab' geiebt, daß, wenn ich frei wär', wollt' ich von ſelber zur Sühne zu Dir kommen! Sieh, wie ich weine, Bruder! Das

ist die Taufe meines Herzens, das sich zur alten Lieb' bekehret hat!! —

Adelbert. Das willst Du wirklich thun, Rathulf?! — Und doch bist Du ein elender Gesell! — Hast Du mir nicht den armen Juden, der Dir nichts than hat, gehangen?! —

Rathulf. Das hab' ich nicht gethan! — Der Hatto hat den Eberhardt zum Verwalter des Markgrafenthums gemacht und dem Rubach befohlen, den Juden zu hängen von Reichswegen! —

Adelbert bestürzt, prallt zurück. Der Hatto hat's befohlen? — Von Reichswegen?! — Ha! Mein Schöpfer! Da hätt' ich Dir das mal Unrecht gethan?! — (Nach kurzem Kampfe.) Nun wohl, — ich hab's entschieden. — Will einmal sehn, was man in Güte mit Dir ausricht, und weil die ganze Welt Dich verachtet und hasset und Dir mißtraut, will ich, dein Feind, Dir dasmal traun. — Geh', Du bist frei! —

Rathulf. Adelbert!! — (zurück) Ha, er läßet

mich frei! (laut) Das hat Dir Gott eingegeben! —

Adelbert. Und wenn Du freiwillig zu mir kommſt in alter Lieb' und Dich in der Kapelle, da mein Adelhart ſchlaft, mit mir verſöhnſt, ſo wie Dir's der arme Jude geſagt hat an jenem Unglückstag, will ich Dich wieder in alter Freundſchaft aufnehmen, in Dein heilig Amt einſetzen und Dir helfen gegen den Hatto. Dann wollen wir ſehn, ob uns die Heuſchrecken nicht weichen ſoll'n und — und die Hild, — die wird Dich auch nicht mehr verachten, Rathulf. — Willſt Du's thun? —

Rathulf (nimmt ſeine Hand). Ich will's, bei der Leiche des ſchuldloſen Conrad's, ich will's. — Ach, Du glaubſt's mir doch nicht!

Adelbert. Auf den Schwur glaub' ich's! — (Geh', der Himmel erhalt' Dein Herz treu! — (Geh'! — Frawein, geleit' Herrn Rathulf den Berg hinunter, wohin er will! —

Rathulf. Leb' wohl, Adelbert! (Drückt ihm nochmals die Hand. Beide ſehen einander einen Moment

starr in's Auge, dann läßt Adelbert Rathulf's Hand fallen. Rathulf geht rasch, Frawein voraus, nach dem geheimen Gange, wendet sich auf der Schwelle um und wirft dem gedankenvoll dastehenden Adelbert einen langen Blick zu.)

Adelbert (träumerisch). Wenn ich ihn gefangen behielt, war ich Herr der ganzen Brut, — jetzt aber? — Nein, nein, — das thut er nicht! (versinkt in immer tieferes Brüten.)

Rathulf (im Ton der Versicherung). Ich werde zu Dir gen Babanberg kommen! (Rasch ab.)

Narr (der unter dem Tische hervorkroch, indem er Adelbert die Kappe präsentirt). Willkommen, Herr Bruder, im Handwerk! (Adelbert fährt zusammen und sieht ihn erschrocken an.)

(Vorhang fällt rasch.)

Fünfter Akt.

Babanberg (2 Monate ſpäter).

Ahnenhalle der Burg (wie im dritten Akt).

Erſte Scene.

Frawein, Memming und Halles (wie der Vorhang aufgeht, am offnen Fenſter links, gewarnet, auf der Strab. Die erbeutete Reichsfahne lehnt an einem Pfeiler. Dämmerung).

Memming. Ich ſag' Euch, der Nathulf hat ſeine gute Stunde verpaßt, da er ſeinen Eid von Wirzeburg brach und, ſtatt zu uns zu kommen, zum Hatto flohen iſt. Nun geht's bergab mit ihm, ob ihm auch König und Reich helfen mag. Vierzehn Tage liegen ſie ſchon vor Burg und Stadt, ſtürmen einmal um's andre und's wirt nichts. Sie haben ihre beſten Leut' verloren, die Reichsfahne eingebüßt, Graf Eberhardt iſt gefallen und der Lörrach geſtern Abend zu uns

übergegangen, das können sie nicht mehr verwinden.

Frawein. Und eh' die drunten wieder Muth kriegen, ist unsres Herrn Schwiegervater, der Otto von Sachsen, sammt dem tapfren Finkler, mit Zuzug da.

Memming. Am Himmel wird's hell. — Vergeßt nicht, den Herrn zu erinnern, daß er den Verrach anhört. Da er gestern in die Burg kam, ließ er ihn in den Thurm thun, bis auf heute.

Zweite Scene.

Vorige. Adelbert und Sohn (treten durch die rechte Mitte auf).

Frawein. Fröhlichen Morgen, lieber Herr. Ihr schlieft Beide fest und tief. Wohl bekomm's Euch.

Adelbert. Fest und tief, als wenn's gar kein Erwachen gäb'.

Sohn. Das war einmal eine ruhige Nacht.

Adelbert. Mögt Du immer so eine haben nach gutem Tagewerk.

Memming. Ja, redlich habt Ihr Euch Beide die Ruh' verdient. Seht, da steht das Reichspanner, (bringt es herbei) das Ihr dem Tergolen aus der Faust gehauen, Herr! (setzt die Fahne wieder in die Ecke. Der Tag graut.)

Adelbert. War's denn überall still die Nacht? —

Frawein. Ueberall.

Halles (der hinaus gesehen). Hört nur, 's ist, als wenn Heerhaufen kämen oder gingen!

Adelbert (am's Fenster tretend). Sonderbar! — Bei'm Kreuz, da geht was vor! — Frawein, nimm rasch ein paar Knechte und geh auf Kundschaft! (Frawein ab.) Halles, seh, daß die Leute ihr Morgenbrodt kriegen, Memming mag fragen, wie's in der Stadt steht. (Memming ab.)

Halles. Wollet Ihr den Lörrach im Thurm lassen, Herr? — Er ist freiwillig gekommen. — (Die Sonne geht auf und scheint durch's Fenster.)

Adelbert. Der Heuchler! — Freiwillig? Ha!

— Nun, wann die Mannen versorgt sind, kannst Du ihn bringen. (Hallet ab. Volles Licht.)

Adelbert (tritt an's Fenster getreten). Träumt' ich denn?! — Sieh doch, das Lager ist weg sammt dem Reichsheer, nur das Königliche Zelt steht noch mit ein paar Andren. Meiner Treu, sie ziehn ab! Das hätt' ich mir doch nicht vermuthet! —

Dritte Scene.

Vorige. Baban und Brunechilde eintretend. Adelbert (der Sohn eilt auf sie zu und küßt ihnen die Hände).

Adelbert (herantretend, freudig). Viel Glück am fröhlichen Tag, lieb' Mutter! (Sieht Beide nach dem Fenster.) Alle Noth hat ein End'; der Feind ist gewichen. Siehst Du, sie sind Alle abgezogen!

Sohn. Ja, staun' nur, lieb' Mutter, kein Speer ist zu sehen! —

Vierte Scene.

Vorige. Frawein.

Frawein. Sie ziehn ab, das ganze Königliche Heer iſt ſchon gen Frohsheim unterwegs. Die Sachſen müſſen nicht weit ſein. Gott ſei gelobt, der's ſo gewendt hat!

Braune-Hilde. O, tauſendfach ſei er gelobt! (Faßt Adelbertens bei der Hand.) Sag', lieber Adelbert, werden ſie uns nun in Frieden laſſen? —

Adelbert. Jetzt glaub' ich's ſelber, Hilde!

Baban (die Harfe hinabſtehet). Nein, Kinder, ich glaub's nicht! So lange des Königs Zelt noch ſteht, ſag' ich nicht Amen! (Wendet ſich gegen N.) O, mein Sohn! warum ließeſt Du den Ratulf frei? —

Adelbert (verlegen). Du haſt Recht, liebe Ahne; — aber er hat mir von Hilden geſprochen und Conrad's Veilchenſtrauß, und dann hat er an Gogel's Tod keine Schuld ge-

habt, ich hab' ihm Unrecht gethan, ich mußt' ihn freilaſſen, Mutter!!

Braune-Hilde. Daß Du um mich ſo viel ertragen mußt, Adelbert! — Ich bin Dein Unglück!

Baban. Sein Unglück biſt Du nicht, Tochter. Aber das iſt's, daß ſein ganzes Leben eine Arbeit iſt für Andre. Du gleichſt dem Sämann, mein Sohn, der die Körner legt, und ſchon zufrieden iſt, da er weiß, daß ſie aufgehen werden. Ob er's ſelber ſieht, — iſt ihm gleich. Du wirſt Deine Saat nicht aufgehn ſehn, dafür werden Deine Feinde ſchon ſorgen!

Adelbert. Dann iſt's auch recht, Mutter! Ich hab' einer allmächtigen Herrin gedient mein Lebelang, die die Herzen weit macht und die Wangen erglühn, für die man jauchzet zu ſterben! Der himmelaufflammenden Liebe, der Bändigerin des Trutzes, der ewig ſehnenden Gewalt, die mich zu Gott, zur Menſchheit, zum Vaterlande, zu Euch Allen hinreißt, hab' ich mich hingegeben,

und wann ich um die Herrin ſterben ſoll, nun dreifach glücklicher Adelbert, dann ſtirb, — es giebt kein ſeliger Ende! —

Baban (ſchmerzvoll freudig ihre Hände erhebend). O, Du armes, im Glücke ſelbſt brechendes Mutterherz! Dieſen Sohn hab' ich im Schooß getragen voll Wonnen, hab' ihn empor wachſen ſehn wie eine Eiche voll Stolz, und nun iſt's mir vielleicht beſchieden, daß ich ihn fallen ſeh', weil er um's Edle rang. Ja, falle denn, Sohn, wenn's Gottes Wille iſt, — ich möchte Dich kein Haarbreit weniger gut, ſelbſt wenn Du länger lebteſt. Ich hab' den Troſt in mir, daß ich's nicht lang' ohne Dich unten aushalten werd'. —

Fünfte Scene.

Vorige. Halles bringt Lorrach (ohne Schwert, ſonſt gewappnet).

Halles. Da bring' ich Herrn Heinzen. (Pauſe.)

Adelbert (nach innerem Kampfe). Warum hat Euch denn der Satan zu mir 'trieben?!

Lörrach. Weil Du mich für kein' Gleißner mehr halten sollst, Adelbert, weil ich —

Adelbert (einfallend). Jetzt, da mir die Brut drunten nichts anhaben kann, laufet Ihr zu mir über und werdet an denen zum Spitzbuben, wie Ihr an mir zum Spitzbuben worden seid im Leben?

Lörrach. Adelbert! — Als Conrad gestorben war, bracht' ich Rathulf bloß die Nachricht seines End's und daß er Frieden machen sollte. Er ist aber heimlich zum Hatto gegangen, hat das Reich wider Dich aufgebracht, und als ich in Regensburg darzwischen treten wollt', haben sie mich gefangen und im Troß hergeschleppt, bis ich gestern meinen Wächtern entrinnen kunnt'. —

Adelbert. 'S ist doch ein' schöne Sach' um ein gesundes Maulleder! — Nun, und was wollt Ihr denn nun? — Wißt Ihr nicht, daß diese Nacht das ganze Reichsheer abgezogen ist? — Da sehet! — (Zeigt auf's Fenster. Lörrach prallt zurück.) Hahaha! Das ist ein rechtes Kunst-

ſtück, ſein' Hülfe anzubieten, wann der Strauß vorbei iſt! —

Lörrach. Abgezogen? Sie ſind abgezogen?! (Stürzt an's Fenſter.) Adelbert, das iſt eine Falle! (Adelbert lacht.) Du lachſt mich aus? — O, laß Dich wenigſtens warnen, denn grade jetzt ſind ſie am Allerſchlimmſten, da Du ſie nicht mehr ſehen kannſt!

Sechſte Scene.

Vorige. Memming (ſehr verblüfft eintretend)

Adelbert. Was haſt Du denn? —

Memming. Vor dem Thor ſteht Hatto der Kanzler und bittet um Einlaß.

Adelbert (ſtarr). Der Hatto von Mainz?! —

Alle (erſtaunt). Der Hatto?! —

Lörrach. Da haſt Du den Verſucher! —

Adelbert (lauernd). Meinet Ihr? — Ei, ich hätte Luſt, Euch neben einander zu ſtellen, daß man ſehen könnt', wer der größte Verſucher iſt!

Lörrach (voll Angſt). Du willſt ihn doch nicht einlaſſen?!

Adelbert. Warum nicht?

Lörrach. Adelbert, thu's nicht, es bringt Dir Unglück!

Adelbert. Haha! Das bloße Anhören ſchon?

Baban. Hör' ihn grade an, Sohn. Der Lörrach muß ein beſondres Aber haben, daß er ſo Angſt hat vor dem Hatto!

Adelbert. Frawein und Memming, holet den Kanzler! (Frawein und Memming ab. Pauſe.)

Lörrach (der Adelbert mit ſtummem Schrecken anſieht). Nun, — Gott will es ſo! — Manch braver Mann, den nie ein Schwert bezwang, ließ auf der Spitze einer Zunge ſein Leben! —

Siebente Scene.

Vorige. Hatto, gefolgt von Frawein und Memming.

Hatto. Seid mir gegrüßt im Namen des Friedens! — (Sieht Lörrach.) Nun, da ſeid Ihr ja, Herr Heinz! — Habt Ihr Euer Sendung gut ausgericht', ſo Euch der Rathulf heimlich geſtern geben hat? —

Lörrach (erſtaunt) Was? — Mir? — Der Rathulf mir ein' Auftrag? — (außer ſich) Ha, nun erkenne ich —, verfluchter Verderber! (zieht den Dolch) Mit gutem Stahl end' ich die Sache! (Stürzt ſich auf Hatto, Adelbert tritt dazwiſchen und fängt ihm den Dolch ab.)

Adelbert (der ihm den Dolch entriſſen, zornig) Zurück, oder bei Gott dem Allmächtigen, ich ſtech' Euch zuſammen, Lörrach! — Iſt das eine Waffe für einen Edelmann? Pfui! — (er wirft den Dolch nach dem Hintergrunde, wo ihn Memming aufhebt) — Was iſt's mit dem Rathulf, Kanzler? —

Hatto. Im Kriegsrath hatten wir vorgeſtern beſchloſſen, der geſtrige Sturm ſollte der letzte ſein, und ſo's uns mit dem nicht gelänge, wollten wir mit Euch Frieden machen. Da hat Rathulf als ein Landesverräther und argliſtiger Betrüger (zeigt auf Lörrach) dieſen tauſendfältigen Schleicher und Gleißner hinter unſerm Rücken zu Euch, verkappt als Ueberläufer, geſchickt, daß der Euch gegen uns aufreden möchte, und der

Streit ewig währe. Deshalb hat König und Reichsrath mich selber entsendet, und Rathulfen schützt nur sein Kleid vor dem Henker. Er ward heute schmählich seines Rangs entsetzt und soll mit ärgster Pönitenz bis an sein Ende zahlen, was er dem Reich gethan!

Adelbert (zu Lörrach). So? — Also darum kamet Ihr her! — Seh' ich doch endlich einmal Eurer schwarzen Seele ganz auf den Grund!? —

Lörrach (wie unsinnig). Adelbert! — Adelbert!! — Nein, auf das, was der da gegen mich sagt, kann ich nicht antworten! Das ist zu viel des Truges und der Bosheit! — Ich hab' nur eine letzte Bitte, Bruder: wann Du Alles angehört hast, tödte mich, aber auch ihn, behalt' uns Beide wenigstens als Geißel, dann weißt Du doch gewiß, daß Du sicher vor uns bist!! —

Baban. Der Lörrach räth gut!

Adelbert. Wahrhaftig! — Was meint Ihr dazu, Kanzler? —

Hatto. Daß Ihr thun könnt, was Ihr wollt, — bin ich doch in Eurer Gewalt. —

Führt mich in den Thurm! (Wenden ſich.) Es iſt nur die Frage, ob das den Streit ſchlichtet und nicht dabei der Rathulf grad' erlangt, was er will. (Will gehn.)

Adelbert. Nun denn, weswegen kommt Ihr alſo?

Hatto. Der König ſendet mich, um Friede zu machen. (Ein Document hervorziehend und Adelbert reichend.) Hier iſt der Friedensſchluß (öffnet es) und meine Vollmacht zur Botſchaft. Ihr ſeht, die Urkund' iſt vom König und Rath unterſchrieben.

Lörrach. Du mein Schöpfer, was ſoll ich noch ſagen!

Hatto. Ich frag' Euch alſo Kraft meines Amts, Herr Graf, wollet Ihr denn gar kein' Friede machen mit Eurem König? —

Adelbert. Mit meinem König hab' ich nimmer gekriegt, ſondern mit Euch und dem Rathulf! Warum maßet Ihr Euch an, gegen uns weltliche Herrn zu gebieten und uns zu hindern, ſo wir Städte baun,

unſer Land ſtark und unſre Burgen hoch machen wollen? Was ging Euch unſer Streit an? —

Hatto. Der Streit? Nichts. Aber ein Andres ging uns, ging die Kirche an. Ihr habt in Eurem Streit gegen Rathulf Recht, aber es war ein unſeliger, hohnvoller Gedanke, daß Ihr den Gogel gen Wirzeburg ſchicktet und Sturmfeder den Biſchof zwang, daß er den Juden höre. Und wenn Ihr zehnmal mit dem Gogel nur den Rathulf höhnen wolltet, mit dem Juden habt Ihr den Biſchof, unſern ganzen Stand habt Ihr gehöhnt! Ja, zum Ueberfluß noch trat der Jude auf dem Reichstag vor uns hin und ſchlug der heiligen chriſtlichen Kirch' mit ſeinem frechen Gleichniß in's Geſicht! Darum hab' ich den Juden gehängt, und wenn Ihr in Euer Herz greift und an meine Stelle geſetzt wäret in der Chriſtenheit, Ihr würdet ihn ebenfalls hängen, ſonſt wärt Ihr ein erbärmlicher Geſelle!! —

Adelbert (der ſtarr daſtand, im Ton der tiefſten ſchmerzvollſten Ueberzeugung) Wahrhaftig in Gott — ich glaub', mit dem Juden hatt' ich doch Unrecht!!

Hatto (flammend und ſiegreich) Ihr haſſet uns, daß wir mit aller Macht gegen Euch ſind, die Ihr das Land mit Städten beſäet, aus dem ſtillen gläubigen Landvolk unruhige Bürger macht, die über der Wolluſt des Kramś, der Gier nach Geld und irdiſchem Gut den Herrn vergeſſen, trutzig vor Euch hintreten, den Beutel zeigen und ſchreien: das iſt unſer Autorität, wie Gegel uns gethan! O, wartet nur, wartet Ihr weltlichen Fürſten und Herren! Wann erſt Stadt an Stadt wird erbaut ſein, dann werden die Bürger Euch mit dem Geldſack aus denſelben Städten baun, die Ihr ihnen ſelber zum Schirm erbaut habt!! — Daß das mit dem Juden Unrecht war, Adelbert, heißes, ſchmähliches Unrecht, und ſo Ihr von mir

sonst haltet, was Ihr wollt, das müsset Ihr mir doch zugeben!! (Große Pause. Alle stehn betroffen, Heinz stiert stumm vor sich hin.)

Adelbert (kleinlaut, in das Document zeigend). Und das Alles bietet Ihr mir ehrlich für den Frieden? —

Hatto. Alles! —

Lörrach. Warte mit dem Frieden wenigstens, bis Otto von Sachsen und der Finkler mit Zuzug da ist.

Hatto. Dann werden die Leute sagen, daß der König von Euch gezwungen ward zum Frieden. Ludwig ist krank. Wie leicht kann ihm was Menschliches begegnen. Wolltet Ihr in die Wahl eine so große Fehd' zwischen Kirch' und Fürstenheit tragen und das Vaterland in endlos Elend stürzen? —

Adelbert. Was verlangt der König, daß ich thun soll?

Hatto. Daß Ihr dem König eigenhändig und unbewaffnet das Reichsbanner in's Lager bringet. Euer Fehd'

zu ihm abſchwört und Euer alte Würd' und Lehn empfangt.

Lörrach. Das war's! Im Lager wollen ſie Dich haben, Adelbert. — Geh' nicht hinab, ich bitte Dich, geh' nicht, Du wirſt nicht wiederkommen! —

Hatto (eh' Adelbert ſprechen kann). Daß Ihr ſelbſt das Panner in's Lager bringt, kann ich Euch nicht erlaſſen. So Ihr einſeht, daß Ihr mit dem Juden Unrecht hattet, ſo, Adelbert, müſſet Ihr kommen! —

Lörrach. Geh' nicht, um Jeſu Erbarmen! —

Adelbert. Und wenn ich geh', Kanzler, wie wollt Ihr mir den Glauben geben, daß ich nicht hintergangen werd'?! —

Hatto. Bei meinem Amt, ich bring' Euch ſelber wieder zu den Euern! Wenn Ihr freilich von Euerm König ſolche Meinung habt —

Adelbert (der alle Bedenken überwunden). Nein, nein! das ſoll Keiner ſagen, daß ich mich geſchämet hab', 'Was gut zu machen, daß mir das Wohl des Landes geringer galt,

als meine Sicherheit! — 'S wär' übermüthiger Stolz, so ich dem König seine Ehr' versagen wollt'! — (Legt das Schwert ab und nimmt das Panner.)

Lörrach. Er wird nicht wiederkommen! —

Braune-Hilde (Adelbert umschlingend). Lieber, einziger Adelbert, geh' nicht. Bei aller Liebe, die Du mir geschenkt, geh' nicht, ich seh' Dich nicht mehr wieder!

Sohn (faßt den Stock des Panners an). Lasset mich das Panner lieber bringen, Vater! (Adelbert macht des Sohnes Hand kopfschüttelnd vom Panner los.)

Adelbert. Nein, ich geh'. Wer da sieht, was er thun muß, und läßet's, weil's gefährlich ist, der ist eine ehrlose Memme! —

Baban (faßt Adelbert's Hand krampfhaft, stoßweise). Ja, Du mußt gehn, Sohn — Gottes Engel schreit' neben Dir her! (Heftig zitternd.) Ich nehm' nicht Abschied von Dir! (Eifig.) Geh! (Wendet sich und verhüllt ihr Gesicht. Braune-Hilde hängt an seinem Halse und schluchzt.)

Adelbert. Mutter! — Braune-Hilde! (Macht ſich ſanft los.) Ich bin ja bald wieder bei Dir, Kind! — Soll ich denn ewig ſtreiten, weil ich nicht einmal meinem König mehr glaub? — Lebt wohl, — auf eine kurze Weil' nur! Lebt wohl! (Mit Hatto ab.)

Lörrach. Er hält mich für einen Gleißner! Gut! Ich werde mit ihm gehn in's Lager, daß er im Tode doch eine treue Seel' an ſeiner Seite hat. (Zu den Frauen.) Lebt wohl! (Lörrach ab. Pauſe. **Braune-Hilde** ſtößt einen kurzen Schrei aus und ſtürzt nach. Sehn mit Frawein, Halles und Memming ab.)

Baban (fährt mit der Hand über die Stirn). Mein Leichenhemd werd' ich aus der Truh' nehmen! (Ab.)

Verwandlung.

Lager des Reichsheeres vor Babanberg.

(Links Königliches Zelt, geschlossen, vor dessen Thür zwei Reichsknechte stehn. Vor demselben freier großer Platz, der mit dichtem Laubwerk umgeben ist. Pause.)

Achte Scene.

Adelbert (ohne Schwert, mit dem Reichsbanner mit Hatto tritt von rechts auf. Heinz von Lorrach gefolgt Hauptes ein paar Schritte hinter ihnen langsam fol-gend.)

Adelbert (bleibt stumm mitten in der Scene stehn). Was soll das? — Auch hier ist's noch still und öd'?! —

Hatto. Der König liegt zu Bett. Sie sind Alle bei ihm drinnen. Tretet nur in's Zelt, Herr Graf. —

Neunte Scene.

Im Moment, wo Adelbert aus's Zelt eilt, einzelner Trompetenstoß. Rathulf tritt lachend aus dem Zelte ihm entgegen. Zu gleicher Zeit, während die Scene derselben rings mit Reichsknechten belegt wird, entreißt dem entsetzt zurückprallenden Adelbert Hatto das Banner, giebt es einem Greilmann und eilt unter den Schutz der Piken. Adelbert prallt mit einem Schrei zurück.)

Lorrach (verwundert). Glaubst Du dem Gleißner nun?!! —

Rathulf. Hahaha! Schön Willkommen, Herr Markgraf! —

Adelbert. Nein, nein! Nein!! — Sagt mir, daß ich wahnsinnig worden bin! — Sagt mir, ich sei todt, — daß hier die Schaar der Verdammten, die mich kommen zu quälen!! Sagt mir, ich sei nicht mehr ich selbst, ich will's Euch glauben!! Nur das nicht, das nur sagt nicht, daß ich von meinem König verrathen bin!!!! —

Rathulf. Von Eurem König nicht, —

der iſt ſchon geſtern krank gen Forchheim mit den Fürſten! —

Lörrach. O Adelbert, hab' ich Dich nicht gewarnt?! —

Adelbert (wie raſend). Aber das verſteh' ich nicht! — Gebt mir ein' andren Verſtand, mein Hirn kann ſolche Niedertracht nicht faſſen!! — O, hätt' ich doch ein Schwert, daß ich Euch bübiſchen Geſellen den Zahlaus geben könnt'!! — Mit bloßer Hand will ich —!! (ſtürzt ſich auf Nathulf, wird aber von den Piken der Reichsknechte verhindert, vor denen er knirſchend ſtehn bleibt).

Nathulf. Hahahaha! Das hättet Ihr in Wirtzeburg machen müſſen, jetzt iſt's an mir!!

Adelbert. Da habt Ihr Recht! Gefangen!! — (Wendet ſich zu Hano.) Das iſt Euer Kanzler! Droben auf Babanberg, da ſein Leben in meiner Hand war, hat er ſich feierlich verſchworen, mich fahrlos zurückzubringen zu den Meinen!!

Hatto. Und hab ich's nicht? — Als ich Euch bat vor'm Thor, mir einen Imbiß

geben zu laſſen, hab' ich Euch nicht zurückgebracht? Wer hieß Euch wieder mitzugehen? — Ihr habt Euch gar zu hoch gegen uns vermeſſen, Herr Städtebauer und brachten Euch doch aus Eurem Bienenſtock! Macht mit Herrn Rathulf Euer Sache aus und ſo Ihr kopflos in das Jenſeits kommt, grüßt mir den Juden!! (Durch die Knechte im Hintergrunde ab. Lorrach tritt auf.)

Adelbert. Kopflos?! — Ihr wollt mich richten laſſen?!

Rathulf (nimmt einem Knechte ein Pergament ab) Auf das Urtheil, ſo Rath und Reutg unterzeichnet. Ihr und der ſaubere Gleißner da fallt durch's Schwert! — Mir aber iſt die Macht gegeben, mit Euch zu thun, was mir beliebt, — ich kann ſogar das Pergament zerreißen, — dann lebt Ihr!

Lorrach. O Rathulf, bei dem Blutszeichen, daß wir Dreie tragen, fühl' Deine Nach' an mir! O, laß ihn leben!

Rathulf (Heinz nicht beachtend, zu Adelbert, der

in dumpfen Entsetzen daſteht. Ich hab' den Euern drüben fein höflich wiſſen laſſen, daß Ihr in meiner Hand ſeid. Wenn nun Euer Weib und Mutter zu meinen Füßen liegt und ſich mein Schwur von Regensburg erfüllt, dann will ich mich bedenken, was ich thu'!!

Adelbert (der ſeine Faſſung gewonnen). So rath' ich Euch, daß Ihr mich richten laßt. Denn ſo Das geſchieht, was Ihr ſagt, ſoll Euch mein Leben zehnfältigern Gram bereiten, als mir in Würzburg mein gutes Herz. Nehmt Euch in Acht vor Eurem eignen Beirath!

Rathulf. Haha, wir wollen ſehen! (Zu den Knechten.) Führt ihn in jenes Zelt, da mag er warten, ob ihn ſeine Frau nicht losbitt'?! (Knechte treten zögernd zu Adelbert und Heinz.)

Adelbert (wendet ſich zu Heinz, der bisher in finſterer Ruhe zugeſehn). Heinz! Heinz! — Mein lieber Heinz!! (Preßt ihn heftig in ſeine Arme.) An Dein Bruderherz werf' ich mich und bringe Dir die alte Liebe wieder! Verzeihe, o verzeih' mir,

guter Heinz! Freudig wollt' ich sterben, aber ich reiße Dich mit mir in's Verderben!

Lörrach. Mach' Dir doch keinen Vorwurf, Bruder! Ach, daß mir Gott die große Gnade geschenkt hat, daß ich mit Dir zusammen sterben kann und Du mich wieder liebst! O Adelbert, wie habe ich gelechzet nach der Stunde! (Halten sich umschlungen.) Dein armes Weib, Deine Mutter! —

Adelbert. Mein Weib!! — Sprich ihren heiligen Namen nicht unter den Teufeln aus! Wir wollen ihrer denken, wenn wir sterben!

Rathulf. Führt sie weg! (Knechte bleiben zögernd stehn.)

Adelbert. Sie sei der gute Engel, der uns zum Schooß des ewigen Vaters trägt, wenn wir wie Brüder einziehn in den Himmel! Sieh', Bruder Heinz, das ist der Gleißner! — Gogel, Gogel, Du hattest Recht. O Herr des Himmels, wann läßest Du bessere Zeiten kommen?!

Lörrach. Wenn man unſere Namen nicht mehr nennen wird, Bruder!

Adelbert. Komm, komm, ſie auszulöſchen!! (Adelbert und Lörrach mit Knechten nach dem Hintergrunde rechts.)

Rathulf (ſteht brutend da, Alle ſehn ihn ſcheu an).

Zehnte Scene.

Vorige. Edelmann (von rechts).

Edelmann. Frau Baban und Hilte mit ihren Leuten kommen ſammt den Aelteſten von Babanberg —

Rathulf (auffahrend). Ha! — Laſſet ſie kommen! (Edelmann rechts ab.) Ich hab' Alles geſetzt an die Rache und ſollt' den Preis dieſer Stunde verlieren? — Nein! Mit langen, tiefen Zügen will ich mich ſättigen! —

Elfte Scene.

Vorige. Edelmann. Baban, getragen auf den Sohn Hilte, geführt von Kramein und Memming von rechts. Rathulf zuckt zuſammen.

Baban. Ich komm' nicht, Biſchof, um Euch zu Füßen zu fallen und zu ſchreien. — Wenn's aber eine Verdammniß giebt und eine Vergeltung, wann die Welt Händewerk Gottes und kein zweckloſer Hauf zweckloſen Lebens iſt, ſo ſollet Ihr mir antworten, denn ſelbſt der Satan hat Scham vor dem Aug' einer Mutter und ſenket ſein verfluchtes Antlitz, ſo ſie ihn fragt: wo iſt mein Sohn?! — (Hilde kniet vor Rathulf in ſtummem Schmerz auf die Knie.)

Rathulf. So iſt's endlich recht! Seht hier dieſes Weib, die mich einſt gebähret, ſie liegt jammernd vor mir und flieht um des Gatten Leben. — O, die Lieb', Frau Hild, iſt ein mächtig Ding im Daſein, — aber nicht wahr, der Haß iſt mächtiger?!

— Seht, hier ist (zeigt das Pergament) das Todesurtheil Eures Mannes, dort (zeigt nach dem rechten Hintergrunde) im Zelte wartet er angstvoll, was mir zu thun beliebt. Hei, bittet Hilde, bittet, daß er lebe!!

Brunne-Hilde. Ich find' kein Wort, keinen Ton, mit dem ich Euch anflehn soll, seid barmherzig! — Ich kann, ich kann nicht bitten zu Euch, vor Elend, Angst und Jammer; — doch wenn Ihr ihn mir wiedergebt, so schwör' ich's Euch mit heil'gem Eid, ich will Euch achten, fürchten, lieben! Gott ja, lieben, wie ich Euch sonst gehaßt und verachtet hab'! Was wollt Ihr noch, daß ich Euch bieten soll?!—

Rathulf (überwältigt, mit alter Liebesgluth). Sieh', Weib, noch größer lieb' ich Dich, als ich Dich haffe! (Zerreißt das Urtheil.) Hier liegt das Urtheil! Er lebe!! — Führt sie zu ihm! — (Winkt zwei Knechten.)

Brunne-Hilde (jauchzend aufspringend). Ha! — (Stürzt nach dem rechten Hintergrunde ab.) Adelbert! Adelbert!! — (Rathulf folgt ihr mit allen Zeichen der

Magd bis an die Coulisse und bleibt, ihr nachsehend, stehn. Paulo Baban steht starr, wie ein Steinbild, leise Schauer überfliegen sie.)

Rathulf (plötzlich auffahrend). O, verdammt bin ich!! —

Zwölfte Scene.

(Vorige. Braune-Hilde kommt bleich mit flatterndem Haar zurück. Rathulf eilt bleich vor ihr her.)

Braune-Hilde. Reißender Wolf, Du! Blutlechzender Geier, der sich mästet an Thränen und Verderben! — Er hat ihn erschlagen, den Herrlichen!!

Rathulf. Ewige Vergeltung! Sie haben meinen Befehl mißbraucht, das war der Hatto!! (Bewegung des Entsetzens. Baban wankt.)

Braune-Hilde. Enthauptet liegt er im Zelt mit dem Lorach und dabei steht der Henker! — O, schling' ihn hinab, Erde! Hölle, speie ihn aus in wüth'gem Ekel, und Du, Gott, der Allstrafende, setz' ihn in grenzenlose Oede und Verzweiflung, zwischen Tag und Nacht! Dann,

wenn er ſchier vergehet, Herr, ſende mich aus den Armen der Liebe herab in ſeine Oede, daß ich ihm reiche vom Becher der Wonne einen Tropfen, und lachend entflieh', daß er ſich trinke aus ihm zehnfache Begier und Entbehrung!! (Bricht in die Kniee und bedeckt ihr Geſicht. Memming, Arawein und Sohn unterſtützen ſie.)

Baban (tritt langſam vor). Gott hat's gehört, mein Kind! Er hat ſich niedergeſenkt auf die verfluchte Erde bei Deiner Bitte, armes Weib, und laut, in grauenvoller Majeſtät, wird er ſein Urthel ſprechen! Herr mein Gott! Sei Richter zwiſchen mir und Dieſem, und ſo ein Mutterflehn noch hat Kraft und Gewalt bei Dir, entſcheid's im Nu! Triff gut!! — (Stößt Ratbulf die Spindel, die ſie im Gewande verborgen hatte, in's Herz. Ratbulf bricht mit einem kurzen, ſchneidenden „Ha!" zuſammen und ſtirbt in den Armen Tills, des Narren.)

Braune-Hilde. Und getroffen!

Stimme. Der Biſchof iſt erſchlagen! —

Andere Stimme. Das iſt Gottes Gericht! —

(rasch hintereinander.)

Baban wankend. Ja, Gottes Urtheil! Von der Spindel aus eines achtzigjährigen Weibes Hand! Das iſt der Baban Rache! — Hahaha!! (Sie bricht zuſammen und fällt in Adelbert zet Söhnes Arm. Aramein und Memming unterſtützen ſie. Braune-Hirſe kniet bei ihr. Tumult hinter der Scene.)

Dreizehnte Scene.

Vorige. Schweppenfeld (durchbricht die hinteren Gruppen, begleitet von ſächſiſchen Kriegern).

Schweppenfeld. Todt, todt! Der König Ludwig iſt todt. Auf die Kniee, Ihr Mannen, dort naht Euer neuerwählter Herrſcher! Heil Dir, Otto, Du Erlauchter, König der Deutſchen! —

Vierzehnte Scene.

Vorige. Otto der Erlauchte (tritt, von sächsischen Soldaten gefolgt, auf. Alle fallen auf die Kniee. Otto eilt zu Baban und faßt bewegt ihre Hand.)

Baban. Bruder. — Nimm die blutgeborne Krone. — Dir wird es besser gelingen, als meinem armen Sohn. — Ich geh' — zu meinem lieben Adelbert. — O! — (Stirbt.)

Braune-Hilde (gramvoll an Otto's Brust sinkend). Vater! Vater!! — (Indem sie Otto umarmt, fällt der Vorhang.)

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschien ferner:

Narciß.

Ein Trauerspiel

von

A. E. Brachvogel.

Min.-Ausgabe.

broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Habana.

Lyrisch-epische Dichtung

von

Adolf Böttger.

Zweite Auflage. Min.-Ausgabe.

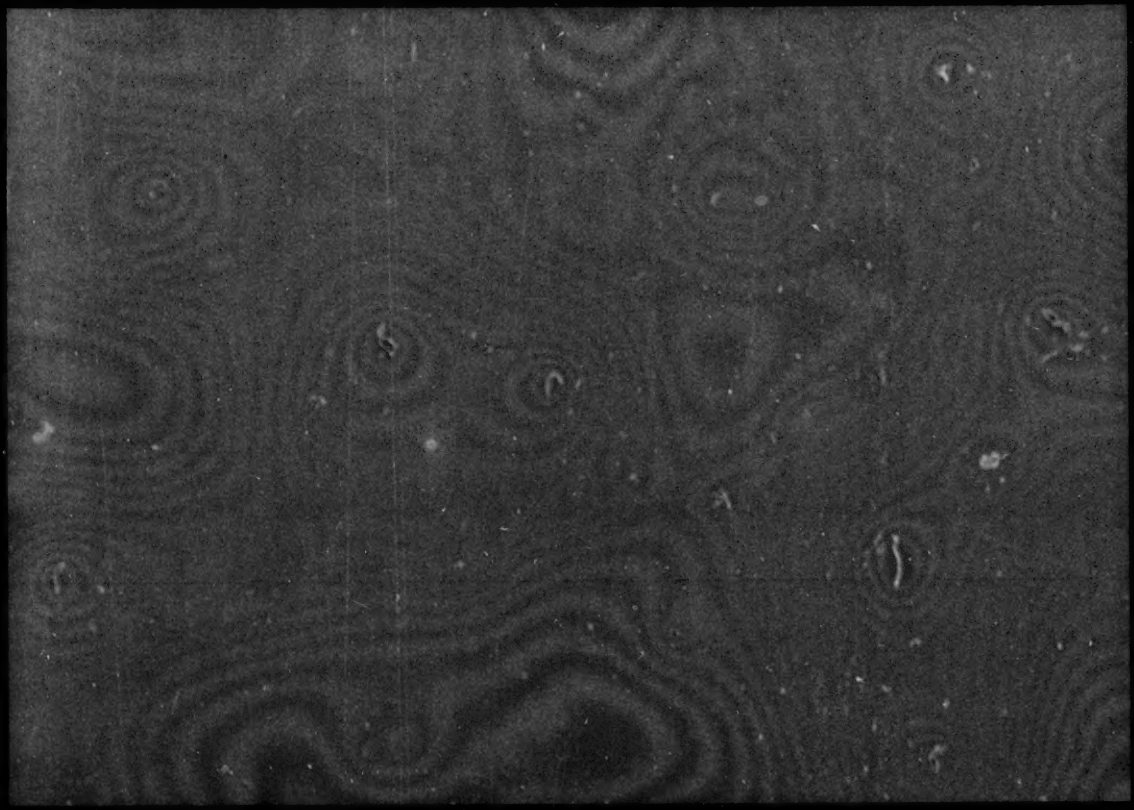
broch. 1⅓ Thlr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 16 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in einem Bande. 8. broch. . . . . 1⅔ Thlr.
In elegantestem englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckelverzierungen und Goldschnitt . . . . . 2⅓ Thlr.

Burow, Julie, (Frau Pfannenschmidt.) **Das Buch der Erziehung in Haus und Schule.** Erste Abtheilung: Des Kindes Wartung und Pflege und **die Erziehung der Töchter** in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. 8. broch. . . . 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Professor an d. höhern Handelsakad. in Wesb. **Das Buch der Erziehung in Haus und Schule.** Zweite Abtheilung: **Die Erziehung der Knaben** in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern u. Erzieher. broch. 27 Ngr.

Leipzig. Druck von A. Strelmann



Friedemann Bach.

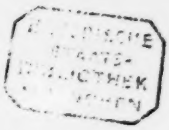
Ein Roman

von

A. E. Brachvogel.

Erster Band.

Berlin, 1858
Verlag von Otto Janke.



Sr. Königlichen Hoheit

Carl Alexander,

Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach

und

Ihrer Königlichen Hoheit

Sophie,

Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach,

geb. Prinzessin der Niederlande,

den erhabenen Freunden der Kunst

in tiefſter Ehrfurcht

gewidmet

vom Verfaſſer.

Als ich zu Weimar in der Fürſtengruft ſtand, inmitten der letzten Reſte von Ew. Königlichen Hoheiten erhabenen Vorfahren, vor mir Göthe's und Schillers Sarg, — da habe ich recht geweint: das Herz wollte mir ſpringen. — Als ich, acht Wochen ſpäter, Abends von jenem lieben Landhauſe in Wilhelmsthal ſchied, — die Sterne ſpiegelten ſich im See und die Schattengeiſter der rieſigen Buchen und Edeltannen umſtanden mich und nickten mir leiſe zu, — da habe ich wieder geweint und dieſe Thränen des Schmerzes und der Seligkeit ſind unvergänglich in meinem Leben!

Was damals mich Alles bewegte, weiß ich nicht, ich fühle es nur unbeſtimmt nach. Dies dunkle, aber

heiße Gefühl war's, was mich magnetiſch antrieb, Ew. Königlichen Hoheiten dieſe Arbeit anzubieten.

Huldreich haben Höchſtdieſelben deren Widmung anzunehmen geruht, und mich dadurch erkennen laſſen, daß das Fluthen meiner Seele, welches ſich mir an jenen geheiten Stellen bis in's Auge drängte, rein und keine ſelbſtgefällige Libation meiner Eitelkeit war. Denn ich fühlte, daß die Idee, welche mein künſtleriſches Wollen entzündet, daß das Unſterbliche in mir, welches beſſer iſt, als ich mit meiner ganzen Arbeit, und das unermüdliche Streben, dieſe Idee wie ein Gebet durch jedes meiner Tagewerke zu flechten, es allein iſt, was Ew. Königlichen Hoheiten achten und ermuntern wollen!

Ich habe meinem Roman nicht die Eigenſchaft „hiſtoriſch" beigelegt, weil ich im Ganzen für ſchädlich halte, dieſelbe einer Dichtung zuzuſchreiben. Geſchichte und Dichtung verlieren beiderſeits dadurch, indem man eine von ihnen nothwendig zur Magd der andern machen muß. Ich berufe mich hierbei auf die Anſichten des Ariſtoteles und Leſſing. Wenn eine Dichtung hiſtoriſch genannt werden darf, die bei

voller Freiheit der Fabel und Charaktere, von der Idee durchglüht ist, welche der Tacter jener Zeit gewesen, die der Autor schildert, wenn ihm alle Charaktere, Begebenheiten und Stimmungen seiner Arbeit nur Objecte sind, in denen er seine Idee praktisch darlegt und ihr lebendiges Wirken in Welt und Menschen zeigt, so hoffe ich Ew. Ew. Königl. Königl. Hoheiten hier eine Arbeit zu übergeben, an der sich das Bestreben, in diesem Sinne historisch zu sein, nicht ganz vermissen läßt.

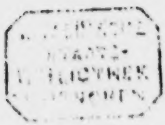
Königl. Königl. Hoheiten! Es ist schwer und kühn, die leitenden Grundsätze erkennen zu wollen, nach welchen die Vorsehung unser Geschlecht durch alle Trübsal doch den ewigen Siegesweg zum Lichte führt, schwer, dieselben in dem viel verschlungenen Wege der Geschichte überall aufzufinden und nachzuweisen.

Wenn ich es dennoch gewagt, möge der Versuch Verzeihung finden; und habe ich geirrt, so möge mein stetes Bestreben, meine ewige Sehnsucht: die Gottesidee in der Menschheit zu suchen und zu verkünden, mir zur Rechtfertigung dienen.

Mit diesem letzten Segenswunsche lege ich Ew.

Ew. Königl. Königl. Hoheiten meinen armen Friedemann an's Herz.

Möge er dort wärmer ſchlafen und nicht ganz ſo vergeſſen, wie die trübe Aſche ſeines Urbilds auf dem verfallenen Kirchhofe zu Berlin!



An den Leser.

Als ich mir vor etwa drei Jahren vornahm, den Individualismus, oder schlechthin gesagt die Selbstsucht als Repräsentanten einer tragischen Zeit in dramatischer Form darzustellen, lagen mir zwei Stoffe zur Wahl vor: der „Neffe Rameau's“ von Diderot, und „Friedemann Bach.“ Ich zog den Ersteren vor, weil er dramatischer war, und so entstand „Narziß“. Je weniger Friedemann Bach, seines überwiegend lyrischen Gehalts wegen, für ein Drama geschickt ist, um so geeigneter erscheint er mir für die moderne Form des Epos, den Roman. — Dennoch hätte ich mich, obwohl durch den Stoff verlockt, kaum von selbst bewogen gefunden, in ein neues, mir noch ganz fremdes Gebiet der Litteratur zu treten, wenn nicht eine plötzliche Aufforderung von außen meinen heimlichen Wünschen sehr gelegen gekommen wäre.

Unter vielem schätzenswerthen Material, traditionellem wie gedrucktem, welches ich stets bemüht gewesen, entsprechenden Orts anzuführen, muß ich besonders desjenigen erwähnen, welches mir durch die liebenswürdige Bereitwilligkeit und die edle Theilnahme des Herrn Professor S. W. Dehn, Bibliothekars

der musikalischen Abtheilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin, dargeboten worden ist.

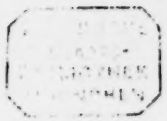
Vor Allem dürfte sich Herr Professor Dehn den Dank der Verehrer des großen Sebastian Bach dadurch verdienen, daß er mir verstattet hat, das schönste der beiden einzigen Lieder, die der todte Meister componirt, und welche weder vom Publikum, noch von seinen zeitgenössischen Biographen gekannt sind, in der Beilage zum dritten Bande meines Romans zu veröffentlichen. Ich verdanke diesem reizenden Liede, was Stimmung anbelangt, unendlich viel, daher ließ ich es so oft in meiner Arbeit wiederklingen, verwebte es in sie, und legte ihm ein tragisches Wehe bei, welches es hoffentlich in Wahrheit nicht besessen hat.

Vor dem etwaigen Vorwurf, daß ich im „Friedemann Bach" einen zweiten Narziß schreiben wollte, hoffe ich mich einigermaßen durch die Bemerkung zu schützen, daß, wenn auch die Charaktere des Friedemann und Rameau viel Aehnlichkeit haben mögen, ich im Narziß zu schildern versucht, *wie ein solcher* Charakter *ist*, im Friedemann Bach dagegen mir die Aufgabe stellte, zu zeigen, *wie* Jeder von uns unter ähnlichen Verhältnissen ein ähnlicher Charakter *werden kann*.

In wieweit mir dies gelungen, entscheide der freundliche Leser!

Berlin, 1. Juli 1857.

Der Verfasser.



Es hat wohl selten einen Abschnitt der Geschichte gegeben, der mehr dem Verhängniß verspottet, dem Geschick verlacht zu werden, anheimgefallen wäre, als das vorige Jahrhundert mit seinen Zöpfen und Schminkpflästerchen, seiner in Brokat und Spitzen gehüllten Grandezza, seinen frivolen Anekdötchen und süß schlüpfrigen Schäferspielen, seiner geputzten Parodie der Antike, seiner hausbackenen Gelahrtheit und enzweken Doctrin. Welcher andere Zeitabschnitt hätte sich eines besonderen Namens zu rühmen, wie der vergangene, eines Namens, bei dem man unwillkührlich lächeln muß? — Rococo, Madame la comtesse Rococo! — Giebt es etwas Komischeres? — —

Wir haben uns von Jugend auf daran gewöhnt dies Jahrhundert zu bewitzeln, faſt zu bemitleiden, es war lange Zeit Styl, in ihm einen Tempel aller Narrheit und Verſchrobenheit zu ſehen, weil man das wunderliche Kleid dieſer Zeit für ihren einzigen Inhalt, ihre Schale für den Kern genommen. — Seit etwa zehn Jahren, nachdem auch die Romantik fadenſcheinig zu werden begann, die Antike aber eine gar zu zerbrechliche Waare in unſren Händen wurde, und doch irgend ein Stück Vergangenheit wieder Mode werden mußte in der beaumonde, näherte man ſich der Frau Rococo, und war höchlich erſtaunt und ausnehmend entzückt, zu finden, daß ſie doch eine höchſt respectable Perſon ſei, mit der ſich umgehen laſſe. —

Sie iſt mehr als das, die Frau Rococo! — Sie iſt eine Rieſin, die wir ſo lange anſtaunen werden, bis wir, nicht nur zu ihrer Höhe gewachſen ſind, ſondern ſie überflügelt haben. Das achtzehnte Jahrhundert iſt eine Sphynx der Weltgeſchichte, entſprungen halb aus der Antike, halb aus der Romantik, und doch keins von Beiden. Ihr ſinnender großer Blick weiſſagt uns eine neue Zeit und zugleich deren Fall; auf ihrer Stirn lagern Caſſandragedanken. Ueppig in Wolluſtſchauern hebt und ſenkt ſich ihr nackter duftender Buſen, als

wenn er die ganze Welt einlüde zu kommen, zu trinken und zu versinken in den brillebenden Flammen des Sensualismus, und fertig zum Griff, zur Zerstörung sind ihre allezeit geschärften Klauen. Halb Contemplation halb Kampf, halb Mystik halb Materialismus, halb Jungfrau halb Löwe, und nichts ganz — das ist das achtzehnte Jahrhundert. — Wenn wir unsren Blick hineinversenken, ist's, als beschritten wir ein riesiges Zeughaus angefangener Ideen, als ständen wir auf dem Werfte, wo die Arche gezimmert ward, die die Menschheit aus der Sündfluth tragen sollte, die Arche, die auf hohem Meer zerbrochen ist, und deren gigantische Trümmer, deren köstliche Ladung, deren stolze Wimpel und Leichen, zerzaust von den Wogen der Zeit, uns umgaukeln, und die wir lange genug bespöttelt und belacht haben, bespöttelt und belacht mit dem Rechte, mit welchem ein toller, übermüthiger Knabe das gebrechliche Alter: „Kahlkopf" anschreit. — Mit Verehrung, Liebe und Nachsicht sollen und wollen wir die alte Mutter Rococo ansehn und bedenken, daß sie uns an ihren Brüsten groß gesogen, daß sie die Quelle fast aller unsrer Gedanken und Anschauungen ist, und wir nichts wären ohne sie. Ihre besten Gefühle, ihre reichsten Wahrheiten, das, was ihr unsterblich Theil ist, hat sie uns

als Erbtheil gegeben, da sie in die Grube sank, und wir können uns selber nimmer verstehen, wenn wir nicht unsre Mutter verstanden haben. —

Mit Verehrung, Liebe und Nachsicht ergreife ich die Feder, um ein Gedicht, ein tragisches Gedicht dieser unsrer Mutter zu entwerfen, das, weit entfernt umfassend zu sein, in engem Raum, in kleinem Rahmen die Idee dieser Zeit in einzelnen Individuen verkörpern und ihr vielleicht neue Freunde zu den alten erwerben soll. Dies Gedicht gilt den Manen eines eben so unglücklichen wie ungewöhnlichen Menschen, der an seinem eignen Character sich zerschellte, gilt zugleich den Manen einer Familie, der die Welt so Herrliches verdankt, den Manen eines Mannes, dessen Melodien unser Herz dehnen im Gotteshause und uns zwingen, das Knie zu beugen vor einem solchen Genius, wenn er auch sonst wie seine ganze Zeit — Rococco war. — Auch wir werden einst Rococco! — Morituri te salutant Caesar! — Wir alle sind Gladiatoren auf der Arena dieser Erde, und die Geschichte verzeichnet das Kampfspiel! — — —

I.

Von Weimar nach Dresden.

Wer von Halle kommend, mit pfeilgeschwindem Dampfroß den nördlichen Theil des lieben Thüringens betritt und das helle regsame Weimar grüßt, hat kaum einen Begriff von der Stille und Abgeschlossenheit, in dem das Bethlehem deutscher Poesie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lag. Die wenigen Wege, die in die träumerische, von duftenden Matten durchzogene Thalmulde führten, waren täglich, und wenn unser aufkeimendes Geschlecht eine Fahrt nach Paris, London oder gar Amerika für eine halbe Bagatelle hält, so war doch damals eine Reise von einigen Tagen ein gar bedenkliches Ding, das sehr lange erwogen und ohne die äußerste peinlichste Vorsicht und Vorbereitung kaum unternommen wurde, von den unverhältnißmäßigen Kosten gar nicht zu reden.

In jenen Zeiten der idyllischen Selbstgenügsamkeit waren auch die geistigen Verkehrsmittel, das Zusammenströmen, Verschmelzen und Ausdehnen der Ideen durch Wort und Schrift noch höchst lückenhaft, und Frau Fama, sie mochte nun ihren Mund mit Honig oder Wermuth füllen, mußte fein langsam reiten von Stadt zu Stadt, von Station zu Station, und durfte froh sein, wenn sie nur noch überall Station fand. Daher kam es, daß einer ein sehr großer Mann sein konnte und doch weniger gekannt war, als heut zu Tage ein Schneider, der seine Waare in jeder Zeitungsnummer lobpreisen darf. — — —

Auch Weimar barg zu jener Zeit einen solchen Schatz, einen Künstler, dessen ewig junge Schöpfungen schon damals wie heut bewundert, aber schon damals wie heut von den Wenigsten gewürdigt und begriffen, von der Masse aber ignorirt wurden. — Hier und da kannten ihn wohl Einige — die Besten seiner Zeit, — und flochten ihm den Lorbeer, doch kein Zeitungsartikel erhob sein Verdienst. Auch die große erhabene Kunst der Reklame, durch die so mancher Heros unsrer Tage den gradus sich erwirbt, sie sollte noch geboren werden, geboren in der Chorführerin aller Arroganz, Paris,

von ihrem geliebteſten Sohne Voltaire*). — Wäre ſie aber auch ſchon erfunden geweſen, der ſchlichte Meiſter im engen Häuschen zu Weimar, dort bei der Kirche, der hätte ſich ihrer geſchämt.

Bei alledem blieb jedoch Frau Fama immer das reſolute unermüdlich ſchwatzhafte Weib, das ſie ſchon in dem heiligen alten Rom war, und wenn ſie auch langſam genug vorwärts kam, hatte ſie doch in jeder guten Stadt, jedem Neſt einen Winkel, eine Art Correſpondenzbureau, wo ſie ihre Muſterkarte auslegen konnte. Und daß man damals neugierig, ja zehnfach neugieriger war, als heute, lag in der größeren Abgeſchloſſenheit. Denn Abgeſchloſſenheit und Langeweile, Langeweile und Neugier ſind die Laren kleiner Städte; damals aber gab's außer London und Paris faſt nur Kleinſtädterei auf Erden, — in jenen Metropolen war man natürlich nie neugierig! — — —

An einem reizenden Sommermorgen des Jahres 1717 kam nun beſagte Frau Fama plötzlich auf ſchweißbedecktem Gaule in Geſtalt eines Reiters die ſogenannte große Straße, die von Sachſen herauf über Weimar nach Eiſenach führte, einhergeſprengt. Die Schöße ſeines

*) Leſſings Dramaturgie bei Gelegenheit der Voltairiſchen Merope und der des Maffei.

zeisiggelben Rockes, der Busch seines ungeheuren baret-artigen Hutes fegten die Luft, und die unförmlichen Reiterstiefel kasteieten die Flanken seines Pferdes. Mit dem weißen Stabe, dem silbernen Wappen auf der Brust und dem Federmeer auf dem Haupte mußte man ihn für einen Herold halten, und wiewohl diese Gattung sehr werther deutscher Reichswürdenträger mit dem dreißigjährigen Kriege schlafen gegangen, schien er doch, seinem heutigen Aussehn nach, ein Glied dieser alten Gilde zu repräsentiren.

Es war ein Courier des Churfürsten von Sachsen, August des Starken, an den Organisten Johann Sebastian Bach, der zum Staunen der guten Weimaraner vor jenem gebrechlichen, von einem Gärtchen umschlossenen Hause abstieg, auf dessen Stelle später das Haus erbaut wurde, in dem Herder gelebt und gedichtet hat*).

Mit der behaglichen Würde eines Mannes, der sich einer wichtigen aber gewohnten Pflicht entledigt, schwang sich der Bote von seinem erschöpften Thier, band es bedächtig an, und nachdem er einen Moment seine dampfenden Weichen betrachtet, trat er in das Gärtchen.

*) Nach persönlicher Erkundigung an Ort und Stelle.

Alles war ſtill, nur eine Löhnerin begoß die Beete, und in einer Geisblattlaube, die dicht am Eingange des Hauſes ſtand, ſaß ein dreizehnjähriger Knabe und ſchrieb emſig auf einer Schiefertafel. Seine Arbeit ſchien ihn ſo ganz in Anſpruch zu nehmen, daß ſein graues Auge ſich nicht vor dem Nahenden erhob. Auf der hohen Stirn, die faſt zu breit und ausgebildet erſchien für die dreizehn Sommer des Kleinen, perlte der Schweiß, der Schweiß der Arbeit, wie er nur dem raſtlos Strebenden eigen zu ſein pflegt. — Es lag etwas Eigenes in dem Buben, er war geiſtig frühreif. An jeglicher Bewegung, der Klarheit ſeines Auges, der ſtraffen Haltung ſeines Körpers ſah man, daß er ſich ſchon jetzt ſeines Zweckes bewußt war, daß ihm der Gedanke, was er wohl wolle und könne, keine Scrupel mehr machte. In dieſem dreizehnjährigen Buben hatte ſich die qualvolle Arbeit der Jünglingsjahre, das Feſtſtellen ſeines Lebensziels bereits abgethan. Dieſer ſinnige Ernſt, dieſe gedankenvolle, gewiſſermaßen eigenſinnige Ueberzeugung ſeines Selbſt, die in der pedantiſchen Plaſtik ſeines Kopfes lag, welcher auf dem ſchwächlichen Körper eines Kindes ruhte, verlieh ihm etwas Groteskkomiſches, eine Art dünkelhafter Pathetik, in welcher der weltkluge Beobachter den Keim zum tragiſchen Weh eines ganzen

großen unbefriedigten Strebens und Lebens voraussehen mochte.

Zweifelsohne lag diese Beobachtung dem churfürstlichen Sendling fern; denn, ungeduldig über die achtungslose Stille, fragte er: „Junge gehörst Du in's Haus?“ —

Langsam erhob der Knabe das Haupt, legte den Stift auf die Tafel und fragte: „Was will Er?“ —

„Das geht Dich nichts an, dummer Junge! Ich will wissen, ob hier der Concertmeister Sebastian Bach wohnt.“ —

„Das ist mein Vater, also geht mich das wohl an, weiß Er? Er kann jetzund ohnedem nicht mit ihm reden, er componirt.“ —

„Das geht mich nichts an?“ und ungesäumt schickte der Würdenträger sich an, die steinernen Stufen zu ersteigen und wollte eben die Thür öffnen, als der Kleine mit beiden Händen die Klinke erfaßte, sie in die Höhe drückte und den Mann so drohend ansah, daß er, verblüfft über diese Keckheit, einen Schritt zurücktrat.

„Weiß Er, was Componiren ist? — Das ist eine heilige Arbeit, so erhaben, wie wenn der Pfarrer sein göttlich Amt verrichtet; und so wie Er den Pfarrer nicht stören darf in der Predigt, darf Er auch meinen Vater

nicht ſtören. Er mag wollen was Er will, Er muß warten bis der Vater vom Schreibtiſch aufſteht!" —

„Hm! — Was das für eine Wirthſchaft iſt! — Sendet mich der Herr Belumier her im Auftrage des allerdurchlauchtigſten Churfürſten, ſoll den Brief abgeben und Antwort bringen, und muß hier wie ein Maulaffe an der Thür ſtehen, die mir ſo ein Bengel vor der Naſe zuhält!" —

„Haltet einmal, Mann!" ſagte der Knabe. „Wenn Ihr einen Brief von Meiſter Belumier an meinen Vater bringt, ſo gebet ihn her. Ich warte an der Thür bis er fertig iſt, dann ſoll er ihn gleich leſen. Gehet nur ruhig indeß Eures Weges, in einer Stunde habet Ihr Antwort. Ein Trinkgeld krieget Ihr auch, gebt nur her." —

Der Courier, auf den die letzte Bemerkung, trotz des Bewußtſeins ſeiner Würde, Eindruck zu machen ſchien, und der auch überlegte, der Bach müſſe doch eine vornehme Perſon ſein, da er, der ſonſt nur an Geſandte und Fürſten geſchickt werde, an ihn eine Sendung habe, da ihm überdies das ſichere Weſen des Kleinen und das Wort Componiren, ſo wie der Vergleich mit dem Prediger Achtung einflößen mochte, zog langſam den Brief aus der breiten ledernen Taſche, die

das churſächſiſche Wappen trug. Während er dem Knaben das Schreiben gab, ſagte er nicht ohne Aengſtlichkeit: „Du ſcheinſt mir ein vernünftiger Junge zu ſein, — da iſt's. — Daß Du's aber auch ja gleich abgiebſt! So Du's verlierſt, kriegſt Du ſo viel Hiebe, daß Du Dein Lebelang genug haſt. In einer Stunde komm' ich nach der Antwort!" — Somit entfernte er ſich und bemerkte den verwunderten Blick des Knaben nicht, der das Wort „Prügel" ebenſowenig als den Verdacht, er könne den Brief ſeinem Vater nicht abgeben, zu begreifen ſchien.

Der Kleine betrat das Haus, eilte durch den engen Flur in die Küche und hielt den Brief einer ſtattlichen Frau in mittleren Jahren, von vollen, mit Geſundheit geſättigten Formen, entgegen, die augenſcheinlich beſchäftigt war, der Dienſtmagd beim Kochen zur Hand zu gehen.

„Liebe Mutter, da iſt ein Brief von Herrn Volumier aus Dresden, ein Bote vom Hofe hat ihn gebracht. Ich hab' ihn auf eine Stunde wieder beſtellt, da ſoll er ſich Antwort holen und ein Trinkgeld." —

Die Gattin Bachs*), denn das war ſie, wiſchte

*) Bachs erſte Gattin war die jüngſte Tochter ſeines Onkels, Johann Michael Bach, Organiſten und Stadtſchreibers im Amte Gehren in Thüringen.

die Hände sorgfältig an der Schürze ab und besah den fünfmal gesiegelten Brief nicht ohne Neugier. „Das mag was Wichtiges sein, Friede! — Trag' ihn 'nauf, und wann der Vater aufhört, sich daß er ihn gleich liest, und sag' mir's.“ —

Der Knabe nickte zustimmend, nahm das Schreiben wieder, schlich auf den Zehen die ziemlich schmale Treppe, welche nach dem Dachstübchen führte, hinauf, und faßte an einer kleinen Thür Poste, hinter der für ihn der Inbegriff alles Schönen und Edlen, alles Glückes auf Erden verborgen lag; denn hinter dieser Thür saß lautlos am Pulte sein Vater, der große Bach, und schrieb an einer Motette.

Es liegt ein so unendlicher Reiz in Allem, was einen großen Mann umgiebt, daß die geringfügigsten Dinge eine Belebung, Verklärung und Weihe in den Augen seiner Bewunderer empfangen, Dinge, die an und für sich kein Interesse erlangen würden, und schwerlich dem Besitzer selbst sehr erheblich gewesen sind. Man macht sich überhaupt von der Art, wie ein großer Künstler lebt, so eigenthümliche besondere Begriffe, daß man meint, Jegliches um ihn müsse in Beziehung zu dem Geist seiner Arbeiten gestanden haben, und daß er sich auch äußerlich eine Art idealer Welt geschaffen

habe, die seiner Ideewelt entspräche. Nichts ist falscher als das. Es ist allerdings wahr, daß jeder Denker, jeder Schöpfer eines bedeutenden Werkes seinen Stimmungen unterworfen ist, daß er, ohne zu seiner speciellen Arbeit gestimmt zu sein, nicht arbeiten kann. Es ist ferner wahr, daß die Stimmung, besonders beim Künstler, sehr oft von äußeren Einflüssen, Lust und Unlust, Freude oder Schmerz, und von der Art abhängig ist, in der sich die Außenwelt ihm bietet. Aber man vergißt andererseits, daß sich die Außenwelt, sie sei wie sie wolle, dem Künstler eben meist ganz anders giebt, daß sein inneres und äußeres Auge, also das Mittel, durch das er wahrnimmt, wesentlich ein anderes ist, als das unsere. Daher finden wir uns oft enttäuscht, wenn wir mit Localitäten oder Dingen in Berührung kommen, die einst auf den todten Meister Bezug gehabt, und sind überrascht und enttäuscht, etwas zu sehen, was im Grunde höchst prosaisch ist. Natürlich, das Leben, das der Künstler lebt, die Dinge, die ihn umgeben, sind höchst prosaisch, weil sie höchst menschlich und natürlich sind, weil wir dem Allen bei Hans und Kunz und manchem flachen Gesellen, ja bei uns selbst schon genügend begegnet sind, nur daß eben der Künstler diese prosaische Wirklichkeit in einer Weise erlebte, wie wir sie nimmer erleben

können, daß er aus ihr ein Elixir, einen Wunderbalsam für alle Schmerzen gezogen, dessen Wohlthat wir nie oder doch nur selten genießen. Nur selten, — ach, und um so seltener, je weniger unzerstörbare Güter wir dem Leben abgewinnen, je enger unser Sehkreis, je flacher unsre Bildung, je ungeregelter unser Regiment über uns selbst ist! — — —

Eine markige Gestalt in den dreißiger Jahren, die im alten baumwollenen oft geflickten Schlafrock im engen Dachstübchen sitzt, durch dessen offnes Fenster der fröhliche Morgenstrahl auf die Arbeit fällt, und von Büchern und Noten umgeben ernst und still arbeitet, daß ist doch gewiß nichts Merkwürdiges. — — Die Ruhe wird von nichts unterbrochen, nur ein plötzlich auffauchzender Finkenschlag ist's, der jetzt aus dem Wipfel der Linde herübertönt. Und den muß Sebastian grade gut brauchen können; denn lächelnd hebt er sein Haupt, über seine ernsten stillen Mienen flattert's wie ein Jubel und eine Rührung, seine Lippen öffnen und schließen sich, als wenn er eben seinem Gotte inwendig eine Antwort gegeben hätte, und dann schreibt er und schreibt, und die Noten wallen und wogen und thürmen sich auf, flattern zusammen und umschlingen sich, und eine Stimme hebt sich nach der andern und wiederholt den Sang

und braust und schwillt im Chor und dehnt sich aus zu den Wolken in einem riesigen, seligen Hallelujah — und die Motette ist — fertig? Nein. Noch ein Dutzend Tacte hat er — aber er hält ein. Wie der Wagenlenker bei den olympischen Spielen fällt er seiner Begeisterung in den Zügel, denn über die Wonne des Vollendens geht die Vaterfreude. — Bach weiß, sein Aeltester steht wieder an der Thür, sein Friedemann, der ihm mehr werth als alle Motetten der Welt. — Der Friedemann, der dreizehnjährige Junge, soll die Composition fertig machen. — Sebastian Bach sieht lächelnd nach der Thür und hustet, und herein schlüpft ehrfurchtsvoll der Knabe, in der Hand den Brief. — „Bist Du wohl fertig, lieber Vater?" —

„Nein, Friedemann. Aber setz' Dich her, löse die Fuge auf und mach' den Schluß." —

Glühende Röthe schoß über die Stirn und Wangen Friedemanns, seine Augen flossen über von Thränen, und indem er zitternd die Feder nahm, küßte er die gütige Hand des Vaters. — Da fiel der Brief auf die Erde. —

„Was hast Du da, Friedemann?" —

„Herr Volumier hat den Brief mit einem churfürstlichen Boten geschickt. In einer Weile will er Antwort,"

sagte hastig der Knabe, hob rasch den Brief auf, reichte ihn dem Vater und eilte mit flatternder Hast an seine Arbeit.

„Ach, die Mutter wollte, ich sollt's ihr sagen, wann Du aufhörtest," sagte der Knabe und erhob sich noch einmal.

„Laß nur, ich werd' die Mutter selber rufen," und die Thür öffnend rief Sebastian: „Frau, komm doch herauf!"

Während der Knabe wie versenkt an der Arbeit saß und Sebastian Bach das Schreiben eröffnet hatte und durchlas, war Dorothea Bach rasch eingetreten, und auf des Gatten Schulter gelehnt, sah sie in den Brief.

„Was will denn der Bummler, Bastian? Der schreibt solche Krillhaken, daß man kein Wort erkennen kann. — Was giebt's denn Neues in Dresden?" —

„Ei hör' nur zu, sagte Bach, ich will's Dir vorlesen:

„Herzlieber Meister Sebastian!

„Vor allen Dingen schönsten Gruß von mir und „meiner Frau. Gesund sind wir Alle, und was die „Neuigkeiten bei uns anlangt, so giebt's Witze hier

„genug und Anekdoten, die in die „Ana“*) kommen „müßten, man darf sie halt nur nicht so auf's weiße „Papier setzen. Aber in Dresden bei einem Gläslein „Punsch, wo wir allein sind — ?! — Kurz und gut, „damit Ihr wisset, warum ich Euch einen Expressen „schicke, höret folgende Geschichte.

„Der Franzose Marchand ist nach Dresden ge„kommen, hat sich hinter die Dehnhof gesteckt und „ihr die Schürze gestrichen, und so ist er zu einem „Concert bei Hofe gekommen. Es ist richtig, der „Kerl hat Schmalz in den Fingern, er aplizirt die „Sätze ganz meisterhaft und hat so einen weichen „Druck der Klaves beim Adagio und macht das „Crescendo verzweifelt gut, — aber, hol' mich Der „oder Jener, Ihr macht's auch so. — Von denen „Sachen aber, die er spielt, laßt mich nur ja still „sein. Da ist kein Salz und Schmalz drin, seine „Gedanken sind flach und leer und ohne Kraft. So „ein altes süßes Genudel und Gedudel wie Couperin „aufgebracht hat — wißt Ihr**)? Aber die Schürzen

*) „Ana“ nannte man damals die Anekdotensammlungen bedeutender Männer. So hatte man eine Voltairiana, Holbachiana ꝛc.

**) Couperin, siehe Joh. Seb. Bachs Leben von J. H. Forke. S. 7 u. 8.

„bei Hofe finden es schön und, — staunt nur, der „Allerdurchlauchtigste hat sich breit schlagen lassen, „und bietet dem Kerl eine Unsumme, er soll nur „bleiben als Hofkompenist und weiß nicht was. — „Daß uns Dresdner Musiker das ärgert, könnt Ihr „Euch denken. Die Allergnädigste Frau sieht auch „scheel dazu, und wo sie den Schürzen eins aufflicken „kann, freut sie sich herzlich. Da hab' ich denn ein „paar Worte von Euch wiederum fallen lassen, und „das kam ihr gerade gelegen. So hat sie nun neu„lich den Marchand bei Tafel vor dem Serenissimus „schlecht gemacht und gesagt, Ihr könntet viel mehr „als der Franzos. Darüber hat sich ein Streit er„hoben; der Allerdurchlauchtigste ließ mich rufen und „fragte mich um meine Meinung. Ich sagte, ich „wollte beweisen, daß, wenn Marchand mit Euch eine „Art musikalischen Zweikampf machte, der Franzose „den Spieß wegschmeißen müßte. So soll ich Euch „denn hierdurch im Namen des Allerdurchlauchtigsten „einladen, auf eine Woche nach Dresden zu kommen „und mit dem Marchand in die Wette zu spielen. „Sperret Euch nur nicht und kommt, man kann nicht „wissen, was es für Folgen hat.

„Grüßet Eure Frau Liebste schön, und sie soll

„nur kein' Geſchicht' machen und Euch reiſen laſſen.
„Nun bin ich mit meinem Auftrag fertig und ver-
„ſpar' alles Andre auf's Mündliche.

„Alſo günſtige Antwort.

„Gott ſegne Euch und die Euren, das wünſcht
„Euer alter
„Volumier."

Es entſtand eine Pauſe, während der nur die leiſe Bewegung der Feder Friedemanns hörbar war.

„Das iſt eine ſchöne Geſchichte!" ſagte die Bachin. „Sollſt ſo mir nichts dir nichts reiſen? Und bis nach Dresden? — Mein Gott, wer ſoll denn ſo raſch Alles herrichten?" —

„Ja, — aber hin werd' ich wohl müſſen, Schatz: ſonſt denken ſie, ich hab' Angſt vor dem Parlewu. — Das geht doch nicht!" —

„Ja freilich, freilich! Das ſeh' ich ein. Aber ich ſeh' auch ein, daß Volumier den Marchand los ſein will, und da iſt der ehrliche Bach gut genug dazu, wenn die Dummköpfe nicht können. Wenn aber Einer für Dich was thun ſoll, damit Du nach Dresden kämſt und eine Stelle beim Churfürſten kriegteſt, da iſt kein Menſch zu Hauſe." —

„Hahahaha," lachte Bach. „Natürlich! Das wäre

auch zu viel verlangt. Sieh Frau, beim Handwerk hört die Freundschaft auf. — Sie werden sich doch nicht den Marchand vom Halse schaffen, damit ihnen der Bach das Spiel verdirbt! — Was schadet's denn auch? Ob ich in Dresden sitz' oder hier; kann ich denn da mehr werden als wie der Sebastian Bach? — Na, willst Du mit?" —

„I, wo denkst Du hin! Ich bleib' bei den Kindern, und," setzte sie leiser hinzu, „Du weißt, ich muß mich jetzt mit dem Fahren in Obacht nehmen. Nimm Dir nur den Friedemann mit, Du machst dem Jungen eine Freude und bist nicht allein. Abends sprechen wir weiter. Ich muß gleich dazu thun, daß Du reisen kannst." —

Damit eilte die Bachin hinab, und an dem folgenden Geräusch im Hause konnte man erkennen, daß die Reisevorbereitungen bereits im Gange waren.

Vater und Sohn blieben allein. Sebastian Bach betrachtete mit innerer Genugthuung den Knaben, der mit fliegendem Pulse die letzte Note hinschrieb, dann einen langen Blick auf die Arbeit warf, die Hand noch einmal zuckend nach der Feder streckte, aber rasch den Vater anschauend, aufstand.

Lächelnd trat der Vater an's Pult. „Du wolltest

wohl was ändern? — Man muß nie gleich nach der Arbeit verbessern. Was steht, das steht." — Damit setzte er sich an's Pult und prüfte die Arbeit. — „Was hast Du denn ändern wollen?" fragte der Vater plötzlich.

„Ich dachte, das wäre eine schlechte Ausweichung, es müßte halt einen bessern Uebergang geben." —

„Ich weiß keinen, der besser paßt. — Du siehst also, daß man in der ersten Hitze nicht gleich drauf los streichen muß. Wie ich so alt war, wie Du, habe ich mir auch immer Fehler hinein verbessert. — Na, ich bin aber zufrieden. Der Schluß ist im Sinne des Uebrigen geschrieben. Du wirst ein braver Musiker werden, wenn Du so fortmachst, Friedemann." Und er zog den seligen Knaben auf seinen Schoß, und Friedemann, seine Arme um den Hals des Vaters schlingend, preßte sein glühendes Gesicht an dessen Brust.

„Na, laß es jetzt nur gut sein," sagte Bach hastig nach einer Weile, „ich muß auf eine Woche nach Dresden an den Hof zu Meister Volumier; die Mutter kann nicht mit wegen den Geschwistern, da sollst Du mich begleiten."

Lauter Jubel war Friedemanns Antwort. Was Wunder, daß sich in seiner Seele von den Meistern

in Dresden, von der Hofkapelle, der Kammermusik und der glänzenden Oper, die damals Churfürst August hielt, Vorstellungen gebildet hatten, vor denen die Mährchen aus Tausend und einer Nacht erbleichen mußten.

Dies wußte der alte Bach sehr wohl, und den Knaben mit einigen leichten Aufträgen fortschickend, überließ er ihn sich selbst und seinen phantastischen Träumen. — — —

Das Tournier zwischen französischer und deutscher Tonkunst war angenommen, und einige Tage später verließ Sebastian Bach mit Friedemann das stille Weimar. Einen letzten Gruß noch ehe das heimische Dach ihren Blicken entschwindet, senden Gatte und Sohn der daheimbleibenden Bachin zu, die, das jüngste ihrer Kinder, Bernhard, auf dem Arme, genug zu thun hat, den wilden Christoph zurück zu halten, während der dreijährige Emanuel laut weinend dem Vater nachschreit, weil er meint, der komme nicht wieder. — — —

Die Einfachheit und Ruhe, die fast nie gestörte Gleichförmigkeit einer kleinen Stadt wie Weimar, eines Hauses wie des Bach'schen, bildete den schreiendsten Gegensatz zu dem wirren Treiben der Residenz Dresden, zu dem vielfarbigen Wechsel der Begebenheiten am Hofe Churfürst August des Starken. —

Weimar hatte ſich während der letzten dreißig Jahre wenig verändert, und Hof wie Stadt lebten in einem patriarchaliſchen Gleichmaß der Tage. Weder Staatsaffairen noch Scandaloſa, weder üppige Pracht noch drohende Wetter der Zukunft hatten die Bewohner dieſes Ländchens beunruhigt. Weimariſch Thüringen war einfältig, genügſam und anſpruchslos, Elend und Mangel waren aber auch noch fremde Gäſte in dieſen friedlichen Thälern; man war aber zufrieden und glücklich in Genügſamkeit. In Dresden und Sachſen aber hatten die letzten dreißig Jahre tiefe Spuren ihres Daſeins hinterlaſſen, und wenn Weimar einem einfach ehrlichen und genügſam thätigen Landmanne glich, ſo war Dresden der üppige, arbeitsſcheue Abenteurer, der hirnloſe Schuldenmacher, der, ohne eigene Kraft, ohne Mittel, durch Aufwand den Credit erkaufte, um größeren Aufwand zu machen. —

Ludwig XIV., von ſeiner Zeit der Große genannt, hatte die blendende Menuet dieſes Jahrhunderts eröffnet, jenen großen Pfauentanz, welchen der aus dem Mittelalter ſiegreich hervorgegangene Subjektivismus durch die Erde tanzte, in den nach und nach mit immer haſtigern Wirbeln nicht nur Frankreich, ſondern die ganze Welt hineingeriſſen wurde, und worin dieſelbe ſich ſo lange drehen

wird, bis ſie in eine Sündfluth ſinkt, aus der ſich die Menſchheit in neuen Formen, in neuer Schöne erheben mag, wann erſt die letzten Waſſer ſich verlaufen haben. — „L'état c'est moi!“ Das war die Formel, der Lehrſatz, die Deviſe, die Ludwig auf das Banner der Zeit, den Kampfſchild der Ausſchließlichkeit geſchrieben, das war die eherne Waffe, mit der die individualiſtiſch gewordene Autorität Alles bekämpfte, was ihr vom Mittelalter her noch im Wege lag. Ludwig XIV. war der Heinrich Heine unter den Königen. — Unter ihm begannen jene Centraliſationsmaximen, die Paris auf Koſten Frankreichs, Frankreich auf Koſten Europa's groß gemacht, und die Europa auf Koſten der ganzen übrigen Erde zum „la terre c'est moi“ machen muß. In dieſem Fürſten ſahen alle Höfe, ſelbſt die feindlichen, ihr Ideal, und der nie geahnte Glanz, den er um ſich zu verbreiten wußte, war zu verführeriſch, um nicht in Wien, Dresden und Petersburg begierig nachgeahmt zu werden. Es lag im ganzen Prinzip dieſer Art von Regierung, gegen das eigentliche moraliſche Weſen der Herrſchaft ſich ignorant zu erweiſen, von königlichen Pflichten nichts zu wiſſen, in allen den Dingen fördernd und bildend zu wirken, die zum individuellen Bedürfniß und Gelüſt des Herrſchers dienen, hingegen Allem mit

eisernem Drucke entgegen zu treten, was eben diesen persönlichen Bedürfnissen widerstreben mochte. In jene Zeit fällt die Ausbildung des Militairwesens als eines Mittels zur Befestigung der Allmacht und Ausdehnung Frankreichs; denn der Individualismus ist unersättlich. Schon seit dem Westphälischen Frieden schien durch Richelieu der Plan zu Europa's Unterjochung gelegt, und Mazarin war ganz der geeignete Mann, um den Traum Ludwig XIV. „la France c'est l'univers" zur Wahrheit zu machen. In jene Zeit fällt der ausgesuchte Glanz und die Ermunterung der Industrie, soweit sie eben Luxus schuf, fiel das Ausbeuten und Großsäugen der Künste zum Nutzen der Höfe — der Künste, die im Mittelalter wesentlich dem Dienste der Kirche geweiht waren. Aber das irdische Königthum hatte eben schon das himmlische äußerlich besiegt, und langsam schritt die bedrängte Theologie dem Grabe entgegen, das ihr die Philosophie geschäftig zu bereiten suchte. —

Alle Leidenschaften, alle Laster und Tugenden hatten den Stempel des Ausschließlichen, waren privilegirt von oben her, und wenn auch die Masse des Volks damals noch langsamer und zäher im Begreifen der Prinzipien der Zeit war als die Höfe, so ist der Egoismus ein zu leicht erweckbares Ding in des Menschen Brust, als

daß das anhaltende Beispiel, das die Autorität zu ihrem eigenen Verderben gab, nicht hätte zur Drachensaat werden müssen, aus welcher langsam die mit Logik gewaffnete Skepsis stieg und durch die Massen drang, bis sie in unsren Tagen Lebensäther und Praxis der Nationen geworden.

Unter allen gekrönten Nacheiferern des großen Ludwig war aber keiner bedeutender und konsequenter, besonders was die brillante luxurirende Seite anbetraf, als Churfürst August der Starke von Sachsen, König von Polen. Nächst Paris galt Dresden für den elegantesten Hof, und Alles, was nach französischer Schablone zugestutzt war, wurde gangbare Münze im Herzen Deutschlands. Jene Gallomanie, die mit klingendem Spiele in unsere Heimath einzog, und deren allzu bereitwilliger Diener gewesen zu sein, der einzige Fehler genannt werden darf, welcher dem großen Friedrich zur Last gelegt werden kann, jene Gallomanie Deutschlands legte den Grund zu der hirnlosen Ueberhebung der Franzosen über alle Nationen, zu der Demüthigung und Selbsterniedrigung, die der Germane sich noch heut gefallen läßt, und die erst dann schwinden wird, wenn wir uns selbst besser erkannt haben werden. — August der Starke war ein von der Natur mit allen Geistes-

und Körpergaben reich ausgestatteter Monarch, dessen ganze Charakteranlage, dessen Anschauungen und Neigungen mit dem Geist des vierzehnten Ludwig ungemeine Aehnlichkeit hatte; aber der große Unterschied zwischen Beiden war, was man auch sagen mag, daß August doch ein derbsinnlicheres Naturel hatte, daß seiner ganzen Erziehung das schärfer geistige Element, die tiefere Bildung abging, welche die Jesuiten Ludwig XIV. verliehen hatten. August war ihm mehr in allen äußeren materielleren Beziehungen des Lebens und Herrschens ähnlich. — Der andere gewichtige Grund der Unähnlichkeit Beider lag darin, daß eben Sachsen nicht Frankreich war. Das Bedürfniß des verschwenderischen, heißhungrigen Paris stand zu der Produktions- und Zahlungsfähigkeit Frankreichs in ganz anderem Verhältniß, als das Bedürfniß des Dresdner Hofes zur Opferfähigkeit Sachsens. Ludwig konnte Alles, was er wollte, er war um die Mittel kaum verlegen, mit denen er etwas erreichen mochte, und die Größe seines Landes, das ihm eine fast tausendjährige Geschichte zum Sockel seiner Thaten geben konnte, imponirte der Welt weit mehr, als das winzige Sachsen, dessen Existenz im Vergleich zu jenem Lande von gestern war. August wollte viel und konnte im Ganzen doch wenig, und da

er, von Eitelkeit und Stolz geblendet, nur das äußere glänzende Gewand des französischen Regimes zu erreichen strebte, versagten ihm die Kräfte, fehlten die Mittel, den inneren reellen Glanz und Halt nachzuahmen, den Ludwigs höherer Geist dem Lande schaffte, und der tiefer eingriff, als das äußere Lappenwerk, das über seinem Katafalk zusammenfiel. Es war Schade um Augusts in vieler Beziehung trefflichen Charakter. Er hätte entweder ein Land wie Frankreich beherrschen, und dabei Männer von Mazarins und Richelieus Geiste zur Seite haben, oder ein so eherner Lenker seines eigenen Selbst, eine so vollendet abgeschlossene, auf einmal geborne Minervenseele sein müssen, wie Friedrich der Einzige. —

Die Weltlage im Jahre 1717 war für Sachsen unangenehm genug. Polen, dessen erledigte Krone August der Starke 1696 auf dem Reichstage zu Warschau durch das Wahlcontingent sächsischer Truppen gewonnen, war ihm eine ewige Quelle des Aergers, der Ausgaben und Unruhe gewesen, ohne daß er behaupten konnte, daß er ein Volk wirklich regiere, welches seinem Arme so fern lag. Dieses Polen, das er besaß und nicht besaß, und welches ihm solche Summen kostete, daß man den Witz machte, er trage Sachsen nach

Polen*), dieſes Polen, welches ihm den furchtbaren Jammer des Schwedenkrieges und ein ziemlich abhängiges Verhältniß zu Rußland eintrug, — er mochte und konnte es nicht laſſen; und als das Slaventhum ſich abermals gegen ihn unter Lebekusky ſiegreich erheben, alle Geldausgaben, alle blutigen Opfer des Schwedenkrieges dadurch vergeblich gemacht und das ſächſiſche Heer auf allen Punkten geſchlagen worden war, mußte er doch endlich froh ſein, daß die Republik unter Peters Vermittelung mit ihm Frieden ſchloß. — Jener Mann, der es liebte, bei entſprechenden Gelegenheiten ſeine enorme Kraft zu zeigen**) und einen Pokal mit dem Druck ſeiner Fauſt wie Papier zuſammenbog, mußte ſich zu den dunklen Schleichwegen der Intrigue verſtehen und das Maulwurfstalent verrächtiger Agenten in Bewegung ſetzen, um von jenem dünnen Königsreif noch zu halten, was möglich war. — Verſprechungen, Beſtechung und der wollüſtige Luxus, die üppige Weichlichkeit ſeines Hofes, in deſſen Netze er die Elite des polniſchen Adels zog, waren die Mittel, die ihm den Königstitel und eine Schattengewalt erhielten, welche jeder neue Reichstag fraglich machen konnte.

*) Diplomatiſche Geſchichte Dresdens. IV. Br. S. 120 u. 21. Ferner Moſer N. A. Th. II. S. 259.

**) Dipl. Geſch. Dr. IV. Br. S. 4 u. Anmerk. 2.

Die Kriegskosten, welche der Schweden- und Polenkrieg August verursacht, waren schon mehr als zu viel für Sachsen, und doch beanspruchten Auguſt's Liebschaften vom Lande zwanzig Millionen*), und zwar zu einer Zeit, wo das Geld noch schwerer als heut flüssig war.

Der schonungslos selbstsüchtige Wille**), den die Autorität damals zur Befriedigung ihrer Lüste und Marotten als Recht beanspruchte, riß Tausende in schuldloses Verderben, wirkte tief und ätzend als Dogma, gelehrt von hoher Stelle, auf die Familien, und drückte sich mit dämonischem Siegel auf Unterricht und Erziehung, Sitte und Anschauung der Zeit. — — —

Wer hätte wohl aber so bittere Gedanken haben sollen, wenn er wie Bach in das Thor Dresdens einfuhr? Durch August's Geschmack und Beispiel hatte die Residenz ein höchst majestätisches Ansehen erhalten. Eine gediegene, obwohl pomphaft steife Würde strahlte

*) Näheres in der diplomatischen Geschichte Dresdens. IV. Bd. S. 120 u. 21 nebst Anmerkung. Ueber August's Liebschaften. Dipl. Gesch. Dr. IV. Br. S. 122 u. 23, und Pöllnitzens galantes Sachsen.

**) Hier sei nur auf das eklatante Beispiel von Minister Beuchlings Fall hingewiesen, der, von der Kosel gestürzt, auf dem Königstein starb. Dipl. Gesch. Dresdens IV. Br. S. 8 u. 9 nebst Anmerkungen; ferner Klotsch Münzgeschichte 2. Br. S. 754; Vogels Leipziger Annalen S. 936.

von den dunklen Mauern der Häuser und Paläste, zwischen denen sich geschäftige Handelsleute, Handwerker und Lakaien drängten, während, schon diplomatisch genug, das Elend in jene Winkelgassen und Gruben gedrängt ward, bei denen wir heute noch in großen Städten mit Grauen und Ekel vorübereilen, und welche nur von Polizeidienern oder Bettelvögten einen flüchtigen Besuch empfangen.

Der Wagen hält, und freudestrahlend empfängt Belumier den alten hochverehrten Freund, streichelt Friedemann die Wangen und führt Beide hinauf in's trauliche Stübchen, wo der Imbiß harrt, während Diener und Magd das Gepäck in Empfang nehmen. —

Was hatten die Freunde nicht Alles einander mitzutheilen! Ernstes und Drolliges, Kunstgespräche und Hofgeschichtchen, Alles kam an die Reihe, aber keine Note wurde gespielt, denn Bach war von den Stößen der ehrwürdigen Landkutsche, die ihn hergebracht, sehr ermüdet. Belumier theilte ihm nur noch rasch mit, daß der Churfürst oder der König, wie er am Hofe genannt wurde, von Bach's Ankunft wisse, daß man Marchands Spiel am nächsten Tage an einem neutralen Ort unbemerkt hören könne und dann zum Kampfe geschritten werden solle.

Als Bach mit Friedemann endlich das Schlafzimmer betreten hatte und ſich auszog, ſagte er: „Hör' einmal, Friede, ich muß Dir noch ein paar Lehren geben, eh' Du in's Bett ſteigſt. Merk auf, ſonſt kannſt Du mir leicht Feinde machen, wenn Du unvorſichtig biſt. — Du haſt, denk' ich, im Hauſe Deines Vaters nur gute Muſik gehört. Du biſt, ich weiß es, mit ſehr hohen Ideen von den Dresdner Meiſtern hergefahren, und ich hab' Dich dabei gelaſſen; denn nur was man ſelbſt erfährt, glaubt man. Morgen kommen wir in den Trubel unter die Leute, ich ſag' Dir aber voraus, Du wirſt miserſchlechte Muſik in Dresden hören," —

„Das hab' ich mir von dem Marchand gleich gedacht, lieber Vater."

„Nein, nein! Nicht allein der Marchand — in ganz Dresden hörſt Du keine geſcheidte Muſik."

„Von Volumier auch nicht?" fragte Friedemann erſchrocken.

„Nein, auch nicht! — Du wirſt's wohl ſelber hören, aber ich ſag's Dir nur, damit Du Dir nichts merken läßt, und wenn Du gefragt wirſt, fein artig alles grade fein läßt, oder lieber ſagſt, Du verſtehſt's nicht."

„Aber dann bin ich dumm, Vater?"

„Laß das die Leute lieber denken, als daß sie Dich für einen naseweisen Jungen halten; denn daß Du Recht hast, glaubt Dir doch Keiner. Wenn sie Dich spielen hören, werden sie schon sehn, ob Du dumm bist oder nicht.“ —

„Aber mein Gott, lieber Vater, machen wir denn nur allein in Weimar gute Stücke?“

„Das weiß ich nicht, mein Junge. Du aber wirst hier keine hören. Der Künstler, mein Sohn, er leiste was er will, muß die Schwäche seiner Genossen übersehen und billig sein, denn das wahrhaft Gute ist selten, und ein Wort genügt, Dir Feinde zu machen. Nur was Du selber schaffst, muß gut, und was Du selber lehrst, muß richtig sein. Wer Dich nicht mißachtet oder verfolgt, den mußt Du gelten lassen; und ist er jämmerlich, ist er's für sich.“

„Aber lieber Vater, Herr Belumier ist beim Churfürsten und macht schlechte Musik? und Du bist bloß in Weimar —“

„Still, still, Friedemann, der Herr Churfürst ist halt eben ein Churfürst und kein Musiker, er versteht's nicht besser. Beschlaf Dir's und denk an das, was Dir Dein Vater gesagt hat, eh' Du den Mund aufthust. Die Reise soll eine Probe für Dich sein;

denn wem die Kunst das Leben ist, dess' Leben ist eine grosse Kunst, — die aber sollst Du erst noch lernen. Morgen ist Deine Lection im Leben. Gute Nacht!" —

II.

Das Tournier.

Bach und sein Sohn hatten Volumier und was sonst noch in Dresden von Musikern war, ferner auch, wie versprochen, bei der Gräfin Königsmark, Pröbstin von Quedlinburg, den Marchand aus einem Nebenzimmer gehört; es war, wie Friedemann mit des Vaters beliebtem Ausdruck meinte, ein verdammtes „Gemansche.“ Weder Sebastian noch der Knabe waren jedoch vor der Hand dahin zu bringen, eine Taste anzurühren, überhaupt hatte Friedemann, der Lehren des Vaters eingedenk, sich sehr zurückhaltend bewiesen.

Monsieur Marchand, der an einem der darauf folgenden Abende ahnungslos ein Chanson bei Gräfin Denhof in Gegenwart des Churfürsten gespielt und eben mit der liebenswürdigsten Glätte die Lobsprüche der An-

wesenden eingeerntet hatte, empfing plötzlich ein großes versiegeltes Schreiben in französischer Sprache.

„Ew. Wohlgeboren!

„Der unterzeichnete Sebastian Bach, Organist „aus Weimar, welcher Euer Wohlgeboren weltbe„rühmtes Renomée als Klaviervirtuose kennend, be„gierig ist, dero Fertigkeit im Vortrag als auch in „der Stegreifcomposition zu bewundern, ist eigens „deswegen aus Weimar hierher gekommen. Da er „nun auch etwas Weniges die Musika praktizirt und „wohl wissen möchte, in wie weit die französische „Kunst der deutschen überlegen ist, bittet Euch um „die Ehre eines musikalischen Wettstreits, indem er „sich erbietet, jedes Thema, so Ihr ihm aufgeben „werdet, zu variiren oder zu fugiren, in zwei oder „mehreren Stimmen, versiehet sich von Euch auch „einer gleichen Bereitwilligkeit, und bittet Zeit und Ort „des Kampfes zu bestimmen.

„Achtungsvoll

„Sebastian Bach."

Der Franzose erbleichte und mußte sich zusammennehmen, damit das Papier seiner Hand nicht entglitt. — August der Starke, der wohl wußte, was der Brief enthielt, und diesen Tag wie den Ort zur Herausforderung

bestimmt hatte, verlangte die Ursache zu wissen, durch welche Marchand außer Fassung gebracht worden war. Dem Maitre de la Composition blieb nichts übrig als den Brief zu zeigen, und August, sich ganz erstaunt stellend, fand den Antrag höchst naiv und pikant und bestimmte den Tag und das Haus des Marschalls, Ministers Grafen von Fleming zum Kampfe, den der Franzose nun wohl oder übel annehmen mußte.

Marchand, so eitel er auch war, hatte längst von Bach nicht nur genug gehört, sondern es waren ihm auch einige seiner Fugen zu Gesicht gekommen, und ihm genügte ein Blick auf dieselben, um zu wissen, was er von seinem Gegner zu erwarten hatte. Er war ferner Diplomat genug, um einzusehen, daß das Alles ein angelegter Plan, und die ihm vor Kurzem mit hohem Gehalt angebotene Stelle eines sächsischen Hofkomponisten eine Sache sei, die nun keineswegs mehr so ausgemacht war, als ihm vor dem letzten Besuch bei der Denhof scheinen mochte. Sein Entschluß war gefaßt, und kaltblütig ging er der Entscheidung entgegen.

Heute war der Tag. — Marschall Graf von Fleming hatte den Hof zu einer Soirée geladen, bei welcher auch die ganze Königliche Familie erscheinen wollte. Die Galawagen rasselten die Pirnaische Gasse entlang und die

Rampe des Palais empor und ſetzten ihren koſtbaren, brillantenbeſäeten Inhalt aus, der ſich wie ein Strom durch die orangeduftenden Vorhallen in die erleuchteten Säle ergoß, welche ihre ſteifen überladenen Vergoldungen, ihre Teppiche, Bronceu und Vaſen aus hundert Spiegeln wiederſtrahlten. Was nur der Luxus und die Mode damaliger Zeit erſinnen konnte, war aufgeboten, die Soirée glänzend und der Ehre würdig zu geſtalten, welche dem Hauſe Fleming durch den Beſuch Auguſt's widerfahren ſollte. Mit lauter Stimme kündigt der Ceremonienmeiſter die Namen der Gäſte am Eingange des erſten Salons an, in den man tritt, um mehrere prächtige Gallerien zu durchſchreiten, wo zahlreiche Gruppen von Cavalieren in weißer Perrücke und ſchwarzem Schnurrbart flüſternd umherſtehen. —

Der Muſikſaal, das Ziel der Gäſte, ſtrahlt mit ſeinen Luſtres und Girandolen, ſeinem weißröthlichem Marmorſtuck und ſeiner ſchweren Vergoldung im Glanze zahlreicher Wachskerzen. Er war von anſehnlicher Weite und Höhe, und, um die Akuſtik zu befördern, in einem regelmäßigen Achteck erbaut. Links vom Eintretenden befanden ſich drei hohe Fenſter, in jedem Wandfelde eins, deren vergoldete Läden und roth damaſtne Vorhänge dicht geſchloſſen waren. Dem Eingang gegen-

über lag eine reich vergoldete geöffnete Thür, welche den Anblick des Speisesaals freiließ, der eine besonders aus Paris verschriebene himmelblau mit Silber garnirte Atlastapete trug. Dem Mittelfenster gegenüber befand sich der Eingang zu einer Gemäldegallerie, vor welchem ein Pianoforte von Schröters neuester Bauart stand und das Feld des Kampfes bezeichnete. In den beiden Zwischenwänden, welche die drei erwähnten Thüren begrenzten, waren in rother Nische auf schwarzen Marmorsäulen die Büsten August des Starken und Ludwig XIV. aus cararischem Marmor aufgestellt, und rings an den Wänden schwer vergoldete Sessel, die bereits von Gästen in mannigfachen Gruppen eingenommen wurden, während drei Divans mit schwellenden Kissen, dem Instrument gegenüber in der Gegend des Mittelfensters, die Bestimmung hatten, den König, die Königin und den Churprinzen aufzunehmen.

Welch' eine stolze Versammlung alles Dessen, was Sachsen Reiches, Schönes, Vornehmes und Berühmtes bot! Welche Fülle strahlender froher Gesichter! — War es nicht grade, als wüßten diese Leute nicht, was eine Thräne sei, als wäre unter ihnen der Schmerz ein Fremdling? — O prahlt nur, wallende Federn,

wehende Fächer, schwellende Busen, auf denen Demanten blitzen! — Und wie das lacht und schwatzt und lustig ist, als sei die Ewigkeit ein Traum und das Glück eine gefesselte Magd! — Und doch tanzt dieses ganze Geschlecht auf seinem Grabe, und doch ist so manches Lächeln erlogen, erzwungen; unter jenen seidenen Gewändern schlägt ein gemartertes, wimmerndes Herz, unter diesen Sternen windet sich ein falsches, treuloses und gequältes Gewissen! Schon seh' ich den geheimnißvollen Finger, der das Mene tekel an die Wand schreibt, und ein schattenhaftes Gespenst, das durch die Gruppen schreitet, und bald auf diese bald auf jene Stirn, wie sorgles sie noch heute glänzen mag, das Siegel des Verhängnisses drücken wird. — Seht da zum Beispiel jene ritterliche Gestalt mit dem flammenden Blick, der das militärische Kleid so gut steht! — Das ist der Oberst-Lieutenant von Spiegel*). Sieht er nicht wie Alcibiades drein? Und ist doch nur ein erbärmlicher, dienstwilliger Sklave, der mit dem Abhub vorlieb nimmt, den ihm sein Herr aus Uebersättigung gelassen. Fatima, eine orientalische Schönheit, die von den Oestreichern bei Ofens Erstürmung zum Beutestück gemacht, später der Frau von

*) Diplomatische Geschichte Dresdens IV. Bd. S. 122 u. 23, Galantes Sachsen S. 138 bis 41.

Brebentau, Flemings Cousine, geschenkt worden war, und das Herz Augusts gerührt hatte, ist mit diesem guten Glorioso pensionirt worden. Eifrig unterhält er sich mit der Gräfin Haugwitz, die in meergrünem Moirée mit schwarzen Spitzen und der dreifachen Perlenschnur recht schwärmerisch dreinblickt, wie eine gekränkte Unschuld, eine verkannte Seele. — Ja, ja, die Gute ist melancholisch geworden, seitdem sie Frau Hofmarschallin ist; denn da man sie noch Fräulein von Kessel*) nannte und sie Augusts diamantne Rosen an der Brust trug, war sie viel selbstbewußter. — Nicht weit von dieser untergegangenen Sonne ruht auf schwellendem Sessel eine Dame in gelbem Atlas mit einem Ueberkleid von Silberzindel, ein sieghaft aufgehendes Gestirn. Das blendend schöne Fräulein von Dieskau**) ist's, die größte Meisterin in der Unschuldskoketterie, so dumm sie sonst auch sein mag. Nachlässig mit der Hand auf den Arm des ernsten, biederen Gouverneurs von Dresden, General von Klenzel, trommelnd, erzählt sie ihm eine jener geheimen Anekdoten, die bei

*) Diplomatische Geschichte Dresdens IV. Bd. S. 122 u. 23, Galantes Sachsen S. 82 bis 89.

**) Galantes Sachsen S. 224 bis 28.

Hofe nicht allzuselten sind. — In der Mitte des Saales, seine Gäste empfangend, steht der Minister und Feldmarschall Graf von Fleming neben seiner Gemahlin. Er ist sich des Einflusses bewußt, den er auf den König durch seine Freundin und Schülerin, die Comtesse von Denhof ausübte. War er es nicht gewesen, der seinen Vorgänger Beichling rächte, die allverhaßte Kosel*) stürzte und jenes schöne Weib zur Gebieterin über August's Herz gemacht, die, strahlend in rothem Damast, besäet mit Spitzen und Rubinen am Arm ihrer unersättlichen Mutter so eben zu ihm getreten war**)? Er hoffte durch die Gräfin Denhof dauernder als alle Anderen den König zu fesseln, und hohe Pläne im Hirn umherwälzend, hob sich sein Herz bei dem Stolze des heutigen Tages, wo er den Hof zum erstenmal empfing, wo er als Mäcen des allbewunderten Marchand ein kleiner Richelieu zu werden träumte. Er meinte, wenn erst der ganze Hof mit Franzosen kolonisirt sei, werde er der Hahn im Korbe sein. Der Mann starb freilich ruhig in seinem Bett, indeß manch' armer Teufel

*) Diplom. Geich. Dresd. IV. Bd. S. 8 u. 9. 48. 120 bis 23. Galantes Sachsen S. 158 bis 227.

**) Diplom. Geich. Dresd. IV. Bd. S. 120 bis 24. Galantes Sachsen S. 208 bis 228.

wegen einer Bagatelle am Galgen hing; aber in diesem Momente mochte er doch nicht glauben, daß er einst im Grabe zum Schurken gemacht werden würde, daß all' die Millionen, die er in seine Taschen spielte, den Seinen wie ein Diebsgut würden genommen werden*). Und die arme Denhof, wie glücklich sie ist! Auch sie ahnt nicht, daß sie nur ein Passade, wie all' ihre Vorgängerinnen, daß ihr Stern schon im Verlöschen ist. — Links vom Eingang in den Saal aber stehen drei Andere, drei Narren, wie sie nur je ein Hof sah. Der eine, ein Hanswurst von Profession, ist Joseph Fröhlich. Es gehörte zur abgeschmackten Modetherheit des Jahrhunderts, Hofnarren zu halten, und August war nicht der Mann, der eine Passion überging. Joseph Fröhlich war königlicher Hoftaschenspieler, auf dessen plumpen Humor man sogar eine Denkmünze schlagen ließ, welche unter seinem Bilde den Vers trug:

„Ich bin der rechte Mann
So perfektissime aus jeder Tasche spielen kann.
Semper fröhlich, nunquam traurig**).

---

*) Diplom. Gesch. Dresdens IV. Bd. S. 122 u. 23.

**) Diplom. Gesch. Dresdens IV. Bd. S. 125 u. 26 nebst Anmerkung.

Der kleine falstaffdicke Kerl, deſſen ſächſiſche Pöbelkomik in den franzöſiſchen Esprit wunderlich genug paßte, war ein unglückſeliger Ladenhüter des Mittelalters, aus deren Rumpelkammer ihn eine ungeſchickte Hand hervorgezogen. Sein ewiger Antageniſt ſteht da am Fenſter, der immer melancholiſche Baron Schmiedel*) in ſilbergrauen Taffit gekleidet, einen Flor am Arm, mit blaſſem verhärmten Geſicht. Ein Menſch, der alle Dinge von der Grabesſeite anſah, ob aus angenommenem oder wirklichem Schmerze, mochte Gott wiſſen, und deſſen Schmerz oder vielleicht ſtillen Wahnſinn man zur Beluſtigung brauchte. Wenn Joſeph Fröhlich aber albern und langweilig war, ſo war Schmiedel nahezu widerwärtig. Was dieſer Menſch für einen Charakter hatte, was eigentlich in ſeinem Innern vorging, wußte Niemand, aber daß er auch ſeinen Stachel hatte, der oft tödtlich ſtach, erfuhr Mancher, der ihn belacht. Denn den Morgen nach dem Tage, an welchem irgend ein Günſtling oder eine Maitreſſe gefallen war, unterließ Schmiedel nie ſeine Condolenzkarte mit dickem Trauerrande an Auguſt's Opfer zu ſenden. Dieſe beiden ehrenwerthen Geſellen, die übrigens ganz er-

*) Diplom. Geſch. Dresd. IV. Bd. S. 125 u. 26.

trägliche Freunde waren, hörten andächtig dem Gespräch zu, welches der Oberkämmerer von Vitzthum, der sich nie in Regierungsgeschäfte mischte und bisher der einzige noch beibehaltene Günstling August's war, mit einem schmächtigen in schwarzen Atlas gekleideten Männchen von teufelmäßig verschmitztem Profil führte. Das war Baron Hector von Klettenberg, Kammerherr und Schloßhauptmann von Senftenberg, der geheime Adept des Königs. Er verlaberirte so ungeheure Summen, daß dem Fürsten trotz allen Aberglaubens, aller Habsucht die Augen endlich aufgingen. Beide, heute noch die beneideten Günstlinge ihres Herrn, erwartete ein unnatürlicher Tod. Vitzthum sollte an einer malitiösen Kugel sterben*), Klettenberg**) durch's Beil. Vor Allem aber fesselt jene merkwürdige Gruppe, dicht bei den Plätzen der königlichen Familie, alle Blicke. Da, in schwarzer Seide mit Spitzen, einer Art Trauerkostüm, saß das interessanteste Weib ihrer Zeit, die Gräfin Königsmark***), Pröbstin von Quedlinburg, und unterhielt sich mit dem Kabinetsminister Grafen Heinrich von

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 122 u. 23.

**) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 59.

***) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 122 u. 23. Galantes Sachsen S. 112 bis 17.

Hoymb*), dem geſchiedenen Gemahl der Koſel, dem ewigen Ränkeſchmied, und mit dem Hofmarſchall von Haugwitz**), welcher ein und daſſelbe Loos mit Spiegel theilte. Daß Auguſt dies ſchöne Weib mit dem geiſtvollen Kopfe, die trotz ihrer vorgerückten Jahre noch nicht den Reiz der Jugend verloren, lieben konnte, war wohl zu verzeihen daß er ſie aber verließ, um in die Arme einer Koſel, Eſterle, Lubomirska und Denhof zu fallen, war unbegreiflich. Was man von Aureren von Königsmark ſonſt auch halten mochte, ſie war nicht nur die ſchönſte, ſondern auch die geiſtreichſte und achtungswertheſte ſeiner Liebſchaften. Sie hatte eine tiefe und wahre Neigung für Auguſt, von welcher ſeine Treue weit überdauert wurde. Sie war uneigennützig genug, ihm auch dann noch eine ergebene Freundin, eine erfahrene Dienerin zu ſein, als ſie ihre Zukunft in Quedlinburg geſichert wußte und ſich von ihm für immer gemieden ſah. Ihre Neigung war um ſo reiner und beſſer geworden, als ſie fern von Wünſchen und Plänen war. Ehe ſie ihre Probſtei angetreten, hatte ſie ſich

*) Diplom. Geſch. Dresd. IV. Bd. S. 48, 113 u. 14, 122 u. 23. Ferner: Galanteß Sachſen.

**) Diplom. Geſch. Dresd. IV. Bd. S. 122 u. 23.

mit der Königin verſöhnt, die durch Aurorens rührende Liebe, Verehrung und Reue beſiegt, ſich in ihre wohlwollende Gönnerin verwandelt hatte. Und da auch Auguſt den hohen Werth dieſer Frau, zu ſpät vielleicht, erkannte und es gern ſah, wenn ſie am Hofe erſchien, ſo rechnete man ſie wie zur königlichen Familie.

In dieſem einzigen Saale war im Futurum ſo ziemlich jede gewaltſame Todesart repräſentirt, in die ein Menſch fallen konnte, und außer dem ſtill lächelnden Sebaſtian Bach, der an's Klavier gelehnt, neben Pelnmier ſtand und die Gruppe beobachtete, war notoriſch hier nicht eine Perſon, der Herz und Hirn nicht beſchwert und beunruhigt geweſen wäre.

Der Subjectivismus, die bewegende Urſache dieſes Jahrhunderts war hier in allen Schattirungen praktiſch vertreten, in der Liebe, im Glauben, im Hoffen, in der Sucht nach Macht und Gewalt, in der dünkelhaften Selbſtvergötterung, in Neid und Haß, in Kunſt und Wiſſen, vor Allem aber in der Gier nach Geld. Alles rief: Ich, Ich, nur Ich bin! — „Nichts," antwortet das Schickſal, das düſter lächelnd da hinten bereits die Senſe ſchleift.

Das war der Hof Auguſt's des Starken, der mit Ludwig von Frankreich um die Ehre buhlte, der glän-

zendſte, geiſtreichſte und geſittetſte Repräſentant der Kronen Europas zu ſein. —

Die Verſammlung war nicht nur heut, ſondern immer in zwei Heerlager, zwei Partheien getheilt, deren ſtiller, äußerlich wenig ſichtbarer Kampf in der heutigen Soirée am deutlichſten durch den bevorſtehenden Wettſtreit Bachs und Marchands ausgeſprochen war. Auf der einen Seite ſtand, freilich in der Minderzahl, die alte Autorität mit ihrem Glauben, ihrer Einfachheit und ihrem Ernſte, und ſuchte das ſchwindende Diadem auf ihrem Haupte zu halten. Sie war's, die auf die Kirche, den altehrwürdigen Ritus, den geiſtlichen Styl in der Muſik, auf deutſches Weſen und die nationelle Ehrbarkeit der Väter hielt. Zu ihrer Fahne ſtand die Königin, ihre Favoritin, die alte Oberhofmeiſterin Gräfin von Kollowrat, General von Klenzel, Fürſtenberg, die innerlicher gewordene Aurora von Königsmark, und noch ein Bruchtheil älterer Hofdamen und Kavaliere, die die Gewohnheiten der Väter mindeſtens bequem fanden. Es war mit einem Wort die ſpezifiſch kirchliche Partei. — Ihr gegenüber machte ſich ſiegreich der Egoismus in franzöſiſchen Kleidern breit, ſiegreich als Idee, ſiegreich als Praxis; doppelt ſiegreich, weil er neu und von der Mehrzahl unterſtützt war. In dieſem

Lager, dem der Churfürſt ſelbſt angehörte, gaben, nächſt ihm, Fleming und die Denhof, Spiegel, Hofmarſchall von Haugwitz, Hoymb und Klettenberg den Ton an. Frau von Haugwitz, die noch einmal hoffte die verlorene Gewalt wieder zu erlangen, und Gräfin Dieskau, die eben dabei war, ſie zu erringen, ſchloſſen ſich an, weil ſie wußten, daß dies ein bequemer Weg zum Herzen des Gebieters ſei. Die eigentlich Indifferenten dabei waren Vitzthum, wie in allen Dingen, bereitwillig zu jedem Geſchäft und Freund mit Jedermann, ferner der Churprinz, deſſen einzige Leidenſchaft die Jagd war. Der junge polniſche Adel war an ſich ſchon für das Franzoſenthum eingenommen, weil es ſeinem leichten Blut zuſagte; der Page Sulkowsky, verarmter Nachkomme eines polniſchen Fürſtengeſchlechts, der ganz Ohr für den Prinzen, und von Brühl, der Leibpage des Königs, der ganz Auge für Auguſt II. war, hielten ſich ſehr zurück, ſie waren noch Comparſen bei dieſem Schauſpiel.

Der Kampf Bachs mit Marchand war alſo ein Pendant zu dem Kampf der Hofpartheien, und Volumiers Schickſal war abhängig von ſeinem Ausgange. Daher war bei der Geſellſchaft begreiflicherweiſe auch von nichts weiter als dieſem bevorſtehenden Ereigniß die Rede.

Bereits hatte Marchand in violettem Hofkostüm die Nebengallerie betreten, mit Herrn von Fleming einige Worte gewechselt und sich in's Toilettenzimmer des Marschalls zurückgezogen, um sich, wie er sagte, nicht eher als nöthig sei mit seinem Gegner zu amalgamiren, als der König, die Königin Eberhardine am Arm, mit seinem gnädigsten Lächeln in den Saal trat. Hinter ihm folgte der Churprinz im einfachen Militairrock, der die alte Gräfin Kollowrat, eine majestätische, immer noch schöne Frau führte, und Sulkowsky nebst Brühl. Auch der Kammerdiener Hennicke darf nicht übersehen werden, der den Schluß bildete. — Marschall Fleming und Vitzthum eilten die Herrschaften zu empfangen.

„Nun, lieber Fleming, Sie wollen uns heute einen seltenen Genuß bereiten: wir sollen dem Tournier der beiden Meister französischer und deutscher Musik beiwohnen. Fürwahr, ich weiß noch nicht, wie ich mich gegen Sie revanchiren soll."

„Durch dero Allerhöchste fernere Gnade, Majestät," antwortete der wonnestrahlende Fleming.

„Auch unsere liebe Denhof hat sehr bedeutenden Antheil an der Schöpfung dieses Festes, wie ich mir sagen ließ," und einer jener elektrischen Blitze schoß aus den

Augen des Königs auf die Gräfin nieder, die sich lächelnd verbeugte.

August der Starke schritt langsam weiter, nickte listig der mit seltener Geschicklichkeit erröthenden Dieskau zu, und, indem er einen kalten Blick über die bleiche, lauernde Haugwitz schlüpfen ließ, wendete er sich zu Klettenberg. „Wie weit sind Sie mit der letzten Prozedur? Ist die Mischung geglückt?“

„Fast, Majestät! Das Amalgam muß in der Quantität oder Qualität zu stark gewesen sein, die Retorte sprang. Ich muß es noch einmal mit schwächerem Zusatz beginnen.“

„Mein Gott, wie langweilig und kostbar das ist! Giebt es kein einfacheres Verfahren?“ rief der Herrscher.

„Das Verfahren ist eben das Geheimniß, Majestät. Wer es erst hat, ist Herr der Welt. Daß sich kleinere Quanta des kostbaren Metalls liefern lassen, davon haben Majestät Allerhöchst selbst sich überzeugt; aber die Mischung in solcher Progression herzustellen, daß sie eine so grenzenlose Ausbeute giebt, wie wir wünschen, ist das Werk vieler Jahre.“

„Leider!“ seufzte der Fürst. „Bitzthum, weisen Sie Klettenberg neue dreihundert Ducaten an.“

In demselben Augenblick hatte die Königin, die bis

dahin kalt nach allen Seiten grüßend, geſchwiegen, Aureren von Königsmark geſehen, welche geſenkten Hauptes ſeitwärts in ihrer Nähe ſtand.

„Was macht Moritz?“ flüſterte ſie leiſe, indem ſie ihr die Hand entgegenſtreckte, „ich hörte, er ſei ernſtlich krank.“

Die Probſtin küßte die Hand der Königin, auf die verſtohlen eine Thräne fiel. „Ich danke Eurer Majeſtät für die huldvolle Gnade. Der Himmel hat ihn mir erhalten, damit ich nie vergeſſe, wie demüthig ich für die Huld meiner Königin ſein ſoll.“

Ein krampfhafter Druck von der Hand der Königin, ein warmer verzeihender Troſtesblick aus ihren Augen war die Antwort. Gemeinſames Leid hatte beide Frauen zu Freundinnen gemacht.

Der König, der inzwiſchen mit Haugwitz und Fürſtenberg einige leichte Scherzworte gewechſelt, trotzdem aber Aurorens leiſe Antwort gehört und verſtanden hatte, biß ſich auf die Lippen, bot ſchnell der Königin den Arm, und geleitete ſie unter Flemings und Haugwitzens Vortritt zu den Plätzen der königlichen Familie.

„Sind die beiden Muſikmeiſter bereit?“ fragte er Fleming.

„Ja, Ew. Majeſtät, und warten auf Allerhöchſten Befehl.“

„Stellen Sie mir den Bach aus Weimar vor.“

Fleming verbeugte ſich, eilte zum Klavier, und kam in wenigen Augenblicken mit Sebaſtian Bach, der einen einfachen ſchwarzen Rock und den Hut im Arm trug, zurück. Hinter Beiden folgte Volumier mit ängſtlich bekümmertem Geſicht. Aller Blicke wandten ſich auf die Gruppe.

„Das iſt Bach, Ew. Majeſtät,“ ſagte vorſtellend Fleming mit etwas mitleidigem Lächeln.

„Er hat ſich alſo angemaßt, dem Marchand eine Herausforderung zu einem muſikaliſchen Wettſtreit zu ſchicken?“

„Ja wohl, Ew. Majeſtät. Ich hab' aber nicht gemeint, daß ich mich vor Ew. Majeſtät damit großthun wolle.“

„Ah, und jetzt wird Ihm bange? Er hat ſich wahrſcheinlich zu viel vorgeſetzt?“

„Nein, bange iſt mir nicht, Majeſtät. Die deutſche Kunſt braucht ſich nicht zu fürchten vor den Herrn Franzoſen.“

„So ſo! Wollen ſehen. Es ſcheint aber nicht, daß die deutſche Kunſt ſo viel einbringt, als die franzöſiſche.“

und der König warf einen Blick auf das schlichte unmoderne Gewand Sebastians.

„Da haben Ew. Majestät Recht. Daraus muß sich aber der Künstler nichts machen. Wer nach dem Guten strebt, soll sich vorher sagen, daß der Flitterkram und das Blendwerk, was die Sinne kitzelt und leicht ist, schneller Eingang findet und besser bezahlt wird, als das ernste ehrliche Streben. Wer das nicht vorher überlegt, muß nicht erst anfangen, Majestät."

Alles war erschreckt über die beispiellos kecke Antwort des Organisten, und Volumier zupfte erbleichend Sebastian am Schooß. August runzelte die Stirn, seine Wangen überflog ein leichtes Roth, und er sah mit einem jener Blitze, die schon manchem Höfling zagen gemacht, auf ihn nieder. Als aber Sebastians klares ruhiges Auge die stille Drohung so ruhig aushielt, lächelte der König.

„Nun spiel' Er. Fleming, lassen Sie Marchand rufen."

Der König ließ sich nieder, die Versammlung nahm Platz, und Bach stand neben Volumier am Instrument, indeß Fleming nach dem Toilettenzimmer eilte, um den französischen Meister einzuführen.

Es herrschte eine lautlose Stille, in der Jedermanns Beklemmung und Neugierde wuchs. Der König war

augenscheinlich nicht in der besten Laune. Sei es, daß Klettenbergs kostspieliger und nutzloser Versuch oder Bachs Benehmen ihn verletzt, sei's, daß er unangenehme Herzensregungen bei Aurorens Worten empfunden: genug, Jeder fühlte, daß der Unterliegende bei diesem Wettstreit keine beneidenswerthe Rolle spielen werde. Schon sendete Gräfin Denhof ein mitleidiges Lächeln zu Bach hinüber, und Baron von Schmiedel sagte zu Fürstenberg: „Ich werde heut Abend eine Condolenzkarte schreiben."

In demselben Augenblick entstand bei der Gallerie eine seltsame Bewegung, und Fleming, todtenbleich, schwankte auf den König zu.

„Was haben Sie, Fleming?"

„Majestät, ich bin sprachlos vor Entsetzen! Vor einer Viertelstunde war Marchand noch hier — in meinem Toilettenzimmer — und nun — ist er fort?"

„Fort?!" und der König erhob sich gereizt, und dunkle Röthe überzog sein Gesicht.

„Fort?! — Nein, Sie irren wohl. Es wird ihm unwohl geworden sein. Er hat vielleicht in der Eile seine Noten vergessen. Bekumier und Vitzthum, eilen Sie in seine Wohnung und sehen Sie, was der Mann macht!"

Damit wandte ſich der Fürſt zur Königin und Königsmark, und ging in leichte Converſation über.

Man ſtand in Gruppen umher und beſprach den eminöſen Zwiſchenfall. Polumier und Vitzthum hatten indeß das Hôtel verlaſſen. Fleming ſtand allein, mühſam ſich erhebend, und ſuchte ſich durch ein Zeichen mit der Denhof zu verſtändigen, die, wie er, in Todesangſt war, ſich zu compromittiren.

Er ſah ſie ſtarr an, zuckte unmerklich mit den Achſeln, und die ſchöne Gräfin verbarg hinter dem Fächer zwei Thränen der Wuth und Enttäuſchung. Der alte General von Klenzel aber trat mit richtigem Tactgefühl zu Bach und fragte ihn in liebenswürdigſter Weiſe nach ſeinen Verhältniſſen. — Nach Verlauf einer Viertelſtunde, in der es ſchien, als habe Auguſt bereits den ganzen Vorfall vergeſſen, kamen Vitzthum und Polumier zurück. Erſterer ein Notenbuch, in grünen Sammt gebunden, im Arm, ſchritt auf den König zu, der ihn fragend anblickte.

„Majeſtät, halten zu Gnaden, wir fanden die Wohnung von Mr. Marchand leer. Vor einer Viertelſtunde hat er mit Sack und Pack Dresden verlaſſen. Das Einzige, was von ihm zurückgeblieben, iſt das Chanſon mit Variationen, das er Ew. Majeſtät unlängſt dedicirte.“

Die Versammlung war starr vor Schreck. Mechanisch wandten sich Aller Augen nach der unglücklichen Denhof und Fleming, die den Franzosen so angelegentlich empfohlen hatten. Jeder wußte, daß August am wenigsten der Mann sei, eine Täuschung zu vertragen. Doch August bezwang sich noch, nahm mit großer Ruhe das Chanson, welches ihm Bißthum reichte, und winkte Bach zu sich.

„Sein Gegner hat, wie's scheint, aus irgend einem Grunde für jetzt das Feld geräumt. Das beweist aber noch nicht, daß Er ihm überlegen ist. Wir haben hier eine seiner Compositionen, die das Geistreichste und Schwierigste ist, was er vor uns spielte. Seh' Er sie an. Traut Er sich sie nachzuspielen?"

Bach blätterte einen Moment in den Noten.

„Majestät, solch' Zeug spiel' ich nicht. Die Musik ist eine schöne edle Kunst, eine Gottesgabe, die nicht zu solchen Schnurren da ist. Wollen Euer Majestät das da aber hören, so hab' ich meinen Jungen, den Friedemann bei der Hand, der kann sie spielen."

„Was? Was sagt Er da?! Er kann oder will das nicht spielen?!

„Nein, das spiel' ich nicht, Majestät! Ich bin mir bewußt, meinen Gott anzubeten durch meine Kunst, und

wie kein Diener des Herrn sich soll zum Narren machen, so wird's Sebastian Bach auch nicht thun!" — —

„Hm! Nun laß Er Seinen Jungen rufen."

Man ließ sich nieder. Bach trat in die Gallerie und brachte Friedemann an der Hand herein. Der Knabe, obwohl roth vor innerer Bewegung, setzte sich an's Instrument, Volumier wandte, in sich hinein lächelnd, die Blätter um, und Bach der Vater trat, als ginge ihn das Alles nichts an, auf die Seite. Friedemann begann ruhig und sicher das Thema, und führte die Variationen durch alle Umkehrungen und Verschlingungen mit solcher Reinheit und so leichter Ungezwungenheit aus, daß der König, der Hof und die ganze Versammlung in rauschenden Beifall ausbrach, als der Knabe geendet hatte.

„Er hat da einen excellenten Jungen, Bach! Das ist ganz unerhört! Wie ist's möglich, daß man das in solchem Alter leisten kann?"

„Er hat mit vier Jahren schon angefangen, Majestät. Die Hauptsache aber ist, daß er sein Lebelang die ernste Musik, den großen Kirchenstyl, in der polyphone Gedanken sind, practicirt hat. Die deutsche Musik blendet vielleicht nicht so, aber ist schwerer, und es gehört Kopf und Herz dazu, wenn man ihr etwas abgewinnen will." — —

„Da wär' es schlimm für Uns, daß man sie Uns so lange vorenthalten hat. Kann Er Uns nicht etwas davon zeigen?"

„Gewiß, Majestät. Ich hab' mich gegen den Marchand unterfangen, jedes Thema, das er mir stellen würde, zu variiren und zu fugiren. Wenn mir Euer Majestät ein Thema, wo möglich ein kirchliches, stellen wollen, so bin ich bereit."

„Das geht wohl mehr die Damen an," sagte August sich zur Königin wendend. „Wollen Euer Majestät vielleicht das übernehmen."

Die Königin erröthete leicht. „Als ich vor einem Jahre in Hamburg war, hörte ich in der Kirche einmal auf der Orgel den alten Organisten Reinken einen Choral spielen. Der ergriff mich damals so sehr, daß ich mich heute noch des Eindrucks wie von gestern her erinnere. Ich glaube das Lied begann: An Wasserflüssen Babylens*)."

Da war's, als wenn Sebastian Bach erschauerte, und eine heilige Rührung kam über ihn.

„Ja, Majestät, das kenn' ich. Und wenn ich auch nicht werth bin, dem alten Reinken die Schuhriemen zu

*) Sebastian Bachs Leben von J. H. Forkel S. 8.

löſen, ſo danke ich doch Ew. Majeſtät herzlich, daß Sie mich würdig erachten, ihm das nachzuſpielen. Mit Gott will ich's verſuchen."

Er trat an's Klavier, nicht gebückt mehr wie der arme Organiſt aus Weimar, ſondern wie Ariel, der zum Preiſe der Gottheit ſingt. Mit haſtiger Geberde warf er das Marchand'ſche Chanſon vom Klavier auf das Parquet, legte das Pult um und ſetzte ſich.

Sein Blick richtete ſich nach Oben, und in tiefer feierlicher Stille begann er leiſe und ernſt den Choral.

„An Waſſerflüſſen Babylons ſitzen die verſtoßenen Kinder des Herrn
Und weinen ob ihres Elends.
Der alte Serubabel ſingt ſchwer und klagend das Thränenlied,
Daß der Herr die Seinen verſtoßen —
Und die Weiber und Männer und die lallenden Kinder fallen klagend und ſeufzend ein.
Zu ihren Füßen murmelt der Strom und trägt
Auf den Wellen ihre Sehnſucht weiter
Zu fernen Geſtaden.
Der Wind hebt ſie empor und führt ſie über die ewigen Thäler der Freude,

Breitet ſie über das verlaſſene
Selige Vaterland.

Und die Klage wächſt und die Thräne,
Und eine Stimme hebt ſich über die andere
Und zeihet ſich laut
Der Hauptſchuld am Elend der Brüder,
Und Fluth und Winde und der Himmel
Klagen mit! Es ächzt und bebt die Erde,
Die ganze Welt iſt ein Erlöſungsſchrei!
Da ſpaltet ein Blitz die Wolken, und der Herr
Entſendet ſeinen Liebesboten nieder,
Kühlung zu fächeln mit ewiger Schwinge,
Und zu bringen den Trank der Verheißung:
Einſt ſollt ihr wohnen im lieben Vaterland,
Sollt den Heiland grüßen, den ich ſenden werde
Zu eurer Noth, und der euch erlöſet
Von aller Qual und ewige Freiheit bringt.

An Waſſerflüſſen Babylons ſitzen ſie und weinen nicht mehr;
Im Halleluja begrüßen ſie wieder
Die Himmelsſchweſtern Hoffnung und Glaube,
Und die Fluth murmelt das Heil, Heil,

Und der Sturm brauſet Heil, Heil,
Und trägt es hinüber in's Land der Verheißung
Hinauf in die Gefilde ewiger Freuden!" —

Kein Beifall erſchallt, kein Lob.

Ein Schauer fährt über die Verſammlung und in den Herzen regt ſich ein eigenes, unermeßliches Etwas, das Mancher von dieſen Leuten zum erſtenmal empfindet.

Die Königin, die Kollewrat und die Königsmark ſchluchzen hörbar, der König iſt wie vom Schlage getroffen.

Belumier ſtand am Eingange der Gallerie und hatte die Hände gefaltet; ſein glühender dankbar verklärter Blick hing an Bach, der leiſe aufgeſtanden war und ſtill bei Seite trat.

„Der Mann hat eine teufelmäßige Geſchicklichkeit!" platzte der König heraus. „So etwas hab' ich nie gehört!"

„Treten Sie zu Sr. Majeſtät!" flüſterte General Klenzel; — Bach that einige Schritte auf den Monarchen zu.

„Woher hat Er das, zum Kuckuck, Bach?" fragte Auguſt.

„Von demſelben Geber alles Guten, der Ew. Majeſtät die Krone verliehen, von Gott; deshalb will ich's

auch allein zu Gottes Ehre ausüben," ſagte Bach, und ein ſeltſam bitterer Zug ſpielte um ſeinen Mund.

In demſelben Augenblick war Churprinz Auguſt zu ihm getreten, hatte im überwältigten Gefühl ſeine Hand ergriffen und ſie geſchüttelt.

„Nehme Er das zum Andenken an mich," und er ſchob einen koſtbaren Solidair auf Sebaſtians Finger.

„Ich danke Königliche Hoheit für dieſe hohe Gunſt. Ich will ewig Ihrer gedenken. Gott erhalte Ew. Hoheit lange und gebe Euch geſegnete Tage."

„Wenn Ihr einmal etwas Großes zu bitten habt, erinnert mich an die Stunde," flüſterte der Churprinz, nickte und trat zurück. —

König Auguſt erhob ſich und nahm den Arm der Königin. Fleming, der ſich anfangs Rechnung gemacht, der Hof werde bei ihm zur Nacht ſpeiſen, trat halb ſchüchtern einen Schritt zum König.

„Fleming, in Zukunft nehmen Sie ſich mit den Franzoſen beſſer in Acht. Ich will außer der deutſchen nur noch italieniſche Muſik in Dresden. Guten Abend. — Bach, ich danke Ihm für den Genuß, den er mir verſchafft, laſſe Er ſich öfter bei uns in Dresden ſehen. Eh' Er reiſet, werde ich Vizthum zu Ihm ſchicken*)."

*) Ueber den ganzen Marchand'ſchen Wettſtreit und Bachs

Eben wollte der König weiterſchreiten, als die Königin Bachs Hand ergriff und ſagte: „Hier danke ich Ihnen nicht, aber wenn Sie morgen zu mir kommen wollen, habe ich ein Andenken für Sie, das ſollen Sie Ihrer lieben Frau mitnehmen. Vergeſſen Sie mir den Kleinen da nicht mitzubringen.“

Bach verbeugte ſich, das Herrſcherpaar ſchritt weiter und wollte eben den Saal verlaſſen, als Auguſt ſich kurz wendete und die Gräfin Denhof mit ſeinen Blicken ſuchte.

„Eins hätt' ich bald vergeſſen. — Liebe Denhof, Sie ſehen ſeit einiger Zeit ſo angegriffen aus. Gehen Sie auf ein Jahr aufs Land, das wird Ihnen dienlich ſein. Ich werde Sie an einen recht geſunden Ort ſchicken.“ Der Hof verließ das Hotel.

Gräfin Denhof war ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter geſunken. Ein leiſes Kichern flog durch die Reihen der Zurückgebliebenen. Da wollte ſie ſich aufraffen und wie um Schutz flehend zu ihrem Freunde Fleming treten. Fleming aber verbeugte ſich kalt, bot Fräulein von Dieskau den Arm und wandte ihr den Rücken.

Benehmen dabei, ſiehe J. S. Bachs Leben v. Forkel, Leipzig bei Hoffmeiſter und Kühnel (Bureau de Musique) 1802. Seite 7 und 8. Brachvogel, Friedemann Bach. I.

„Ich condolire von Herzen“ sagte laut und melancholisch Baron Schmiedel, und die ganze Versammlung brach in ein schallendes Gelächter aus. Die Denhof verließ Dresden für immer.

III.

Zwei Hochflieger.

Am andern Morgen ging Sebastian Bach auf und ab in seinem Zimmer. Friedemann saß am Klavier, wagte aber keinen Ton zu spielen. Volumier sah seinen Freund Sebastian mit ungewissen Blicken an. —

„Hahahaha! Dahin hab' ich's also gebracht, daß mir euer König, nachdem er nahe daran war den französischen Lumpenhund zu engagiren, doch zugab, ich habe eine teufelmäßige Geschicklichkeit! — O das ist das verfluchte Virtuosenthum Volumier, das behält den Sieg! Wenn einer nur rechte Kapricien machen kann auf dem Kasten da, und wie ein Seiltänzer von einer Saite zur andern springt, das ist euer Mann!"

„Ihr habet Recht, antwortete Volumier betrübt, diese verdammte Manier bringet uns ganz herunter, und

wenn wir hier unſer Brot nicht verlieren wollen, müſſen wir ſelber die Affenjacke anziehen. — Legt dem Könige aber nicht alles zur Laſt. Seht, das Uebel liegt auch in der Zeit. Die Leute hören auf, fromm zu ſein; es iſt Mode am Hofe, die Religion als eine bloße Staatseinrichtung zu betrachten, die bequem iſt. — Es wird aber beſſer werden in Zukunft; die Königin denkt nicht ſo, wie der König, und wenn erſt der Churprinz an die Regierung kommt." — „„Ja, recht, Ihr habt Recht, ich will auch nicht undankbar ſein. Der Churprinz iſt ein edler vernünftiger Mann, der noch Gefühl fürs Beſſere hat; und die Thränen, die die Königin geweint hat bei dem Choral, waren ſo ſchön und ſchwer und glänzender, als dieſe Brillanten.""

In demſelben Augenblicke hatte Friedemann leiſe intonirt und begann: „An Waſſerflüſſen Babylons," er ſpielte das Thema wie die ganze Variation dem Vater nach. Sebaſtian hatte krampfhaft Volumiers Arm gepackt, und die Männer lauſchten athemlos.

Als Friedemann geendet, umarmte Bach jubelnd den Knaben und rief: „Volumier, das iſt ein liebes Kind, der wird einſt größer als ich, ſo wahr mir Gott helf!"*)

*) Allzuhäufiger Ausſpruch J. S. Bachs.

Bei dieſen Worten öffnete ſich die Thür des Zimmers und herein trat Brühl, des Königs Leibpage, fröhlich lächelnd, hinter ſich einen königlichen Lakaien, der einen Beutel und einen Korb mit Wein trug. Brühl war etwa zwanzig Jahr, aber ſeine hohe impoſante Geſtalt, die ſelbſtbewußte Manier mit der er ſich bewegte, ließ ihn viel älter erſcheinen. Dabei wußte Jedermann daß er beim Churfürſten viel galt. Weil Brühl bei Hofe ſonſt eigentlich ein Nichts war, das ſo eben mitlief, aber überall gern geſehen wurde, weil er Niemandem bei ſeinen Plänen, ſei's durch jugendliche Schadenfreude oder berechnete Intrigue im Wege — kurz eine Art neuer Auflage des alternden Bizthums war, ſo konnte man eigentlich nicht wiſſen was aus ihm Alles werden konnte. Brühl war ſchlau und verſchloſſen, liebenswürdig, gefällig und hatte die eine Tugend, daß er alles wiſſen konnte und nie etwas verrieth. Er war nicht gerade was man ſchön nennt, aber ſein Kopf hatte etwas Intelligentes, man hätte ſagen können Nobles, und dabei eine Grazie der Bewegung, die Allem was er that einen großartigen, bedeutungsvollen Anſtrich verlieh.

Ehe Volumier Zeit hatte ihn zu begrüßen, eilte Brühl auf Bach zu, ſchloß ihn in ſeine Arme und ſagte: „Verzeihen Sie, Herr Bach, wenn ich zu ungelegener Zeit

komme, aber ich konnte kaum erwarten mich des Allerhöchsten Auftrags zu entledigen. Herr von Pizthum war eigentlich bestimmt, Sie zu besuchen; doch hat er mir, auf meine Bitte, diese Ehre überlassen, um mir Gelegenheit zu geben, einem Manne meine Verehrung auszudrücken und seine Freundschaft zu erwerben, den ich und alle Kunstkenner für den Fürsten aller Klavierspieler halten.

Bach, der durch Belumier mit der Stellung einer jeden Persönlichkeit bei Hofe vertraut gemacht worden war, nahm Brühls Huldigung mit größter Liebenswürdigkeit auf.

„Hier —" und Brühl nahm dem Lakaien den Beutel ab und winkte demselben zu gehen — „hier soll ich Ihnen im Auftrage Sr. Majestät einen Recompens übergeben, der allerdings ein winziger Sold für Sie sein mag, gleichwohl aber der reelle Boden bleibt, der es der Kunst erst möglich macht sich zu entfalten. Mögen diese dreihundert Dukaten Ihnen wohlschmecken."

Aber ich bitte Sie, Herr von Brühl!" — Als Belohnung ist" —

„Ist's nicht nobel genug," fiel Brühl ein, — „ich weiß es, Sr. Majestät belohnt die Kunst nicht, das kann er nicht, er bezahlt sie."

„Für eine Bezahlung ist's aber zu viel" — rief Bach.

„O schweigen Sie, nehmen Sie. König August kann Sebastian Bach nicht geringer bezahlen. Da, Kleiner, trag' den Mammen fort, dort in den Winkel, denn jetzt kommt die Ehre. Ich soll Sie nämlich sofort zu Ihrer Majestät der Königin bringen, die Sie noch einmal sehen und Ihnen für Ihre liebe Frau ein mit excellenten Steinen besetztes Gesangbuch verehren will, das sie lange Jahre selbst gebraucht, und in das ihr der alte Reinken zum Andenken eine Fuge geschrieben hat. Sie sagte gestern zur Frau Gräfin Kollewrat: „ich möchte dem lieben Bach was recht Schönes schenken, aber ich habe nichts Besseres, was ich so einem Manne geben könnte."

Bachs Herz schwoll vor seliger Befriedigung. „Ja, das ist das Schönste was mir in Dresden hätte zu Theil werden können," sagte er zitternd.

„Nun aber, ehe wir gehen, mon chere Bach lassen Sie uns bei einem Glase Wein erst Freundschaft schließen. Es soll des Brühl größter Stolz sein, den Musiker Bach gekannt zu haben. Lieber Pelumier, Gläser und was zum Beißen, ich revanchire mich nächstens."

Ehe Bach antworten konnte, faßte, nachdem Pelumier eilig das Zimmer verlassen hatte, der Page den Sebastian fest bei der Hand. „Bach, ein Wort! Der König ist nicht der Mann, Ihre Verdienste zu belohnen; aber der

Churfürſt wird's einſt thun, wenn er die Krone trägt. Auch ich habe, gleich Ihnen, meinen Ehrgeiz, wir ſind zwei Hochflieger, Jeder in ſeiner Art, die zur Sonne wollen, darum müſſen wir Freunde ſein. Bach und Brühl, die Namen paſſen zuſammen. Wenn Sie wie ich die Tugend des Wartens kennen, die ſchwerſte Tugend des Künſtlers und des Staatsmannes, dann" — Bolumier trat ein — ein Druck von Brühls Hand vollendete den Gedanken. — „Füllet die Gläſer meine Herren." — Es lebe die haute volée und ihre Freundſchaft!"

Nach ein paar Tagen fuhren Sebaſtian und Friedemann zurück nach dem ſtillen Weimar.

„Was meinte der Junker damit, Vater, daß er ſagte, Brühl und Bach, die Namen paſſen zuſammen?" — fragte Friedemann.

„Das mag die Zeit lehren, mein Sohn. Ich verlaß' mich bloß auf den Bach. Mach Du's auch ſo!"

IV.

Die ſchöne Kollowrat.

Zehn Jahre verändern die Welt, und mit jedem Jahrzehend beſchleunigt die Geſchichte ihre Schritte. Die Ideen aber gleichen den Zugvögeln, die von Zweig zu Zweig hüpfen und ihr Lied ſpenden, doch wenn der Winter kommt in wärmere Länder ziehn. Die Praxis, der conſervative Sperling, der nie ſingt, bleibt hingegen und hockt verſtohlen unter der gewohnten lohalen Dachtraufe, wenn es ſchneit. Wenn nun im Frühling die neue Sonne wieder glänzt, heben ſich die alten Sänger und ziehen von Süden zurück in ihre Heimath, und wie ſie ſchmetternd ihre Ankunft melden, mengt ſich der kecke Sperling geſchwind dazwiſchen und reißt den Schnabel auf, — damit man glauben ſoll, er ſinge auch. — So iſt es geweſen, ſo wird's

ewig sein. — Die unwandelbar alten Ideen kommen wieder in neuem Gefieder mit neuem Gesang, und auch die Praxis baart sich und geht in die Mause, nur daß sie eben Praxis bleibt. Die Idee ist das Flügelroß, das unsere Sehnsucht durch alle Himmel trägt, der Phönix, der ewig sich verjüngend in jedem neuen Jahrhundert um die Erde schwebt; die Praxis aber, die alte Schildkröte, schleicht mühsam nach und steht in lungensüchtiger Ermattung alle drei Schritte still.

Doch alles hat seine Berechtigung, seine weise innere Nothwendigkeit, und wir sollen drum die langsame That nicht schelten, weil unser Gedanke ihr vorauseilt.

Die Idee hat leider meist zu viel Windhundsnatur und kehrt oft genug zum Ursprung ihrer Bahn zurück. Ideen wie Praxis haben beide ihre Tugenden und ihre Fehler.

Wohl hat es aber selten eine Zeit gegeben, wo Idee und Praxis so nahe auf einander gefolgt, eins im andern sich so rasch und in der Hauptsache so vollständig realisirt hätte wie im achtzehnten Jahrhundert. Die Zeit der Zöpfe und Schminkdosen war grade die Zeit, wo der Gesammtgeist unsres Geschlechts am meisten seine Ideen, und dessen Gesammtkraft am mächtigsten, raschesten konsequentesten seine Thaten schuf. Kein Jahrhundert hat sich so rapid auf dem Welttheater abgespielt, keins

hat tragischer geendet, aber auch keins ein solch nachhaltiges Gefühl des Pathos hinterlassen als dieses.

Die Zeit, welche an den Personen unserer Geschichte seit jenem denkwürdigen Wettstreite vorüber gegangen, hatte nicht nur diese sondern auch die ganze sie umgebende Welt, ja ganz Europa verändert. Gedanken und Anschauungen die damals noch im Embryo schliefen, Uebel die erst begannen, Phänomene die langsam emporgestiegen, hatten sich inzwischen entfaltet, an den Wünschen und Leidenschaften der Menschen groß gesäugt, und in der Gewohnheit befestigt. — Nach John Locke, dem Vater des Sensualismus*), hatte Leibniz 1716**) sein gramerfülltes Herz zu ewiger Ruh gebettet und dem Gegner das Feld geräumt, und dieser selbst, Isaak Newton,***) war die letzten elf Jahre, nachdem er Lorbeer auf Lorbeer um den kahlen Scheitel gewunden, von der großen

*) Im Versuch über den menschlichen Verstand. Deutsch von Tennemann. Leipzig 1796. Tractat über die bürgerliche Regierung, seine Briefe über Religionsduldung, und Gedanken über Erziehung der Kinder.

**) Essai de Théodicée, 1710. Essai sur l'entendement humain, Theoria motus abstracti und concreti (1671) ferner die Acta eruditorum 1682, die Passigraphie, die Optik 1704 u. s. w. —

***) Die Fluxionenmethode, Theorie d. Gravitation und über die Spaltung des Lichts.

Schaubühne der Wiſſenſchaft herabgeſtiegen und ſank 1727 ins Grab. Ihm folgte nach einem Jahre Thomaſius*) und die Welt ſchien momentan leer von Streitern des Gedankens. Doch nein, nicht leer war ſie, die Menſchheit mußte nur etwas Athem ſchöpfen und verdauen. Die Kunſt und Wiſſenſchaft begann ſich langſam aus dem Moder der Romantik zu erheben und neue Blüthen zu treiben. Während aber das geiſtige Streben der Zeit aufwärts drang, ſank das phyſiſche Wohlſein der Völker mit jedem Tage mehr, und außer Preußen, das durch das organiſatoriſche Talent ſeiner Friederiche anfing ſich zu mächtigem Wuchſe zu entfalten, Rußland das an der Hand Peters die allerunentbehrlichſten Schritte aus der Barbarei zur Cultur that, und den kleineren mitteldeutſchen Staaten, die ſich ihre patriarchaliſche Einfachheit erhielten, gab's keine Nation die nicht in politiſcher wie nationalökonomiſcher Beziehung, ſelbſt wenn ſie ſcheinbar Anläufe zum Beſſeren nahm, dem Elend entgegengegangen wäre. Ludwig XIV., dieſer Atlas des Subjectivismus, war in den letzten Lebensjahren den Prieſtern anheimgefallen. „Als ich noch

*) Seine freimüthigen Gedanken oder Monatsgeſpräche, Geſchichte der Weisheit und Thorheit. Vernünftige und chriſtliche Gedanken über philoſophiſche und juriſtiſche Händel u. ſ. w.

König war" — murmelte er melancholisch lächelnd und starb. — Philipp von Orleans folgte ihm als Regent, und die Theologie war schon so vollständig zur Dienerin der Selbstsucht herabgesunken, daß sie im Abbé Dubois sich zum Lehrer der atheistischen Philosophie bei Hofe herabließ, und in den Orgien der „Geräderten" durch die Verachtung alles Edlen und Besseren, was in den Herzen der Menschheit schlummerte, ihre Lehre der Ignoranz praktisch machte. Während so in gewissenlosestem Ausbeuten des wollüstigen Augenblicks der öffentliche Schatz Frankreichs erschöpft, die Nationalschuld aufs Hirnloseste vermehrt und der Bankerutt eingeleitet wurde, warf sich der Einzelne, gierig nach Reichthum, mit seinem Kapital in die wahnsinnigsten Speculationen und, durch Jean Law's Finanzsystem bestochen, ward die Actienspeculation der Mississippicompagnie*) und in England der Südseeactienschwindel**) das Faß der Danaiden, in dem der Schweiß von Millionen Menschen, die Existenz ganzer Generationen verschwand und Wuth und Verzweiflung alle jene scheußlichen Laster herauf beschwor, welche seitdem nie wieder in Pandorens Büchse zurückzuzaubern waren. Law mußte fliehen, die Südsee-

*) 1716.
**) 1717.

compagnie ſich auflöſen und der Sturz der Finanzen zweier großen Nationen, Englands und Frankreichs, begann. So überkam Ludwig XV. die Krone. — Zu gleicher Zeit ging Alles, was Cromwells und Wilhelms ſichere Hand aus den Zuckungen des Bürgerkriegs Treffliches und Nationelles für England geſchaffen, unter den Kabalen und Liebſchaften der unentſchiedenen Anna, den Machinationen der Prätendenten und Jacobiten in jenen Zuſtand der politiſchen Starrheit über, die, mit ſich ſelbſt zufrieden, ſich zu entwickelt für jede Entwickelung hält. Eine Veränderung aber, der ſich trotz des trefflichen Regimes Georg I. von Hannover das ſtolze freie Albion nicht entziehen konnte, und die um ſo unzweideutiger die Macht des Subjektivismus über die ganze neue Zeit bewies, war nach und nach mit dieſem Lande vor ſich gegangen. Aus dem Staat war nämlich eine Firma, aus der Nation eine Summe von Compagnons geworden, die ſich zu einem Welthandelswaarengeſchäft aſſocirt hatten. England löſte ſich wie ſpäter Belgien als ein Staat in die bürgerliche Geſellſchaft auf, welche zuſammentrat und zuſammenſchoß, um das möglichſt größte Geſchäft zu machen. Seit jener Zeit iſt Englands ganze Politik, ſeine ganze Geſchichte, ſein ganzes Volk nur noch von der nationalökonomiſchen, von

der Seite des Profits zu betrachten. Das Unglück wie das Glück, die Tugend wie das Laster hat ſeine eiſerne Logik.

In Deutſchland hatte ſich äußerlich im großen Gange der Staaten nichts Erhebliches geändert. Preußen nahm in Bezug auf die Gallomanie und die neue Philoſophie eine ſtreng excluſive und conſervative Richtung ein. Die Theologie, die hier noch die ganze dogmatiſche Strenge und ortheodoxe Starrſinnigkeit bewahrt hatte, mit der ſie in Norddeutſchland aus dem dreißigjährigen Kriege hervorgegangen war, hatte noch, als erſte Dienerin des Königthums ihre ganze Kraft und die Miſſion bewahrt, der erſte Hebel des Nationallebens zu ſein, und als ſolcher die ganze geiſtige Ausbildung des Volkes zu regeln. Der Vater des großen Friedrich war ſparſam, einfach, zu ſehr Militair und Mann der Praxis, um nicht die Wiſſenſchaften als nutzloſe Hirngeſpinſte zu verachten.

Da ſein Staat noch jung und andern Nationen gegenüber ſchwächlich war, ſo hatte er den ſehr richtigen Grundſatz, daß Preußens Volk nur arbeitſam, genügſam, fromm und tapfer ſein müſſe, um zu beſtehen. Alles Andere war Ballaſt für ihn und ging über ſein Verſtändniß. Dieſes Andre zu erfaſſen und es lebens-

kräftig durchzuführen, war seinem großen Sohne vorbehalten, mit dem er, lange entzweit, endlich Frieden geschlossen und so seine letzten Tage durch die Sonne der Kindesliebe verklärt hatte. — Diesem Widerwillen Friedrich Wilhelms I. gegen die Wissenschaft, der von der dienstwilligen Beschränktheit und unredlichen Orthodoxie seiner Umgebung forcirt wurde, war der Philosoph Wolff*) zum Opfer gefallen, den man, auf des pietistischen Theologen Lange ewiges Drängen, nicht nur von der Universität Halle, sondern auch aus ganz Preußen bei Strafe des Stranges verbannt hatte, und der nach Merseburg geflüchtet war, von wo er seine geistreichen Waffen gegen die Unduldsamkeit richtete. In Sachsen regierte immer noch August der Starke, wechselte vor wie nach seine Gunst und Neigung und richtete feindselig seine Blicke auf Frankreich, dessen Herrscher nicht übel Lust zeigte, seinem unglücklichen Schwiegervater noch einmal die wenig beneidenswerthe Krone Polens aufs Haupt zu setzen.

---

*) Versuch einer Histor. Schilderung Berlins 1798. Paulis Verlag. S. 118 bis 21. Besonders interessant sind die Argumente der beiden Generale von Natzmer und Freiherr von Löben, die den König zu den Maßregeln gegen Wolff bestimmten.

Das Jahr 1732 war herangebrochen, und wollen wir die alten Verhältniſſe und Perſonen wieder aufſuchen, wo wir ſie verlaſſen, ſo finden wir faſt alles von ſeiner Stelle gerückt und manche Lücke. Der Churprinz Auguſt hatte ſich 1719 mit Prinzeſſin Marie Joſephine von Oeſterreich vermählt, die arme Königin Eberhardine, die Betſäule von Sachſen, wie das Volk ſie nannte, hatte ſich mit ihrem Unglück und ihren Thränen ſeit 1727 in die Erde geflüchtet und, nachdem die alte würdige Kellewrat ſchon vor Eberhardinen geſtorben und dieſe, die ſchöne Tochter der Oberhofmeiſterin, die junge Antonie von Kellewrat zur Favoritin genommen, mußte ſich Letztere bei der Churprinzeſſin ſo in Gunſt zu ſetzen, daß ſie auch deren Vertraute wurde. Ein Jahr vorher war Heymb ſeines Amtes entſetzt worden und ſaß auf dem Königſtein; Klettenberg der Goldmacher, war längſt ebendaſelbſt enthauptet, die Gräfin Königsmark, der Fürſt von Fürſtenberg, Fleming ſind geſtorben, Bizthum im Duell erſchoſſen; die Keſſel, die Dehnhof, die Dieskau, ſelbſt die ſchöne Oſterau, die letzte Liebe Auguſts, war in ihr urſprüngliches Nichts zurückgeſunken. Auch unſer alter guter Volumier iſt nicht mehr; an ſeine Stelle war Haſſe mit ſeiner berühmten Nachtigall, der großen Fauſtina, getreten.

Dem braven Sebastian Bach, dessen Familie sich seither vielfach, wie sein Ruhm, vermehrt, und der in Köthen, wohin er seinen Wohnsitz verlegt hatte, sein liebes treues Weib durch den Tod verloren*), war die Welt daselbst zu eng geworden. Er war darum nach Leipzig gezogen, und hatte, nachdem er Anna Magdalena, die jüngste Tochter des Weißenfelsischen Hofmusikers Wülkens geheirathet**), das lohnende Cantorat an der Thomasschule angenommen. Ein auch zweimal jährlich besuchte er Dresden, wo er die Königin und alle Welt mit seiner Kunst entzückte und Hasses Freundschaft erwarb; seitdem aber die Königin gestorben war, kam er nicht mehr an den Hof.

Brühl, der inzwischen Kammerherr und Director des Departements der innern Angelegenheit im geheimen Kabinet des Königs geworden, unterließ nie, sich möglichst liebenswürdig gegen Sebastian zu erweisen. Aus dem eilfjährigen Friedemann aber war unterdessen ein erwachsener Mensch, ein bedeutender Musiker geworden, und Sebastian, der in diesem seinen Erstgebornen, seinem Lieblinge, alles Treffliche vereinen, ihm eine Weltbildung,

*) J. S. Bach's erste Frau starb 1720, als Sebastian mit dem Fürsten Leopold von Anhalt gerade in Carlsbad war, (vide Hiller: Leben berühmter Musiker, S. 23 und 24).

**) Hiller: Leben berühmter Musiker S. 23 und 24.

und für den Nothfall einen anderweitigen Rückhalt geben wollte, hatte, da er vorausſah, daß er ſeinen zahlreichen Kindern keine Berge Goldes hinterlaſſen würde, ihn auf die Hochſchule nach Merſeburg geſchickt, wo Friedemann ein eifriger Schüler des exilirten Wolff und des vortrefflichen Graun*) namentlich im Violinſpiel geworden war. Schon die Lehrer auf der Thomasſchule hatten von dieſem geiſtreichen Knaben das Höchſte gehofft. So kam er endlich 1730 ins Vaterhaus zurück um ſeine letzten Orgelſtudien zu vollenden und die Rechtswiſſenſchaft ſo wie die Mathematik und Philoſophie, die er in Merſeburg begonnen, fortzuſetzen. Letzteren beiden Disciplinen iſt er auch neben der Muſik in ſpäteren Verhältniſſen unwandelbar treu geblieben.

Es iſt doch ein eigen Ding um das Verhältniß zwiſchen Kind und Erzeuger! So lange in den erſten Jugendjahren das Gefühl äußerer und innerer Abhängigkeit, und perſönlicher Unſicherheit dem jungen Menſchen anhaftet, wird er, Schutz und Liebe ſuchend, ſich ſtreng an die Eltern ſchließen, nur in ihnen ſeine Welt ſehen, nur von ihnen Alles ableiten und nur ſie in ſeinen Handlungen und Gedanken nachahmen. Wenn aber in

*) Graun — Gerbers Tonkünſtlerlexikon S. 92 bis 94, ferner Meyer Encykl. Artikel Bach.

ihm das Gefühl der eignen Individualität hervorbricht, — und meiſt pflegt die weiſe Natur dies zur Zeit der Pubertät zu geſtatten, — wenn namentlich die Außenwelt in ihren wechſelnden Geſtalten und Ideen mit der ganzen Summe ihrer Eindrücke ihn zu ſich hinüberzieht, dann löſt er ſich, in derſelben Steigerung, mit der ſich ſeine Sonderperſon durch Gefühl, Gedanke und That ausſpricht, von dem Stande der Kindſchaft, von der abſoluten Einwirkung der elterlichen Autorität los, bis ihn endlich ſein beſonderer abweichender Lebenszweck, die eigene Familie und der Heerd, den er nun ſelbſt begründet, vollſtändig ſeinem Urſprunge entfremdet. Es iſt daſſelbe unendliche Geſetz, das ſich in den Sphären widerſpiegelt, das den Planeten aus dem Schooß der Sonnenmutter*) in weite Kreiſe von ihr treibt, mit ſehnender Gewalt Individuum, und ſelbſt Weltengebärer zu werden. Er müßte aber einſam ſich verlierend zerſtieben und vergehen, wäre ihm nicht ein Reſt jener alten Liebe, die Erinnerung jenes ſeligen Dämmerns an der Mutterbruſt geblieben, das ihn nie ganz ſeinen Urſprung verleugnen, ja ihn nur ſo weit ſchreiten läßt, damit er als Individuum frei werde, und ihn liebend zwingt, ewig

*) Laplace, Exposition du Système du monde (deutſch von Hauff) und Traité de Mecanique céleste. —

die Stätte zu umschweben, in der sein verlorenes Eden lag. Dieses gewaltige Gesetz, von dem die niedrigere organische Welt nur wenig weiß, verbindet den Menschen mit jener Welt der Sphären. Ihm ist es, wie dem leuchtenden Stern, gegeben, daß er, wenn er Person geworden, sich wieder zurückführt auf seinen Ausgang, und seine Blicke von sich nach der Gesammtheit und dem Ursprung wendet. Diese Himmelsgabe, von sich zurückzuschließen, zurückzugehen auf das All, auf seine Gattung, seinen Ursprung, sie ist's, die den Menschen, wie Euripides sagt, zum Auge der Wesen macht, denn er thut es mit Bewußtsein. Darum ist, mit seltener Ausnahme, dem erwachsenen Menschen trotz allen äußern und innern Sonderlebens die Liebe zu seinen Eltern anhaftend, und wo er sie nicht äußern kann, wird er sich wenigstens nach ihr sehnen. Ach, es ist so schön, daß man doch nie ganz aus der Kindheit herauskommt! Aber diese Kindschaft ist eben eine Andere geworden, weil ihr das süße und zugleich zwingende Gefühl der persönlichen und physischen Abhängigkeit fehlt; sie hat sich mehr in das Gefühl der innigen Freundschaft, die eher eine Gleichberechtigung in sich schließt, verwandelt, einer Freundschaft die den letzten Schimmer der alten Jugendzärtlichkeit trägt. Es ist ein verlorenes Paradis, in das

wir eintreten, um uns wieder einzubürgern, aber in welchem uns das Gefühl der Heimath abgeht. Das Süßeste im Leben trägt uns die meisten Schmerzen ein. Das Pathos ist eben Grundton des ganzen Daseins!

Dies mehr freundschaftliche, gleichberechtigte Verhältniß, welches, da Friedemann nun in den meisten Dingen auf seinen eigenen Füßen stand, zwischen ihm und dem Vater eingetreten war, hatte sich längst, ja schon damals vorbereitet; denn Vater und Sohn glichen in ihrem Kunststreben zweien Concurrenten, von denen der Aeltere nur eine Strecke voraus hat.

So betrachtete es wenigstens Sebastian, und da er die Genialität seines Friedemanns als Musiker, so wie seine Reife in wissenschaftlichen Dingen bald erkannte, so hatte er ihm frühzeitig Rechte eingeräumt, die man sonst nur dem Freunde, der Einem an Jahren näher steht, zu bewilligen pflegt. Durch diese Art des Umgangs war aber keineswegs jene rücksichtslose Cordialität erzeugt worden, wie wir sie heut zu Tage so oft in Familien erblicken, und die die Klasse der jeune pères zu einer eben so lächerlichen wie ekelhaften Erscheinung macht. Denn so sehr Sebastian Bach auch Friedemann immer mehr zu sich heranzog und zum Vertrauten machte, so war nicht allein die ganze damalige, dem Bürgerstande

noch wesentlich eigenthümliche patriarchalische Denkart, sondern besonders der ganze Charakter, das künstlerisch und menschliche Sein Friedemanns so eigenthümlicher Art, daß dem Sohn, trotz aller persönlichen Freiheit, trotz abweichender Ansicht, trotz väterlicher Vertraulichkeit, die Repulsivkraft stets bewahrt blieb, die ihn immer in der alten Kindlichkeit zum Vater hielt. Sebastian Bach war streng religiös; seine Kunst selbst war auf den Glauben gepflanzt und nur durch diesen wirkthätig. Er war ein Mann ohne dialektische Spitzfindigkeit und Grübelei, ohne philosophischen Sinn, und wenn seine künstlerischen Gedanken innig und tief, erhaben und kraftvoll genannt werden müssen, waren sie es nur, weil der Glaube, wenn er in seiner schlichtesten Einfachheit auftritt, ein unergründlicher Brunnen des Schönsten und Besten, jener große nie gemessene Ocean ist, in welchen sich alle Arten von Sehnsucht, alle Hoffnungen, so entgegengesetzt sie äußerlich zu sein scheinen, endlich doch ergießen. Friedemann hingegen hatte in Merseburg analysiren, logisch schließen und denken gelernt. Durch Wolffs Mund waren ihm die Philosophie Leibnitzens, die Hypothesen Newtons und der junge Geist der französischen Skepsis zugekommen, hier war der Punkt, wo zwischen Vater und Sohn ein scharfes Auseinandergehen nahe

genug lag. Daß aber Friedemann nach wie vor den Vater mit jenen anbetenden Kinderaugen betrachtete und in ihm die Krone alles Guten und Schönen fand, lag daran, daß die wissenschaftlichen Eindrücke Merseburgs noch nicht tief genug in ihm gewurzelt hatten, und alle jene gewaltigen Fragen, die sie etwa in ihm wach gerufen haben mochten, gewissermaßen bei Seite gelegt worden waren durch den ersten aller seiner Gedanken: „du bist ja Musiker, Friedemann!“

Der andre Grund lag darin, daß die von ihm gesammelten Erkenntnisse sich weder in ihm, noch in seinen Lehrern vom Gottesbewußtsein losgelöst hatten, daß überhaupt die streng materialistische und atheistische Denkart späterer Zeiten noch gar nicht in Aufnahme gekommen war. Man kam doch immer auf Gott als Urgrund zurück. Ferner lag in Leibnizens Monadelogie so viel Naturdeismus, daß Friedemann doch immer wieder in der Hauptanschauung mit dem Vater zusammentraf, und komisch genug, wurde dieses Zusammentreffen durch Jacob Böhmes Schriften, die Beide gleich sehr verehrten, erleichtert, und zwar darum, weil in dieser mystisch schwärmerischen Anschauung sich dem Vater und Sohne eine endlose Welt der kühnsten Imaginationen eröffnete, in der die Meinungen Beider Raum genug hatten, ohne sich an einander

zu ſtoßen. Das letzte Größeste aber, was Vater und Sohn zuſammenhielt, war die Muſik ſelbſt, und die Ueberzeugung Friedemanns, daß ſein Vater unerreichbar hoch in ſeinem Wirken ſtehe. Oft kam es, daß da, wo der ſpitzfindige Verſtand des Sohnes vor einer Frage rathlos ſtillſtand, ein paar Worte des Vaters, das Beiſpiel einer einzigen Tonfigur auf dem Inſtrumente genügte, um Beide zu vereinigen. Wie nahe ſind nicht Muſik, Mathematik und Logik verwandt! Sind ſie nicht eigentlich nur in den Mitteln verſchieden? — Ton, Begriff, Zahl! — Wohl ſelten haben Vater und Sohn einander ſo verſtanden, ſo ergänzt und ſo geliebt, wie dieſe Beiden.

Wenn Bach der Vater auch nicht viel auf Brühl, überhaupt auf die Hülfe Andrer gab und mit ſeinem Looſe in Leipzig ganz zufrieden war, ſo hatte doch Friedemann die Abſchiedsworte des Pagen bei jenem Wettſtreite nicht vergeſſen, und voll edlen Ehrgeizes, wünſchte er wohl den Vater, der ihm Alles galt, in einer möglichſt beneideten Stellung bei Hofe zu wiſſen.

Brühl war nun dreiunddreißig Jahr alt, und, da er ſich Bizthums kluge Zurückhaltung zur Regel machte, noch immer der Günſtling Auguſts des Starken, ohne daß man ihn ſonderlich beneidet hätte. Er war ein Günſtling

ohne Einfluß. In letzterer Beziehung war ihm, beſonders bei dem Chorprinzen*) ſein ehemaliger Geneſſe der junge Sulkowsky zuvorgekommen, der auf kluge Weiſe ſich öfters in die galanten Angelegenheiten des Königs zu miſchen gewußt hatte. Dies hätte Auguſt den Starken aber noch keineswegs bewogen, dieſen nach und nach an Hoymbs Stelle zu ſetzen, wenn nicht die Nationalitätenfrage hierbei eine große Rolle geſpielt hätte. Dem König war Alles daran gelegen, den faſt verlorenen Einfluß nicht nur, ſondern die abſolute Gewalt über Polen zu erlangen, und da Sulkowsky Pole, und mit dem gewichtigſten Theil des Reichstagsadels verſchwägert oder alliirt war, ſo machte Auguſt ihn zu ſeinem Miniſter, um an ihm eine Brücke für ſeine Pläne zu haben. Dies wußte Sulkowsky ſehr wohl, und weil der König durch dieſe Combination in eine eigene Lage zu ihm gebracht werden war und Manches überſehen mußte, was er ſonſt nicht geduldet hätte, ſo unterließ Sulkowsky nicht, die Zeit zu nützen, und ſich von der Gewalt ſo viel, als ſich nur thun ließ, anzueignen. Auguſt aber hatte die Sulkowsky'ſ

*) Geheime Briefe. Leben und Charakter des Grafen v. Brühl 1760. S. 67 bis 71.

und die polnische Adelsketerie höchst nöthig, denn schon munkelte man in Polen wiederum von Ladislaus Lescinski, und wenn dieser auch den tapfern Schwedenkönig nicht mehr zum Schutze seiner Thronanrechte herbeirufen konnte*), so hatte er doch in Ludwig XV. einen mächtigen Schwiegersohn, auf dessen Hülfe er wohl bauen mochte. Die Feinde Augusts in Polen steckten bereits die Köpfe zusammen, und Sulkowsky säumte nicht die Gefahr für August um so dringender darzustellen, als er sich ihm dadurch um so unentbehrlicher machte.

Was Brühl dabei empfinden mochte, daß Sulkowsky so rasch empor kam, und er sich von seinem ehemaligen Genossen nun von eben herab mußte ansehen lassen, war allen Uebrigen bei Hofe um so mehr ein Räthsel, als man wußte, daß Brühl die junge schöne Kellewat leidenschaftlich liebte, und Sulkowsky auch in dieser Beziehung sein glücklicher Nebenbuhler werden zu wollen schien. Schien, denn ob ihn die reizende Antonie auch begünstigte, während sie Brühl fast mied, so konnte man doch nicht behaupten, daß bis jetzt ein ernsteres Verhältniß zwischen jenen Beiden bestand. —

Je anmaßender Sulkowsky nun in seiner Macht-

*) Der König von Schweden war 1718 gestorben.

fülle ſich gegen Brühl und die meiſten Andern benahm, je näher er ſelbſt der Eigenliebe des Königs trat, je freundlicher Gräfin Kollowrat zu dem Polen, je kälter ſie zu Brühl wurde, um ſo ruhiger, reſignirter, um ſo dienſtwilliger und freundlicher wurde Letzterer zu der ſtolzen Dame, die ſein Herz erkoren, zu dem Gegner, der ihn mit der ausgeſuchteſten Impertinenz behandelte.

Ja, Sulkowsky war impertinent zu Brühl, und um ſo mehr, weil er häßlich wie die Nacht, und Brühl hübſch war. Sulkowsky war impertinent aus jenem unbehaglichen Gefühl, welches ihm bei Brühl zuflüſterte, daß der ärgſte Feind auch der freundlichſte zu ſein pflegt.

So war das Jahr 1732 zu Ende gegangen und hatte zu ſeinem Schluß die Befürchtungen über Leſcinski's Uſurpation, wie man's in Dresden nannte, derartig vermehrt, daß Auguſt der Starke, obwohl eine alte Wunde an ſeinem Fuße wieder aufgebrochen war, ſich entſchloß trotz des Winters nochmals in Perſon nach Warſchau zu gehen, um die Keime einer etwaigen Inſurrection zu erſticken, die Schwankenden zu befeſtigen und die Gefährlichen zu neutraliſiren. Die Reiſe war alſo eine beſchloſſene Sache, es handelte ſich nur darum, wer den König begleiten, und wer zurückbleiben ſollte.

Dies war ein Moment wichtiger Entscheidung für Brühl wie für Sulkowsky. Der Churprinz hatte sich nur wenig blicken lassen; er kam mit seiner jungen Gemahlin sehr selten von seinem Jagdschlosse Hubertsburg herein, — denn die Mißstimmung zwischen Vater und Sohn, durch die Erinnerungen an das Maitressenthum und das thränenvolle Ende Eberhardinens von des Letzteren Seite, durch die katholische Bigotterie Josephas bei August II. erzeugt, dauerte noch fort. Wem wird der König die Gewalt interimistisch anvertrauen? Wen wird er als Unterhändler und Vertrauten mit sich nehmen? Das war die Tagesfrage, die, wie verlautet war, heute gelöst und worauf dann binnen einer Woche zur Reise geschritten werden sollte. —

Der Hof war bei der Gräfin Mersinska, Augusts Tochter von der Cosel, die er namentlich in den letzten Jahren gern um sich sah, versammelt.*)

Neben der strahlenden Gräfin saß auf einer Ottomane, den Theetisch vor sich, das Juwel des Hofes, die schöne Kellewrat. Sulkowsky stand vor ihnen; er hatte die Hand auf den ledernen Sessel des Königs gelegt,

*) Ihr Palais lag am Tonaerschlage Topogr. Gesch. Dresdens v. Weinart 1777. S. 338.

und unterhielt die verſammelten Damen, um ſeine innere Unruhe zu verbergen. Der kleine Salon, in dem ſich die Geſellſchaft befand, der eine grünſeidene Tapete trug und deſſen Plafond mit einer guten Freske, den Triumphzug der Ceres darſtellend geſchmückt war, hatte ſtatt der Fenſter zwei breite Glasthüren, die in ein großes Glashaus, eine Art Wintergarten führten, der künſtlich erwärmt, alle Arten Gewächſe beherbergte, die damals wenigſtens noch für ſelten galten. Eine Art koſtbarer Bosquets aus Ceder und Myrthe, bildete das Aſyl einer verſteckten Laube, die eben ſo zur Intrigue wie zum Liebesflüſtern tauglich ſchien. An der Wand des Salons welche den Eingängen in das Gewächshaus gegenüber lag, zwiſchen dem wohlthätigen Feuer zweier Kamine, die in der ſtumpfen Ecke angebracht waren, ſtand das Sopha der Gräfin mit dem Theetiſch. Links und rechts, aber durch einen breiten Raum getrennt, ſtanden zwei Spieltiſche, deren einer vom General-Klenzel, dem beſcheidener gewordenen Spiegel und dem Polen Lubomirsky eingenommen wurde, deſſen Schweſter, nachdem ſie Auguſt geliebt, mit dem Titel Fürſtin von Teſchen abgefunden worden war, weil ſie in Warſchau Einfluß hatte. Sie wartete auf den König, der den vierten Platz einzunehmen pflegte. Den anderen Spieltiſch nahmen

die Generalin Klenzel und die Gräfin Bielinsky*), welche Schach spielten, und noch zwei Hofdamen ein. Gruppen von Cavalieren hatten sich nach Laune vertheilt und flüsterten. Der König trat ein, gefolgt von Brühl. Alles erhob sich; August trat grüßend an den Tisch und ließ sich neben der Gräfin Mersinska nieder.

Sulkowsky begab sich an den Spieltisch der Generalin Klenzel und sah der Schachpartie zu, welche sich ihrem Ende neigte. Brühl zog sich hinter Spiegel zurück, seine Aufmerksamkeit dem armen Ehegatten widmend, der beträchtlich verlor. Man spielte überhaupt höchst achtlos, und die Unterhaltung war lau, denn Alles war gespannt auf das, was kommen würde. Man hatte unter wechselnden Gesprächen von Oper, neuen Toiletten, jüngsten Nachrichten aus Paris, Ballets, neuen Bauprojecten zu Dresdens Vergrößerung u. s. w. die träge Zeit zu beschleunigen gesucht, als das Rollen einer Equipage, der Trommelwirbel der salutirenden Hofwachen den Churprinzen meldete, der bald darauf eintrat. Sulkowsky und Brühl sahen sich einen Moment fragend an, und Erster wechselte etwas die Farbe. Das Erstaunen der Anwesenden wuchs aber um so mehr, als

*) Schwester Rutowskys, Tochter Augusts von der Frau von Spiegel. Galant. Sachsen I. Bd. S. 236.

der König aufſtand, dem Churprinzen entgegen ging, ihm herzlich die Hand drückte und ihn neben ſich auf den Seſſel zog indem er ſagte: „Das iſt mir lieb, Auguſt, daß Du ſo bald kommſt.“ Ein Zug nachdenklicher Rührung überflog das ſonſt ſtrenge Geſicht Auguſts. So hatte er ſich noch nie gegen den Sohn benommen. — „Ich eilte um ſo ſehnlicher her, Majeſtät, weil ich die Spanne Zeit noch ausnutzen wollte, die es mir erlaubt meinen gnädigen Vater zu ſehen.“

„Das ſollſt Du auch, und da ich nächſter Woche reiſe, ſollſt Du bei mir bleiben. Wer weiß, ob's nicht lange dauert, ehe wir uns wiederſehn! Damit aber daheim Alles hübſch in Ordnung bleibe, mein Sohn, wirſt Du die Reichsgeſchäfte inzwiſchen verſehen. Sulkowsky, Sie werden die bevollmächtigende Ordre ausfertigen. Seine Hoheit der Churprinz regiert mit meiner ganzen Gewalt, ſo lange ich fort bin.“

Brühl rang mit einem leiſen Lächeln, das er kaum zurückhalten konnte; die ſchöne Kollowrat aber richtete einen erſtaunten Blick auf Sulkowsky, welcher ſich tief vor dem König verbeugte, um ſeinen Schreck zu verbergen.

„Ew. Majeſtät fühlen ſich aber nicht wohl genug zur Reiſe“ ſagte ſchüchtern die Gräfin Morſinska. „Wohl

wahr, meine Liebe, aber die Geſchäfte ſind zu dringend. Wenn ich auch in Warſchau nicht ſelbſt Alles beſorgen kann, ſo überwache ich doch Alles. Freilich muß ich mich auf die Zuverläſſigkeit meiner Begleiter verlaſſen, und ich denke, ich kann das. Lieber Brühl, und er reichte dem Kammerherrn die Hand, die dieſer küßte: Sie haben mir ſo lange anhängliche Treue bewieſen, Sie reiſen mit mir. Die Grafen Sulkowsky und Lubomirsky ſollen auch mit, und ich will wünſchen, daß ſie in Warſchau recht erſprießliche Dienſte leiſten können. — Sulkowsky, ſtellen Sie ſogleich die Cabinets Ordre für Seine Hoheit aus! — Lieber Sohn, es wird demnächſt nöthig werden, die Churprinzeſſin Hoheit nach Dresden zu bitten, damit Du die Deinen um Dich haſt. Du wirſt den linken Flügel des Schloſſes einnehmen.“ — Alles war erſtaunt. Sulkowsky, ſtarr und keines Wortes fähig, ſchwankte hinaus. Brühl, deſſen Geſicht purpurroth vor innerer Bewegung war, richtete einen langen Blick auf die Gräfin Kollowrat, die ſich auf die Lippen biß und ihr Auge vor ihm niederſchlug. — Das Räthſel war gelöſt. Nicht Sulkowsky, ſondern der Erbprinz ſelbſt führte alſo das Interimsregiment. Brühl begleitete ſpeciell des Königs Perſon, und dies war ihm in einer Form geſagt worden, aus der hervorging, daß

BIBLIOTHEK

er keinen bloßen Kammerherrndienſt zu verſehen habe. Auch Sulkowsky ſollte mit; aber die Art des Befehls, und daß neben ihm Lubomirsky mit einer Art Gleichberechtigung genannt wurde, ſchien höchſt auffallend.

Der Thee war inzwiſchen eingenommen worden. Auf einen Wink des Königs erſchien Haſſe mit ſeiner Gattin, der Sängerin Fauſtine, und ein paar Minuten ſpäter hatte ſich die ganze Geſellſchaft in italieniſche Opern vertieft.

Im Berathungszimmer des Königs ſaß indeß Sulkowsky und verfaßte in Zorn und Wuth das Edict für den Prinzen.

„Ha, ſchon gut, rief er aufſpringend, Brühl iſt ihm lieber mit ſeiner Lakaienſeele! — Nicht allein daß mir der Prinz den Weg verrannt hat, gegen den ich nichts machen kann; nein Brühl wird als ſein Alles mitgenommen, und ich bin neben dem Laffen Lubomirsky gut dazu, unter meiner Koterie in Warſchau für ihn zu agitiren! — O, ich ſeh's ein, ſo lange ich ſein Arm war, der von Dresden bis Polen reichen konnte, ſo lange er in mir dem Polniſchen Adel ſchmeichelte, geſtand er mir Alles zu; jetzt, da er ſelbſt nach Warſchau kommt, denkt er, ich ſei entbehrlich! O gut, gut! Aber laßt mich nur erſt in Warſchau ſein! Er ſoll bald ſehen, wie dringend

er mich nöthig haben wird. — Doch ich muß raſch das Dokument beenden! Während ich hier ſitze, hat Brühl Zeit, mit der Gräfin Kollewrat zu ſprechen.' Er ſetzte ſich an den Tiſch und ſchrieb weiter.

„Es iſt doch gut, daß der verdammte Brühl mitgeht!'

Der verdammte Brühl hatte inzwiſchen dem Geſange der Fauſtine zugehört, in welchen die Geſellſchaft ſo vertieft ſchien, daß ſie es nicht bemerkte, wie die ſchöne Kollewrat in das Gewächshaus trat.

Leiſe näherte ſich der Kammerherr dem jungen Lubomirsky, der in einem Meer von Wonne ſchwamm. „Von Herzen meine Gratulation, lieber Graf. Sie ſehen, wenn die Umſtände und Lebenslagen oft noch ſo ungünſtig ſind, das wahre Verdienſt wird doch einmal belohnt. Ich kann es mit Stolz ſagen, daß ich nicht der Letzte war, der es bemerkt hat." — „Und Sie ſind wohl gar die Urſache daß —" „O ſtill, nicht doch! Das Auge des Königs ſieht ſcharf genug; nur muß man den gnädigen Blick, bei den vielen Geſchäften, manchmal zu ſeinem rechten Ziele einladen." —

Leiſe aber heftig drückte der junge Pole Brühls Hand: „Ich bin von Stund' an Ihr ergebenſter Freund, und" — „Ich will, daß Sie Ihr eigener beſter Freund ſein ſollen, Graf. — Sie ſind lange zurück gedrängt

werden. Was ich Ihnen durch meinen Rath nutzen kann in zweckmäßiger Behandlung der Geschäfte, geschieht gewiß. Grâce au ciel! Alliiren Sie sich mit mir, und Sie sollen ein Staatsmann comme il faut werden. — Jetzt thun Sie mir aber den Gefallen und decken Sie die Glasthür mit Ihrem Körper; ich will, ohne bemerkt zu werden, ins Glashaus treten."

Ein Helldunkel, ergänzt von den Reflexen des Schnees drunten und dem verlorenen Lichtschimmer des Salons, welcher durch die Glasthür fiel, gab dem Glashause, dessen Zweige ein Chaos von Schatten warfen, eine bezaubernde Herrlichkeit, in welche die Klänge der Musik hineinflatterten, um unter den Myrthen einzuschlummern.

Hier saß die schöne Antonie von Kollowrat. Mannigfache Gedanken schienen sich ihrer zu bemeistern und ihre Fantasie aufzuregen.

„Darf ich's wagen, Comtesse, Ihre Gedanken zu unterbrechen und Sie um eine kurze Unterredung zu ersuchen?"

Sie schrak zusammen. Vor ihr stand Brühl, und der Glanz der Girandolen des Salons fiel auf sein bewegtes Antlitz.

„Warum nicht, Herr Kammerherr? Nur finde ich den Ort und die Form nicht besonders gut gewählt."

„Gewiß, Comteſſe. Dafür wird unſer Geſpräch den Vorzug haben, kurz und entſcheidend zu ſein. Ein einfaches Ja oder Nein Ihrerſeits genügt mir.“

„Bitte, reden Sie.“

„Comteſſe, ſehen Sie ein Unrecht darin, wenn der Mann nach dem höchſten Preiſe des Lebens ringt, zumal wenn er dazu die Kraft in ſich fühlt?“

„Wie ſollte ich das? Das iſt ja ſein Beruf, iſt das, was ihn zum Manne macht. Wer ſich aber etwas vorſetzt, das er nicht zu erringen im Stande iſt, der iſt ein Knabe, und kein Mann,“ — und ihre Wangen glühten.

„Und Sie können nur einen Mann lieben, ſchöne Comteſſe?“ — und Brühl ergriff ihre Hand.

„Nur einen Mann, Brühl, darauf verlaſſen Sie ſich.“

„Haben Sie ſchon einen ſolchen Mann gefunden? O beantworten Sie mir das!“

Sie zögerte, ſchlug erröthend die Augen nieder, dann ſah ſie plötzlich Brühl ernſt an.

„Nein!“ — Sie lächelte und ſetzte hinzu: „Ein Männlein aber und dann noch ſo ein Garnichts von einem Menſchen, von dem ich nicht weiß, ob er zum andern Geſchlecht gehört.“

„Ah! — Nicht übel! O ich verſtehe Gräfin. —

Nun dieses Garnichts von einem Menschen, das zugleich arm ist und nur sein Wappen hat, dieses Nichts von einem Menschen wird das Männchen stürzen und einst erster Minister eines Reichs werden, und es nur darum werden, damit die schöne Kollowrat ihn als Mann erkenne und ihm erlaube ihre Hand zu erbitten."

„Und ich werde Sie ihm dann geben, Brühl, sicher! — Im gewöhnlichen Leben entscheidet die Qualität des Herzens bei der Ehe. Bei uns kann man die Liebe nur danach messen, wie viel ein Liebender für seine Erkorene zu erringen weiß."

„Und wollen Sie den Kampf zwischen dem Männchen und dem Nichts abwarten?"

„Wie lange?"

„Wir sind beide noch jung. Drei Jahre."

„Ich warte, lieber Brühl, und — schweige."

„Nehmen Sie den Dank für diese Gnade!" Und er drückte einen glühenden Kuß auf die Hand der Hinwegeilenden.

Es war halb Elf Uhr Abends, als Brühl seine Wohnung betrat. Hier in seinem Arbeitszimmer brannte Licht; sein Sekretair arbeitete emsig an einem Bureautisch und empfing ihn mit einer kurzen Verbeugung. Brühl entließ den Diener welcher ihn begleitete, schloß

die Thür ab und lauschte nach den verhallenden Schritten des Lakaien. Nun war es still, nur das eintönige Geräusch der Feder war hörbar.

„Lassen Sie jetzt die Arbeit, Siepmann*), ich habe mit Ihnen zu reden.“

Der Sekretair legte die Feder hin, hob seine kleine krumme Gestalt vom Stuhle und richtete sein schelmisches Auge, sein scharf gezeichnetes fast jüdisches Gesicht auf seinen Herrn.

„Siepmann, ich stelle Ihnen zwei Fragen. Was wollen Sie? Wollen Sie ein Mann von Vermögen und Einfluß werden oder von hier nach dem Sonnenstein gehen? Zwei Unteroffiziere warten unten.“ — — —

„Ich werde mir erlauben, das Erste zu wählen.“

„Unter jeder Bedingung?“ —

„Unter jeder!“

„Das freut mich, Siepmann. — Ende dieser Woche gehe ich nach Warschau, Sie müssen vier Tage vor mir dort sein.“

„Zu Befehl.“

„Sind die geheimen Notizen für mich geschlossen, die Adresse in Petersburg erprobt?“ —

*) Alexander Siepmann trat 1731 in Brühls Dienste. Diplom. Gesch. Dresd. IV. Br. S. 116 u. Anmerkg. 1.

„Erprobt! Dieſe Nacht ſchließe ich die Notizen, übermorgen reiſe ich.“

„Brav. Setzen Sie ſich, ich werde Ihnen Empfehlungen diktiren, die Graf Lubomirsky unterzeichnen wird. Sie ſind nämlich von Lubomirsky geſendet, verſtanden?“

„Gewiß; und wenn ich in eine ſchiefe Lage komme?“

„Ich bin des Königs Kammerherr, Siepmann!“

„Gewiß.“

„Da, hier ſind 30 Dukaten auf Abſchlag, wenn ich Graf Brühl heißen werde, verdopple ich Ihre Gage.“

„Und wenn Sie Miniſter ſind, Herr Graf?

„Werden Sie von Siepmann heißen und ein Staatsamt haben.“

„Diktiren Sie, Exellenz!“ — und leuchtenden Auges wie ein Geier ſtürzte ſich der Kleine auf die Arbeit.

In zwei Tagen reiſte Siepmann. Vier Tage ſpäter, an einem bitterlich kalten Morgen ſtanden die königlichen Reiſewagen unter dem Portal.

Mehrere Packwagen und Equipagen mit polniſchen Edelleuten und einige Offiziere waren ſchon voraus, ebenſo die Köche, Verwalter und Lakaien. Drei Regimenter hatten ſich acht Tage vorher in Bewegung geſetzt. Der König nahm von dem Erbprinzen und dem

Hofstaat in seinen Zimmern Abschied. „Gott erhalte Ew. Majestät," sagte die Churprinzessin, die ungewöhnlich bewegt war. Der König küßte ihr die Stirn und wollte gehen. Auf einmal strich er sich mit der Hand über die Stirn, wandte sich, preßte seinen Sohn heftig an sich und flüsterte ihm ins Ohr: „August, denk' immer in Liebe Deines Vaters; vergiß auch nicht meine andern Kinder!" — Der König drückte der Churprinzessin Josephine noch einmal heftig die Hand. „Nach Warschau denn!" Und er wandte sich und schritt hastig hinaus.

„Nach Warschau!" sagte Sulkowsky und blickte Gräfin Kollowrat glühend an.

„Nach Warschau!" flüsterte Brühl kaum hörbar. Sie folgten.

Einen Augenblick später und die Wagen rollten von dannen.

V.

Die Krone.

Der König war in Warschau, und krank. Die für einen jungen und gesunden Körper schon höchst anstrengende Reise im tiefsten Winter hatte seinen kranken Fuß verschlimmert und ihm eine heftige Entzündung der Wunde zugezogen*).

August der Starke hatte Warschau nur betreten, um sich aufs Krankenbett zu legen. Die sächsischen Regimenter garnisonirten in der Stadt, die polnische Leibwache, welche sofort doppelte Löhnung erhielt und Offiziere hatte, die fast alle dem König treu ergeben waren, versah den Schloßdienst. Es ließ sich alles Aeußere ganz gut an. Was die Autorität, selbst wo sie

*) Diplom. Gesch. Dresdens. IV. Bd. S. 119 und 20 nebst Anmerkung.

nicht geliebt ist, durch ihre Anwesenheit zu wirken vermag, war hier recht ersichtlich. Die Edelleute, die Vesczinsky besonders ergeben waren, verließen in wenigen Tagen die Stadt, und diejenigen, welche das nicht konnten oder wollten, verbielten sich wenigstens abwartend. Die polnischen Edelleute, welche vom Hofe zu Dresden gekommen waren, verfehlten nicht, um ihres eigenen Vortheils willen, für die Sache Augusts zu wirken, und der König war selbst erstaunt, bei der Mehrzahl der angesehensten Notablen eine Bereitwilligkeit zu finden, die er bisher von dieser Seite nicht gewohnt war. — Wie wir wissen, schien es bei der Abreise, als wenn Brühl in Warschau die Rolle des besonderen Vertrauten des Königs übernehmen würde. Dies war nicht der Fall. August gebrauchte ihn zu keinem diplomatischen Geschäft, sondern schien ihn lediglich zum Pfleger seiner Person erkoren zu haben, und Sulkowsky sah mit Entzücken, daß er wieder in den Vorgrund trat, und das Geschäft allein in der Hand hielt. — Wie sehr mußte der Fürst daher nicht erstaunen, sich von dem größten Theil der Warschauer Edelleute kühl behandelt zu sehn, und gerade von denen, die Augusts wärmste Anhänger zu sein schienen. Lubomirsky galt unstreitig viel mehr in Warschau und war

trotz seiner Jugend unter seinen Landsleuten ungemein gesucht.

„Sehen Sie wohl, Graf, wie unsre Maßnahmen wirken?“ sagte einst Brühl zu ihm. „Ihre Briefe halten Sulkowsky im Schach, weil Jeder nach Ihren Versicherungen der Ansicht ist, Sulkowsky arbeite nur für sich und nicht für Polen, und wolle die freie Constitution hintertreiben, zu der ich dem Könige gerathen habe. Sie sind durch diese Nachricht der Staatsmann Ihres Landes, der Vermittler zwischen Adel und König geworden, und wenn Sie, so von dem Vertrauen Ihrer Landsleute getragen, vor Seine Majestät treten, erlangen Sie die Wichtigkeit, welche Sulkowsky verloren hat. Begreifen Sie nun? Und ich bin ihr Compagnon, der den König wieder mit dem Lande verbindet. Mort de ma vie, wir werden Beide Minister. Nur aber schweigsam, und nie mit mehr als Einem von der Sache reden! Wo Drei sind, ist immer ein Verräther, und die Andern sind Zeugen. Bei Zweien hört jede Verantwortlichkeit auf.“ Lubomirsky war sehr beschränkt, aber das verstand er doch, und handelte wie nur irgend ein gut geschulter Knabe nach dem Lectionsplan des Magisters.

Siepmann, der die bewußten Briefe, ehe August eintraf, an die Vornehmsten der polnischen Aristokratie

überbracht und sich so zum Geschäftsträger Lubomirsky's gemacht hatte, war endlich überzeugt, daß Garnisen und Stadtadel die Sache Lescinsky's vollständig aufgegeben habe. Die übrige Zeit von Augusts Aufenthalt in Polen sollte noch dazu dienen, den Adel des flachen Landes gefügig zu machen und zum Schluß einen Reichstag zu halten, auf welchem dem Könige noch einmal der Eid der Treue geleistet werden sollte.

Siermann war überall, schlichtete Dinge, an die selbst Sulkowsky nicht dachte, indeß Letzterer überall dieselbe Bereitwilligkeit und auch dieselbe persönliche Kälte fand. Die Crême der Warschauer haute volée fing sogar schon an zu Gunsten Brühls gegen Sulkowsky beim König zu operiren, und ließ Winke fallen, daß man mit Brühl sich lieber verständigen würde. Dieser schien von alledem nichts zu ahnen. König Augusts Krankheit hatte sich inzwischen mit jedem Tage verschlimmert, und die beiden Leibärzte erklärten Brühl eines Abends, daß plötzlich der Brand in die Wunde getreten und keine Hülfe mehr möglich sei. Brühl mochte so etwas schon während der Reise geahnt haben, und die lieberfüllte Aufmerksamkeit, die er dem Könige widmete, stach grell von der geschäftigen Nachlässigkeit Sulkowskys ab, der, überdies gereizt von dem Benehmen seiner Landsleute,

in einer immerwährend schlechten Stimmung war. Kaum hatten die Aerzte Brühl die Trostlosigkeit von Augusts Zustand mitgetheilt, als ihnen derselbe auf Ihren Amtseid das Versprechen des Schweigens abnahm. Tags darauf bereitete er in Gegenwart derselben den starken August, den deutschen Löwen, den Stern seiner Zeit, wie er sich gern nennen hörte, auf den letzten unvermeidlichen Schritt vor. Da lag er auf seinem Schmerzenslager, stöhnend in bittersten Schmerzen, fern von den Seinen, in einem Lande voll Ränke und Intriguen, sah wie der Tod langsam an ihn herantrat um von seinem Haupte die Erdenkrone zu nehmen und keine Seele um sich, die ihn liebte, als Brühl. Dieser hatte inzwischen nach Dresden geschrieben und die Königliche Familie vorbereitet.

„Halten Sie sich bereit, sofort als Courier nach Dresden zu gehen," hatte er zu Siepmann gesagt, und Siepmann war bereit.

Es war in der Nacht des 31. Januars 1733 als Brühl und die Aerzte am Bette des Königs standen. So eben waren Sulkowsky und die vornehmsten Häupter des Landtages fortgegangen. Man hatte ihnen das Unvermeidliche mitgetheilt: August sollte den nächsten Morgen sterben. Eine furchtbare Stille war in dem

matterleuchteten Gemach, nur der König ächzte im Todesschmerz.

„Geht Alle hinaus, Alle! — Ich will allein sein! — Nein, nicht Alle, Brühl soll bei mir bleiben.“ — Die Aerzte gingen.

„Brühl, Tinte und Feder!“ Brühl brachte Beides, und mit zitternder Hand warf er ein paar Zeilen aufs Papier. „Lesen Sie es, Brühl, und handeln Sie danach! Die Aerzte!“

Brühl warf einen Blick aufs Papier, rief die Aerzte und entfernte sich.

„Sie können nichts mehr für mich thun, meine Herren? Ja oder Nein.“ —

Die Aerzte schüttelten traurig das Haupt.

„Können Sie mir nichts Stärkendes geben? Ich brauche noch Kräfte diese Nacht, und wenn ich noch sterben muß, ist es gleich, ob eine Stunde eher.“

„Majestät!“ riefen die Aerzte entsetzt. „Ich sage euch, ich muß diese Nacht noch thätig sein, sonst sterbe ich in Verzweiflung. — Gebt mir etwas!“ —

Die Aerzte sahen sich fragend an. Dann reichten sie ihm eine Arznei, die den verendenden Löwen zu beleben schien. „Ah, das ist gut! — Kommt Brühl noch nicht?“

Brühl trat ein. Er trug einen großen würfelförmigen Kasten von rothem Leder unter dem Arm und stellte ihn neben des Königs Bett.

„Laßt mich mit Brühl allein.“

Die Thür fiel hinter den Aerzten zu.

Brühl öffnete den Kasten, und hastig griff der König hinein. Die Krone Polens war's, die er mit schwankender Hand hervorzog, nachdem sie Brühl auf seine Ordre aus dem Staatstresor geholt. „Brühl, die Krone vertraue ich Ihrer treuen Hand, wenn ich todt bin — — Sie kennen Ihre Pflicht, —“ —

Ein paar heiße Thränen fielen von Augusts Wangen herab auf das schimmernde Kleinod und hingen da zwischen den Perlen. Ein sterbender König, der auf seine Krone weint! —

Welche Gedanken, welche Gefühle mochten durch Herz und Hirn dieses Mannes gehen! — „Da, nehmen Sie sie, Brühl. — Ich will an meinen Sohn schreiben.“ — Brühl nahm das Kleinod, legte es in den Kasten und reichte dem König nochmals das Schreibgeräth. — Die Arznei mußte dem König frische Kräfte gegeben haben; denn er schrieb schnell, wie vom Entsetzen gepeitscht, und er schrieb lange. Hin und wieder fiel ein glühender Schweißtropfen auf das Papier. — Brühl

stand neben ihm. Endlich war der König fertig, faltete das Papier zusammen, legte es zwischen die Spangen des Diadems, und Brühl schloß den Kasten.

„Wo ist mein Siegel?"

„Hier, Majestät."

„Versiegeln Sie den Kasten." — Es geschah.

„Brühl, ich nehme heute schon von Ihnen Abschied. Morgen überlassen Sie mich Gott und den Uebrigen. Ihre Treue ist das Einzige, was mir jetzt wohl thut; und wenn mir der Tod leichter wird, als ich verdiene, so ist es nur, weil ich mich überzeugt halte, daß Sie meinen letzten Willen vollführen werden." — „So wahr mir Gott helfe, Majestät!" — „Fort damit! Adieu, lieber Brühl! — Die Aerzte!"

Brühl, der sein bleiches Gesicht von der feucht kalten Hand des Monarchen erhob, setzte den Kasten in eine dunkle Ecke des Zimmers unter einen Stuhl, auf welchen er ein Tafeltuch warf. Die Aerzte kamen.

Den 1. Februar früh lag der König in den letzten Zügen. Er hatte das Abendmahl genommen. Sulkowsky, Lubomirsky, die Aerzte, die polnischen Großen und Alle die von Dresden mit ihm gekommen waren, umstanden sein Bett in düstrer Stille. Brühl hielt Wache am Stuhl, auf dem das Tafeltuch noch wie gestern

lag, und wich nicht. Er konnte hinab auf den beschneiten Hof des Schlosses sehen. Unter dem Fenster standen zwei vierspännige Wagen und warteten. In dem ersten saß Siepmann und sah starr empor.

„Oh!“ — Ein kurzer Schrei! — Ein krampfhaftes Wimmern. — „Der König ist todt,“ sagten die Aerzte. Alles trat näher ans Bett um sich von der Wahrheit zu überzeugen, und leises Geflüster ging durch das Zimmer. Brühl erhob die Hand zum Fenster, Siepmann fuhr ab. — Eine Minute später rollte auch der zweite Wagen hinweg, in ihm saß Brühl, in der rechten Hand ein gespanntes Pistol, in der linken die polnische Krone.

„Nach Dresden!“

— — — — — — — — — — — — —

Der Dresdner Hof war in Trauer.

Das Gefühl, den Vater verloren zu haben, in dem Augenblicke verloren, da sich die Herzen in Liebe einander zu nähern schienen, überwog Alles Andere; denn das menschliche Gefühl ist doch das Höchste in allen Dingen.

Den Tag vorher hatte Siepmann die Gewißheit gebracht.

Der Prinz-Regent August, nunmehr Churfürst August III. von Sachsen, wäre im ersten Schmerze gern selbst nach Warschau geeilt, doch die Pflicht hielt ihn zurück. Der Tod Augusts des Starken war Allen ge-

wiß, aber nicht offiziell beglaubigt. Man erwartete noch einen Courier von Sulkowsky mit umfassenden Berichten und zugleich ein Memorandum über die Lage der Dinge. Sieymann war am nächsten Tage geräuschlos nach Petersburg gegangen.

Das Gerücht von August des Starken Eintritt lagerte düster auf Dresden, flatterte durch ganz Sachsen, und Jeder dachte an die Möglichkeit einer bevorstehenden gänzlichen Veränderung der Dinge. Jeder sprach seine Hoffnungen oder Befürchtungen über den neuen Herrscher aus. Frankreich jubelte, und rüstete seine Regimenter um in Polen einzufallen und Ludwigs XV. Schwiegervater Stanislaus Lesczinsky auf den erledigten Thron zu setzen.

August III. aber fühlte, daß sein Königsname und alle über Schweden errungenen Vortheile auf dem Spiele standen. — Einen Tag nach Sieymanns Ankunft sprengte ein Reiter in den Schloßhof und meldete athemlos, daß Brühl dicht hinter ihm sei.

Der Hof versammelte sich auf den Wunsch Augusts III im Salon der verstorbenen Königin Eberhardine. General Klenzel empfing Brühl an der Rampe, der blaß vor innerer Bewegung ausstieg und die Stufen hinan eilte.

„Der Hof ist im Zimmer Ihro Hoheit der verstorbenen KönigінMutter versammelt" — sagte Klenzel und folgte ihm.

Die Wände des Saals waren schwarz verhangen, der Hof in tiefer Trauer. Nur Brühl nicht; er trug noch das Reisekleid, unter dem Arm den Maroquinkasten. August III. stand in der Mitte des Saals, neben ihm seine Gemahlin, rings im Kreise der Hofstaat.

„Majestät, verzeihen Sie mir das Unglück, der Ueberbringer der furchtbaren Gewißheit zu sein. Se. Königliche Majestät August II. ist todt. — In der Nacht vor seinem Ende befahl er, daß Alles außer mir das Zimmer verlasse, und hat Ew. Majestät treuen Diener zum Ueberbringer des Letzten, Theuersten erkoren, was ihm auf Erden noch verblieb, seines letzten Königlichen Willens."

Trotzdem man darauf vorbereitet war, brachte diese Nachricht doch die ungeheuerste Bewegung hervor.

„Und unser hochseliger Königlicher Vater hatte noch die Kraft und den klaren Willen dazu?" —

„Das kann ich beiden Majestät. Er ist wie ein Löwe mit Bewußtsein gestorben. Empfangen denn Ew. Majestät dies Vermächtniß und das Königliche Siegel, mit dem es verschlossen ward." Und knieend überreichte Brühl dem Herscher den Maroquinkasten. Ein Schauer lief durch den Saal. Der Churfürst löste das Siegel und öffnete den Kasten. Ein

kurzer Aufschrei, ein krampfhaftes Zittern! Der Sohn hielt Polens Krone in den Händen, die ihm sein sterbender Vater sandte, und zwischen den Spangen hing das Testament. — Der Churfürst brach fast zusammen, und mußte sich auf Brühl stützen, der die tief ergriffene heftig athmende Kellewrat anblickte. —

„Sie haben die Krone mir so lange behütet, halten Sie das Kleinod noch einmal, Graf Brühl, damit ich den Willen meines erhabenen Vaters lesen kann.“ Es entstand eine lange Pause. — „Er ist Graf!“ flüsterten leise die Höflinge. — Unter heftigem Weinen, das er nicht unterdrücken konnte noch wollte, hatte August III. das Testament gelesen und steckte es zu sich. Dann faßte er noch einmal die Krone und sagte: „So wahr ich dies mein Erbtheil in den Händen halte, will ich's bewahren und den letzten Willen meines geschiedenen Königlichen Vaters ehren und vollführen.“

„Ich vollführe und ehre ihn sogleich.“

„Graf Heinrich von Brühl in Anerkennung Ihrer unwandelbaren Treue und der Kühnheit, mit der Sie über meines Vaters Willen und meinem Rechte gewacht haben, ernenne ich Sie zum Kabinets-Minister. Sie sind ein guter Diener!“ — und der neue König schloß Brühl in seine Arme.

Vierzehn Tage nachher kam Fürst Sulkowsky.

Als er ins Portal des Schlosses fahren wollte, sah er zufällig nach dem Balkon hinauf. Da stand der Kabinets-Minister Graf Heinrich von Brühl, die schöne Kellewrat an seinem Arm, und Beide — lachten.

VI.

Intime Feinde.

August III. hatte nun Polens Krone, und wie sehr dieses Symbol der Herrschaft in seinen Händen auch imponiren mochte, so sollte er doch bald inne werden, wie weit er noch von Polens Besitz selbst entfernt sei. Kaum war August des Starken Tod bekannt geworden, kaum war der Leichnam des Verblichenen in den Gewölben des Schlosses zu Warschau beigesetzt, als die Mehrzahl des schon gewonnenen Adels ungewiß wurde, und von Frankreichs Gold und Versprechungen bestochen, in zwei große Parteien zerfiel, die sich durchs ganze Land erstreckten und der Minderzahl nach sich für August III., nach der Mehrzahl aber für Stanislaus Leszczinsky erklärten.

Alle Opfer von Geld und Menschenleben waren

durch den Tod Augusts des Starken wiederum vergeblich gemacht geworden, und jeder folgende Tag schien neue Schwierigkeiten zu bringen, die den ruhigen Besitz dieser den Feinden entführten, rechtlich ererbten Krone zur Fabel machten. Um Frankreichs Einfluß in Polen zu neutralisiren, mußte man Oesterreichs und Rußlands Hülfe sicher sein.

Der Hof hatte seit dem Tode Augusts des Starken eine Veränderung erlitten, die vielleicht äußerlich nicht gleich allzu fühlbar, aber innerlich von um so größerer Wirkung war. Wiewohl schon August der Starke der leidigen Polenkrone zu Liebe und trotz seines protestantischen Volkes katholisch werden war, galt das bei ihm eben nur als Nützlichkeitsmaßregel, und er war viel zu sehr Autokrat um die römische Kurie besonderen Einfluß gewinnen zu lassen. Selbst wenn dies auch momentan versucht wurde, war doch die lachende Skepsis des sieghaften Franzosenthums, so wie die streng lutherische Beharrlichkeit der verewigten Eberhardine ein Gegengewicht, welches sich unter keinen Umständen beseitigen ließ. Augusts III. Gemahlin Maria Josepha von Oesterreich aber, eben so stolz als schön, ebenso ehrgeizig als entschieden, ebenso bigott katholisch als eigenwillig, versäumte nunmehr nicht durch eine

Schaar von Jesuiten, an deren Spitze der Beichtvater Quarini und die erste Hofdame Gräfin Ogilva stand, die französischen Doctrinen am Hofe auszurotten, und ihn in ein fremdenwürdiges Gewand ascetischen Ernstes, der von der feinen zierlichen Ungezwungenheit unter August II. grell genug abstach, zu hüllen. Josephas Bestreben war, sich in die Angelegenheiten zu mischen, die Zügel der Regierung wo möglich selbst in der Hand zu halten, und da sie in der Kollewrat eine, wie es ohne Zweifel schien, höchst ergebene Freundin hatte, deren Einfluß auf Sulkowsky wie auf Brühl sie kannte, so machte sie, als kaum das Diadem auf ihren Schläfen saß, die schöne Gräfin zum Lockvogel für beide Rivalen, um denjenigen von Beiden mit Antoniens Hand zu beglücken, welcher am geeignetsten sein würde, ihr Sclave zu sein. Zu gleicher Zeit sicherte sich die Königin in dem in vielen Dingen einflußreichen Kammerdiener Hennicke, der bereits auf ihr Betreiben von Hennicke und endlich gar Graf Hennicke*) geworden war, eine stets verläßliche Stütze. Brauchbar war er in der That, denn seiner Geldgier und Eitelkeit war Alles abzuringen. Das Lakaienthum war ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, daß es seinen ohnedies

*) Ueber Hennicke. Leben und Charact. des Grafen Brühl in vertraut. Brief. 1760. 1. Br. S. 55 u. 56.

geringen Verrath von Scham, Ehre und Gewissen bei der ersten Aussicht auf Gewinn erstickte. Das war das Triumvirat, welches Sachsens Geschäfte in Händen hielt, und mit dem sich der Sohn des starken August recht gut einzurichten verstand. — Damals als Sulkowsky von Warschau kam, stand Brühl mit der Gräfin Kollowrat auf dem Balkon und lachte, aber damit war Brühl fast noch ebenso weit von seinem Ziel als Sulkowsky von seinem Fall. Antonie von Kollowrat hatte allerdings Brühl große Aussichten auf ihren Besitz eröffnet, sie war höchst liebenswürdig, ja liebevoll zu ihm; aber dieser ihr Besitz knüpfte sich an die Bedingung, daß Brühl allein das Land regieren und seine Collegen gestürzt haben müsse. In der Seele dieser jungen Frau hatte sich der Ehrgeiz an die Stelle des Herzens gesetzt. Sie liebte eigentlich nichts, außer sich selbst und selbst ihre kleine Tochter, die einzige Erinnerung an August des Starken kurze Neigung, lieöte sie weniger um des Kindes selbst willen als wegen ihrer Schönheit, und weil sie ihr ein Mittel zur Fortsetzung ihrer Pläne zu werden versprach. Ihre Zuneigung zu Brühl hatte denselben Grund, und wenn sie jetzt Sulkowsky ebenso vernachlässigte, wie ehemals Brühl, so war nicht allein Sulkowsky's Häßlichkeit daran schuld, die nun

nicht mehr von dem Vorrecht seiner Stellung beschützt wurde, sondern auch die Absicht, den verliebten Polen zu noch höheren Anstrengungen seiner Opferfähigkeit zu vermögen.

Sie calculirte einfach, wer am Höchsten steigt, wer der Letzte auf dem Platz ist, den nehme ich, denn der wird mich auch am meisten lieben. — So standen die Königin und die Kollowrat neben einander, eng vereinigt, mit denselben Wünschen, derselben Berechnung und auch demselben Entschluß, die Verbündete vom Ziele fernzuhalten. Auch Brühl und Sulkowsky hatten einen Wunsch, ein Ziel, aber sie wußten Beide, daß sie Feinde waren. Weil indeß der König, vielleicht aus richtigem Instinkt, Beide hielt, so schlossen sie innige Freundschaft, auf den Moment lauernd, wo sie sich gegenseitig würden vernichten können. „Intime Feinde" nannte man sie bei Hofe, und sie selber lachten ganz offen darüber. Es war ein recht lustiges Verhältniß. Sie glichen zwei Katzen, die bei einander sitzen und sich streicheln bis der Sprung an die Kehle möglich wird. — Sie umgaben demnach einander gegenseitig mit Spionen, rivalisirten beim König, bei der Königin, bei der Gräfin Kollowrat und dem süßfreundlichen Hennicke. Brühl hatte zweierlei vor Sulkowsky voraus, erstens daß er hübscher, liebenswürdiger und daher im Ganzen der

Kollewrat doch angenehmer war, zweitens aber den in Petersburg weilenden, von keiner Seele in Dresden gekannten Siepmann. Sulkowsky hatte seinerseits den Vortheil, daß er dem König darum lieber war, weil er sich von dem Einfluß der Königin leise und mit jedem Tage mehr befreite. Der neue Herrscher Sachsens war ein Fanatiker der luxuriösen Ruhe. Er ließ sich nur dann aus seinem olympischen Behagen reißen, wenn es zu einem Hoffest oder zur Jagd ging. Er wollte herrschen, aber das Herrschen nicht als eine Arbeit, ein Handeln, sondern als einen angenehmen Zustand ansehen, der ihm nicht mehr Anstrengung machen dürfe, als ihm eben zur Unterhaltung nöthig und seiner Eitelkeit angenehm schien. Darum ließ er die Geschäfte möglichst auf dem Fuße, auf dem sie sich zur Zeit seines Vaters befunden hatten, und nichts kam ihm ungelegener als das ewige Querulíren der Königin und der Geistlichkeit, welche Sachsen katholisiren wollten. Je mehr nun Sulkowsky im Stande war, August III. in dieser gewünschten Ruhe zu erhalten um so mehr schien August geneigt, die Geschäfte in seiner Hand zu koncentriren. Dies war aber auch gerade der Punkt, von welchem aus sich die Lage der Dinge langsam zu verschieben und dieselben in ein anderes Stadium zu treten begannen. — Je mehr Sul-

kowsky an äußerer Machtfülle zunahm und zum König hielt, desto mehr war Brühl auf die Seite der Königin. Hennicke und die Kollewrat kamen dabei in eine peinliche Lage. Ersterer war mit jedem Tage verlegener, welche Seite er ergreifen, und die schöne Gräfin, welchen von ihren Getreuen sie bevorzugen sollte. Brühl war der agilste folgsamste Liebhaber, Sulkowsky schien ihr derjenige zu sein, der sich am meisten zu emancipiren vermöge; sie hatte aber gar nicht im Sinne, in die Hände der Königin zu fallen.

In dieser Lage befand sich der Hof, während die Weltlage sich immer trüber und verwickelter gestaltete. In äußeren Fragen konnte Sulkowsky den Grafen Brühl nicht entbehren, denn er wußte wohl, daß Oesterreichs Hülfe in Polen nur durch die Vermittelung der Königin zu erreichen sei und diese den Moment nicht vorbeigehen lassen werde, wo sie dem nimmersatten Premier Concessionen abringen konnte. Sulkowsky hielt dagegen die Gewährung der pragmatischen Sanktion zurück, die dem Kaiser Carl so wünschenswerth war. Es war höchst charakteristisch! König August mochte Polens theuer gehegte Krone verlieren oder nicht, die Koterien seines Hofes hielten sich mit ihren Machinationen nur an das, was ihnen grade ihr persönliches Interesse gebot. Zum Glück war Frankreich weit

von Polen und hätte um Lesczinsky's willen durch halb Europa ziehen müssen. Zudem hielt Cardinal Fleury von der ganzen Sache nicht allzuviel. — Sulkowsky hatte inzwischen auch in Petersburg Hülfe begehrt, und Anna schien dazu geneigt, wenn Sachsen ihre Wahl zur Kaiserin anerkennen und ihrem geliebten Biron das schöne Curland bewilligen wollte. Das aber war Sulkowskys wunde Stelle. Biron, den er haßte, zum Herrn von Curland machen, wie schmachvoll! So verstrich die Zeit. Siepmann hatte in Petersburg indessen seine Manoeuvres wie in Warschau gemacht, und da man dort Sulkowskys Gesinnungen kannte, fing der Premier an auswärts mißliebig zu werden, und auch Petersburg richtete sein Auge auf Brühl.

Dies nahende Unwetter wäre von Sulkowsky wohl nicht sobald bemerkt worden, wenn Anna von Rußland nicht all zu eifrig besorgt gewesen wäre, die durch einen coup d'état erlangte Czaarenkrone legalisirt, und ihren Günstling Biron im Besitz von Curland zu wissen.

Sie hatte die letzte Note Sulkowskys in der Polenangelegenheit nicht allein mit offenkundigen Zeichen des Schmollens umgangen, sondern in einem Privatschreiben an den König sogar die Ansicht ausgesprochen, daß man in Petersburg glaube, Fürst Sulkowsky er-

ſchwere die Verhandlungen durch ſeine perſönlichen Antipathien. Das Schlimmſte dabei aber war, daß man zugleich Brühls Namen, wenn auch nebenher in das Schreiben verflochten hatte. Der König war höchſt ärgerlich, Sulkowsky ſchäumte vor Wuth und begann Brühls Machinationen zu ahnen.

Kaum war der Pole aber klar überzeugt, daß er hier einer Miene begegne, als alle bisher beobachteten Rückſichten in den Hintergrund traten und zu Brühls großem Aerger ſofort Anna anerkannt, in die Verleihung Curlands an Biren aufs Freundlichſte gewilligt und nach Wien die ſofortige Annahme der pragmatiſchen Sanction notifizirt wurde. Alsbald ſetzten ſich die ruſſiſchen und öſterreichiſchen Regimenter nach Polen in Bewegung. Es war die höchſte Zeit; denn Fleury, von der Kriegspartei in Verſailles gedrängt, ließ die längſt bereit gehaltenen Regimenter marſchiren. — Preußen blieb neutral, aber die Pforte mit Frankreich vereint und der größte Theil Polens erklärte ſich offen für Stanislaus, der, um ſeinen Feinden zu entgehen, als Kaufmann nach Warſchau gekommen war, um ſelbſt an Ort und Stelle ſeine Rechte zu vertheidigen.

Der Krieg war entſchieden und der franzöſiſche Geſandte, Graf Broglio verließ ſofort Dresden. Die Sachſen unter

Rutowsky, Seckendorf, Johann von Weissenfels und Augusts und anderem Halbbruder, dem General von Kosel, rückten indeß durch Schlesien vor.

Brühl war für den Augenblick geschlagen. Er hatte mit Siepmann Unglück. Das erste Mal in Warschau hatte August des Starken Tod die diplomatischen Künste dieses Schildknappen vernichtet, jetzt that es eine plumpe Depesche. Brühl berief seinen Sekretair von Petersburg zurück und wies ihn an, unter fremdem Namen nach Dresden zu kommen und sich ein Stübchen in der Vorstadt zu miethen.

Nach einer Unterredung am dritten Orte reiste Siepmann wieder ab — nach Warschau.

Die schöne Kollewrat war sehr ungehalten auf Brühl und sagte ihm rund heraus, daß bereits ein Jahr des Wartens bald vorüber sei und sie nicht absähe, wie er seine stolzen Versprechungen verwirklichen wolle. Ja, er mußte zu seinem Leidwesen sehen, wie die treulose Schöne wieder Sulkowsky zuzulächeln begann, der durch die Anerkennung der pragmatischen Sanction sich der Königin etwas genähert hatte. Ein Glück war, daß Josephine, durch Erfahrung belehrt, einerseits dem Polen schon zu sehr mißtraute, andrerseits eine so schwere Forderung an ihn auf dem Herzen hatte, daß sie sich wohl scheuen

mußte, dieſelbe jemals auszuſprechen, zumal ſie Sulkowsky eben keinen höheren Rang, keine günſtigere Stellung bieten konnte, als er ſchon ohne ſie inne hatte.

Brühl, dem jetzt nur noch die Königin zugethan war, weil ſie ihn zu brauchen hoffte, und der nach einer ſolchen Niederlage faſt gar keine Ausſicht ſah ſeine Pläne zu realiſiren, war in grenzenloſeſter Verzweiflung. Rings von den Spionen des Gegners umlagert, hatte er nicht einen Vertrauten um ſich, der ihm, ohne entdeckt zu werden, hätte Dienſte leiſten können. In ſeinem Kummer richtete er ſeinen Blick wieder auf Siepmann, ſein unſichtbares Factotum, und ſchrieb an ihn nach Warſchau.

„Herrn Siepmann in Warſchau. Nr. 788. —
P. P.

Ich erſuche Sie ſofort zurückzukommen. Im Augenblick iſt das Terrain an Ihrem Platze nicht zu halten. Man muß den Feind aus der Nähe treffen. Einzelne Anknüpfungspunkte dazu habe ich, doch fehlt mir die unſichtbare Hand, die ohne Geräuſch fortſpinnt. Nehmen Sie das alte Stübchen in der bekannten Straße. Zeichen wie ſonſt.

118, 502, 712.“

Etwa vierzehn Tage darauf, als Graf Brühl eben

zum Diner des Königs fuhr, und der Wagen langsam aus dem Portal seines Pallastes rollte, trat eine alte dürftig gekleidete Frau eilig an den Schlag und reichte ihm zitternd eine Bittschrift an den König. An der Ecke des Couverts stand Nr. 788. „Kommen Sie in ein paar Stunden wieder, liebe Frau, ich will sehn was sich thun läßt.“ Er warf ihr einen Thaler in die Schürze, und fuhr vorbei. In die Ecke des Wagens gedrückt öffnet er den Brief.“ Nr. 789.

P. P.

Angelangt und einlogiret. Heute Nacht erwarte ich von zwei Uhr ab meinen Bruder Heinrich aus Plauen zum Besuch.

Ergebenst

313121, 515981.“

Als Graf Brühl vom Diner des Königs zurückkam, harrte die Frau an der Thür. Der Graf winkte ihr bejahend aus dem Schlage.

Kaum war er in sein Kabinet getreten und hatte sich der Hofteilette entledigt, als er sofort seinen Reisewagen und sein Necessaire befahl und den Ministerialrath Erdmann rufen ließ.

Er ahnte, Erdmann, der im Hotel wohnte, stehe in Sulkowskys Sold.

„Lieber Erdmann," rief er dem Eintretenden zu, „ich muß nach Plauen. Vertreten Sie mich, wenn etwas passirt. In drei Tagen bin ich zurück."

Eine Stunde darauf fuhr Brühl in seiner Reise-equipage nach Plauen, stieg dort im ersten Gasthof ab, und entließ seinen Wagen mit dem Auftrage, am andern Tage wiederzukommen. Kaum hörte er das verhallende Geräusch der Räder, als er den Bürgermeister rufen ließ, der erschrocken und tief gebückt vor ihm erschien.

„Lieber Herr Bürgermeister. Sie werden erstaunt sein mich hier zu sehen. Ich komme, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten."

„Welch hohe Gnade Excellenz! — Was in meinen geringen Kräften steht, Excellenz!" stotterte das kleine Männchen, indem er entzückt mit seinem Rücken den üblichen Devotionswinkel von fünf und vierzig Graden beschrieb.

„Lieber Herr Bürgermeister, es ist von ungeheuerster Wichtigkeit für den Staat, einem Geheimniß, einem furchtbaren Geheimniß, das in dieser Gegend obwaltet, auf die Spur zu kommen, dazu sollen Sie mir helfen. Hören Sie genau zu. In einer halben Stunde wird eine gewöhnliche Kutsche vor Ihrer Thür stehen. Mit Anbruch der Dunkelheit werde ich in Ihr Haus kommen, Sie werden mich als Kaufmann Siegmann bewillkommen

und mir eine Reiselegitimation geben. Darauf werde ich abfahren. Weder Ihre Familie noch sonst Jemand darf wissen, wer ich bin, sonst kostet es Ihren Kopf. Thuen Sie aber was ich befehle und halten Sie reinen Mund, so sollen Sie ganz besonders belohnt werden. Gehen Sie."

Der Abend war hereingebrochen, und Siepmann der zweite, traf in Dresden ein, passirte laut Legitimation ungehindert das Thor und erklomm den dritten Stock einer Spelunke der Vorstadt, wo er den lieben Bruder aus Warschau fand. Der Empfang war keineswegs so herzlich wie unter Brüdern üblich zu sein pflegt, denn der Warschauer schien vor dem Plauener große Ehrfurcht zu haben. Nachdem der neugierigen Wirthin der Ankömmling vorgestellt worden war, und die gute Frau doch nicht umhin konnte mit einem „Ach Herr Jesus, sie sehn sich Beide aber gar nicht ähnlich," heraus zu platzen, brachte sie das Abendbrot, richtete ein zweites Bett ein und verschwand.

„Hüten Sie sich ja, Excellenz, daß wir nicht behorcht werden" — flüsterte der Andere.

„Wie steht das Geschäft in Warschau, Siepmann?"

„Schlecht, sehr schlecht," antwortete Siepmann, „kein Begehr nach sächsischer Waare. Wollen vaterländische Qualität, wenn sie auch schlechter ist."

„Das wird man ihnen ſchon verleiden. Doch genug davon. Ich habe hier ein Geſchäft für Dich. Du kennſt doch meinen Concurrenten hier?“ und Brühl malte einen Anfangsbuchſtaben auf den Tiſch.“

„Ja, geehrter Herr Bruder.“

„Dieſer Concurrent umſtellt mich mit ſeinen Leuten und hat mir eben im Geſchäft einen bedeutenden Schlag gegeben; auch weißt Du, daß er mir bei meiner Werbung hinderlich iſt.“

„Ja, Bruder Siepmann.“

„Ich weiß nur eine Art, ihm in den Weg zu kommen. Mein Gegner iſt verliebt und unterhält eine Liebſchaft mit einer Tänzerin. So heimlich er das betrieben, ſo habe ich doch davon eine Ahnung.“ Brühl ſchob Siepmann die Adreſſe zu.

„Mach Dich an Sie, erforſche ob ſich die Sache ſo verhält, und frage ſie ob ſie zweihundert Dukaten verdienen will, wenn ſie ein paar Männern erlaubt im Nebengemach zu verweilen, wenn der Liebhaber bei ihr iſt.“

„Gut, Bruder Siepmann.“

„Gieb mir in derſelben Manier Nachricht, um dieſelbe Zeit, und wechſle die Boten. Leb wohl, laß bald von Dir hören.“

„Wird Alles schönstens besorgt, Bruder Siepmann. Vergiß nur nicht, was Du mir versprochen hast, wenn wir so weit sind.“

„Wenn wir so weit sind! Adieu!“

Bruder Siepmann aus Plauen reiste mit demselben Lohnkutscher dieselbe Nacht nach Plauen ab. Brühl fuhr den andern Tag nach Dresden zurück. — Es war richtig, wie er geargwöhnt hatte. Sulkowsky besaß eine Liaison beim Ballet, und war damit so heimlich zu Werke gegangen, die Dame mußte auch so ausnahmsweise diskret sein, daß das Geheimniß nicht ruchbar geworden war, und selbst von Brühl nicht geahnt worden wäre, hätte nicht Sulkowsky aus dem Hintergrunde seiner Loge, als er sich unbeachtet wähnte, seiner Donna einige Zeichen gegeben, die dem gerade leise eintretenden Brühl verdächtig vorkamen. Sulkowsky hatte, wenn er ja auf Antonien von Kollewrat hoffte, auch alle Ursache, diese Liebschaft zu verbergen, denn die schöne Gräfin war in diesem Punkte sehr intolerant und konnte in keiner Beziehung im Leben eine Nebenbuhlerin vertragen.

Siepmann that seine Schritte, und ein Schreiben, das Brühl auf dem gewöhnlichen Wege als Bittschrift überreicht wurde, meldete, daß die schöne Tänzerin auf den Vorschlag eingehe. Da sie aber möglicherweise da-

durch Sulkowskys Kundschaft oder Liebe verlieren könne, schlage sie vor, diese 200 Dukaten in eine jährlich sich wiederholende Rente auf Lebenszeit umzuwandeln, und da sie ihren Contrahenten noch nicht kenne, müsse ihr nach dem Rendezvous diese Summe auf die ersten zehn Jahre vorausbezahlt werden. —

Brühl seufzte über die unverschämte Forderung, ging aber dennoch darauf ein.

Er bevollmächtigte Siegmann die Angelegenheit abzuschließen. Der Tag des Rendezvous wurde bestimmt. — Als Brühl Alles vorbereitet, erbat er sich bei der schönen Kellewrat eine Unterredung. Antonie empfing ihn mit jener kühlen Freundlichkeit, die sie seit seiner diplomatischen Niederlage gegen ihn angenommen.

„Sind wir allein und unbelauscht, schöne Gräfin?“

„Gewiß, Herr Graf. Erlauben Sie mir aber darüber zu erstaunen, daß Sie sich jetzt noch in der Lage fühlen, mir ein tête à tête anzubieten. Nehmen Sie Platz.“

„O, ich erlaube Ihnen den Hohn,“ sagte Brühl bitter, „und ersuche Sie um nichts weiter, als geduldiges Gehör. Ich muß mich endlich einmal gegen Sie aussprechen, Antonie, und wenn Ihnen das auch unangenehm sein mag, so gestatten Sie es mir dennoch; denn es wird das letzte Mal sein, daß ich Sie beunruhige.“

„Das letzte Mal, Graf? — Ah! — Sind Sie mit Ihrer Liebe zu Ende gekommen? Nun, nur heraus damit — aber aufrichtig!“

„Meine Liebe zu Ihnen kann nur mit meinem Leben enden, Antonie; aber ich muß Ihnen erklären, daß ich mit den Mitteln Ihre Gegenliebe zu erringen und meine Zusage zu erfüllen, zu Ende bin.“

„Und nachdem Sie meine Ansichten über diesen Punkt kennen, glauben Sie noch, daß dieses Bekenntniß der Schwäche Ihnen vortheilhaft sein könne?“ —

„Nein, Gräfin. Aber nichts desto weniger glaube ich Ihnen, nachdem ich mich überzeugt habe, daß alle künftigen Anstrengungen nach meiner jetzigen Niederlage fruchtlos sein müssen, dies freimüthige Geständniß schuldig zu sein. Ich will Ihre Geduld und Ihren letzten Rest von Vertrauen nicht mehr für einen Unglücklichen beanspruchen, dessen Talent zur Intrigue da scheitern muß, wo es nur auf Kosten der Ehre siegen könnte.“

„Sie machen mich neugierig. Wollen Sie nicht auf die Sache selbst eingehen?“

„Als ich noch Page, ein Nichts von einem Menschen war, liebte ich die schöne Kollowrat mit aller Innigkeit und Gluth der Jünglingsliebe. Lachen Sie nur, Antonie, o lachen Sie immerhin! So komisch und vielleicht

unerhört Ihnen das scheinen mag, so ist es dennoch wahr. Und daß diese komische Knabenliebe tief und gut war, beweist, daß sie noch heute mit derselben Stärke in mir lebt. Diese Liebe war's, die aus dem Pagen den Minister gemacht und aus dem Nichts doch ein Etwas, einen Mann, der sich Ihrer Freundschaft erfreuen durfte, dem sie sogar süßere Hoffnungen gaben. Ich habe inmitten eines Hofes, der gewiß die Toleranz in der Liebe im weitesten Maaße ausgeübt, gern und freudig die absolute oft eiserne Herrschaft einer einzigen Frau über mich anerkannt und bin, von dieser Liebe geleitet, das geworden, was ich bin. Ich habe gegen Sulkowsky intriguirt, so weit ich es thun konnte, ohne den reinen Namen zu verletzen, den ich der Dame meines Herzens als bestes Gut zubringen muß. Ich habe verloren, weil ich liebte, und diese Liebe selbst mir gewisse Schranken im Handeln setzte, die ich nicht überschreiten durfte, ohne gegen sie zu fehlen. Sulkowsky kennt diese Schranken nicht, ihm ist der Ehrgeiz Alles im Leben; mir ist der Ehrgeiz nur Mittel zur Erfüllung meines Liebesglückes. Kein Wunder, daß er weiter kam als ich."

„Und wie wollen sie das behaupten, Herr Graf?" unterbrach ihn betroffen die Gräfin.

„Der Beweis ist einfach. Das was ich geworden bin, wurde ich durch die Liebe. Daher habe ich mich in allen Dingen durch Sie, Antonie, leiten lassen. Sie beherrschten mich. Sie sind für jetzt der Königin alliirt, ich that desgleichen, ich stellte mich freiwillig unter deren Abhängigkeit und habe gerade dadurch vielleicht die größte Klugheitsmaßregel verabsäumt. Ich habe Ihnen aber dadurch den Beweis gegeben, daß Sie, ich mag steigen wie ich will, stets Herrscherin meiner Gefühle und Handlungen sein, daß wenn ich alleiniger Minister, Sie die Beherrscherin Sachsens werden würden. Sulkowsky aber wurde das, was er geworden, nicht durch die Liebe, sondern durch seinen Egoismus und den bequemen Vortheil seiner Nationalität. Trotzdem daß Sie der Königin alliirt sind, hat er sich von Ihren Alliancen ganz losgelöst und ist auf die Seite des Königs getreten um jeden Preis, nur um die Geschäfte allein zu leiten. Er benutzt Alles um zu herrschen, ich Alles um zu lieben. — Oder glauben Sie, Antonie, daß Sulkowsky die ganze Summe der Gewalt zusammen gerafft habe, um sie Ihnen schließlich in den Schooß zu legen? Sind Sie dessen ganz sicher? — Reden Sie, es ist ja nur mein Todesurtheil!“

Das ſchöne Weib war ſichtlich betroffen. In ihrem Kopf wälzten ſich plötzlich alle möglichen Zweifel umher, ihr ehrgeiziges Herz zitterte und war offen für den Verdacht.

„Aber geſetzt, Sie hätten in Ihrer Anſchauung nicht ganz Unrecht, Graf: woher wiſſen Sie, daß Sulkowskys Liebe nicht Alles um meinen Beſitz hingeben wird? Seine Verſicherungen ſind ſo glühend wie die Ihrigen, und — und —“

„Sie zögern, Antonie! Seine Verſicherungen, ja aber ſeine Handlungen.“

„Was meinen Sie damit, Graf?“

„Ich meine, daß wer das Höchſte im Leben erringt um ſeiner Liebe willen, dieſe Liebe eben als höchſtes Gut allein in ſich tragen muß, nicht daß er ſein Herz theilt. Das iſt der Moment, Antonie, wo die Knabenliebe, die komiſchtreue, ehrwürdig wird.

„Graf!“ rief die Gräfin mit flammendem Zorn, „Sie behaupten, Sulkowsky liebt eine Andere neben mir? Sie begreifen doch daß Sie das beweiſen müſſen?“

„Sulkowsky beſucht dreimal in der Woche die Valeria Gliphi, die kleine Tänzerin unſerer Oper. Uebermorgen hat er mit ihr ein Rendezvous, und die Schöne liebt das Geld ſo ſehr, daß ſie ſich herab gelaſſen hat für ein honettes Geſchenk zwei Männer in ihrem Kabinet

zu verſtecken, ehe der Amateur kommt. Der Eine der Beiden werde ich ſein."

Das ſchöne Weib ſtand blaß und regungslos. Alle Dämonen in ihr wütheten und bäumten ſich unter dieſem fluthenden Buſen, dieſer gerunzelten Stirn, und drohten in einem Wetter aus dem lieblichen Mund hervorzubrechen, der krampfhaft geſchloſſen im Schmerze zuckte. Brühl trat zu ihr und faßte demüthig ihre Hand. Da nicht mehr länger Herrin ihrer Gefühle, ſank ſie Brühl laut weinend in die Arme.

Das waren nicht Thränen gekränkter Liebe, nein, Thränen des zum Tode verwundeten Ehrgeizes, einer geſchwundenen ſtolzen Hoffnung, der Schaam und des Zornes gekränkter Ehre.

„Heinrich, ich bin Dein! Dein, ohne Rückhalt und Bedingung! Aber den Beweis ſchaffe mir. Uebermorgen im Kabinet der Tänzerin. Du biſt der eine Mann, ich der andere."

„Und wenn Sie ſich von der Thatſache überführt haben, darf ich dann wagen, die Königin um die Genehmigung zu unſrer Verbindung zu bitten?"

„Ich ſelbſt will es thun, Heinrich, und wenn ich Dein Weib bin, ſo ſei verſichert, daß Du den Polen ſtürzen ſollſt." — — — — — — — — —

Auf ſchwellendem Divan, Confitüren und Wein vor ſich, ſaßen in ſeliger Umarmung Sulkowsky und die lachende Valeria. „Und wollen Sie wirklich die langweilige Kollowrat heirathen?“ fragte die Tänzerin.

„Ach ich muß, ich muß ja, Kind. Theils um meinen Gegner Brühl zu ſtürzen, theils um die Koterie der Königin nicht aufzuhetzen. Es wird eine diplomatiſche Ehe werden.“

„Du Grauſamer! Haſt Du mir nicht verſprochen, Du wolleſt nie heirathen und mich in Dein Hotel aufnehmen?“

„Ja wohl, Valeria, das hab' ich. Aber ſoll ich denn damit meinen Sturz erkaufen? Sieh, ich meublire Dich ganz neu und brillant aus, Du bewohnſt ein Haus in meiner Nähe, und ich werde ſo oft bei Dir ſein, daß Du bald vergeſſen ſollſt, daß ich verheirathet bin!“ — und der leidenſchaftliche Pole preßte die Sylphide an ſich und berauſchte ſich in ihren Küſſen. — In dieſem Moment verließen zwei Geſtalten in Männerkleidern das Haus, Brühl und — die Gräfin Kollowrat.

Einige Tage ſpäter hielten Brühl und Antonie in einer Privataudienz bei der Königin um die Einwilligung zu ihrer Vermählung an. Königin Joſepha war höchſt betroffen, lächelte dann, und machte ihr Jawort von

einer geheimen Klausel abhängig, die sie dem Grafen in einem Nebenkabinet mittheilte. Der Graf kam sehr ernst zu Antonien zurück, die Königin gab ihren Consens und versprach in liebenswürdigster Bereitwilligkeit ihre Verwendung beim König und ihre fernere dauernde Gnade.

Kurze Zeit darauf erfuhr Sulkowsky, daß er Antonien verloren habe.

Er wurde krank vor Wuth und schwor Brühl bitterste Rache, denn er hatte Antonien ernstlich geliebt. Valeria war ihm doch nur eine Passade.

Brühl und Sulkowsky waren Feinde, aber keine „intimen Feinde" mehr.

VII.

Der neue Organiſt.

Brühl hatte Antoniens Beſitz errungen, und im erſten Rauſch der Flitterwochen vergeſſen, durch welche Mittel er dazu gelangt, wie viel ihm von ſeinem inneren Menſchen verloren gegangen war. Sein Blick war vorwärts gerichtet, und wenn er hinter ſich, die Sproſſen der Leiter hinabblickte, tief hinab in das Dunkel, dem er entklommen, fuhr ihm ein abergläubiſches Fröſteln über den Leib; denn Brühl war, bei all Religionsloſigkeit höchſt abergläubiſch.

Wir ſind ein eigenes unerklärliches Geſchlecht! Nicht daß nicht Skepſis und Aberglauben ſehr gut in uns neben einander beſtehen können. Gerade weil ſie Antipoden ſind, können ſie das. Bei dem ewigen Wechſel der Stimmungen und Situationen, in denen wir uns

befinden, können wir eher entgegengesetzte Zustände und Leidenschaften in uns hegen als nebeneinanderliegende. Man kann leichter volle Liebe und vollen Haß in sich fassen, als volle Liebe und volle Freundschaft; die Ersteren ergänzen sich viel leichter, indeß die Letzteren in Conflikt gerathen, und es ist das Wesen unserer Seele, Conflikte zu vermeiden, weil das unbehaglich, und das Selbstbehagen unserer Seele höchstes Lebensmotiv ist. Die Psyche haßt überhaupt zusammengesetzte Zustände. — Daß Brühl also irreligiös, zweiflerisch, und doch abergläubisch war, konnte um so weniger Wunder nehmen, da ihm die Größe der Seele fehlte, das Leben, die Dinge und sich selbst abstrakter anzuschaun; er war dazu auch gegen sich selbst zu wenig ehrlich. Man kann aber immerhin ein noch viel bedeutenderer Mensch als Brühl sein, sich sein Glück durch redliches Streben und Talent zehnmal ehrenhafter und reiner errungen haben, als er, man wird doch zu Zeiten Etwas in sich fühlen, das Einen mit feuchtem Schauer überrieselt, vor der Zukunft bangen, und aus gegenwärtigen und vergangenen Dingen, die mit der Zukunft oder Gegenwart sonst gar keine Verbindung haben, jene ableiten und erklären läßt. Dies Gefühl, dieser Zustand ist gerade bei ausgezeichneten Menschen, die viel gelebt und erstrebt haben, ein eigen-

thümliches unbeugbares Factum, und ob man es Aberglauben, Mystizismus oder anders nenne, es ist da. Dies Gefühl ist's aber ganz besonders, was uns den Beweis giebt, daß wir der alten Gewalt der Autorität noch nicht ganz entronnen sind, daß hier ein unsichtbares ehernes Band da ist, das uns ewig ihr verbindet und sich immer straffer anzieht, je mehr wir versucht sind es abzustreifen. In der alten Welt war das Fatum „das über allen Göttern thronte" Das, was jenen inneren Zustand erzeugte, den wir betrachtet haben, das Fatum, die Nothwendigkeit, die alles erreichte Gute, alle Hoffnung, alle Lebensfreude durch eine unselige Minute, in der man das Geschick beleidigte, in Frage stellen konnte.

Wir sind Christen; wir vertrauen unsere Schicksale getrost unsrer eignen Tüchtigkeit und der Liebe über den Sternen an! Aber neben diesem Vertrauen haben wir doch meist Alle noch ein Ding, vor dem wir einen ganz verständigen Respect, vor dem wir immer Furcht haben, es könne sich gegen uns wenden. Es ist das, was wir unser „gutes Glück" nennen.

Das „Glück" ist unser modernes Fatum, das sich dem Glauben der Zeit grade erst recht seit dem vorigen Jahrhundert eingeprägt hat und uns aus dem Mittel-

alter heraus, der antiken Welt und der Autorität, wenn auch nach andrer Seite hin, viel näher gebracht hat, als wir es ahnen mögen.

Glück ist das Ding, vor dem ein Rothschild bei der Börse Achtung hat, Glück entscheidet unsre Kriege, Glück ist's, was den grübelnden Forscher sich selbst auf einer Erfindung mit Staunen ertappen läßt, Glück ist's, wenn unter tausend Strebenden eine kleine Zahl es ermöglicht, ihr Talent zu entwickeln und anerkannt zu werden; Glück ist die Seele der Spekulation, Glück ist — Alles! Mitten drinnen sitzen wir in der Autorität!! Und das ist grade das allerbezeichnendste Attribut des Individualismus! — Tretet doch einmal vor einen Börsenmann, einen Künstler, vor wen ihr wollt, und sagt: „Verfluche dein Glück!" und seht zu, was für ein Gesicht er macht. Darüber ist Keiner hinaus, an Glück oder Unglück zu glauben. Man wende nicht ein, daß es irreligiös sei, sein Glück zu verfluchen. Das ist kein Einwand. Denn der Gott der Liebe, den wir anbeten, der Alles, selbst den Irrthum zu seinen unendlichen Zwecken und uns selber zum Besten wendet, ist kein Jupiter tonans, den eine Unbesonnenheit oder Bornirtheit unsrerseits zur Rache aufstachelt, und durch ihn kommt Keiner ins Elend, der sich des Glücks oder Un-

glücks unfähig hält, eben so wenig wie er etwa deßwegen nicht da ist, weil Einer ihn nicht glaubt. Will man andrerseits aber der Logik dieses Glaubens an Glück oder Unglück nachspüren und den verständigen Urgrund desselben finden, so findet man ihn wohl, aber man kommt dabei immer tiefer, ja so tief in die Autorität hinein, daß die eigene freie Persönlichkeit geopfert wird. Dieser Zustand, den wir schlechthin Aberglauben nennen, und der so überaus lächerlich werden kann, ist oft das Erbtheil grade der bedeutendsten Männer. Giebt es denn eine mystischere Formel als den allgemein gültigen Lehrsatz: „Es giebt einen Augenblick in jedes Menschen Leben, wo ihm das Glück die Hand reicht. Ist er ungenützt vorbei, nie kommt er wieder!"

Ein solcher Moment war's, wo Brühl seiner Vergangenheit auf den Grund sah, wo er sich seines Ursprungs erinnerte, wie er von Weissenfels an den Dresdner Hof kam, wie er als Page mit Bach Freundschaft schloß: „— Haute volée — Brühl und Bach, die Namen passen zusammen!" — Er fühlte ein leises Zittern über sich kommen. Wer steht, sehe zu, daß er nicht falle! — Das Glück stand mit drohend erhobenem Finger vor der besorgten Seele dieses Mannes, mahnte ihn an sein Versprechen, frug an, ob er denn nicht eher hätte

an die Bachs denken können, und forderte ihn auf, sich mit des Geschickes parteiischer Gunst abzufinden. Bach, Bach! Ja, ja, das wars! Seit drei Jahren schon war die Organistenstelle in der Sophienkirche zu Dresden erledigt. Er wollte alles für Bach thun, und mit merkwürdiger Eile ging er ans Werk, wandte sich mit beredten Bitten an die Königin Josepha, an den König, an Quarini und Hennicke; denn Brühl, der durch Untreue, Intrigue und Aufopferung seines guten Geistes Alles, was sein war, erreicht hatte, fürchtete die Rache des Glücks, und beschloß, einmal im vollsten Sinne des Worts sein Wort zu halten, und seiner Ehrenpflicht gerecht zu werden. Und er wurde ihr gerecht.

Die Bach'sche Familie hatte davon keine Ahnung. In der Woche ward sie Tag um Tag von demselben Ebenmaß der Geschäfte in Anspruch genommen. Früh vereinigte der nun schon ältlich gewordene Sebastian die Seinen in der großen Wohnstube ums Klavier, und Alles, Jung und Alt, sang dem Schöpfer ein fröhliches Morgenlied. Auch die alte Hanne, die Köchin, so ein Stück Hausrath, brummte leise mit, denn laut wagte sie's nicht, weil, wie Sebastian meinte, sie das einzige Geschöpf im Hause sei, dem der Schöpfer jede Spur von Harmonie versagt hatte. War

das Morgenlied zu Ende, so wünschten sich Alle fröhlich einen „Guten Tag," und unter wechselndem Gespräch ward der Kaffee eingenommen. Entweder ging Sebastian dann nach der Thomasschule und gab Unterricht, oder, wenn seine Stunden auf Nachmittag fielen, gab er im Hause seinen eigentlichen Kunstjüngern in der Fuge und dem General-Baß Lektion. Unter ihnen waren Friedemann und Emanuel seine Söhne, Doles, Vogler als sein allerältester, Homilius, Franschel, Krebs, Altnikol, Agricola, Kirnberger, und Kittel*) die Vornehmsten. Die jüngern Kinder gingen in die Schule, die beiden älteren Schwestern, besonders die sanfte Friederike, halfen der Mutter in der Küche oder beschäftigten sich mit Handarbeiten, bis das Mittagessen Alle wieder vereinte. Nach Tisch ging Sebastian mit Friedemann gewöhnlich eine Stunde vors Thor, und wenn er dann in der Thomasschule nicht zu thun hatte, schloß er sich ein und componirte. Friedemann ging in seine Kammer und studirte für sich oder brachte mit Doles, Altnikol und Krebs ein Quartett zustande, wobei er die Violine spielte. Abends fand sich die Familie wieder zusammen, musicirte, plauderte, ging im Sommer spazieren, kurz erholte sich, denn des

*) J. S. Bachs Leben v. J. H. Forkel S. 43.

Abends durfte schlechterdings nicht gearbeitet werden. Friedemann, der in der Nacht am besten seiner Fantasie Audienz zu geben vermochte und mit der alten Hanne, die ihn närrisch liebte, einen geheimen Pakt wegen Lieferung von Lichten geschlossen hatte, setzte sich dann oft noch um zehn Uhr, wenn Alles schlief, in seine Kammer und schrieb bis spät in die Nacht hinein, und selten hörte er auf, ehe die alte Hanne noch einmal aufstand, (ihre Kammer lag neben der seinen,) auf den Socken hereinkam und mit einem: „Sie machen's auch wieder zu toll, Friedel!“ das Licht ausblies und mitnahm. So verstrich ein Tag nach dem andern. Sonntags aber feierte Sebastian und in ihm die Kunst den höchsten Triumph. Da erschien er festlich geschmückt mit all' den Seinen in der Kirche. Magdalena und die Töchter setzten sich unten ins Schiff, der Kanzel gegenüber, damit ihnen kein Wort der Predigt entwische, Sebastian und Friedemann gingen aufs Chor, wo die Kunstjünger die Orgel wie ein Palladium festlich umstanden. Die Schüler der Thomasschule mit ihren Heften und die Stadtmusici warteten seiner, wie das Heer auf den Feldherrn. Alles war lautlos, wenn er kam. Sebastian trat vor die Orgel, faltete die Hände und betete still ein Vaterunser; dann schloß er die Orgel

auf, winkte, der Balkentreter ſprang auf ſeinen Tritt, und die Introduktion des Kirchenliedes rauſchte wie ein ſüßer Schauer voll und warm herab auf die Gemeinde. Friedemann und Altnikel ſtimmten dann das Lied an und der Gottesdienſt hatte begonnen. Wenn der Paſtor geendet hatte, das Schlußlied geſungen worden war, und die Gemeinde unter Geläut der Glocken und dem Nachſpiel, das gewöhnlich Friedemann machte, die Kirche verließ, auch die Eborknaben und Stadtpfeifer weg waren, da begann das Feſt erſt recht, denn nun gab Sebaſtian ſeinen Schützern und Verehrern einen ſogenannten Orgelſchmaus, ein Concert, in dem alle Geiſter ſeines Innern in den Tonwellen wogten. Nach ihm kam Friedemann an die Reihe und dann die Andern. Jeder mußte eine Orgelcompoſition, eine Variation über ein gegebenes Thema, oder eine Art Extempore vortragen, über das die andern richteten. Darnach ging's ans Mittagsmahl, und der andere Theil des Tages war dem geſelligen Vergnügen gewidmet.

An einem ſolchen Sonntag, eh Sebaſtian den Sonntagsrock angelegt hatte um in die Kirche zu gehn, kam ein churfürſtlicher Bote aus Dresden und brachte einen großen Brief vom Herrn Miniſter von Brühl.

„Lieber Meiſter Sebaſtian!“

„Ihr werdet mich gewiß ſchon für einen lauen Freund gehalten und gemeint haben, daß ich Euer in meinem Herzen vergeſſen. Dem iſt aber nicht ſo, denn ich entſinne mich wohl Alles deſſen, was ich Euch damals, als Marchand das Hafenpanier ergriffen, geſagt habe. Darüber iſt wohl eine geraume Zeit vergangen, aber es hat ſich bis jetzt noch keine Gelegenheit geboten, Euch was Rechts anzutragen. Jetzt iſt ſie aber da, und weil Ihr bei unſerm allerdurchlauchtigſten König und Herrn gut angeſchrieben ſteht, hat er ſich gemüßigt geſehen Euch in dem beiliegenden Handbillet höchſt ſelbſt die Organiſtenſtelle an unſerer Hofkirche zu St. Sophien allhier anzutragen. Hoffentlich nehmt Ihr ſie an, damit mein Gewiſſen des Vorwurfs ledig werde, daß ich Euch Wind vorgemacht und mein Wort nicht gehalten habe.

Euer guter Freund

Heinrich von Brühl.

„Hol's der Teixel!“ rief Sebaſtian überraſcht, „das hätt' ich doch nicht gedacht vom Brühl. Laßt ſehen was der König ſchreibt.“ — Lautlos hörten Magdalena, ſeine Frau, Friedemann und die Töchter zu, als Sebaſtian mit bewegter Stimme Auguſt's III. Brief verlas. Der König trug ihm darin mit herzgewinnendſter

Freundlichkeit die Oberorganistenstelle an, indem er sich dabei an die Marchand'sche Affaire erinnerte. „Solltet Ihr aber," so schloß der Brief, „plausible Gründe haben meinen Antrag auszuschlagen und in Leipzig zu verbleiben, so ersuche ich Euch, obwohl ich die Stelle mit Euch selbst am liebsten besetzt hätte, mir an Eurer Statt einen geschickten Musikus zu empfehlen, der meiner Kirche in Dresden so wie Eurer Recommandation zur Ehre gereicht, und seid überzeugt, daß ich stets bleiben will

Euer

wohl affectionirter König

August.

Eine minutenlange Pause erfolgte. Die Blicke der Seinen hingen an Sebastians Mund. — „Nein, Kinder, nein! Ich thu's doch nicht! Von meinem lieben Leipzig geh' ich nicht wieder. Hier ist mir wohl und warm, ich hab' die besten Freunde, den schönsten Wirkungskreis hier, was will ich denn mehr? Ich bin nicht mehr jung genug, um mich in die neuen Verhältnisse zu schicken, die Thomasschule würde mir auch fehlen, und ich müßte mich aus Allem herausreißen. Nein, nein, Sebastian Bach ist hier ein freier Mann, der thun und lassen kann was er will und nicht zu katzenbuckeln braucht. Ich

bleib hier; nicht wahr, Magdalena?“ und er küßte ſein Weib herzlich.

„Mir iſt's gewiß recht, Baſtian. Unſere Familie und der Haushalt koſtet in Dresden mehr denn hier, und wenn Du dein ganzes Einkommen berechneſt, ſtehſt Du Dich hier am Ende eben ſo gut als in Dresden.“ „Ei, beſſer, Frau, beſſer, es wäre blos der leidigen Ehre wegen, — na, wer will wohl einem Künſtler größere Ehre anthun, als er ſich ſelber. Ich bleib, baſta!“ — Friedemann ſchüttelte den Kopf, und Sebaſtian ſetzte ſich nieder, um dem König ſogleich zu antworten.

„Dir iſt's nicht recht, Friedemann“ ſagte der Vater, ſich an ihn wendend. „Nun nun, laß nur gut ſein, du ſollſt drum nicht zu kurz kommen. Geh voraus in die Kirche, ſag, ich käme gleich, und fange Du ſtatt meiner einmal das Lied an. Unſer Herrgott wirds wohl ausnahmsweiſe erlauben, will ihm ja auch zeigen, daß ich demüthig ſein kann, und in Leipzig bleiben.“

Friedemann ging. Sebaſtian aber ſchrieb dem König einen ganz ergebenen Abſagebrief, indem er alle Gründe die ihn zur Nichtnahme bewogen, vortrug. „Wenn nun Ew. Majeſtät gnädigſt meinen Rath befehlen, mit wem an meiner Statt die beſagte Stelle am würdigſten zu beſetzen ſei, ſo ſage ich ganz offen, daß ich unter Allen mir

bis dato bekannten Musikern meinen Sohn Friedemann, dessen sich Ew. Majestät allergnädigst entsinnen werden, als den Geschicktesten dazu halten muß. Ew. Majestät werden lachen, daß ein Vater seinen eigenen Sohn als den Besten lobpreiset, und denken, daß mich hierzu meine väterliche Liebe und Eitelkeit verleitet hat; aber wenn ich mich anders auf Musik verstehe, kann ich meinem Sohn Friedemann das Zeugniß geben, daß er mein bester Schüler ist und er einstmal gar leichtlich seinen eigenen Vater übertreffen wird, wenn ihm Gott Leben und Kraft schenket.

Damit nun aber Ew. Majestät nicht durch mich selber, wenn auch in der redlichsten Meinung, hintergangen werden, so mache ich in aller Devotion den Vorschlag, zwischen Friedemann und allen meinen übrigen Schülern deren Namen ich beifüge, so wie allen Denen, so sich in Dresden vor diese Stelle als Candidaten qualificiren, einen Wettstreit auf der Orgel anzustellen und den Würdigsten mit dieser Stelle zu belehnen."

Unter nochmaliger Entschuldigung, daß er selbst nicht davon Gebrauch machen könne, schloß Bach, fügte ein Dankbillet an Brühl bei und sandte den Boten zurück. Wohl nie ist Bach mit ruhigerem Herzen am Arm seiner Frau von seinen Kindern umgeben ins Gottes-

haus gegangen, wohl nie hat er inniger beim Spiel seinen Friedemann angeblickt, der heut das erste Mal mit ihm zu schmollen schien. „Warte nur, Junge, du sollst mir schon noch lachen," murmelte Bach in sich hinein.

Sebastians Antwort war dem König unangenehm, und Brühl zuckte die Achseln.

Letzterer beruhigte sein Gewissen bald genug bei dem Gedanken, daß er nun quitt mit Bach, und daß es des Letzteren Schuld sei, wenn es ihn später gereuen sollte, die Stelle ausgeschlagen zu haben. Brühl hatte sich, wie er meinte, mit seinem Glücke abgefunden, und das war ihm am Ende die Hauptsache. Der König aber, dem Bach einmal aus dem Nebel der Erinnerung heraufbeschworen war und der sich an den damals gehabten Genuß erinnerte, ging trotz seines Aergers auf Sebastians Vorschlag ein, und Brühl erhielt Befehl, den Bach zu besagtem Orgelwettstreit nebst seinen Schülern einzuladen.

Den nächsten Sonntag, als der Gottesdienst beendet war, eröffnete Sebastian auf dem Chor seinen Schülern die erhaltene Einladung. Man kann sich die Bewegung unter den jungen Leuten denken. Alles war Feuer und Flamme, denn jeder hoffte, er könne doch den Preis, den der König selber vertheilen wollte, möglicherweise davontragen. Friedemanns Augen glühten vor Ehrgeiz

und Dankbarkeit, und als er mit dem Vater allein nach Hause ging, küßte er gerührt die gütige Hand, und bat ihn um Verzeihung, wenn er ihn durch sein Schmollen betrübt habe; er habe wirklich nicht an sich gedacht, sondern nur gemeint, es sei Unrecht vom Vater, den besten Moment, zur Ehre zu gelangen, unbenützt zu lassen. „Die Ehre kommt etwas spät, mein Sohn. Ich bin in einem Alter, wo Einem der äußere Glanz und Ruhm nicht mehr viel anhaben kann, und wo alles Dichten und Trachten darauf hingeht, sich in seinem Sohn fortgesetzt zu sehen und auf ihn alle die Ehre zu häufen, die er in seinen jungen Jahren, wo man noch frei und unabhängig ist, besser für sich und die Welt ausnützen kann. Du wirst, hoff' ich, den Preis erlangen, Friedemann, und die Stelle kriegen. Ich hätte Dich ganz allein vorschlagen können, aber ich will, daß Du dir die Stellung allein schuldig sein sollst; auch hätte der König glauben können, daß es mir bloß um Versorgung meiner Familie zu thun sei, nicht um einen guten Organisten für ihn."

Den Mittwoch darauf fuhren Meister und Schüler gen Dresden, und Brühl, den Sebastian sogleich aufsuchte, konnte beim Diner August III. melden, daß die Eingeladenen angelangt seien.

Der König bestimmte den nächsten Tag zum Concert, zu welchem sich der Hof in der Sophienkirche auf dem der Orgel zunächst gelegenen Seitenchor einfinden sollte. Der König und die Königin, die Gräfinnen Ogilva und Mersinska, Minister Sulkowsky, Hennicke und Brühl nebst Gemahlin, die Generale Klenzel, Rutefsky und eine Schaar von Damen und Kavalieren fanden sich ein, ferner die Elite der Dresdner Musiker und Operisten, an der Spitze Hasse mit Faustinen, außerdem ein höchst gewähltes Publikum.

Der König und die Königin stellten die Themata, um welche heiß und mit allem Aufwande von Kunst gestritten wurde.

Unter Allen, die bis jetzt gespielt hatten, waren Altnikol und Krebs die entschieden Befähigtsten, als Friedemann auftrat und mit seiner Gluth, seiner Innigkeit und Melodienfülle eine solche Begeisterung hervorrief, daß der König aufstand und sagte: „Ja, Bach hat Recht, der Friedemann ist der ächte Sohn seines Vaters, der muß die Stelle haben." —

Das Concert war beendet.

Brühl führte Sebastian und Friedemann zum König, der Friedemann lebhafte Anerkennung und Dank für den ihm gebotenen Genuß zollte, die Stelle verlieh, und in Besitz der Amtswohnung zu setzen befahl. —

Wenn man Sebastian Bachs Bild anblickt und sich in diese edlen mächtigen Züge, die stille Majestät dieses Kopfes versenkt, so muß man gestehen, daß er ein Mann von jener erhabenen Schönheit war, die sich um so seltener findet, als sie eben so rein geistiger wie vollendet körperlicher Natur zu sein pflegt.

Denke man sich denselben Kopf, aber von allen Grazien der Jugend umspielt, von schwarzen Haarlocken umwallt wie von einer Löwenmähne, empfinde man die dunkle unersättliche Gluth eines schwarzen Auges, das zündend und verzehrend, schmachtend und drohend, geistig und sinnlich zugleich uns mit seinem magnetischen Glanze in einen Bann thut, dem wir nur mit dem theilweisen Verlust unsres Selbst entrinnen können, so steht Friedemann Bach vor uns. Was ihn aber in den Augen der feinen Welt noch vor dem Vater auszeichnen mochte, war die vollendete Grazie und Nobleſſe seines biegsamen Wesens, eine Keckheit der Bewegung, die weder affectirt noch nachläſſig war, sondern unwillkürlich; ein gewisses sorgloſes feuriges Hervortreten, das Alles für sich in Anſpruch nahm und bestach. Er hatte mit einem Wort mehr Geſellſchaftstugenden als der Vater, dessen ſchlichte Einfalt zu ſehr aus dem eigenen Leben, das er geiſtig wie leiblich stets geführt, hervorging, und etwas von

der Ehrwürdigkeit des Kirchenstols selber an sich trug, dem Sebastian sich allein ergeben hatte. Diese Bemerkungen über Vater und Seha hatte, nach einer sehr genauen Ocularinspection, der weibliche Theil des Hofes sofort gemacht, und manche Schönheit mochte im Stillen bedauern, daß Friedemann bloß ein Musikus und nicht ein Kammerjunker oder Excellenz sei.

Das Concert war vorüber. Der König und der Hofstaat verließen mit allen Zeichen lebhaftester Befriedigung die Kirche. Hasse und Faustina jubelten und beglückwünschten Sebastian und Friedemann. Ein splendides Mahl, das Hasse veranstaltete, versammelte den glücklichen Sieger mit seinen besiegten aber keineswegs neidischen Freunden, und beim Klange der Gläser ward auch der Vergangenheit, des Marchand, vor Allem aber mit einem stillen Toaste des guten alten Volumier, gedacht, der Friedemanns Zukunft prophezeit hatte, nun aber schon so lange im Grabe lag. Nach genossenem Mahle, bei dem natürlich auch das Patronat der Sophienkirche vertreten war, führte Sebastian seinen Erstgebornen im Triumph in seine neue Amtswohnung. Nach einem Urlaub von sechs Wochen sollte Friedemann seine neue Stellung antreten.

Es kann gar nicht anders sein: der größte Künstler ist

immer der größte Mensch. Drum ist es so erklärlich, daß, wenn er alles Erringenswerthe, Ruhm, Stellung, Ehre und Vermögen auf sich ladet und im Durst des Ringens unersättlich ist, ein Kind, sein Kind plötzlich die Küste wird, an der sich die Wellen seiner persönlichen Wünsche brechen, daß gerade die allgemein menschlichste und gewöhnlichste seiner Schöpfungen die ist, der er seine übrigen gern opfert, und daß er willig auf alle Kränze verzichtet um sie Dem ins Haar zu winden, der die Fortsetzung und Erweiterung seines eigenen Selbst ist. Wie emsig läuft nicht der alte Sebastian mit seinem Sohn durch alle Räume, überschlägt und berechnet die Summe, die er zur Einrichtung seines Lieblings braucht, des treuen Genossen seines bisherigen Denkens und Fühlens, den er entbehren lernen muß! — „Ich werd' Dir die alte Hanne als Wirthschafterin hergeben. Sie hat Dich lieb, Friede, und wird Dir das Deinige ehrlich zu Rathe halten, bis Du Dir einmal eine brave Frau nimmst". — Friedemann sagte im Rausche seines Stolzes, seiner Freude zu Allem Ja. Ihm ging die Zukunft in lichtem Glanze auf und eine lange Bahn der Ehre, der schöpferischen Freiheit und Größe. — Eben waren sie zu den Freunden, die neugierig Alles beschauten, in die Wohnstube zurückgekehrt, als der Läufer

des Grafen Brühl ein Billet brachte, in welchem Sebastian Bach mit seinem Sohn zu Soirée und Nachtessen geladen wurden. Die Ministerin Brühl hatte die beiden Bachs, namentlich Friedemann, in lebhafte Affection genommen. „Dem jungen Bach fehlt auf Ehre nur ein Titel um vollendeter Edelmann zu sein, so weltmännisch und fein, so geistreich ist sein ganzes Auftreten. Ich glaube, daß er es werth ist ihn in unser Haus zu ziehen, unsere Soirée kann nur gewinnen." — Brühl, abgesehen davon daß er den Bachs, aus dem schen angedeuteten abergläubischen Grunde, wohlwellte, war ein zu gefälliger Gatte, um seiner Gemahlin einen derartigen Wunsch zu versagen; auch schmeichelte es seiner Eitelkeit, den Mäcen zu spielen. Daher wurden Sebastian und Friedemann mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, und da die Gräfin Friedemann besonders viel Aufmerksamkeit erwies, so folgte die Gesellschaft ihr darin um so williger, als in der That wenig dazu gehörte, den neuen Organisten höchst liebenswürdig zu finden. Sein Spiel auf dem Klavier entzückte dermaßen, daß man voraussehen konnte, der junge Bach werde in den hohen Zirkeln Dresdens bald eine sehr gesuchte Person sein. Kein Herz mochte aber wohl froher erzittern als das des Vaters, der die stolzen

Wünsche alle, die er im Leben nie für sich zu hegen gewagt hatte, für seinen Herzenssohn hegte, der seinen Namen vergrößern, den Geist seiner Werke verewigen und seine alten Tage mit geistigen und leiblichen Enkeln verschönern sollte.

Die Soirée war zu Ende. Von der Augustusstraße, wo Brühls Hotel lag, wanderten Vater und Sohn spät Abends hinunter zu Hassens*) Haus, wo ihre Wohnung war, und jeder träumte, jeder hoffte, jeder von ihnen war reich im Gedanken an die Zukunft.

Plötzlich umarmte Sebastian seinen Sohn, küßte ihn heiß und innig, und legte seine Hand auf die glühende Stirn Friedemanns. „Gott, Herr der Welten, schütze mir diesen meinen Liebling, laß ihm zu Theil werden, was mir nicht beschieden war! Du weißt's wie sehr ich ihn lieb hab'." — Friedemanns Augen quellen über, und ein leises Bangen in seinem Herzen mahnte ihn, daß er bald allein, ohne den Vater seinen Weg durch die Welt machen müsse. „Friedemann, das mußt Du mir heilig und fest versprechen, daß Du Dich nie irre machen läſſest von der Lobhudelei der Vornehmen, und in den vermaledeiten Opernsingsang und

*) J. S. Bachs Leben v. Forkel S. 48.

die Pinseleien fällst. Halt' immerdar in Deinem Herzen fest, daß Du ein Diener Gottes sein sollst, weil Du's sein kannst, daß die Orgel Deine Stärke, die Fuge Deine Hauptkraft und die Anbetung Gottes in Harmonien Deine schönste und einzige Arbeit sein muß. Laß Dich vom Flitter nie verführen, laß Dich nie verführen, einziger Friedemann, daß Du nicht unglücklich wirst!" — Des Vaters Herz war übervoll, er hätte noch gar Vieles sagen mögen, aber die Gedanken und Gefühle drängten sich so, daß sie sich nicht ausdehnen konnten vor einander. — „Nie Vater, nie! Ich bin Dein Sohn und werde Dir keine Schande machen."

Sie reichten sich beide die Hände, umarmten sich noch einmal mit einem innigen Kuß und gingen still weiter.

Ein wehmüthiges Seufzen zog durch die stille Sternennacht. —

Was sind die Hoffnungen der Menschen? —

VIII.

Die Medaille.

Graf Sulkowsky, dem Antonie von Cellewrat, ſo lange ſie noch zu erringen war, doch manche Rückſicht in politiſchen Dingen abgenöthigt hatte, kannte jetzt nach dieſer Seite hin keine Grenze, keine Schonung mehr, und ſein Haß, der nicht allein auf Brühl und Antonien, ſondern vernehmlich auch auf die Königin fiel, trat nun ganz offenkundig in dem Beſtreben auf, Joſepha und ihrer Coterie auch den geringſten Einfluß abzuſchneiden.

Wenn die Liebe blind iſt, ſo iſt es der Haß in viel höherem Grade, und Sulkowsky, der nie die feinere ewig lächelnde Courteiſie der Intrigue beſeſſen hatte, warf nun in einem ungeſchickten Augenblicke der Königin und ihrem Anhang mit plumper Fauſt den Fehdehandſchuh hin, indem er den König bearbeitete die katholiſche Geiſtlichkeit einzuſchränken*).

*) Diplomat. Geſch. Dresdens. IV Bd. S. 150.

So kann ein Minister auf die unschuldigste Weise dazu kommen, liberal zu sein.

Die Königin war darüber außer sich, Pater Guarini und die Jesuiten spieen Feuer und Flammen, Brühl lachte sich ins Fäustchen.

Aber noch ein ganz andrer Bundesgenosse und Freund erhob sich, um Sulkowsky zu Brühls Gunsten zu stürzen: es war einer jener dämonischen Freunde, die man verflucht, indem man sie benutzt, und die man sein Lebelang nicht los werden kann.

August der Starke, der sich wahrscheinlich mehr Lebensfähigkeit als dem Kaiser von Oesterreich zugetraut haben mochte, hatte auf Grund der Vermählung seines Churprinzen mit Josepha unter Beihülfe und Einverständniß Sulkowskys und Rutowskys einen geheimen Theilungsplan*) für die Verlassenschaft Kaiser Carls VI. gemacht. Obwohl nun durch Legalisirung der pragmatischen Sanction das sächsische Cabinet äußerlich jede Befürchtung Carls gehoben hatte, so wußte derselbe doch zu gut, daß die heiligsten Papier-Versicherungen oft genug in der Geschichte der Cabinette zu Wasser und die geheimen Bündnisse gewöhnlich besser gehalten werden, als die öffentlichen.

*) Diplomat. Gesch. Dresdens IV Bd. S. 134 u. 135.

Diesen Theilungsplan abschriftlich zu erhalten war des Kaisers steter Gedanke, und da das Cabinet zu Wien von Brühls Plänen Wind bekommen hatte, übernahm es eine vertraute sehr hohe Person, ihn zur Aushändigung dieses Documents zu veranlassen. Brühl sollte das Geheimniß seines Königs verrathen. — Daß dies eine Infamie sei, fühlte er wohl und erbleichte, aber — er willigte ein, unter der Bedingung, daß Sulkowsky falle.

Fürst Lichtenstein erschien demnach zum Besuch am Hofe zu Dresden und trat mit Brühl wegen dieser Angelegenheit in Unterhandlung.

Um sicher zu gehen, ward vor allen Dingen eine geheime Ziffernschrift verabredet, deren Schlüssel im Namen Lichtensteins und der Einschiebung der aus ihm hervorgehenden Zahlenreihe lag. Die Doublettenzeichen wurden accentuirt. Lichtenstein versprach schriftlich die Hülfe des Wiener Cabinets zum Sturze Sulkowskys.

Brühl fühlte wohl, daß er sich hierdurch eine lebenslängliche Fessel schmiede, daß er dem Wiener Hofe eine furchtbare Waffe gegen sich selber in die Hand spiele, doch traute er sich, falls er nur erst das Heft allein in den Händen hätte, Klugheit genug zu, jedem Schlage zu begegnen und wußte wohl, daß man in Wien nur

im Nothfall von dem äußersten Mittel Gebrauch machen werde.

Ein Beamter des Staatsarchivs, der nachmalige Kriegsrath Karbe*) welcher einen luxuriösen Hausstand, viel Schulden und ein weites Gewissen hatte und von Brühl schon zu allerhand kleinen Indiscretionen benutzt worden war, ließ sich für eine Summe Geldes und die schriftliche Zusicherung einer Standeserhöhung bewegen, die Urkunde aus dem Archiv zu stehlen und eines Abends in die Mansarde Siepmanns zu bringen, die dieser nach wie vor bewohnte.

Sofort benachrichtigte Brühl den Fürsten Lichtenstein, daß er mit Anbruch des Tages reisen müsse. Siepmann aber übersetzte in der Nacht das Schriftstück in die Ziffernsprache.

Beim ersten Grauen des Tages hatte Karbe sein Document von Siepmann wieder geholt, um es unbemerkt an seinen früheren Platz zu legen. Abschrift und Uebersetzung brachte Siepmann selbst in Form einer Bittschrift zu Brühl, welcher damit sogleich zu Lichtenstein fuhr. Nachdem er dem Fürsten die Abschrift des Documentes unter vier Augen vorgelesen, verbrannte er

*) Geheime Briefe über Brühls Leben und Charakter. 1760. II Bd. S. 86 bis 91.

dieſelbe und legte die Ueberſetzung in Ziffern in Lichtenſteins Hände.

Der Diebſtahl, der gewiſſenloſeſte Verrath am Geheimniß ſeines Königs, war geſchehen, und Lichtenſtein eilte damit, wie von Furien gepeitſcht, über die Grenze.

Dieſe That Brühls brachte über Sachſen namenloſes Wehe: ſie ſchmiedete das Cabinet zu Dresden an Oeſterreichs Intereſſe*) und war der erſte Grund, zwiſchen Auguſt III. und Friedrich II. eine Spannung und Gereiztheit zu erzeugen, deren ſchließlichen Ausbruch das arme Land auf das Bitterſte empfinden ſollte. Dies fühlte Brühl. — Er hatte um Anteniens willen ſein Alles, Ehre und Selbſtachtung hingegeben. Die Mittel ſtanden in keinem Verhältniß zu dem durch ſie erlangten Preiſe.

Brühl fühlte geringere Befriedigung als er gehofft. Er hatte, je höher er geſtiegen war, eine deſto tiefere Demoraliſation an ſich ſelbſt wahrgenommen, die ihm kein Glanz und keine Sophiſtik vom Herzen wegzulügen im Stande war.

Nach dieſem Verrath glich er einem Menſchen, dem keine Wahl mehr bleibt, als der eine Weg, den er einmal

*) Diplom. Geſch. Dresdens. IV Bd. S. 166 u. 167.

erwählt. Er ging ihn, und zwar mit vollem Bewußtsein. — Antonie indeß fühlte sich als Gattin ungleich wohler. Sie wußte, daß nur Liebe Brühl zu dem Allen getrieben, auch betrachtete sie ihn als eine Staffel für ihren Ehrgeiz. Er hatte schon zu viel gewagt um nicht noch mehr zu wagen, und wenn Sulkowsky's eiserne Consequenz ihm abging, so konnte sie mit ihrem flammenden Geiste nachhelfen; denn daß er sonst in jeder Beziehung ungleich geschickter war als sein Gegner, davon hatte sie die mannigfaltigsten Beweise. — Obgleich nun Wien, die Königin, und die Geistlichkeit den Sockel geschäftig unterminirten, auf dem Sulkowsky stand, so war ihm doch nicht leicht beizukommen, zumal jetzt, wo er die Seele des Polenkrieges war. August III. mußte einen zu großen Widerwillen gegen die Gelüste Josephas haben, denn er hielt Sulkowsky fester als je; ja hatte ihn sogar zum Fürsten gemacht, und ließ sich Manches von ihm gefallen, zumal er die Ruhe über Alles liebte, und sich von seinen Gewohnheiten nur mit äußerstem Widerstreben trennte. Er hatte nur einen Dämon in der Brust, der, einmal geweckt, ihn wild emporstachelte, den Dämon verletzter Herrschereitelkeit.

Welcher Unsinnige hätte den aber wecken wollen? —

Inzwischen begannen die ersten Scenen des Kriegs-

dramas in Polen, das den letzten Schatten ſeiner politiſchen Selbſtſtändigkeit, verlieren ſollte.

Stanislaus Lefzinsky, heimlich nach Warſchau gekommen, war von der nationalen Partei am 21. September 1733 durch den Primas Potocki zum König ausgerufen worden, als er durch die Macht einer Heerſäule von 20000 Ruſſen unter Lascy aus Warſchau vertrieben wurde und nach Danzig eilte, um hinter den Wällen dieſer Feſtung eine günſtigere Wendung der Dinge abzuwarten. Schon am 5. Oktober wurde Auguſt III. ſein durch die Oeſterreicher und Ruſſen begünſtigter Nebenbuhler, zum König ausgerufen, nachdem derſelbe dem Lande umfaſſende Verſprechungen gemacht und die pacta conventa unterzeichnet hatte, und am 17. Januar 1734 ward darauf derſelbe vom Biſchof Lipski zu Krakau feierlich gekrönt.

Das unglückliche Danzig, in dem der entthronte Lefzinsky Stunde um Stunde auf franzöſiſche Erlöſung harrte, fiel der Rache der Ruſſen und Sachſen unter Münich, Lascy und Adolph von Weißenfels anheim, und mußte ſich nach langem nutzloſem Kampfe im Februar ergeben.

Stanislaus, ein irrender Richard Löwenherz der Rococozeit, gewann mit Lebensgefahr Königsberg, nachdem ihn ſeine Anhänger aufgegeben hatten.

Ludwig XV., dessen Arm zu kurz war um seinem unglücklichen Schwiegervater zu helfen, stürzte sich nun dafür mit aller Wuth beleidigter Ehre auf Oesterreich, das Sachsen seine Hülfe geliehen, und seine Kriegsvölker zogen nach dem Rhein und Italien. Oesterreich kam umsomehr in eine verzweifelte Lage, als Fleury Sardinien und Spanien sich ihm zu verbinden und England und Holland zur Neutralität zu bestimmen vermocht hatte. Das einzige Rußland, welches dem Hofe zu Wien hätte beispringen können, war zu entfernt und hatte, bei den fortwährenden inneren Unruhen, seine Kräfte zu sehr in der Heimath nöthig. Philippsburg fiel, die Franzosen, mit den Baiern alliirt, nahmen den Rhein, indeß Habsburgs Unglück in Italien vollständig entschieden war. Kaiser Carl mußte sich zuletzt glücklich schätzen, daß er, mitten im größten Unglück, Fleury endlich geneigt zum Frieden fand. Die Partei der Königin nämlich, deren Drängen der Cardinal allein nachgegeben, hatte ihre Kriegsgelüste nach gerade gekühlt und König Ludwigs laue Liebe zu Maria Leszinska war inzwischen gänzlich erstorben. Die Chateauroux und Gramont nahmen den Herrscher ein, und so ward das Schäferspiel dem Kriegsspiel vorgezogen. Auf diese Weise kam der Friede zu Stande: August III. ward als Beherrscher Polens anerkannt, Stanislaus erhielt Lothringen und

Bar, und die Uebrigen wurden ebenfalls rasch abgefunden.

Die polnische Nation im Großen und Ganzen hatte sich dabei beruhigt, zumal Lesczinsky selbst den langen Kampf aufgegeben. Zur endgültigen Besiegelung seines Besitzes begab sich der Dresdner Hof nach Warschau, wo auf dem Pacificationsreichstage die volle Anerkennung des Volkes erfolgen sollte. Mit Jubel ward August III. in Warschau empfangen; er hatte seine Versprechungen theils erfüllt, theils nochmals in einer geheimen Sitzung des Reichstagsausschusses garantirt; auch war beschlossen worden, daß das sächsische und russische Heer bis auf 1200 Garden das Land räumen, und dem Adel das Bewaffnungsrecht verliehen werden sollte.

Ein feierlicher Gottesdienst in der Schloßkirche, wo August als legitimer König nochmals proclamirt, die darauf folgende Reichstagssitzung, in welcher der Eid der Treue nochmals geleistet werden würde, und ein Ball, dem Adel des Landes gegeben, sollte die Feier beschließen.

Am Morgen dieses Tages war Warschau geschmückt wie eine Braut. Volksmassen in Nationaltrachten drängten sich fröhlich auf Straßen, Plätzen und um die Paläste, aus denen der constitutionsstolze Adel brillantenfunkelnd

nach dem Schlosse zog, um im Reichssaale sich zu sammeln. Brühl war eben bei der Toilette beschäftigt, als Siepmann eiligst gemeldet wurde.

„Mein Gott, was haben Sie denn?"

„Ich komme mit der Nachricht, Excellenz, daß heut in der Schloßkirche auf Se. Majestät geschossen werden wird.

„Siepmann!" schrie Brühl und taumelte entsetzt einige Schritte rückwärts.

„Siepmann, das ist nicht möglich!"

„Verlassen sich Ew. Excellenz fest darauf. Ich kenne die Verschwörer, bin genau unterrichtet, und alle Beweise liegen in meiner Hand. Diese Nacht ward von den Rebellen der letzte äußerste Beschluß gefaßt. Der, den das Loos traf, der junge Ledeksky, (Sie kennen den Vater, der nach seinem Widerstande endlich in Ketten starb) soll den Schuß thun.

Geben Sie mir Vollmacht an den Commandeur der Garde, daß ich zwei Compagnien zur Disposition erhalte; eine lege ich in die Sakristei, die andere diene zur Besetzung der Hauptthür. Der Polizei-Meister ist bereits von mir in Kenntniß gesetzt; zwei Zeilen von Ew. Excellenz genügen um mir die Polizeisergeanten in Civil zur Hülfe zu geben, die in der Kirche vertheilt

und besonders um die gefährliche Gruppe postirt werden sollen. Wir werden ein prächtiges Geschäft bei dieser Verschwörung machen, Excellenz."

„Ein prächtiges Geschäft?"

„Natürlich. Niemand außer uns weiß von dem Attentat etwas, und es wird sich nicht fein anlassen, daß wir wachsamer als der Premier Sulkowsky gewesen sind."

„Ha, Ihr seid ein Edelstein, Siepmann. Rasch ans Werk!" — und mit fieberhafter Hast schrieb Brühl die Vollmacht.

„Einen Edelstein, Excellenz, faßt man in Gold. Ich hoffe, daß man mich befördern und mir die theilweise Leitung des Prozesses anvertrauen wird. Und dann den versprochenen Adelstitel!"

„Alles, alles Siepmann! Da, eilen Sie!"

„Bereiten Sie Se. Majestät vor, Excellenz" und mit der Vollmacht versehen, verließ Siepmann das Cabinet.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Schloßkirche war gedrängt voll. In einer Seitenstraße standen zwei Compagnien sächsischer Garden, sächsisches und russisches Militair bildeten am Portal Spalier. Durch die Seitenthür zwängte sich das Publikum. Kopf an Kopf harrte drinnen die

lautlose Menge, und nur der mittlere Hauptgang war durch die polnische Krengarde frei gemacht. Um eine Säule stand eine Gruppe von etwa zwanzig Polen, Edelleute zumeist, harrend der Ceremonien, unter ihnen Siepmann. Der ernste Beschauer hätte leicht in diesen stillen bleichen Gesichtern Etwas wahrnehmen können, das dem Festjubel feindlich zu sein schien.

Keiner sprach ein Wort. Mitten unter ihnen aber stand ein junger Mann dessen aschfarbnes Gesicht, dessen stierer Blick, dessen inneres Gähren, allein kenntlich am Arbeiten der geschwollenen Stirnadern, ihn als einen jener dunklen Dämonen des Volksgeistes bezeichnete, die der Schrecken aller Regierungen sind.

Es war der junge Lodekusko. Mit einem Druck seines Zeigefingers glaubte er das grauenvolle Ende seines Vaters rächen und die Republik Polen wieder erbauen zu können. Er wußte, daß er das Opfer seiner Rache sein werde, aber die Freunde um ihn, die Freunde draußen, die zahlreichen Anhänger der Freiheit im Lande, würden den Moment ergreifen die herrenlose Krone zu zertrümmern, und die Demokratie*) als Siegerin in den blutigen Purpur hüllen. Exaltation bis zum Wahnwitz war's, welche dieses Häuflein junger Männer zu einem Entschluß

*) Natürlich nur die adlige, eine andre erstrebte Polen nie. D. R.

trieb, deſſen Folgen ſie nicht berechneten; denn Verſchwörer haben noch nie Berechnung, noch nie Logik gehabt. Daher iſt eine Verſchwörung für den Staat nie beſonders gefährlich, da ſie nur Behufs eines momentanen Factums, nicht zur Realiſation einer Conſequenz möglich iſt. Die conſequente Durchführung einer Meinung bezeichnet allein eine Parthei, eine Parthei aber conſpirirt nicht. Es ſind nur einzelne exaltirte Glieder derſelben, die ſich verſchwören, dadurch aber ſich ſelbſt von der Parthei ablöſen und von ihr abgeſtoßen werden. —

Die Glocken erklangen, die Kanonen dröhnten, die Orgel intonirte, der König kam. — „Der König kommt“ flüſterte die Menge. „Der König kommt!“ murmelten die Verſchwörer, und bleicher ward ihr Antlitz. Langſam ſchob ſich der junge Ledekusky durch die Schaar ſeiner Genoſſen nach der vorderſten Reihe, das Volk reckte die Köpfe und wogte hin und her. „Kommt er jetzt?“ fragte Ledekusky. „Ja, die Geiſtlichkeit wird ihn ſo gleich empfangen,“ ſagte ein Anderer.

Leiſe fuhr Ledekusky mit der Hand nach der Bruſt, und ſchob ſie unter den alten mit Schnüren beſetzten Pelzrock.

In dieſem Augenblick entſtand von der Säule her ein Gedränge, welches ihn aus ſeiner Stellung ſchob, und

als er sich umwenden wollte, um nach der Ursache zu sehen, hatten Siepmann und zwei Sergeanten ihn fest umklammert, indeß der dritte ihm mit großer Schnelligkeit Brust und Arme mit vielfachen Stricken umwand.

Umsonst suchte der Ueberraschte loszukommen, umsonst die Hand, die das Pistol gefaßt hielt, frei zu machen; er war gefangen, mit der Waffe in der Hand gefangen! Wahnsinnig vor Schreck und Verzweiflung schaute er um sich, und sah, wie seine Genossen sich unter den Händen der Soldaten und Sergeanten wanden, wie das Volk nach allen Seiten zurück wich und murmelte: „Eine Verschwörung!“

Unter Kolbenstößen nach dem Seitenschiff gedrängt, wurden die Königsmörder aus der Kirche geführt.

Der Letzte, von Siepmann selbst bewacht, war Ledekusky.

Da lohte noch einmal ein helles Glühroth des Jugendmuthes durch des Armen zuckendes Antlitz. Noch hielt er, wenn auch zusammengepreßt, das Pistol in seiner Hand, auf seiner Brust. — „Lebe wohl, mein Polen!“ — und indem er die Mündung einwärts drückte, schoß er und brach blutend zusammen. Die Kugel

war ihm durch die untere Kinnlade ins Gehirn gegangen. — Dem Henker war eine Arbeit erspart. — Wenige Minuten später, während der Bischof von Warschau den König bewillkommnete, war Alles verüber. Das Volk stand wieder neugierig in Reih und Glied wie vorher. Die Verschwörer mit der Leiche des jungen Lebekusky, den man auf einen Handwagen gelegt und bedeckt hatte, schritten in der Mitte der sächsischen Compagnien und Polizeiagenten nach dem Criminal-Gefängniß.

August III. mit seinem Hofstaat, unter Vortritt der Geistlichen, umgeben von Woiwoden, trat bei jubelndem Volksruf in die Kirche. Er war bleich. Wohl hatte er trotz des Bischofs Rede und dem Geläute der Glocken den Schuß gehört, und als er an die Säule kam, wandte er sich etwas gegen Brühl. Brühl neigte das Haupt und sah nach dem Pfeiler. Des Königs Blick folgte ihm. Da stand Siepmann, verbeugte sich lächelnd und wandte seinen Kopf nach der Thür, durch die die Gefangenen abgeführt worden. August III. Antlitz färbte sich wieder.

Die Ceremonie begann. — — — — — — —

Abends erschien Siepmann auf dem Krenballe, und ward von Brühl „Geheimer Hof- und Ministerial-Rath" Siepmann angeredet. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Brühl hatte zweifelsohne durch den ganzen Vorfall in August III. Augen sehr gewonnen und sich in seiner Gunst neuerdings so befestigt, daß Sulkowsky einsehen mußte, daß alle Manövers, die er in letzter Zeit angewendet hatte, um seinen Gegner mißliebig zu machen, nicht nur nichts nützen, sondern ihm selber schaden mußten, denn es schien nun einmal Augusts Beschluß zu sein, beide Gegner zu halten, um ihre Anmaßung zu neutralisiren. August III. herzlich froh, aus dem nie sehr geliebten Warschau zu kommen, daß besonders nach diesem Ereigniß sehr in seinen Augen sank, kürzte die Festlichkeiten trotz aller Ergebenheitsversicherungen des Adels möglichst ab, und war erst ganz beruhigt und heiter, als er die Thürme seines lieben Dresdens wieder am Horizont emporsteigen sah.

Indessen nahm die Untersuchung des Complotts ihren peinlichen Anfang.*) Siepmann ward Direktor einer geheimen Expedition zur Eröffnung der Briefe und bewährte wiederum sein Talent in Erfindung einer sicheren Methode, sich, ohne mindestes Verletzen oder Abbrechen des Lacks, in sehr kurzer Zeit in Besitz des

*) Diplomat. Gesch. Dresdens IV. Bt. S. 139 bis 41 und Anmerkung 2.

Inhalts aller Correspondenzen zu setzen. Der General-Kronpostmeister von Holtzbringen, der Kronpostmeister Kahle, der Ober-Auditeur Jenisch und ein Jude, der alle Siegel mit vollständigster Treue in Messing nachschnitt, besonders aber der geheime Registrator Saul*) assistirten ihm. Wie das aber meist zu geschehen pflegt, beschränkte sich die wirklich erwiesene Theilnahme am Komplett auf etwa 15 bis 20 junge Leute, die ihr patriotisches Unsterblichkeitsfieber mit lebenslänglicher Festung und Kettenstrafe, drei davon mit dem Tode, büßen mußten. — Der Prozeß, um den Adel und die Nationalität durch Milde zu gewinnen, ward indeß möglichst beschränkt, und August vergaß schon am nächsten Carneval unter Carroussel, Oper und Schäferspielen die Sorge und Angst, welche ihm die neue Würde bereitet hatte. — — Somit bewegte sich nun Alles wieder im gewöhnlichen Gleise, und Siepmann zeigte schon seinem Chef an, daß binnen drei Wochen Alles in Warschau beendet sein und er zurück kommen könne.

Sulkowsky verhielt sich in Bezug auf Brühl vor der Hand ruhig, und auch Letzterer, der wohl einsah,

*) Diplomat. Gesch. Drestens IV. Br. S. 139 bis 41, ferner S. 176 u. 177. Anmerkg. 1 u. 2 und Archenholz Gesch. des siebenjährigen Krieges S. 10.

wie fest August an seinem Gegner hielt, wie dankbar er ihm für geschickten Austrag der Polenangelegenheit sein mußte, ging eine stille Waffenruhe ein, um die günstige Gelegenheit ihm beizukommen, abzuwarten.

Das Abwarten! O, das Abwarten, das ist eben das leidige Gespenst, das den Staatsmann wie den Künstler, Völker wie Partheien umherzerrt und ihre Hoffnungen, ihre Sehnsucht auf die Folterbank der Zeit kettet! Je brennender der Ehrgeiz, desto tiefer die Qual, die sich oft so weit steigert, daß uns die Fiebergluth gefesselter Begierde zu einer raschen That reißt, die wir mit allen Thränen nicht mehr abwaschen können. — Dieser Folter ward Antonie, Gräfin Brühl, zum Opfer, sie quälte der Ehrgeiz und die Rache an Sulkowsky. Sie konnte die Wunde nicht verschmerzen, die der Pole ihrer Eigenliebe, ihrem Stolze geschlagen und kein Mittel schien ihr zu schlimm, kein Wagniß zu kühn, um über den Gegner zu triumphiren. — Die Macht beider Partheien war jedoch gleich groß; auf dem gewöhnlichen Wege schien nichts mehr zu verfangen. Es mußte zu etwas Außerordentlichem geschritten werden, zu einem Coup, bei dem entweder Alles zu gewinnen oder zu verlieren war. Zu einem solchen Wagestück den Gemahl zu treiben, durch ihn den Triumph und Vortheil

des Sieges zu genießen, war nun, wo das langweilige Einerlei des Hoflebens derselbe bleiben auf ihr lag, ihr einziger Gedanke. Auch Brühl war ehrgeizig, auch er wartete auf den Augenblick, der ihm den Feind unter die Füße geben sollte, doch ihm fehlte die Gelegenheit. Die Hauptursache, welche sein Streben bewegt hatte, war Anteniens Besitz gewesen. Mit der Erlangung dieses Ziels hatte er einen großen Theil seiner Energie eingebüßt, und schien nicht allzugroße Lust zu haben, einer neuen Infamie den Sieg zu verdanken. hatte sein Gewissen doch schon genug an dem Urkundendiebstahl und der Erinnerung an all die schmutzigen und versteckten Ränke zu tragen, die er um Anteniens Willen ausgebrütet. Gleichwohl hatten Diese ihm den Besitz der schönen Cellewrat nur noch theurer gemacht. — Er war so vollständig Sclave seiner Liebe geworden, daß er gern auf Alles verzichtet hätte um im ruhigen Besitze seines Glückes zu schwelgen. Der Thor, er glaubte durch all' die Opfer seines Gewissens, seiner eigenen Selbstachtung, sich die tiefe und wahre Liebe seines Weibes erkauft zu haben, glaubte, daß sie sich in seinem Besitze eben so glücklich fühlen und gleich ihm, nun ruhig des Erlangten genießend, der günstigen Minute harren könne, in der es dem Glücke gefallen

würde, die Wünsche beider mit dem Sturze des Feindes zu krönen.

Er hatte sich in dem Charakter und der Natur des Wesens geirrt, das er liebte, er kannte sie nicht, aber sie ihn desto besser, und Antonie sah ein, daß sie ihn zu dem Aeußersten dann treiben könne, wenn sie sein theuererkauftes Glück selbst in Frage stelle.

Sie hatte ihren Angriffsplan und ging organisch zu Werke.

Nicht damit begann Sie, ihn durch Kälte abzustoßen oder stutzig zu machen, das wäre ein viel zu directes Mittel gewesen.

Sie verfuhr heimlicher und sicherer.

Antonie von Brühl war nicht über mittlere Frauengröße, aber üppig gebaut, hatte schwellende Formen, einen zarten weißen Teint, dunkles Haar, schwarze feurige Augen und ein Profil, das, nicht majestätisch, aber voll reizender Linien und Flächen war, die einen ebenso sinnlichen wie geistigen Eindruck machten. Die kleine grade Nase mit dem aristokratischen Buckel und den feinen leicht beweglichen Nasenflügeln, der keck aufgeworfene Mund mit den gekniffenen Winkeln, das Schelmengrübchen auf Kinn und Wange, kurz Alles an dieser Frau war reizend. Sie konnte überaus feurig sein und

wieder höchst elegisch, sie besaß die Kunst mit einem Blick Unnennbares zu sagen und mit zwei Worten eine artige Sottise in einen Calembourg zu fassen.

Wer hätte dieser Frau zutrauen sollen, daß sie von August II. bis Brühl nie ernstlich geliebt hatte? —

Sie begann, ihrem Plane gemäß, Brühl gegenüber damit, eine Art Sentimentalität oder besser eine Art stiller Melancholie zu heucheln. Sie that, als wenn sie Brühl liebte, aber mit jener Passivität, die annimmt und nicht giebt. Es schien, als habe sie nach und nach alle Lebenslust, alle Energie verloren, und kein Geschenk des Gatten konnte sie erfreuen, keine Bitte ihr das Geheimniß dessen entreißen, was sie so verwandelt hatte. „Mein Gott, ich liebe Sie ja, Heinrich," sagte sie dann etwas matt aber so süß und weich zu ihm, daß der gute Graf verliebter denn je wurde.

Oft aber, wenn er von dem stolzen Glücke sprach: als alleiniger Minister den König wie das Land zu beherrschen, erglühte das schöne Weib in hellem Entzücken, ein Zittern, ein vulkanisches Aufbäumen aller Dämonen des Liebreizes und der verführerischen Zärtlichkeit, eine Art weiblicher Ritterlichkeit that sich an ihr kund, die sie dythirambisch mit der Glorie einer Majestät umstrahlte, vor der Brühl ins Kniee sank, und sich ein-

gestehen mußte, daß Antonie doch noch heißer, noch ganz anders lieben könne, als sie ihn je geliebt. Auch dies war in gewisser Beziehung Verstellung bei ihr, und sie wußte diese enthusiastischen Augenblicke immer seltener, das Sentiment immer gewöhnlicher zu machen, so daß Brühl, trotz seiner blinden Liebe, bald den Abstand von sonst und jetzt merken mußte. Anfänglich glaubte er, Antonie sei ihm heimlich untreu oder habe doch ihre Neigung einem Andern par Distance zugewendet. Die Furien der Eifersucht, die in ihm wüthend aufsprangen, wie Löwen, die man im Schlafe überrascht, ließen ihn mit Argusblicken nach allen Seiten umherspähen, um den Störer seines schwererkauften Glückes zu entdecken. Umsonst! An der Kälte, die Antonie von Brühl gegen Jedermann zur Schau trug, der liebenswürdigen Glätte des Hoftons, bei der sich eben so wenig denken wie empfinden läßt, und die mehr beweist, daß man da ist, als daß man fühlt, sie stand ihr so zu Gebote, daß Brühl bald seinen Irrthum einsah und sich selber etwas lächerlich vorkam.

Antonie hütete sich auch wohlweislich, den Gemahl eifersüchtig zu machen, denn sie wußte allzugut, daß Dies das ungeschickteste Mittel sein würde, ihre Pläne zu erreichen.

Brühl, um hinter die Veränderung seines Weibes zu kommen, ging auf sich selbst zurück, suchte in seinem Benehmen den Grund zu dieser Stumpfheit Antoniens, machte sich tausend Gedanken, hatte manch' schlaflose Nacht und faßte sich endlich das Herz, mit Antonien ernstlich darüber zu sprechen. — Die schöne Gräfin war in den letzten Tagen unpäßlich gewesen, mit wie viel Affectation, war schwer zu ermitteln.

Graf Heinrich von Brühl trat in ihr Boudoir und küßte ihre Hand.

„Wie befindet sich meine schöne Gemahlin, noch immer leidend?" —

„Ach, ich kann es selbst nicht sagen, Graf. Leidend und auch nicht, wie sie es nehmen. Ich wünschte, ich wäre ernstlich unwohl, dann hätte ich doch etwas von meiner Krankheit, und könnte mich mit gutem Gewissen ins Bett legen. Aber mir fehlt eigentlich nichts oder auch Alles vielleicht. Ich bin so leer, so öde, so langweilig. Ich seh das selbst ein, ärgere mich über mich, und bin doch unfähig es zu ändern.

Es mag vielleicht eine Krankheit meiner Seele sein, die ich nicht verstehe, da ich sonst immer geistig leiblich gesund gewesen. Ach, nicht wahr ich bin recht unausstehlich, Heinrich? — Sie sehen zu spät ein, Lieber, daß

Sie eine schlechte Acquisition mit mir gemacht haben, als Sie mich zur Frau nahmen. Mir thut es um so mehr wehe als ich weis, welchen Anstrengungen sie sich meinetwegen unterwerfen."

Wer jezt in Brühls Seele hätte lesen können! — Er hatte sich auf das Sepha neben ihr niedergelassen und seine Hand, mit der er die ihre erfaßte, zitterte leise.

„Antonie! wollen Sie mir versprechen ehrlich und offen zu antworten? — Es ist etwas Fremdes zwischen mir und Ihnen, und ich fühle mit jedem Tage mehr, daß unser Glück sich untergräbt. Antonie, sagen Sie mir offen: lieben Sie mich nicht mehr?" —

„Mein Gott ja, ich liebe Sie ja, Heinrich. Wem soll ich denn anders meine Zuneigung zugewendet haben, als Ihnen? Oder haben Sie irgend etwas bemerkt, was Sie zur Eifersucht berechtigt?" —

„Nein Antonie, nein! Nicht das Geringste. Aber Sie sind seit einiger Zeit nach und nach — nicht kälter, nein stiller, trauriger, passiver gegen mich geworden und ich zerplage meinen Kopf umsonst, die Ursache davon zu ergründen, die doch in meinem Wesen liegen, an der ich doch zweifelsohne allein Schuld sein muß."

Antonie schüttelte trübe lächelnd das Haupt und

drückte treuherzig des Gatten Hand. „Nein lieber Heinrich, das glaube ich nicht. Sie überschütten mich mit allen Liebesgaben, erschöpfen sich in Zartheit und Galanterie und jedes Wort, das Sie zu mir sprechen, jede Ihrer Handlungen beweist mir, wie sehr Sie's werth sind, Liebe zu verdienen, das reinste Glück der Liebe zu genießen. Ich muß wohl selber schuld sein an meinem Zustand, und warum ichs bin, was ich zu thun habe, um anders, besser zu sein, das macht mir schlaflose Nächte, denn ich kann's nicht ergründen, obschon ich meinen Zustand erkenne!

Ich habe mich schon so oft und ernstlich gefragt: Liebst du deinen Heinrich denn nicht mehr? Und tausend Stimmen riefen mir zu: ja, ich liebe ihn! Ich wüßte bei Gott keinen Mann, den ich irgend gesehn, daß er auf mich mehr Eindruck machte, als Sie.

Denken Sie sich nun um Gotteswillen meinen Zustand. Ich weiß, daß ich Sie liebe, daß ich Niemand anders lieben kann, aber ich fühle, daß ich Sie nicht genug liebe, daß jeder Beweis von Zuneigung, den ich Ihnen spenden kann, mit jedem Tage matter ausfällt. Ich liebe Sie und sehe mit Entsetzen, daß ich diese Liebe unter den Händen zu verlieren im Begriff bin, und nicht weiß, wie ich es anfangen soll, mich von dem

Schicksal loszukaufen, das meiner harrt, und dessen Elend ich im Geiste voraussehe wie den Tag, wo Sie, an mir verzweifelnd, mir ihr Herz entziehen werden. An dem Tage Brühl," — und das glühende in Thränen schwimmende Weib erhob sich wie ein gescheuchtes Reh, — „an dem Tage sollen Sie mich in's Grab legen, denn keine Stunde werd' ich nach diesem Unglück leben!" Und wie sie Brühl um den Hals fiel, schluchzte sie: „Mein Gott, mein Gott! wie beklagenswerth bin ich doch!" —

Brühl wußte nicht wie ihm war. Bleich, verlegen, verwirren und erschreckt vermochte er keinen Gedanken zu fassen, kein Wort zu sagen. Er umfing das schöne unglückliche Weib, das krampfhaft über ihm zusammengebrochen war, fühlte ihren kurzen glühenden Athem seine Wangen streifen und das weiche schwellende Heben und Senken dieser blüthenweißen Brust. Brühl befand sich im bedauerlichsten Zustande ehemännischer Unzurechnungsfähigkeit.

„O mein süßes Weib, giebt es denn kein Mittel, Dich Dir selbst und Deinem alten Liebesglücke wiederzugeben? Sinne doch nach Antonie, sinne, und bei Gott dem Allmächtigen, wenn es die schwerste Arbeit meines Lebens ist, wenn ich dafür ins Elend gehen muß, ich thu's!" —

„Ich weiß es nicht Heinrich;“ und ſie glitt auf ſeinen Schooß. „Komm, hilf mir Alles erwägen. Laß uns unſre Lage, meinen Charakter, kurz Alles beſprechen. — Es iſt mir nur zu klar, wenn es zweierlei Arten von Charakteren giebt, eine active, die ſich in unerſättlichem Ringen und Streben bethätigt, und eine paſſive, die im Genießen, im Empfinden allein ſich wohl fühlen kann, ſo gehöre ich zu der erſtern. Es iſt ein Dämon in mir, der männlicher Natur iſt, und den ich die Sehnſucht des Strebens, des Thatendurſts, des Ehrgeizes nennen würde. Du armer Heinrich, fühlſt Dich im Genießen, Empfinden vielleicht allein nur wohl. Was nützt es, daß wir einander innig lieben, wenn die Geſetze, die Lebensbedingungen unſrer Charaktere verſchieden ſind?!“

„Ha, nun begreif ich Dich mein Weib! — Nein, nein! Und doch haſt Du Unrecht! Woher weißt Du denn daß unſere Charaktere verſchieden ſein müſſen? Woher denn, daß ich Deinen Ehrgeiz, den Thatendurſt, die ſüße Gier zu herrſchen nicht eben ſo ſtark in mir habe wie Du? Kannſt Du Dich nicht in mir irren? — O ſprich nicht, ma mignone, ich weiß was Du ſagen willſt. Du willſt ſagen: Wenn Du dieſelbe Charakterbaſis, denſelben Ehrgeiz, dieſelbe Herrſchſucht wie ich haſt,

warum iſt nicht Sulkowsky ſchon gefallen? — Antonie, Du kennſt genau die Lage der Dinge, und daß ich nichts thun kann. Sulkowsky und ich ſtehen jetzt hart aneinander, ſo daß wir keine Waffen gebrauchen können, ohne uns ſelbſt zu verwunden. Nenne mir ein Mittel, den Polen zu beſiegen, ohne daß ich mich zum Banditen erniedrige? Du weißt, daß ich Dich zu erringen ſelbſt die infam —! Antonie ich werde den Tag nicht vergeſſen, wo Lichtenſtein abreiſte, vergiß auch Du ihn nicht, ſüßes Weib, und vertraue mir."

„Ja Heinrich ich vertraue Dir! Das alte ſeelige Gefühl der Liebesfülle lebt wieder auf in mir, die That iſt's, die mich begeiſtert. Laß uns in ewigem Thatendurſt vorwärts ſchreiten durchs Leben, wer will uns dann unſer Liebesglück zertrümmern? Sulkowsky muß und ſoll fallen, wir haben es uns am Hochzeitstage zugeſchworen!" —

„Doch wie Antonie?" —

„Was Alles an ſeinem Sturz, Heinrich, ſelbſt Deinen eignen!

„Meinen eignen? Und Du begreifſt nicht, Weib, daß Du ſelber Dich dadurch vernichteſt!?" —

„Gut denn! Wenn Du in Sulkowskys Sturz ver-

wickelt wirſt, werd' ich mit Dir ebenſo ſtolz die Armuth theilen als Sachſens Herrſchaft. Komm in dies Kabinet, Lieber, ich habe einen guten Gedanken!" —

— — — — — — — — — — — — — —

Brühl blieb lange bei ihr. — Endlich trat er heraus, glühend und beſiegt vom Liebreiz ſeines Weibes. Auf ſeiner Stirn ſtand ein kecker Entſchluß, das va banque ſeiner Zukunft. — Mit einem langen heißen Kuſſe, einem letzten glühenden Blick entließ ſie ihn. — — — Dann trat ſie langſam vor den Spiegel. — „Haha! Wir alle ſind Komödianten, es kommt nur darauf an, ſeine Rolle wohl zu ſpielen!"*) —

Denſelben Abend ſchrieb Brühl im Kabinet ſeiner Gemahlin folgenden Brief:

Nr. 906.

Dem Geheimen Hof- und Miniſterial-Rath Siepmann.

P. P.

Laſſen Sie Alles in Warſchau ſtehen und liegen, und reiſen Sie auf beiliegenden Paß ſofort nach dem Haag. Dort nehmen Sie Quartier und noti-

*) Leben und Charakter Brühls in vertraulichen Briefen 1760. II. Br. S. 3.

ficiren mirs. Es gilt die Erwerbung des Adelstitels.

Ihr

118, 502 712.

Mit Courierpferden reiste Siepmann Tag und Nacht, bis er an Ort und Stelle war.

— — — — — — — — — — — — — —

Vierzehn Tage nach Brühls Schreiben lief Antwort ein.

Nr. 907.

P. P.

Angelangt und einlegirt, wohnhaft am Huiste Kleef. — Harre auf Instruction, die sofort realisirt wird.

Ergebenst

313121, 515981.

„Der Plan ist ganz untrüglich, lieber Heinrich," sagte an demselben Tage seine Gemahlin mit herzgewinnendstem Lächeln. „Rasch, noch heute senden Sie die Instruction nach Holland, ich schreibe sogleich an den Antiquar nach Florenz." —

Sie küßte ihn, schlug ihn leicht auf die Wange und lachte: „Was geben Sie noch für Sulkowsky's Porte-

feuille, Premierminiſterchen? Ich nicht — eine Stecknadel!“ —

Zwei Monate verſtrichen. Endlich kam ein Brief aus dem Haag.

Nr. 908.

P. S.

Alles beſorgt. Wann ſoll ich kommen? —

ergebenſt

313121, 515981.

„Sofort, ſofort, Brühl, nun gehts an die Komödie!“ rief Antonie mit leuchtenden Augen. — —

Siepmann kam ſofort aus Holland zurück. — Als er bei Brühl eintrat, frug ihn der Graf haſtig:

„Haben Sie die Beſtellung genau recſifirt?“

„Ja, Excellenz.“ Siepmann überreichte ein ganz kleines ſchwarzes Käſtchen.

Brühl öffnete es, und beſah den Inhalt.

„Hahaha! Gut! Vortrefflich!“

„Ich begreife aber nicht, Excellenz, daß Sie ſelbſt“ —

„Ich aber begreife, daß ein kühner Mann Alles wagt, ſogar ſich ſelbſt,“ und ſich Siepmann's Ohr nähernd ſetzte er hinzu: „Morgend Abend bin ich ent-

weder allein Minister oder ein Nichts von einem Menschen. Doch ich hoffe, es gelingt, denn der König, mein Lieber, hat eine Leidenschaft wenigstens, die Eitelkeit des Herrschens. — Gehen Sie, Freund, Sie bleiben in dem kleinen Kabinet, das an mein Schlafzimmer stößt, bis die Geschichte vorbei ist." —

Siepmann ging. — Brühl starrte auf das Kästchen. „Ha! — es, giebt Leute, die den Nimbus des Herrschens lieben, das Herrschen selbst aber vergessen. Es giebt auch welche, denen der Flitter nichts ist, die Macht Alles. — Ach, und Beides ist doch so schön! — Morgen Abend!" — — —

Der Hof war zum Diner beim König versammelt. Die Königin unterhielt sich mit Pater Quarini, der Gräfin Ogilva und Ministerin Brühl. Graf Brühl plauderte mit dem Grafen Hennicke und der König stand bei Sulkowsky und befragte seinen natürlichen Bruder, den Feldmarschall Grafen Rutowsky, über den Fortgang der Armeereduktion. Graf Broglio, der französische Gesandte, Gräfin Morsinska und Kammerherr v. Lenke standen etwas weiter nach dem Hintergrunde, wo eine Flügeltür den Eingang in den Speisesaal bot. Der alte Klenzel und mehrere Generäle, einige Jesuiten-

vaters und ein Flor von Damen, vervollſtändigte das Enſemble, in dem man noch die preußiſchen, öſterreichiſchen und ruſſiſchen Geſandten bemerkte, die ſich am Fenſter abſeits unterhielten.

Brühl und Hennicke befanden ſich dem Eingang des Speiſeſaals zunächſt und ganz abgeſondert.

„Ich muß Ihnen geſtehen, lieber Graf, daß mir die Lage der Dinge auf die Dauer unerträglich wird," ſagte Brühl. „Ich ſehe mit jedem Tage mehr ein, wie wenig ich meinem Vaterlande, wie wenig ich dem Königshauſe nützen kann. Ich bin endlich mit meinen Bedenken fertig geworden und nach reiflicher Ueberlegung entſchloſſen, in den nächſten Tagen um meine Entlaſſung zu bitten. Ich glaube, auf Ihre Diskretion vertrauend, Ihnen dieſe Notiz ſchuldig zu ſein, damit Sie Maaßregeln treffen können." —

„Aber um Gotteswillen, lieber Brühl, was thun Sie?" flüſterte angſtvoll Hennicke, „Sie laſſen mich mitten — o Gott, Sie verſtehen mich doch am Ende! Denken Sie ſich meine Stellung, nachdem mir der Anſchluß an Sie im Kabinet genommen wird!" —

„Ich muß, Graf Hennicke, ich kann nicht anders! Doch laſſen Sie dies Geſpräch jetzt, nach dem Diner weiter davon. Treten Sie lieber ein Wenig

zu den Gesandten, die einen sehr interessanten Gegenstand dort in der Ecke zu verhandeln scheinen. Ich fürchte, man hat etwas von unserm Gespräch gehört." Brühl wandte sich und schlüpfte in den Speisesaal. Hennicke hatte nichts Eiligeres zu thun, als Pater Quarini und der Ogilva mitzutheilen, daß Brühl, des nutzlosen Zuwartens müde, den Dienst quittiren wolle. Eine Minute nachdem wußte es der ganze Hof. —

Brühl trat in den Speisesaal.

„Rasch ehe Se. Majestät kommt, holen Sie den silbernen Tafelaufsatz aus der Gallerie!" Die Lakaien flogen von dannen. Brühl war allein.

Er trat an das Couvert des Königs, sah nach der Versammlung, steckte rasch die Hand unter die Serviette, zog sie im Moment zurück, und schritt dann langsam nach dem andern Ende des Saales, als eben die Lakaien eintraten und einen prachtvollen silbernen Aufsatz, den Brühl aus Italien hatte kommen lassen, hereintrugen und auf der Tafel postirten.

Als dies geschehen, ging Brühl nach dem Salon zurück und trat ans Fenster zu den Gesandten Oesterreichs und Rußlands, die ihn seit letztrer Zeit wieder auffallend flattirten. Auf den Gesichtern lag der Empfang von Hennickes unangenehmer Nachricht. „Ich

habe ſo eben gehört, daß ein Mitglied des Kabinets auszutreten beabſichtigt.“ ſagte der Oeſtreicher.

„Leider, meine Herren, iſt die Nachricht verbürgt, obwohl es nicht ganz diskret ſein mag, das Factum vor dem Factum zu beſprechen.

Die Majeſtäten betreten den Speiſeſaal.“

— — — — — — — — — — — — — —

Man trat ein. Der König führte die Königin an den gewohnten Platz in der Mitte der Tafel, die Miniſter ſtanden vis à vis, die Gräfinnen Ogilva und Brühl neben der Königin, der öſterreichiſche, ruſſiſche und franzöſiſche Geſandte neben dem König. Die andern Herrſchaften ſchloſſen ſich nach der Etiquette an. — Mit ſichtbarem Erſtaunen bemerkte der König den koſtbaren Aufſatz.

„Wie kommt das hierher? Welche Ueberraſchung!“ und er betrachtete mit großem Vergnügen die werthvolle Arbeit, welche ſelbſt die ſtolze Königin überaus reizend fand.

„Die Ueberraſchung dürfte erſt dann ihren höchſten Werth erlangen, wenn wir den Urheber derſelben kennen würden,“ ſagte Auguſt und blickte umher.

„Der iſt vielleicht das Werthloſeſte von der Sache, Majeſtät. Die Arbeit trägt inſofern den größten Werth

in sich, als ich aus guter Quelle versichern kann, daß sie von Benvenuto Cellinis Hand ist, — ich hatte Gelegenheit, die Arbeit in Florenz zu sehen." —

Der König und die Königin sahen Brühl angenehm überrascht an.

„Nun da sich der Spender dieser Aufmerksamkeit nicht nennen will, lieber Brühl, müssen wir uns bescheiden, vergessen werden wir ihn darum nicht." Brühl verbeugte sich erröthend. Die Majestäten nahmen ihre Plätze ein, der Hofstaat gleichfalls. Es wurde aufgetragen, der König griff nach der Serviette. Da gewahrte er auf seinem Teller ein Kästchen das er neugierig öffnete. „Noch eine Ueberraschung?" — Alles war gespannt. Er nahm ein Medaillon heraus, stutzte und ward roth, sah es noch einmal an und zitterte heftig. Auf einmal sprang der Herrscher in furchtbarstem Ausbruche von Wuth empor, schleuderte einen grimmigen Blick auf die ihm gegenübersitzenden Minister Brühl, Sulkowsky und Hennicke, und warf das Medaillon zornig zur Erde. Alles war entsetzt aufgestanden und der König, heftig die Hand Josephas fassend, verließ lautlos mit ihr den Saal. Gräfin Ogilva, Quarini und Kammerherr v. Lenke folgten. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Jede Bewegung ſchien erlahmt. Langſam fand man ſich in die furchtbare Kataſtrophe, die angebrochen war, und die bleichen Geſichter wendeten ſich einander zu. Der öſterreichiſche Geſandte, zu deſſen Füßen das Medaillon gerollt war, hob es auf und ſah es an. Auf demſelben war die ſächſiſche Krone abgebildet, die auf den Schultern dreier Männer ruhte. Darunter ſtand:

„Wir ſind unſerer drei
Zwei Pagen und ein Lakai.“*)

„Das iſt eine Infamie! rief Puebla. Man hat es gewagt, Seine Majeſtät mit einer beiſpielloſen Frechheit zu beleidigen!“ —

Das Medaillon wanderte von Hand zu Hand.

Als es an Brühl kam, betrachtete er es mit großer Kälte, zuckte die Achſel und gab es an Hennicke. „Das iſt die größte Schmeicheleі, die man mir erweiſen kann. Sie iſt nur unwahr, denn ich wenigſtens trage die Krone nicht.“ — —

Eine Stunde, eine peinliche Stunde verſtrich. Endlich öffnete ſich die Thür. Kammerherr von Lenke trat ein. — „Herr Graf von Brühl, Seine Majeſtät befiehlt Ihre Anweſenheit.“

*) Leben Brühls in vertraulichen Briefen I. Bd. S. 55.

Brühl verſchwand, eine feierliche Stille folgte. Sulkowsky und Hennicke ſahen ſich gläſern an.

Plötzlich flog die Thür auf und Brühl kam zurück. Er war ruhig, als ſei nichts geſchehen; keine Muskel zuckte, als er durch den Saal ſchritt. — „Graf Sulkowsky und Graf Hennicke, ich habe Ihnen im Namen Seiner Majeſtät anzuzeigen, daß Sie ſofort entlaſſen ſind. Hier iſt das Kabinetsſchreiben!“ —

IX.

Kunst ist Leben.

Ja das ist's! — Das Leben in seinem Schatten und Licht, in seinen Reflexen zu fassen, es als große Manifestation einer Gottesidee, einer Uridee, und die Kunst als Prophetin, Prerigerin dieser Uridee im Leben zu verstehen, ist die Vollendung alles intrisch Schönen.

Groß, weit und reich, gesegnet in Ewigkeit ist Der, dem diese Offenbarung geworden. Groß, weit und reich, gesegnet in Ewigkeit ist die Zeit, wo Vielen diese Ueberzeugung ins Fleisch gedrungen, denn sie ist die Gewißheit des Unsterblichkeitstraums, der unser sehnend Herz noch einmal ausgedehnt vor dem letzten Schlage.

Das schwerste Leben, das Leben, in der die Kunst Odem und Zweck des Daseins ist, war Friedemann Bach und zwar auf seltene Weise zu Theil geworden. —

Wenig Strebenden ist es vergönnt, auf der spiegelglatten Fläche behäbigen Daseins dahinzugleiten, die Geheimnisse der Kunst in behaglicher Ruhe von dienstfertigen Offenbarungsstimmen zu vernehmen, in das volle Leben, in den duftigen Kranz der Phantasie mit kecker Hand zu greifen, und aus diesen doppelsüßen Blumen einen Strauß zusammen zu tändeln, den er in olympischem Vergnügen der Mitwelt als ein Kunstwerk reichen kann. Hart und sauer ist der Weg, den das Talent erklimmen muß, hart und sauer jeder Tritt, der ihm vorwärts zu gehen erlaubt ist, und bei dem die Frage ihn ewig quälen muß, ob es kein Fehltritt war. Hart und sauer erwerben ist jedes Lorberreis, daß ihm die Nachwelt auf die Stirne legt, in der der alte Gott die Zeit, der Sarak-Ra mit dem Krokodilshaupt den Rechrich seiner zerfallenen Puppe zusammenfegt. Und ehe er bis zum ersten Lorber gelangt, wie lang und beschwerlich, wie dornig und verwickelt ist sein Pfad. Wohl ist die Sehnsucht seine Führerin, aber das Mißtrauen in sich selbst und die bleiche, schlotternde, heulende Entbehrung sind seine störrischen Begleiter, die ihm jedwede Tagereise vergällen. Die Täuschung und der Irrthum, der Mißgriff und die Unbesonnenheit, und das laue Interesse lauer Gönner sind die Gespenster,

die am Kreuzwege seiner harren. Das ist das Leben der Kunst, des Künstlers.

So hart und sauer begannen Schiller, Lessing, Shakespeare, Sebastian Bach und die meisten geistigen Zierden des Menschengeschlechts. Wenigen nur war es gestattet, schon in der Wiege von Grazien umlächelt, von liebender, erfahrener Hand auf den unfehlbaren Weg geleitet zu werden, wie etwa Göthe dessen riesigem Genie, dessen universellem Geiste das ewige Glück nicht schaden konnte, dem es nichts von seinem großen Wesen nahm. Und doch wissen wir nicht, ob der Altmeister Wolfgang nicht gar noch Größeres geschaffen, nicht nur die Höhe, sondern die Tiefe des Lebens auch eben so schön erfaßt hätte, wenn es ihm in der Jugend ein bischen saurer geworden wäre. Bewiesen ist's sicher, daß wenn ein Geist wie Göthe nur alle 500 Jahre aufsteht, auch ein solches Glück nur alle 500 Jahre einem einzelnen Menschen ertheilt wird. Unter den Wenigen dieser Menschen, die von der Wiege auf Künstler sein dürfen und können, war auch Friedemann Bach. Sein erstes Lallen mischte sich schon mit des Vaters Accorden, sein lauschend Ohr vernahm zuerst die Melodien seines Erzeugers. Spielend wurden die Organe der Tonkunst, das Gefühl für Harmonie und Disharmonie, das Ge-

dächtniß für Verkettungen und Tonfolgen in ihm geweckt, und er konnte da schon Fugen spielen, Accorde und Harmonien zusammenstellen und auflösen, ehe er den Werth seiner eigenen Kenntnisse übersehen konnte, ehe er ganz begriffen hatte, was eine Fuge sei. Er wußte mit sieben Jahren von seiner Kunst wenig, aber er fühlte Alles, was falsch und richtig, edel und unedel war, bis auf's Haar. Daß er das konnte, lag aber hauptsächlich daran, daß die Musik eine Kunst ist, die vornehmlich zuerst gefühlt sein will, bei der die Empfindung Hauptsache, und die Reflexion, der Verstand, erst dann nothwendig ist, wenn das Herz die ganze Tonwelt und das mystische Reich der Stimmungen beherrscht, und das beherrschte Friedemann schon damals, da er in Dresden die Canzonette Marchands spielte. Dieses Glück, das seinem Talent schon an der Wiege lächelte, und ihm den Lorber spendete, ohne die Dornenkrone aus seinen Locken lösen zu müssen, dies Glück ward ihm im späten Alter, ja vielleicht gerade da ungetreu, wo er, in Vollkraft seines Geistes auf der Zinne des Lebens, der lauschenden Welt das Süßeste, Größte bieten sollte. — Das Glück ist eben so schwer zu halten, wie zu erringen. Ob es uns an der Wiege

lächelte, ob wir es erst erobern mußten, ist gleich, denn eine Zeit kommt, wo es freulos wird. —

O seht den Künstler! Nun hat er die Sonnenhöhe erreicht, er ist ein wahres Talent, ein Genie vielleicht. Der Kranz des Ruhms thront um die schweißbedeckten Schläfe, die beste Freude legt sich als bräutliche Maid ihm an die keuchende Brust, die Anerkennung reicht ihm die Palme und zieht ihn aus den Klauen der Entbehrung an den Sardanapalstisch des materiellen Behagens. Jetzt hat er es, die Welt ist sein!

Laut jauchzt die Seele im eignen Tempeldienst, er ist der König seines Glückes! Lüge! Verdammte nichtswürdige Lüge, verfluchte Täuschung! — Da tritt vor den Spiegel, Triumphator! Bist Du drum besser geworden, als in Lumpen, warst Du vordem schlechter?

Die Arbeit hat tiefe Furchen gegraben in Deinem Gesicht, die Thräne hat drinnen ihr Rinnsal gegraben, „wenn Du Dein Brod in Thränen aßest, auf Deinem Bette in dunklen Nächten!“ —

Und wehe Dir, wenn Du wohl gar die Noth, die Thräne, die Täuschung nie gekannt, Dein Ruhm steht an einem Abgrunde! Doch sei, wer und wie Du willst, Dein Herz ist so frisch nicht mehr. Deine Kraft? — O wenn

Du Deine Jugendkraft hättest mit der Klarheit und den Erfolgen des Alters!

Das Elend, das Selbstmißtrauen waren Deine allertreusten Gesellen, sie verriethen Dich nie. Halte sie fest um Gotteswillen, ein Fehltritt abwärts vom Sockel Deines Ruhmes, und die ganze Welt wird zum Judas an Dir. „Er hat sich schon ausgegeben, überlebt," sagen die Leute, und die Wege der Gegenwart und Zukunft rollt über Dich hin, wie ehemals, als Du noch auf dem Grunde saßest mit Deinem Elend und Deinem Selbstmißtrauen. Lade an Deinen reichen Tisch das Elend und das Selbstmißtrauen, stolzer Liebling der Musen, gedenke des Ringes des Polykrates! Dann, ja dann magst Du Frieden haben in Deinem Herzen, dann bist Du auch ein wahrer Künstler, dem das Leben eine Kunst ist. O das Leben ist eine doppelt große Kunst für Den, dem die Kunst Lebenszweck ist, er sollte sich dieses Bewußtseins nie entäußern! —

Friedemann war Obererganist der Sophienkirche in Dresden. Zu der geistigen und künstlerischen hatte er nunmehr die materielle Freiheit, die Freiheit des Lebens erlangt. Im Hause des Vaters, so sehr er von

demselben geliebt und als Genosse im Streben angesehn wurde, hatte er sich doch den Regeln, der Sitte, der Denkungsart des Hauses streng unterwerfen müssen, denn der alte Bach hielt in diesen Dingen unabweisbar an der Sitte der Väter, am ehrwürdig Hergebrachten, und selbst die Freude trat in einer Form auf, wo sie mehr ein Abglanz der Frömmigkeit war, als jene sprudelnde Dithyrambe, die, in überquellendem Glück der Minute, Zeit, Raum und sich selbst vergißt. Diese unabänderliche Ordnung des Tages, der Geschäfte und selbst der Erholung hatte in Leipzig für Friedemann oft etwas recht Drückendes gehabt, und ihm das Gefühl der Abhängigkeit um so klarer gemacht, als er durch seine Studienzeit in Merseburg den freien Flügelschlag des akademischen Jugendlebens empfunden, als er durch seine kecken scepticheren Ansichten von der Welt und vom Leben, schließlich aber durch seine feurigere Künstlernatur zu einer größeren Ungezwungenheit geneigt war, als sich mit dem Familienleben im älterlichen Hause vertragen mochte.

Hier in Dresden hatte sich das geändert. Herr seiner Zeit und Entschließungen, seines Hauses und Amtes, hatte er sich plötzlich in eine Freiheit versetzt gesehn, die ihm neu und ungewöhnt war, und in der

ihn Niemand beeinträchtigte, als die alte Hanne, die oft genug sagte: „Nee, Friedel, nee, das is beim Herrn Vater in Leipzig anderſch, das geht nich!“ — Diesem Argument bequemte sich Friedemann anfangs um so lieber, als die plötzliche Freiheit ihm doch ein gewisses Gefühl der Einsamkeit und Bangigkeit gab. Daher frischte er auch eifrig alle Erinnerungen aus dem Vaterhause auf. Seine Arbeitsstube richtete er wie die des Vaters ein, seine Hausordnung wurde der in Leipzig angepaßt und durch öftere Besuche des Vaters, der Geschwister oder der jungen Künstler, die seine Genossen beim Unterricht des Vaters gewesen waren, so wie durch eifrigsten Briefwechsel mit den Seinen war ihm die alte heimathliche Welt ziemlich hergestellt und so der Uebergang in seine neuen Verhältnisse nicht allzu schwer geworden. Sebastian Bach kannte seine Macht über Friedemann und dessen Abhängigkeit sehr gut und hatte andrerseits ein zu tiefes Verständniß von dem Charakter und Wesen seines Lieblings, daß er nicht allzu gut gewußt hätte, daß Friedemann ihn als Künstler eher, als Sohn, als Mensch, der auf dem dornigen Pfade der Kunst sein Menschenglück sich erbauen will, aber noch gar nicht entbehren könne. Friedemann besaß überhaupt Seiten des Charakters, Theile des Wesens,

und eine Art des Temperaments, die ihm das Vorwärtskommen auf eigne Hand schwerer machen mußten, als es dem Vater geworden war, und um so schwerer, als Friedemann nicht wie Sebastian die Mühe, aber auch den unbedingten Vortheil gehabt hatte, sich mit seinem Talent durchs dürre Leben zu schlagen, und all die mannigfachen Hindernisse überwältigen zu müssen, die doch die Kraft stählen und zum ferneren Kampfe geschickt machen.

Bach der Vater war zweifelsohne cholerischen Temperaments und hatte namentlich in seinen Jünglingsjahren große Anlagen zum Jähzorn, aber das Leben, die rastlose Arbeit des Strebens, die Erfahrung unter den Menschen und die Erkenntniß, wie man sich schmiegen und biegen, wie oft man, um Sebastians Ausdruck zu gebrauchen „fünfe gerade sein lassen" müsse, hatten sein aufwallendes Blut in die ebne Bahn des Gleichmuths geleitet, und die Religion ihn gelehrt, daß Alles seine Berechtigung habe und durch die allwaltende Hand des alten Hausvaters droben ausgeglichen und geordnet werde. So hatten sich die Leidenschaften, die aus seinem Temperament entspringen mochten, besänftigt, oder waren nie erwacht, und als er selbst einen Hausstand hatte, waren durch die Liebe seiner Frau, die guten Anlagen

seiner Kinder wenig Veranlassung zu einem Zornesausbruch, der eigentlich nur einmal in seiner ganzen Gewalt aufgetreten war. Dies geschah nämlich als sein Schüler Doles, in dem Ueberbewußtsein seiner Fähigkeit, die Fuge als etwas Unstatthaftes in der Kirchenmusik bezeichnete, und sich dadurch ernstlich mit seinem Meister entzweite. — Sebastian Bach hatte ihn, den drei und zwanzigjährigen Menschen „er dummer Junge" genannt und mit einer Ohrfeige zum Teufel geschickt*). Doles war Friedemanns ältester, liebster Freund, seit jenem Vorfall hatten sie sich nicht wieder gesehn, und tief empfand der Sohn die Leere, die dadurch in ihm erzeugt worden war. — Friedemanns Temperament hingegen war sanguinisch wie das seiner Mutter. Er war wenig zum Jähzorn geneigt, seine leichtflüssige Psyche kennte das Schlechte nie anders denn als einen Irrthum ansehen, der in sich selbst seinen Tod trage. Seine Leidenschaften waren nichts weniger als durch das Leben gemäßigt, ja noch gar nicht zur eigentlichen Geltung gekommen, weil das väterliche Auge sie niederhielt. Dabei war das große weite Reich der Einbildungen, der luftigen Utopien, der sphärenrauschenden Begeisterung sein unbegrenztes Eigenthum,

*) Gerbers Tonkünstlerlexikon. S. 911 bis 14.

er war eben so excentrisch in seinen Ideen wie Handlungen, und weil sein Geist sich stets auf Tonwellen schaukelte, faßte er nur selten festen Fuß in der Wirklichkeit. Alles, was er that, das scheinbar Abgeschlossenste, hatte immer noch etwas Fragmentarisches an sich.

Wohl war beim Sohne wie beim Vater die Religion das Object, dem ihre Gedanken und Handlungen galten, aber die Art ihrer Religiosität war von Hause aus verschieden und bestimmte das innerste Wesen ihres Charakters, die Gesinnung, nach zwei sehr abweichenden Richtungen. Diese beiden Richtungen bewirkten auch im Laufe der Zeit die Verschiedenheiten ihres künstlerischen Wirkens und erklärten somit des Vaters selbstbewußte Festigkeit in Allem, was er schaffte, eben so, wie bei Friedemann das endliche Verflüchtigen und Verschwimmen jedes festen Kunstzieles in kosmischen Ideen und Zwecken, die außer dem Bereich seiner Kunst, seiner Zeit und Fassungskraft lagen.

Johann Sebastian Bach nämlich hatte die ganze Kirchenmusik des Mittelalters mit ihren vielgliedrigen spitzfindigen Verschlingungen, diese centrapunktische Scholastik des Tons, in sich aufgenommen und war ihr Herr und Meister geworden. Er brachte sie nicht nur mit aller Feinheit des Verständnisses, aller Grazie virtueser Routine zur

Geltung, sondern hauchte ihr eine Seele, einen unvergleichlichen Geist ein, den sie vor ihm in diesem Maaße nie besessen, nach ihm so glänzend nie wieder erlangt hat. Dieser Geist war nicht die Religion nur im Allgemeinen, sondern insbesondere der strenge, tief innerliche, mit aller Kraft seines Gemüths und seiner schöpferischen Begeisterung erfaßte Evangelienglaube. In ihm lebte und schuf er dergestalt, daß er durch die Töne den heiligen Text Wort für Wort, Begriff um Begriff nicht nur wiedergab, sondern interpretirte. All das Unendliche, was im Worte nicht zu erschöpfen, in seiner Weltfülle durch Begriffe nicht zu erklären war, erklärte und malte er in Tönen durch alle Schattirungen der Empfindung und Stimmung mit einer Hoheit, Tiefe und Unerschöpflichkeit, die noch heute den Wenigsten verständlich ist.

Die ganze Fülle dieser seiner Kunst hatte Friedemann überkommen, sie vermöge seines ungeheuren Talents in sich aufgenommen und beherrschte die Form eben so großartig wie der Vater. Alles was Sebastian an Begabung, Kenntnissen, Ausbildung, Fertigkeit und Schöpferkraft sein nennen konnte, besaß auch Friedemann. Nur Eins fehlte ihm und mit dem Einen — Alles. Ihm fehlte der eigentliche Inhalt, der allein diese unendlichen Tonmassen, die verwickelten Formen, die

vielſtimmige Dialektik dieſer Tonweisheit zu der inneren, ihr allein natürlichen Harmonie des Geiſtes beleben, ihr die pulſirende Seele, den Gotteshauch des eignen Lebens geben konnte. Sebaſtian Bach konnte nie direkt aus ſich ſelber heraus imaginiren. Ihm war jene Region der Phantaſie, die ſich aus ſich ſelber erzeugt und ihr Ideal ſchafft, dieſe Region Friedemanns, gänzlich fremd. Er bedurfte des äußeren Anſtoßes, er bedurfte der Bibel. Das Evangelium war der Boden, aus dem die Rieſenpalme ſeiner dichteriſchen Begeiſterung erwuchs und tauſend Blüthen trieb.

Daß Friedemann das nicht konnte, daß ihm die Objectivität ebenſo wie die demüthige Strenge im Glauben fehlte, um ſich mit dem Berufe, Erklärer der Bibel in Tönen zu ſein, zu begnügen, und dieſen Beruf allgewaltig zu erfaſſen, das war der Grund warum mit der Zeit ſeine poetiſche Begeiſterung ſich von der religiöſen immer weiter entfernte und zuletzt ebenſo in's Myſtiſche, wie Philoſophiſch Didaktiſche verlor. — Da Sebaſtian Bach dieſes Unvermögen ſeines Sohnes nicht zu erkennen vermochte, weil er die abſolute, aus ſich ſelbſt erſtehende Begeiſterung deſſelben für die Begeiſterung der Schrift hielt, und, wenn auch etwas übergroß, doch demſelben Boden wie die ſeine entſproſſen wähnte, ſo beſtärkte er ihn

oft grade in Dem, was er hätte niederhalten müſſen, und Friedemanns Untergang war ſchon im Keim zu einer Zeit beſiegelt, wo noch das ganze Leben ahnungsvoll vor ihm lag. —

Wenn bei dem Vater alle Gefühle, namentlich Liebe und Freundſchaft, ſtill und ſonnig wie ein Maienmorgen Alles, Gott, Welt und die Seinen umſchloſſen und darum ſich immer neu gebären konnten, ja mußten, ſo hatten ſie bei Friedemann eine verzehrende, vulkaniſche Gewalt, waren tief, eigenſinnig beharrlich, und weil ſie ſo ausſchließlich und ſelbſtſüchtig ihr Objekt für ſich allein in Beſitz nahmen, nur einmal in ganzer Wahrheit möglich. — Des Vaters äußeres Auftreten in der Welt war herzgewinnend, ruhig, behaglich und von einer etwas pedantiſchen Einfachheit. Aus ſeinem ganzen Benehmen ſprach etwas, was einem Prediger glich, und er ſchien ſich darum den Menſchen nur zu nähern, um ſie an ſich heranzuziehn. Sebaſtian Bach, außer wenn er componirte oder vor dem Inſtrument ſaß, lebte weſentlich nach Außen, ſo ſtill er ſonſt auch ſcheinen mochte.

Wer hätte von Friedemann, wenn er den ſchönen Jüngling mit weltmänniſcher Glätte, mit Galanterie und coulanter Grazie der Unterhaltung ſich überall be-

wegen ſah, glauben ſollen, daß er faſt nur nach Innen lebe, daß alles bei ihm, was ihm auch Praktiſches im Leben aufſtoßen möge, Stoff der Imagination ſei und eigentlich nie ein Moment eintrete, wo in ihm das Sein von der Einbildung, die Wirklichkeit von der Phantaſie, die Dichtung von der Wahrheit geſchieden ſei. Ihm waren alle Dinge Objecte, die er auf ſein Subject, ſein Ich, bezog, daher waren alle ſeine Handlungen, Gefühle, Beſtrebungen und er ſelbſt rein ſubjectiv. Er wurde, und dies prägte ſich jetzt in Dresden, wo er ſich ſelbſt lebte, langſam aus, immer weniger objectiv, je mehr er es grade als Künſtler hätte werden müſſen.

Der Unglückliche, er war noch nicht gefeit durch Erfahrung, noch nicht geläutert in der Schule der Schmerzen. —

Friedemann war als Sohn des großen Bach geboren, das war ſeine erſte Klippe. Er war der Lieblingsſohn Sebaſtians, dem der Vater die Prophezeihung ſeiner Größe als Dogma eingeprägt, das war die zweite größere Klippe, und wenn das rauhe Leben nun kam und in die Saiten ſeines Herzens griff und ſie zerriß, — die Saiten, aus denen allein ſeine Phantaſie die Sphärenſänge ſchuf? Hatte er denn ein Ideal, das außer ihm lag, zu dem er ſich mit Sicherheit flüchten konnte, wenn er

in Nöthen war? Nein! Weil er es eben in ſeinem eigenen Geiſte ſuchte, hatte er nichts, wenn ſein Geiſt an ſich ſelber irre wurde. — — — — — — — —

Lade an Deinen reichen Tiſch, ſtolzer Liebling der Muſen, das Elend und das Selbſtmißtrauen, dann magſt Du Frieden haben. — In jedem Charakter ruht ein Verhängniß, in jedem Talent die Entwicklung ſeines eignen Könnens. Ich kann nicht über mich. — Das iſt die große Mechanik Gottes in der Menſchenwelt. — — — — — — — — — — — — — — — —

Friedemanns Leben und Stellung in Dresden war überaus angenehm und glänzend. Glänzender als bei einem Organiſten der Jetztzeit. Getragen von dem Namen ſeines Vaters, ſeiner eigenen künſtleriſchen Genialität, die mit Phönixſchwingen ſich von Jahr zu Jahr gewaltiger ausbreitete, galt er für den höchſten Träger der Kirchenmuſik, des ernſten großen Styls in Dresden und alle andren, meiſt älteren, Organiſten drängten ſich um ihn, als einen Stern, von dem ſie verſtohlen Strahlen borgten. Der Ruhm ſeiner Orgelconcerte, in die der Hof, die Oper, kurz Alles, was Dresden damals Glänzendes barg, zuſammenſtrömte, drang bis Leipzig, wo er wohlgefällig ins Ohr des

Vaters ſchlug, drang weit durch Deutſchland und verkündete, daß Friedemann, ſelbſt den Vater nicht ausgeſchloſſen, der König aller Orgelvirtuoſen ſei.

So, im Vollgenuſſe ſeines jungen Ruhms, ſtieß er einſt, als er von Holzendorf*) kam, auf — Doles, der, ſeitdem ihn Sebaſtian Bach fortgejagt, in Dresden lebte und ſein gequältes, hoffnungsarmes Daſein durch Privatſtunden friſtete.

Er ſah verhärmt und ſehr herabgekommen aus. —

„Herr Gott, Doles! Bruder! Um Himmelswillen, wo ſteckſt Du denn in Dresden, wie geht es Dir?" — „Mir?" fragte jener mit einem krampfhaften Zucken der Lippe. „Du willſt wiſſen, wie mir's geht und ſiehſt doch, wie ich ausſehe?" —

„Und warum, wenn Du hier biſt und Noth leideſt, warum biſt Du denn nicht zu mir gekommen?" —

„Himmelwetter, was bildeſt Du Dir ein, Herr Oberorganiſt? Meinſt, nachdem mich Dein vornehmer Herr Vater wie einen Halunken behandelt hat, ſoll ich beim Herrn Sohn betteln?" —

„Doles, Kerl, ſei vernünftig! Waren wir nicht immer Freunde? Müſſen wir uns denn von einander

*) Diplom. Geſch. Dresd. S. 140 und 41.

wenden, wenn Du Dich mit meinem Vater entzweit haſt. Du kennſt mich doch genug, und ſollteſt doch wiſſen, wie weh mir's tief hier drinnen iſt, daß mein Vater ſo heftig gegen Dich verfahren —"

„Du ſiehſt alſo ein, daß ich mit der Fuge Recht habe?" —

„Nein, Unrecht haſt Du! Wenn mich's auch noch ſo ſchmerzt, daß mein Vater ſo ſtreng gegen Dich geweſen iſt, wenn ich Dich auch für einen achtbaren, tüchtigen Muſiker halte, wegen der Fuge biſt Du ein Eſel, und — nein, nein, renn' nicht weg, Toles, ſei geſcheidt, ich kann doch für die Geſchichte nicht! Laß uns über die ver..... Fugenzankerei ſtill ſein. Du biſt mein Jugendfreund, Dir geht's ſchlecht, — willſt Du, daß Dir Dein alter Friedemann helfen ſoll?" —

Zögernd ſtand Toles in ſeinem ſchäbigen Kittel vor ihm, bittre Thränen rannen ihm übers Geſicht, er ſah Friedemann ſtarr an, und eine ſtille, tiefe Wehmuth zog über des Armen bleiches Geſicht, und in dieſer Wehmuth zog die alte Freundſchaft in ſein Herz. Er legte ſeine Hand in die Friedemanns.

„Ja, hilf mir denn, aber —"

„Aber? Kein Aber, Toles! Ich helfe Dir, damit iſt's gut. Nur eine Bitte an Dich hab' ich: verſprich mir, daß

Du kein einziges Mal böſe von meinem Vater ſprechen oder über die Fuge ſchimpfen willſt. Du ſchreibſt keine, ich ſchreibe welche, baſta. Und jeder mag ſehn, wie er beſſer fährt. Willſt Du auf die Bedingung, daß wir die Alten ſind?"

„Gut, Friedemann, ja, wenn Du's ſo willſt! — Aber das ſag' ich Dir, ſchenken laß ich mir von Dir nichts, Friede, ich zahl' Dir Alles wieder, was Du an mir thuſt, das bin ich mir, das bin ich dem Schimpf ſchuldig, den mir Dein Vater angethan hat, hörſt Du? — Und wenn Dir Gott Unglück oder ſonſt ein Elend einmal ſchickt, dann biſt Du ein ſchlechter Kerl, ein Lump biſt Du, wenn Du zu Doles nicht kommſt, verſtanden?" —

„Ja ja, dann komme ich auch zu Dir, Doleschen," lachte Friedemann, und Arm in Arm ſchritten Beide zum Organiſtenhauſe. —

So reich Friedemanns Phantaſien, ſeine extemporirten Variationen und Fugenſätze waren, ſo konnte man ihn bisher nicht bewegen, etwas Größeres zu componiren.

Er wollte, wenn er etwas ſchüfe, ein Tonwerk hinſtellen, das an Größe der Idee, wie an Größe der Ausführung Alles, was das Jahrhundert gegeben, hinter

sich lassen müsse. Das wollte Friedemann, aber was? — das wußte er nicht. Das „Was" zu finden war die Arbeit seiner einsamen Stunden, und indem er alle seine Geister im Innern zur Berathung rief, ließ er sie stets unbefriedigt wieder auseinander gehen. Er fühlte, wie schwer sein Wollen sei, fühlte zum ersten Mal die tiefen, heißen Schmerzen des Gebärens, die gewagte und geheimnißvolle Arbeit, aus Nichts sich eine Welt zu erbauen. Aus Nichts! Das eben war sein Fehler, daß er, nicht wie sein Vater die Schrift zur Idee seiner Schöpfung nahm, seine Begeisterung unter die einfache Hoheit des Evangeliums stellte, sondern aus Nichts, aus dem leeren Grunde der Phantasie, direkt aus dem kaleidoskopischen Schemenlande seiner Einbildungen den Stein der Weisen, das blitzende Juwel erzeugen wollte, das er ins Geld der Töne zum Diadem für seine Stirn fassen konnte. Verzweifelt, wund gerieben an seinen eigenen Gedanken, gab er die Arbeit auf, bis ihm die Zeit, der Zufall den Schlüssel zu dem „Was" in die Hände spielte. — Ha, siehst Du wohl, armer Poet? Ei, Zeit und Zufall! Also das große Ding da außer Dir, das Leben sag lieber, das soll es machen? —

Wie ernst ist diese Lehre! — — — — — — —

Die allgemeine Gunſt, deren Friedemann ſich erfreute, brachte ihn in die ausgeſuchteſten Zirkel der Reſidenz. Außer dem Oberprediger Merverger, dem Stadtſyndikus Weinlich, dem Bürgermeiſter Vogler und dem Conſiſtorial-Präſidenten von Loß, die ſeine Patrone waren, beeiferten ſich die Räthe von Gersdorf und Zeh, der Hausmarſchall von Erdmannsdorf und der Kammerherr von Holzendorf, ihn in ihren Häuſern zu empfangen. Die Männer fanden ihn geiſtreich und angenehm, die Frauen ſchön, poetiſch und galant, er war im beſten Zuge, Modeartikel zu werden. Was aber auf ihn einen beſondern Glanz warf, war, daß er in Brühls Hotel wohl gelitten war, daß Beide, Heinrich wie Antonie, ſich lebhaft für ihn intereſſirten, und daß er bei außerordentlichen Gelegenheiten mit höchſtem Beifall bei Hofe geſpielt hatte. Er ſtand auf der Zinne ſeines Glanzes, nur die Schöpfung eines großen Werkes konnte ihn noch über ſich ſelbſt erheben. — Einen ſtolzen Augenblick, ein hohes, ſtrahlendes Glück hatte er aber eben erreicht, — ſein Vater war zum Hofcomponiſten des Königs ernannt worden, er konnte Dem, den er für ſein Vorbild anſah, an den ihn die höchſte, ja einzige Liebe und Verehrung knüpfte, die Nachricht ſelber bringen und den duftigen Zweig der Anerkennung um des Va-

ters ergrauten Scheitel flechten. Mit tausend lerchenhellen Jubelstimmen, die alte Hanne mit sich nehmend, reiste er nach Leipzig mit dem kostbaren Diplom und die Engel der Liebe und Sehnsucht flatterten vor ihm her zum Vaterhause. — — — — — — — — — —

Zum Vaterhause! — Mehr denn vier Jahre hatte er es nicht wiedergesehen! —

Wenn wir in thatendurstigem Jünglingsmuth, von der heißen Sehnsucht nach Erfüllung unsrer Wünsche und Pläne erfüllt, aus der Heimath getrieben werden in die große, schimmernde Welt, wenn uns nach manchem Kampfe, mancher Verkehrtheit endlich vergönnt ist, festen Fuß zu fassen und in mäßigem Grade das zu erreichen, was man ersehnte, und man sich nun wieder zur Heimath wendet, sei's für immer, sei's auf eine kurze Zeit nur, mit welcher Selbstbefriedigung und Wonne rollt man die alte wohlbekannte Straße dahin und lukt nach dem grauen Kirchthurm, dem Leuchtthurme am Gestade der Jugendspiele. Wie wird das Alles aussehen zu Hause, wie mag sich so Vieles verändert haben! Und wenn man sich die Heimath noch so verändert vorstellt, so anders, so ganz anders, als wie sie geworden ist, glaubt man sie doch nimmer.

Der Gedanke mag sich vorher mit jeder Verwand-

lung befreundet haben, das Herz, das Auge thut es nie und bemerkt zuckend jede leere Stelle, jede Verrückung der Dinge, die dem Hirne freilich keinen Scrupel mehr macht.

Aehnlich war es bei Friedemann. Er war mit den Vorgängen im Hause ziemlich vertraut, der Vater, Emanuel sein zweiter Bruder, Altnikol, Krebs hatten ihn in Dresden öfters besucht, und wöchentliche Briefe ergänzten das, was ihm etwa an Nachrichten fehlen mochte, und doch frug er sich und die Hanne: „Wie mag nur Alles aussehen?“ — Eine trübe Wolke der Schwermuth schlich über seine sonst so helle Stirn, denn er ging außer den vielen Freuden auch manchem Trüben entgegen. Von seinen Schwestern waren kurz nach einander zwei während dieser Zeit gestorben, die zweite und die letzte, ein paar liebe Mädchen. — Die Familie hatte sich auch vergrößert um drei Söhne. Abraham, den Magdalene Anne 33 geboren, war schon im folgenden Jahre gestorben, 1735 war Johann Christian geboren worden, den man nachmals den Englischen nannte, und vor einem Jahre David. Aber David, der jüngste, letzte, war ein Schmerzenskind, mit ihm war in das sonst gesegnete Haus Sebastians das Unglück eingezogen, — der Knabe war von Geburt aus

blödsinnig. — Das Unglück war eingezogen in des alternden Bachs Haus, hatte seinen Wohnsitz in ihm aufgeschlagen und sollte nicht mehr weichen, bis es den alten Bastian selber todt mit sich hinausnahm. Dann aber brach das Haus zusammen, und die Lerchen, die sonst in ihm gewohnt, zerstreuten sich in alle Winde.

— — — — — — — — — — — — — —

„Herr Jeses, da is Leipzig! Sehn Se, sehen Se doch, Friede! Ich weeß och gar nich, Se sind e' junger Mensch und sitzen so kienstöckig da!" — Und so aus seinen trüben Gedanken über David und des Vaters Sorgen gerissen, ging Friedemann, wohl oder übel, auf das gutmüthige Geschwätz der Alten ein, die nicht zu begreifen schien, daß ein Mensch oft am wenigsten allein sei, wenn er allein ist. — — — — — — — —

Sie fuhren in Leipzig ein. Niemand ahnte ihre Ankunft. —

An der Post stiegen Beide aus.

Es war an einem Wochentage und Friedemann wußte, daß der Vater jetzt grade zu Hause sein mußte. Anne Magdalene, die Mutter, saß in der Wohnstube, wo der zweijährige Christian zu ihren Füßen spielte, und besserte mit der dritten Tochter Bachs aus erster Ehe, mit Christianen, Kinderkleider aus. In der Schlafstube

daneben lag der unglückliche David in der Wiege. Sebastian, der Vater, war in seiner Unterrichtsstube, die auf der andern Seite des Flurs lag, und als Friedemann leise vorbeischlich, hörte er den Vater laut und eindringlich sprechen, und ihm war's, als wenn Altnikel oder Krebs bei ihm sei.

Die alte Hanne hinter sich, huschte Friedemann in die Küche. Er hatte sich nicht betrogen, dort war seine älteste Schwester Friederike, die nun, seit die alte zuverlässige Hanne in Dresden war und die Stiefmutter mit den kleinen Kindern so viel Sorgen hatte, fast ganz allein die Wirthschaft führte. Das Mädchen stand mit dem Rücken gegen die Thür am Heerd und besorgte den Kaffee, als Friedemann leise hinter sie schlich und ihr die Augen zuhielt.

„Ach Gott! — Ja was ist denn das? — Sie sind's gewiß! — Lassen Sie doch los, Altnikel! — Was das für Dummheiten sind! — Mein Gott, wenn die Mutter das sieht!" —

„Und was dann, Nickelchen?" und Friedemann lachte ihr ins Gesicht.

„Friedemann! — Ach Gott, Du bist's? O sei mir tausend, tausendmal gegrüßt, Herzfriede!!" und außer sich vor Freuden fiel sie dem langersehnten Bruder um den Hals, und brach in solch jubelndes Entzücken aus,

daß es in der Vorderstube lebendig ward und Christiane auf den Flur kam, um zu sehn, was los sei.

„Herr Gott, der Friedemann!“ Und „der Friedemann ist da!“ hallte es durchs ganze Haus. „Mein Junge, wo, wo ist er? Friedemann, Herzenssohn!“ und Vater und Sohn lagen einander in den Armen.

Auch die Mutter war herbeigeeilt mit den Andern, stand bewegt dabei und küßte ihren Stiefsohn Friedemann recht wacker, denn sie hatte ihn lieb wie ihren eignen. Emanuel polterte indeß von seiner Kammer herunter, um einzustimmen in den Willkommen, und der treuherzige Altnikel, der beim Vater war, reichte ihm herzlich die Hand.

„Nun, lasset mir meinen Friedemann nur ganz, Kinder, Ihr zerreißt ihn ja vor lauter Liebe,“ lachte Vater Sebastian und zog den Ankömmling in die Wohnstube, indeß die Mutter einen Boten nach der Post schickte, um das Gepäck zu holen.

„Vor allen Dingen setzt Euch nur rings um mich her, Ihr Lieben, und Ihr, Herzvater und Herzmutter, grade vor mich hin, ich hab Euch Allen was Hochwichtiges mitzutheilen,“ sagte Friedemann.

„So? — Na setze Dich neben mich, Alte,“ sagte Sebastian und zog Magdalene zu sich aufs Canapee.

„Nun, Friedemann?“ — Die Andern hatten ſich um die Aeltern und Friedemann gruppirt.

„Lieber Vater, ich und Alle, ſo Dich lieb haben, und was noch mehr heißet, Dich kennen als den größten Muſikus, der je dem lieben Gott zu Preis und Ehre geſungen, wir Alle haben immer nur ſehnlichſt gewünſcht, Du möchteſt doch eine ſo hohe, fürnehme Stelle in der Welt einnehmen, wie ſie Dir von Rechtswegen gebührt. Damals als die Stelle an der Hofkirche zu St. Sophien leer war, wollteſt Du nicht, und haſt lieber Deinem Friedemann, der gegen Dich ein Stümper iſt, die Stelle gegönnt, um ſein Glück zu machen. Lieber Vater,“ und Friedemann trat das Waſſer in die Augen, „ſo Du's nicht ungütig nimmſt, iſt Dein dankbares Kind nun zu Dir gekommen, um Dir eine ebenſo große Freude zu machen, wie Du ihm damals gemacht. Unſere Königliche Majeſtät von Sachſen hat Dich mit 600 Thalern Gehalt zu Höchſt Ihrem geiſtlichen Hofcomponiſten ernannt, und ich ſoll Dir mit ſeiner gnädigen Erlaubniß das Diplom geben, und“ — der Sohn hielt das Document in der Hand, das Wort der Freude erſtarb auf ſeinen Lippen. Sebaſtian aber erhob ſich, ſein thränenfeuchter, ſtolzer und doch gerührter Blick überflog das Häuflein ſeiner jauchzenden

Lieben, und Vater und Sohn lagen einander, zuckend in Wonnethränen, in den Armen. Das Document, welches Sebastian entglitt, hielt aber Magdalene wie eine Siegesfahne empor, und Alles drängte sich um den glücklichen Vater und Künstler, ihm aus gerührtem Herzen Glück zu wünschen.

— — — — — — — — — — — — — —

Der erste Moment des Jubels war vorüber, alle zahllosen Fragen, die das Erstaunen an Friedemann gerichtet hatte, waren erledigt, und Sebastian mit den Seinen genoß um so mehr die Freude der neuen stolzen Stellung, und der für damals bedeutenden Gehaltszulage, als sein neues Amt ihn nicht von Leipzig riß, sondern ihm nur die Verpflichtung auferlegte, die für die kirchlichen Hoffeierlichkeiten nothwendige Musik zu componiren und bei außerordentlichen Gelegenheiten die Leitung der Kirchenmusik in Dresden selbst zu übernehmen. — Man wird heute billig über die geringe Summe Geldes lächeln, für die der große Bach seine Schöpfungen dahin geben mußte; wenn man aber bedenkt, wie damals namentlich der musikalische Verlag und Vertrieb im Argen lag, welche Anarchie überhaupt in der Kunst, welches Faustrecht in Bezug auf geistiges Eigenthum herrschte, so wird man finden, daß Sebastian Bach bei

dieſer Art der Schöpfung und Veröffentlichung ſich noch ganz leidlich ſtand. Er hat früher und ſpäter weit Bedeutenderes hingegeben, ohne es ſo geehrt und bezahlt, ja ohne es nur beachtet zu ſehn. —

Nach dem erſten Austauſch trug man alsbald für den lieben Gaſt Sorge, und, da er vierzehn Tage Urlaub hatte, räumte ihm der Vater eben ſeine Arbeitsſtube ein, denn er wollte durchaus mit ſeinem Friedemann zuſammen ſchlafen, damit ſie Abends vor'm Zubettegehen noch mit einander plaudern konnten. Wohl nie war Sebaſtian ſo im tiefſten Herzen vergnügt, ſo dankbar gegen Gott, ſo ſelig unter den Seinen geweſen, als heute. Er ſchien auf jener höchſten Höh' der Lebenswonne zu ſtehen, wo man eigentlich zu wünſchen aufhört, und nur noch — verlieren kann. Er ſaß neben Magdalene, hielt ihre Hand ſtill lächelnd in der ſeinen und hörte auf das Geplauder der Kinder, die ſich von ihm, von Friedemann und Dresden unterhielten und eben die alte Hanne ihre ſämmtlichen Neuigkeiten auskramen ließen, die, durch Kaffee und Kuchen begeiſtert, mit rhetoriſchem Pathos alle Falten ihres altjungferlichen Gewiſſens und Hirns aufſchloß, um von der Ehre, die man Friedemann in der Reſidenz erweiſe, und tau-

ſend Dingen zu berichten, die, wie ſie glaubte, für Aeltern und Geſchwiſter von größter Wichtigkeit ſein mußten. Friedemann und Friederike hatten ſich inzwiſchen nach des Vaters Stube geſchlichen. Die Schweſter packte aus, und Friedemann entledigte ſich des reichlich genoſſenen Staubes.

„Friederike, ſag einmal, Du biſt dem Altnikol wohl ungeheuer gut?“ fragte er die Schweſter. „Herr Jeſus, Friede! — Mein Gott! — A, was Du auch denkſt! — Pfui, Du biſt recht garſtig!“

„Aber recht herzlich gut biſt Du dem Altnikol doch, Friederike,“ und er faßte ſie um und ſah ihr lächelnd in das verſchämte Geſicht. — „Keine Winkelzüge, Hand aufs Herz, biſt Du dem Nikel gut, Mädel?“ —

„Aber“ —

„Kein Aber, ja oder nein?“ —

„Na ja, ja, ich bin ihm gut und er mir auch, daß Du's nur weißt. — Er hat vor vierzehn Tagen einen Antrag als Organiſt nach Naumburg gekriegt und weiß nicht, was er thun ſoll.“ —

„Na, zugreifen, Naumburg iſt eine gute Stelle!“ —

„Ja, dann muß er von Leipzig weg! — — Dem Vater wagen wir's nicht zu ſagen, und — Ach Gott Friede, rath' uns, — was wir thun ſollen.“ —

„Ja 's iſt ſchlimm, Friederike. — Nun Altnikel iſt ein ganzer Kerl, dem gönnt' ich ſchon meine Lieblingsſchweſter! — Weißt Du was? Pack hier eben ruhig weiter, ich geh einmal 'munter, und ſeh, ob ich Altnikel ſprechen kann.“ —

„Ach Gott, daß der Vater nur nichts merkt.“

„Nein doch, ſei nur ruhig!“ —

Der Bruder überließ das geängſtigte Mädchen ihrem Schickſale und ging hinab zu den Andern. — Er winkte Altnikel. „Du, Nikol, weißt, wir wollen dem Vater heut Abend ein Quartett machen, geh raſch, eh ers merkt, und beſorge das Nöthige.“ — Altnikel winkte, nahm ſtill den Hut und ſchlich ſich fort. —

„Lieber Vater, kann ich mit Dir und der Mutter ein paar Worte allein reden?“ —

„Zehn für eins, Friede, komm darein.“ — Alle Drei traten in eine Hinterſtube, wo die Töchter zu ſchlafen pflegten. — „Lieber Vater, ich hab' eine recht große Bitte an Dich.“ —

„Na, nur 'raus damit.“ —

„Du mußt mir aber verſprechen, daß Du nicht böſe ſein willſt, wenn ich Dir was ſage, was Du nicht gerne haſt.“ —

„Na ja, ich verſprech' Dir's. Heute kann ich gar nicht böſe ſein."

„Nun, lieber Vater, liebe Mutter, ich trete vor Euch als ein Brautwerber für meinen Freund Altnikol, der die Friedrike gar lieb hat. Er kann Organiſt in Naumberg werden, wenn er will, und hats nur noch nicht zugeſagt, weil er — Na, er fürchtet ſich, Ihr möchtet ihn abweiſen."

„J, ich hab längſt ſchon ſo was gemerkt," ſagte die Mutter, „ich wollte Dir nur nichts ſagen, Baſtian, denn Du hätteſt doch nicht eher ja geſagt, als der Nikol eine Stelle hat."

„So? Das iſt ja recht hübſch! — Und Du Spitzbube, Du Schlingel kommſt nach Leipzig, lauſch'ſt mir meine Fidelität ab und überrumpelſt mich? — Na wartet! Grade, nun grade zur Strafe ſoll die Friedrike den Nikol — haben und heut Abend iſt Verlobung. — Still, ganz ſtill, platzt nicht 'raus! Ganz ernſt! — Weiß Friedrike, daß Du mir was ſagen willſt?" —

„Nein, lieber Vater. Als ich ins Haus kam und die Friedrike in der Küche traf, hielt ich ihr die Augen zu. Da ſie auf Altnikol rieth, hab ich gleich gewußt, wo der Haas im Pfeffer liegt, und ſie hat mir's oben beim Auspacken gebeichtet. Da ſie nun Angſt hatte,

Du möchteſt es ausſchlagen, hab ich ihr geſagt, ich wollte erſt mit Nikol reden. Der iſt aber gerade einmal nach Hauſe gegangen, und da hab ich mir ein Herz gefaßt und bin vor die rechte Schmiede gezogen.“

„Das iſt geſcheidt. Haſt Du was gegen Nicol'n, Mutter?“ —

„I bewahre, mich freut's von Herzen.“ —

„Na gut. Alſo ganz ruhig. Die Mutter beſorgt einen Braten heut Abend, ich gebe ein paar Flaſchen Wein und das Andere findet ſich. Nur ſeid ernſthaft und verderbt mir den Spaß nicht. — Herr Je, Magdalene, wo haſt Du denn Dein Notenbuch, das ich Dir damals geſchenkt hab. Da ſteht ein Lied drin, Friede, 's iſt das Einzige, was ich mein Lebtag componirt hab'.“

„Du haſt alſo doch einmal ein Lied componirt, Herzvater?“ rief Friedemann überraſcht.

„Ja, nicht blos componirt, ſondern auch gedichtet, Friedemann, als ich und die Mutter Brautleute waren*). Ja ja, was Du Dir denkſt! — Na, einem Liebhaber, Sohn, verzeiht man ſo was, und ſelbſt wenn er die Kunſt ein wenig leicht nimmt. Aber ſonſt hab ich nur für den lieben Gott componirt. — — Alſo ſuch

*) Siehe Vorrede und muſikaliſchen Anhang.

das Büchel, Magdalene! und das Lied ſoll heut Abend die Friedrike zur Strafe ſingen und der Altnikel muß begleiten.“ —

„Ach prächtig, Baſtian, Du biſt prächtig. Nein Friedemann, ich hab den Vater mein Lebtag noch nicht ſo luſtig geſehn!“ —

Der Abend kam, — es war ein Abend voll Heimlichkeiten. Jeder ſchlich herum und lächelte, als gält's einen Spitzbubenſtreich. Altnikel hatte Alles zum Quartett beſorgt, hatte Kreps gerufen und Emanuel war ins Geheimniß gezogen.

Der alte Bach war zum Weinhändler und Kuchenbäcker gegangen. Magdalene, die alte Hanne und die Töchter rumorten in der Küche, wo das Feuer praſſelte und der leckere Braten ſein erſtes Aroma zu entſenden ſchien. Nur die arme Friedrike, der Friedemann geſagt hatte, Nikel ſei einſtweilen weggegangen, ſie möge ſich auf ein andermal gedulden, war traurig. Sie hatte gemeint, ſo eine ſchöne Gelegenheit wie heute komme nicht wieder, und Liebe, Organiſtenſtelle, Glück und Zukunft gingen der Armen in Gedanken alle in den Küchenſchlot.

Die Thränen traten ihr in die Augen, ſo daß es

die Mutter gewahr wurde. „Ach der alte Rauch beißt mich blos in die Augen," ſtotterte das Mädchen.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Tiſch war gedeckt. Braten, Wein, Kuchen und Obſt prangte darauf, und Vater und Mutter nebſt den Kindern allen ſaßen herum.

„Wo bleibt denn der Altnikol? Habt Ihr ihm denn nicht geſagt, daß er heute unſer Gaſt iſt?" ſagte Sebaſtian unruhig und ſeine Augen hafteten auf Friedemann.

„Er wollte gleich wiederkommen," antwortete dieſer, „ich will doch einmal ſehen" — und Friedemann ging hinaus.

„Und der Emanuel fehlt auch? — Was das für eine Trödelei iſt," brummte der Vater. „Meiner Seele, das junge Volk wird heutzutage immer unaccurater! Da war ich ein andrer Kerl, ich —"

Und das Quartett, das draußen begann, ſchnitt ſeine Philippika ab. —

Auf dem Flur ſaßen die vier alten Quartettgenoſſen und ſpielten des Vaters Lieblingsſonate wie ehemals. Friedemann erſte, Emanuel zweite Violine, Krebs Bratſche und Altnikol das ſchwermüthig ſonore Violoncell. —

Der Vater war tief ergriffen. Lautlos hörte er und folgte jeder Paſſage, jeder Modulation mit lächeln-

dem Neigen des Haupts, grüßte jeden Ton wie einen alten lieben Bekannten, wie einen Sohn, der ins lang vermißte Vaterhaus zurückkehrt. Vor ihm saßen seine beiden Söhne, zwei Talente von seltner Größe. Der eine, dessen Ruf schon weit erklang im deutschen Land, der andre, Emanuel, reif, hinauszugehen um seine erste Lanze zu brechen; dort seine beiden liebsten Schüler, der eine seinem Herzen seit wenig Stunden doppelt lieb. An seiner Seite das treue, fröhlich schaltende Weib, um ihn die Schaar lieblicher Töchter, spielender Knaben. Er selbst geschmückt, heut das erste Mal wahrhaft geschmückt mit dem Lorbeer des Ruhmes; — o stolzes, selig großes Künstlerglück! — Und doch — doch — o, daß nichts ganz rein sein darf, — daneben in der Kammer erhob sich ein quirlend greller Thierestaut, die Stimme seines blödsinnigen David.

„Der Herr hats gegeben, der Name des Herrn sei gelobt," murmelte Sebastian und preßte Magdalenens Hand, die rasch aufstand und zu dem armen Kleinen ging, die Doppeltbräne der Seligkeit und Schmerzen zu verbergen.

Das Quartett war aus, Alle saßen um den gastlichen Tisch und ließen Hannens Kochkunst das gebührende Lob thatsächlich und mit Worten zu Theil werden.

Die Gläſer kreiſten und bald ließ man die herrliche Frau Muſika, bald den Altmeiſter Sebaſtian, die Hausmutter und Friedemann leben. Der Tiſch war abgeräumt, die Gläſer blieben.

„Nun Kinder, aufgepaßt! Jetzt wollen wir den alten Ohrenſchmaus der luſtigen Thüringer halten*), wer lacht, muß aufhören, wer gewinnt, dem ſchenk ich ein Andenken an dieſen Tag.“ —

Und nun begann ein eben ſo ſeltſames wie ungewöhnliches Schauſpiel oder beſſer Ohrenſpiel — oder doch Schauſpiel, denn es war auch genug dabei zu ſehen.

Bei Sebaſtian Bach war alles, ſelbſt die ausgelaſſenſte Freude, das, was wir, wenn wir animirt ſind, Blödſinn treiben nennen, Muſik. Wenn er, was natürlich nicht gar oft geſchah, ſo überaus fidel war, ſo wurde ein ſogenanntes Quodlibet geſungen. Das war aber nicht, wie wir es kennen, eine Reihe Melodien, die, geſchickt abgebrochen, harmoniſch in einander verlaufen, ſondern etwas ganz anderes. Jeder Anweſende, und daß Jeder muſikaliſch war, verſteht ſich hier von ſelbſt, — jeder Anweſende mußte etwas ſingen. Der eine

*) J. S. Bachs Leben v. Forkel. S. 3.

ein Volkslied, der andere einen Choral, der dritte eine Menuett, der vierte ein Schelmenlied, etwa vom „Schneiderle, das sich Leba nahm, Leba nahm", und so Jeder etwas Anderes. Dies wurde nun wie ein Canon gesungen.

Man kann sich von der Drolligkeit dessen wohl kaum einen Begriff machen. Lange dauerte es nicht, so platzte einer in herzliches Lachen aus, und mußte aufhören, bis endlich der Letzte herzhaft mit seiner Weise schloß. — Heut war Altnikel Sieger und wahrscheinlich wohl nur darum, weil sein Herz grade der Lustigkeit nicht sehr zugänglich war. —

„Na, der Altnikel hat's also! — Gut, eh Ihr heimgeht, erinnert mich dran, ich hab's in meiner Stube oben, was Euch zugedacht ist. — Hier sind noch drei Flaschen Wein, die wollen wir 'nüber zum Klavier nehmen, damit wir etwas Tastenschmalz haben. Hast Du das Buch, Mutter? —"

„Da ist's, Vater," und Magdalene langte ein altes geschriebenes Notenheft*) hervor und reichte es dem Alten.

Nun ging's in's Unterrichtszimmer, wo das Klavier stand. —

„Paßt einmal jetzt auf, Kinder. In dem Buch da steht ein Lied, das hab' ich unsrer Mutter gedichtet und

*) Jetzt im Besitze der königl. Bibliothek zu Berlin.

componirt, als wir Brautleute waren und ſeitdem keins wieder. Es iſt eine artige Anweiſung für Liebesleute, wie ſie ſich zu verhalten haben. Da Friederike, ſing's einmal; Almikel mag Dich begleiten." —

Die beiden Liebenden waren wie vom Schlage getroffen. —

„Nun, was iſt's denn? Habt Euch doch nicht, Ihr ſeid ja keine!" —

Friederike hätte zuſammenbrechen mögen, aber ſie durfte Nichts merken laſſen. Des Vaters ernſtes „ihr ſeid ja keine" gab ihr den Gnadenſtoß. Sie mußte ſingen, wenn ſie ſich nicht unerhört bloßgeben wollte. Der bleiche Almikel ſetzte ſich an's Klavier, das Buch ward aufgeſchlagen, und bebend begann Friederike:

„Willſt Du Dein Herz mir ſchenken,*)
So fang' es heimlich an,
Daß unſer Beider Denken
Niemand errathen kann.
Die Liebe muß bei Beiden
Allzeit verſchwiegen ſein,
Drum ſchließ' die größten Freuden
In Deinem Herzen ein."

*) Siehe den muſik. Anhang am Schluſſe des dritten Bandes.

„Behutſam ſei und ſchweige
Und traue keiner Wand,
Lieb' innerlich und zeige
Dich außen unbekannt.
Kein Argwohn mußt Du geben,
Verſtellung nöthig iſt,
Genug, daß Du mein Leben
Der Treu' verſichert" —

— Da konnte die arme Friedrike ihrer Thränen nicht Herr werden. Krampfhaft ſchluchzend fiel ſie der Mutter um den Hals, Altnikel, im tiefſten Herzen verwundet, erhob ſich und wollte nach Hut und Stock greifen.

„Ach ja, Nikel, haltet doch noch! Wenn Ihr gehen wollt, muß ich Euch ja das Quodlibetgeſchenk geben. Da, Herr Organiſte von Naumburg, wenn's Euch nicht zu gering iſt, da nehmt meine älteſte Tochter Friedrike. Ihr müſſet ſie mir nur noch ein Biſſel auf Borg laſſen, bis Ihr in Naumburg eingerichtet ſeid. — — —

Hoch, Kinder, hoch! Heut iſt Verlobung, daß Ihr's wiſſet!" — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Der Freudentag war verrauſcht, die Verlobten hatten mit beſſerer Courage denn vorher auf Friedemanns Bitte das reizende: „Willſt Du Dein Herz mir ſchenken"

zu Ende gesungen, der letzte Ton war verhallt, das letzte Glas getrunken, nach einem seligen Kuß und dem lustigen „Gute Nacht, Herr Schwiegersohn" Sebastians war Altnikol nach Hause gegangen und hatte versprochen, sofort nach Naumburg zu schreiben.

Die Familie Bach begab sich fröhlich zu Bett und Sebastian, seinen Friedemann am Arm, ging hinauf in seine Stube.

Es war eine herrliche Maiennacht. Voll und groß goß der Mond sein thauigt Silber auf die Straßen, laulich fächelte der junge Blüthenwind durchs offene Fenster. Ach, es war ihnen beiden so wohl, sie dehnten sich vor Behagen!

„Lieber Vater," sagte Friedemann, als sie allein waren, „ich möchte Dich auch um ein Andenken an diesen schönen Tag bitten, daß ich mich immer erinnern kann, wie glücklich ich heute gewesen bin. So ein Tag hilft über manches Herzeleid weg. Ich möchte Dich nämlich bitten, mir zu erlauben, daß ich das schöne Lied nach Dresden mitnehmen darf, ich will auch gar nicht sagen, von wem es ist." —

„Gut, Friedemann, nimm es mit, und wenn Du einmal ein Mädchen gefunden hast, die für Dich paßt, so ein braves, gutes, einfach schlichtes Herz wie

unſere Mutter, dann ſing' es ihr vor, aber" — und Sebaſtian wurde ſehr ernſt, „verſprich mir, daß Du nie ein Liebeslied componiren willſt, Friede, — nie!" —

„Nie, lieber Vater, ich componire niemals ein Lied!" —

„Komm, ſetz' Dich an's Fenſter zu mir her, Sohn, ins volle Mondlicht, daß ich Dir in's Geſicht ſehen kann. Der Wein hat mich ſo lebendig gemacht, daß ich noch nicht ſchlafen kann, ich möcht' halt den ſchönen Tag noch länger haben, als er lang iſt, wer weiß, Friedemann, ob wir bald wieder ſo vergnügt ſind." —

Vater und Sohn ſaßen einander gegenüber, das Licht in der Stube war ausgelöſcht.

„Sag', Friedemann, haſt Du noch kein Mädchen geſehen, die Dich gerne mag? Biſt doch ein ſtattlicher Kerl; haſt Du kein Glück bei den Weibern?" —

„Na ſoll ich denn das ſelber von mir ſagen, lieber Vater? — Es giebt wohl genug, denk' ich, in Dresden, die mich gern ſehn, aber ich wüßt' keine, die ich möchte. Wenn's wahr iſt, daß einem Verliebten abſonderlich zu Muthe ſein muß, dann bin ich gewiß keiner. Meine Zeit iſt noch nicht da, Vater, ich muß erſt was geſchaffen haben, daß die Leute ſehen, ich tauge was zum Erzeuger, eh' ich dran denk', eine Frau zu nehmen."

„Das läßt ſich hören, Friedemann. Da denkſt Du

ungefähr wie ich. Aber warte nicht zu lange, Sohn. Wenn man ſonſt ſein Brot hat, kann man gar nicht zeitig genug heirathen. Weißt Du, warum? — Erſtens ſtrebt man viel ernſter, dann gelingt einem Alles beſſer, und was man erringt, hat man zu Zweien, das iſt viel ſchöner. Wenn der Künſtler auch noch ſo alt, noch ſo berühmt iſt, er lernt doch noch immer; wer nicht mehr lernen kann, iſt todt, Friedemann. Was man aber von ſeiner Frau lernt, iſt gerade das Beſte in der Kunſt und im Leben, denn die Kunſt des Lebens, die Weltklugheit, und das Leben in der Kunſt, die Empfindung, iſt das, was die Weiber immer beſſer verſtehen. Warte nicht zu lange mit Deiner Häuslichkeit, Sohn, gerade Du, Du brauchſt eine Frau, denn Du biſt einer von den Geiſtern, die nur im Himmel oder in der Hölle Raum haben, ſolche aber müſſen bald heirathen, daß ſie fein auf der Erde gehen lernen. — Nein, nein, rede mir nichts ein, ich kenne Dich gar zu gut! Du wirſt ein großer Künſtler werden, aber Du kannſt, nimm's nicht übel, Friedemann, Du kannſt auch ein großer Lump werden. Ich hab' manchmal ſchon recht mit Aengſten an Dich gedacht, wie Du bei dem noblen Volk unter den glattfüßigen, lavendelſtänkrigen Weibsleuten in Dresden ſitzeſt, und die Frau Miniſterin

hier und die Frau Gräfin da und der Herr Kammerherr und der Herr Oberſtallmeiſter tätſcheln Dich, zerren an Dir und verhunzen Dich; — nicht als Künſtler, das können ſie gar nicht, als Künſtler kannſt Du Dich ſelber nur zu Schanden machen, aber als Menſchen können ſie Dich verſchimpfiren. Halte Dich zu Deinem Pfarrer, Sohn, und nimm Dir ein Weib, denn ſo wahr mir Gott helfe, das Leben iſt eine verteufelt ſchwere Kunſt! — Ein andermal weiter, Friedemann. Morgen iſt auch ein Tag." — — — — — — — — — — —

X.

Geld!

„Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage."

So grübelt der unselige Hamlet, schwankend zwischen Thun und Lassen, Leben oder Tod!

Vor wie viel Tausende unsrer Mitmenschen tritt diese Frage nicht hohläugig hin und wird durch Pistol, Strick, oder Welle aufgelöst? — Ja uns Allen, leise oder laut, schüchtern oder frech, drängt sie sich zu Zeiten auf, nur aber meist anders als bei dem Dänenprinzen voll Wittenberger Scholastik. —

Hamlet gehört mit seinem Character, seinem ganzen Wollen, Fühlen und Können, seiner ganzen Dialektik der Romantik an. Nur die Romantik fragt nach dem „Sein oder Nichtsein." — Die moderne Zeit, die Zeit des Egoismus, erwähnt nicht mehr ob sie ist, sondern

ob ſie hat. „Haben oder Nichthaben, das iſt die Frage“ und wenn man hat, ſo iſt man. Die Frage des Beſitzes, das Geld iſt der Angelpunkt der Exiſtenz geworden, und wenn im Hamlet die ganze Romantik ruht, ſo iſt die moderne Zeit der Shylok, der da wimmert: „Ihr raubt das Leben mir, wenn ihr die Mittel nehmt, durch die ich lebe.“ Und dieſer ſcheußliche Jude, die moderne Zeit mit ihrem „Pfund Fleiſch“, wenn man ihr näher in die Augen leuchtet, ihr unparteiiſch auf den Grund geht, welch tragiſche Figur iſt ſie doch, welch rieſig großer Character mit einer Welt voll Weh: „daß man auf dem Rialto ſie geſchmäht um ihre Gelder und um ihre Zinſen!“ —

Es iſt leicht, ein ſittliches Entſetzen vor ihr zu affectiren und zu ſagen: „ich habe ein moraliſcheres Gefühl als meine Zeit, mir iſt das Geld nicht Sein!“ Es iſt auch leicht zu ſagen: „iſt unſre Zeit nicht ſo egoiſtiſch, ſie hat Höheres und Edleres zum Inhalt, als die Selbſtſucht!“ — Wer will es denn beweiſen? —

Die moderne Zeit, die mit der Reformation anbrach, hat drei verſchiedene Elemente.

Klänge der alten, entwichenen Autorität hallen in ihr leiſer oder lauter wieder, und dazwiſchen ein ferner Geſang, ein nebelhaftes Traumbild, das keinen Namen hat

und uns von Weltversöhnung und dem Bunde der Menschheit in der Zukunft plaudert. Es ist dasselbe leise Sphärenlied, das einst der Menschheit Haupt umspielte, als die Antike zusammenbrach.

Der Grundton aber, (und davon nur, von der leitenden Idee, ist die Rede,) der Grundton ist das Ich, das Subject. Die Sucht zu herrschen, zu haben, ist der oberste Lehrsatz des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, und Geld der allgemeine Kaperbrief für Güter jeglicher Art, denn jedes Gut ist mein für Geld.

„Wenn ich sechs Hengste zahlen kann
Sind ihre Kräfte nicht die meinen?“ — —

Es beschleicht uns ein peinliches Gefühl dabei, wie beim Anschaun des Shylok. Und doch, wenn die Existenz der Menschheit an dem Hamlet oder dem Juden hinge, ich würde doch den Juden nehmen, denn in ihm liegt die Lehre der Vergangenheit und die Lehre der Zukunft. —

Die Kriege der Autorität, die Kämpfe um eines allgemeinen Gedankens willen hatten schon vor Beendigung des dreißigjährigen Krieges aufgehört, seit jener Zeit sind nur individualistische Kriege bis zum Jahre 1813 geführt worden. Erst da, als sich das empörte Volk Europas erhob, den ländergierigen Alexander der modernen Zeit zu bekämpfen und den neuen Prometheus der

Bourgeoisie an den Felsen St. Helena zu schmieden, leuchtete wieder ein Gesammtgedanke durch den Krieg. Der Gedanke nämlich, seine nationelle Persönlichkeit nicht durch die übermüthige eines Fremden ersticken zu lassen. Selbst dieser Gedanke war nicht mehr ganz rein, weil sich die subjective Richtung der ganzen Epoche nicht aus ihm fortleugnen ließ. — Was auch an Aufopferung und spartanischer Tugend seit der Reformation im Kampfe zu Tage gekommen sein mag, der innere Nerv desselben, die Maxime, den materiellen Besitz zu sichern oder auszudehnen, ist, trotz aller Weltgedanken, die man zur Devise borgte, herrschend geblieben — bis auf Weiteres. — — — — — — — — — —

Brühl hatte die Zinne seines Strebens erreicht, er war alleiniger Minister! — Im Moment der Entscheidung hatte die Königin sammt der katholischen Partei sich auf den Monarchen geworfen*) und aus dem Sturze der drei unglücklichen Kronenträger Brühl nicht nur gerettet, sondern ihn sogar auf das Staatsroß gehoben, indem sie alle diplomatischen und religiösen Beweggründe aufbot, um die Wahl des Lieblings in des Herrschers Augen plausibel erscheinen zu lassen.

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 150.

Gern hätte die Königin (vielleicht aus geheimem Vorgefühl) den guten Hennicke gerettet, aber „der Lakai, der Lakai!“ „„Zwei Pagen und ein Lakai““, das hatte August III. doch zu furchtbar alterirt, und man mußte von Hennicke abstehen, wollte man nicht Gefahr laufen, daß der König sich ganz und gar beruhigte und aus Gnade auch noch Sulkowsky gar wieder in den Kauf nahm. —

Brühl ward also alleiniger Minister.

Königin Maria Josepha jubelte, daß doch endlich die Stunde geschlagen habe, wo sie die Lilienhand an Sachsens Steuer legen könne. Quarini und die katholische Fraction begannen mit unendlicher Behäbigkeit sich breit zu machen und träumten von der systematischen Katholisirung des Nordens, denn Brühl, der liebe Brühl, war höchst gefällig. Wer hätte in diesen ewig freundlichen Zügen Undankbarkeit lesen, in diesen bis zum Uebermaße höflichen Manieren nicht die personificirte Dienstwilligkeit finden wollen? Für Jeden hatte er einen „ergebenen Diener“, ein bereites Versprechen, eine befriedigende Antwort,*) und wohl nie hat ein Hofmann

*) Leben des Grafen Brühl in vertraulichen Briefen 1760. I. Br. S. 63—67.

eine geschmeidigere Rhetorik als er gehandhabt, um — nichts von alledem zu thun. —

Der allergrößte Schritt zu seiner Befestigung war dadurch geschehen, daß er in einer geheimen Audienz bei August sofort aus dem Lager der Königin in das des Königs übertrat. — Josepha und Quarini täuschte er dadurch, daß er katholisch*) wurde. Er operirte somit gegen die Königin beim König, operirte durch Einführung des strengen, altspanischen Ceremoniels gegen die Nebenbuhlerei des Hofes, und wenn Sulkowsky den König allein isolirte, so isolirte Brühl zuerst das Herrscherpaar vom Hofe, um es unter sich wieder durch gegenseitiges Mißtrauen zu trennen. Er allein war das einzige Band, welches das königliche Paar mit dem Lande und Hofe einte, das einzige Sprachrohr aller Interessen, der einzige Kanal, durch welchen Alles zu und abfloß. Antonie von Brühl, als Oberceremonienmeisterin, theilte sich mit der ihr ergebenen Ogilva**) in den innern und äußern Dienst bei der Königin, die einzelnen Ministerien hatte Brühl zu einem Gesammtministerium vereinigt, in welchem jene nur Departements

*) Leben Brühls in vertraul. Brief. 1760. I. Bd. S. 111.
**) Leben Brühls in vertraul. Brief. II. Bd. S. 111.

ausmachten, die einen Geheimen Miniſterial-Director, daß heißt einen Secretair Brühls zum Verſtand hatten. So kamen die Geſchäfte in die Hände eines Steymann, Saul, von Stubenberg, Hofrath Eſſenius, Kriegsrath Karbe, von Stammer, von Tritſchler und Anderer dieſer Gattung.*)

Alle dieſe Leute hatten nur die Fähigkeit, den rückſichtsloſen Willen ihres Chefs durchzuſetzen, und wenn Brühl dem Königlichen Begehr nach Geld durch dieſe Organe willfahrte, ſo kann man ſich leicht einen Begriff machen, wie viel davon erſt unterwegs hängen blieb, ehe es in den Schatz floß. —

Brühls eigenſtes und alleiniges**) Geſchäft war's, ſich durch die größten Vorſichtsmaaßregeln vor jähem Sturze zu ſichern, dem König ſtets Geſellſchaft zu leiſten und ſo ſich auf's Engſte mit den Gewohnheiten des Monarchen zu verſchmelzen, eines Monarchen, dem Alles Gewohnheit und Gewohnheit Alles war. Von 10 Uhr Vormittags bis 8 Uhr Abends war Brühl faſt ununterbrochen um ihn***) und während ſeiner Abweſenheit

*) Leben Brühls in vertraul. Brief. I. Bd. 135—141, II. Bd. S. 50—55, 69, 86—89 u. ſ. w.

**) Leben Brühls in vertraul. Brief. I. Bd. S. 122—134, 140, II. Bd. S. 61—74, 99 u. ſ. w.

***) Leben Brühls in vertraul. Brief. II. Bd. S. 150—154.

ſorgte er klüglich, daß der König nur mit Leuten in Berührung kam, die von ihm ganz abhängig waren und um ihres eigenen Vortheils willen nichts fehlen ließen, was den neuen Miniſter in der Gunſt ſeines Herrn befeſtigen konnte. Die verſchärften Hofceremonien begünſtigten die Abſicht des Grafen um ſo mehr, und er wußte ſie ſo umſtändlich, weitſchweifig und zugleich luxuriös zu machen, daß der König und die Königin ſelbſt ausnehmend damit zufrieden waren, und in dieſem Beſtreben ihres Premiers nur die Abſicht ſahen, die Heiligkeit der Majeſtät immer mehr zu erheben und zu wahren. Quarini, der auf's Engſte mit Brühl alliirt war und mit ihm alle Nachmittage arbeitete,*) referirte der Königin über die laufenden Geſchäfte und holte ihre Meinung ein. Da aber Pater Quarini mehr eitel**) als herrſchſüchtig, mehr geldgierig als hierarchiſch, mehr Caſuiſt als Intriguant war, und Brühl ihn mit dem Verſprechen des Cardinalshutes wie mit lucrativen Einnahmen geſchmeidig erhielt, machte er ihn ganz zu ſeiner Creatur.

Das Brühliſche Ehepaar machte gefliſſentlich den König glauben, daß nur er das Land regiere, brachte

*) Leben Brühls in vertraul. Briefen. I. Br. S. 112—114.

**) Friedrich II. ſchreibt über ihn an Algarotti: „er iſt jedenfalls ein guter Teufel, den die Eigenliebe und der Wunſch, unſterblich zu werden, zu Allem veranlaßt."

die Königin zu der Meinung, daß erst durch ihre Hände Alles fließe, ehe es geschehe, machte Quarini glauben, daß er der Einflußreichste sei, kurz war der ergebene Diener von Allen und — betreg Alle. Daß Brühl ein gefährliches Spiel spiele und stets balanciren, reverssiren und verbeugen müsse, um nicht entdeckt zu werden, war er sich bewußt, und daß er das durch sein ganzes Leben konnte, das allein machte ihn zu einer interessanten Person.

Er war der größte Seiltänzer seines Jahrhunderts, das doch so reich an Salto mortales war.

Dafür führte er aber auch ein Leben der Angst und des Mißtrauens, der Furcht und Schlaflosigkeit, der ewigen Aufregung und tödtlichsten Spannung. Der ärmste Bettler der Erde hätte es verschmäht, also zu leben, und dies Alles um — Antonien. Sie war der Dämon dieses Mannes. — —

Inzwischen hatte in Preußen Friedrich Wilhelm I. das Zeitliche gesegnet und Friedrich II. bestieg den Thron, eine neu aufgehende Sonne unter den erbleichenden. — Es war der junge Aar, der sich auf die nordische Eiche schwang und umsah nach ersten Thaten. —

Um dieselbe Zeit starb Kaiser Karl VI. Auf die

garantirte pragmatiſche Sanction vertrauend, legte er ſeine Würde in Maria Thereſias Hände.

Da zuckte es elektriſch durch alle Kabinette! Die Selbſtſucht flüſterte zu ſüß von der Vermehrung an Land und Macht, als daß man hätte widerſtehen können. Die Höfe ſahen ſich an und verſtanden ſich.

Ein Glück, daß die verſchiedenen Kabinette ſelbſt nicht einig und Nebenbuhler waren. Die Einen wollten Oeſtreich ganz für ſich, Andre wollten wenigſtens noch theilen. Was kümmerte ſie die Garantie der pragmatiſchen Sanction, die ſich Kaiſer Karl hatte ſo ſauer werden laſſen? Baiern, mit ihm Frankreich, (das gar gerne ſeine Hände mit hineinſteckte, um durch den auswärtigen Scandal den inneren zuzudecken,) Spanien, Rußland, Großbrittannien, die Niederlande, das deutſche Reich und Sachſen zumal, waren luſtig bei der Hand mit ihren Anſprüchen. — Unter allen ſchien Baiern inſofern noch am meiſten im Recht, als es die pragmatiſche Sanction nie gewährleiſtet hatte, die Uebrigen brachen ſchlechterdings ihre eigenen Zuſagen.

Königin Joſepha, als nächſte Tochter Kaiſer Karls, hatte, abgeſehen davon, daß ſie ſich ihres Rechtes ſchon begeben, die erſten Anſprüche an Oeſtreich, und die Seele dieſer ſtolzen Frau jauchzte ſchon bei

dem Titel „Kaiserin-Königin", und Brühl wie Antonie wurden viel zu sehr durch die Aussicht auf das Ministerium des deutschen Reichs gekitzelt, als daß ihnen ein leidiger Schwur, ein bloßes Versprechen hätte Scrupel erzeugen sollen.

Der Ehrgeiz ist ein gefräßiges Ungeheuer.

Inmitten der Wetter, die sich um Oesterreich bildeten, im Augenblick der stillen Schwüle, die dem Orkan vorherzugehen pflegt, erschütterte ein jäher Donner, ein zischender Blitz die elektrisch gespannte Welt.

Friedrich II. war in Schlesien einmarschirt, hatte bei Mollwitz gesiegt, war anerkannt in Breslau.

Unter all den lauernden Feinden war er der rascheste, kühnste und der entschiedenste — ehrlichste. Ihm fiel nicht ein, erben zu wollen wie alle Andern, er forderte nur den Besitz seiner Ahnen zurück, und zwar darum jetzt zurück, weil er ihn nicht erst die Beute lachender Erben Kaiser Karls werden lassen wollte.

— Das aber war der Anlaß, daß nun Jeder sich beeilte, seinen Löwenantheil an sich zu nehmen. — Sachsen und Baiern forderte die ganze Erbschaft und Frankreich half ihm, Spanien wollte die Lombardei, Sardinien Mailand, kurz, die ganze Welt hatte Rechte in Oesterreich. War doch die Gelegenheit zu verführerisch! Was

konnte es für Schwierigkeiten machen, mit einem Weibe fertig zu werden?

Die arme Maria Thereſia ſchien wirklich verloren in den Augen ihrer Gegner. —

Ja wenn die Politik ſich ſo berechnen, der Gang des Weltgeiſts ſo herauscalculiren ließe, wie geometriſche Verhältniſſe! —

— Aus den Tiefen ihres Elends, aus dem Bronnen ihrer Thränen erſtand der armen Bedrängten ein rettender Engel, ein Seraph, der in der Weltgeſchichte ewig der letzte Hort der Fürſten geweſen iſt, das Volk. Die Liebe des Volks hielt den Medusenſchild vor die Geängſtigte, die Liebe des Volks trat als St. Michael mit flammendem Schwerte vor ihr zerbrochenes Recht und — ein Hohngelächter ſchallt durch die Geſchichte — Maria Thereſia blieb Herrin ihres Reichs! —

Die plötzliche Beſitzergreifung Schleſiens, ſo hart an den Marken Rußlands, hatte die Czaarin Eliſabeth ſtutzig gemacht, und da ſie nicht wußte, wohin der junge Kriegsgott Preußens ſein Auge richten würde, wünſchte ſie ihm in Deutſchland ein verſteckes Paroli zu bieten. Sie legte darum ihren Groll gegen Auguſt III. bei Seite und war geneigt, mit Sachſen, Baiern und Frankreich eine Allianz gegen Oeſterreich zu ſchließen. Brühl

und die Königin, auf ſicheren Erfolg bauend, beſonders da ſie im ſchlimmſten Falle mit Baiern halb Part machen und dies durch eine Verheirathung mit der Prinzeſſin Anna beſiegeln konnten, unterzeichneten den Allianztraktat.

Andrerſeits war Auguſt III. auch von Preußen um eine Allianz gegen Oeſterreich angegangen und ihm Mähren zugeſichert worden. Da dem Kabinet zu Dresden aber das Ganze erringenswerther war, als ein Theil, der ihm wirklich der Lage wegen nicht viel helfen konnte, ſo lavirte es und ſuchte Berlin hinzuhalten.

Friedrich der Große war jedoch nicht der Mann, der mit ſich ſpielen ließ und er entſchloß ſich rund und nett, in Perſon zu wiſſen, woran er wäre.

Plötzlich ward der Dresdner Hof mit dem Beſuch Friedrichs II., der in Begleitung des Prinzen Heinrich zum Beſuch kam, überraſcht*). Der König, die Königin, Brühl, Alles war verlegen, ſehr verlegen! So empfing man ihn.

Dem jungen Herrſcher genügte ein Blick, die Situation zu erkennen. „Die Herren Sachſen haben

*) Diplomat. Geſch. Dresdens IV. S. 162.

sich schon versagt. Wir werden bald sehn, an wen!" äußerte er zu Heinrich, als er das erste Mal die Zimmer des Königs betrat.

Es war ein sonderbares Schauspiel. Friedrich II. und August III. Die Energie und das Phlegma symbolisch darzustellen, hätte man diese beiden Königsangesichter nehmen müssen.

Es war großer Empfang. Alles Ceremonie, alles Freundlichkeit. August III. wie Brühl und Josepha'n lag Alles daran, daß kein Wort Politik geredet wurde.

Josepha war doppelt überrascht worden, sowohl unangenehm vom preußischen Besuche als angenehm von dem Eintreffen ihrer alten Erzieherin, dem Fräulein v. Kling*), einer schlanken, tabackschnupfenden Person, welche Bigotterie, unfreiwilliges Cölibat, Neid und Intrigue zur Mumie zusammengetrocknet hatten. Sie hatte auf einem Gut an der sächsisch-böhmischen Grenze bei einer Freundin, einer ehemaligen Hofdame, verweilt und war, von Sehnsucht ergriffen, nach Dresden geeilt, um einmal zu sehen, ob die Königin sich ihrer noch erinnere. —

Es war Gallaball, Alles schwirrte untereinander. Da nahm Friedrich II. Gelegenheit und zog seinen chere

*) Dipolm. Gesch. Dresd. IV. S. 166 u. 67.

frère von Sachſen in eine Fenſterniſche, — er wollte ihm auf den Zahn fühlen. Auguſts Auge ſuchte lange verzweiflungsvoll nach ſeinem Brühl, der ihn aus der Affaire ziehen ſollte, und endlich ſah er ihn. Brühl, das Schlimmſte fürchtend, wollte eben zu ihm und Friedrich treten, als eine Hand ſich feſt auf ſeinen Arm legte. Es war Fräulein von Kling.

„Herr Miniſter, ich muß Sie ſprechen," ſagte die Dame leiſe.

„Meine Gnädige, Se. Majeſtät —"

„Spricht mit ſeinem hohen Beſuch. Sie werden mir ein paar Secunden Zeit ſchenken, denn was ich Ihnen zu ſagen habe, wird Ihnen wichtiger ſein, als alle Allianzen. Wenn Sie mit mir geſprochen haben, dürfte es Ihnen leichter werden, den König von Preußen abzuweiſen." —

Es lag etwas im Ton der Dame, das Brühl wie Eis berührte. Die Gewißheit, die aus dieſen grauen, ſtechenden Augen, dieſer höhniſch gekniffenen Lippe ſprach, zwang ihn zur Furcht. Lautlos folgte er ihr. —

Sie führte ihn weit weg durch entfernte Säle. Matt klang der Schall der Muſik zurück. Sie waren zur Stelle, in einem ſtillen, matt erhellten Foyer.

„Herr Miniſter von Brühl. Ich komme direct von

Wien und grüße Sie vom Fürsten Lichtenstein. Wenn Sie nicht binnen vier Wochen den Allianztraktat lösen," und sie zog ein Papier aus der Tasche, „so läßt die Kaiserin-Königin dies Document drucken!" —

Brühl hörte nicht, sah nicht, fühlte nicht, er öffnete mechanisch das Papier.

Es war eine Abschrift des Theilungsplans, die er aus dem Archiv für Lichtenstein entwendet.

Brühl brach ohnmächtig zusammen. — Fräulein von Kling hob das Pergament auf, den Minister ließ sie liegen und ging in den Ballsaal zurück.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Brühl erschien nach einer Stunde wieder unter den Tanzenden. August stand noch immer in der Fensternische, vor ihm Friedrich II., der ihm seine Absichten auseinandersetzte. Brühl schritt auf Beide zu und blieb kurz vor ihnen stehen, den Wink seines Monarchen abwartend.

„Ah, gut, daß Sie kommen, Graf," rief August. Brühl trat heran. „Ich habe mich bisher dringend bemüht, unsrem hohen Gast das Schwierige unsrer Lage auseinander zu setzen, und daß wir uns nicht sofort entscheiden können." —

„Ich meine, es ginge doch," ſagte Friedrich und warf lächelnd einen Blick auf Brühl. „Bei Staaten, die nach feſtgeſchloſſenen Grundſätzen regiert werden, wie die unſren, kann man über das, was man in der Politik thun will, kaum uneins mit ſich ſein, es kann nur auf das Wie ankommen."

„Sicher, Majeſtät!" antwortete Brühl raſch. „Sachſen kann ein Bündniß mit Preußen und den Seemächten nur erwünſcht ſein, doch wie ſich das realiſiren mag, iſt eben das Schwierige. Preußen ſteht Oeſterreich gegenüber auf andrem Boden, als Sachſen. Preußen erkennt Maria Thereſia als Kaiſerin-Königin an, und verlangt nur das von ihr, was es ſein altes Anrecht nennt. Wir beſtreiten der jetzigen Herrſcherin von Oeſterreich überhaupt das Recht, Sr. apoſtoliſchen Majeſtät, dem verſtorbenen Kaiſer, zu ſuccediren. Unſere Anſprüche ſind älterer Natur und es handelt ſich für uns um den Beſitz Oeſterreichs. Ew. Majeſtät müſſen mit Verlaub zugeben, daß wir in dieſer Frage auseinander gehn, und wenn es Wien beliebt hätte, der Krone Preußen in ihren ſchleſiſchen Anſprüchen gerecht zu werden, hätten wir vielleicht in dieſem Augenblick ſchon einen vollſtändigen Bruch zwiſchen Preußen und Sachſen zu beklagen gehabt." —

„Ah, nicht übel, Herr Graf, dagegen iſt eben ein Bündniß das beſte Schutzmittel!“ und Friedrich lachte. Dann ſeine Augen ruhig, groß und ſonnenhaft auf Brühl richtend ſagte er mit ſchneidender Glätte: „Ich bin kein Mann der Parentheſen und Schachtelſätze, Herr Miniſter, und meine einfach, daß die pragmatiſche Sanction, die Thereſien den Thron ſichert, von allen Potentaten, außer Baiern, verbrieft und garantirt iſt. — Verſtehen Sie, Herr Graf? feierlich garantirt! Nur Baiern hat ein moraliſches und juridiſches Motiv zum Kriege. Ich habe der Kaiſerin Recht nie beſtritten, ſondern nur gefordert, was mein iſt, und heilig iſt mir mein Wort, ſelbſt wenn ich es zu bereuen hätte. Sie haben Recht, Herr Miniſter, wir ſtehen nicht auf demſelben Boden der Anſchauung und der — Begriffe. Wem es von uns Beiden beſſer anſteht, ſeine Hände in Unſchuld zu waſchen und prüde zu ſein, weiß ich nicht, aber gut, ich beſcheide mich. Morgen werde ich mir erlauben, von meinem Königlichen Bruder von Sachſen definitive Entſchließung zu erbitten.“ —

Als Friedrich mit dem Prinz Heinrich den Ball verließ, ſagte er: „Wo Brühl aufhört, ein Narr zu ſein, iſt er ein Spitzbube. Morgen Nacht reiſen wir.“

— — — — — — — — — — — — — —

„Mein Gott, Brühl, wo waren Sie denn die ganze Zeit? Dieser preußische Furioso hat mir auf eine ganz unangenehme Weise zugesetzt.“ —

„Ich habe eine wichtige Nachricht erhalten, Majestät. — Während der König von Preußen hier scheinbar für eine Allianz mit uns wirkt, ist er mit Baiern, Frankreich und Rußland in geheime Uebereinkunft getreten, und wenn Theresia überwunden ist, wird man sich auf uns werfen.“ —

„Was? — — Mein Gott! wäre das denkbar? — Und woher haben Sie die Nachricht?“ —

„Von einem meiner geheimen und zuverläßigen Unterhändler.“

„Aber mein Gott, was ist zu thun?“ —

„Rasch handeln, Majestät! Preußen muß man los werden, die Baiersche Allianz sehr lau betreiben und Oestreich nie so feindlich behandeln, daß man nicht jeder Zeit sich mit ihm versöhnen kann. Vor Allem müssen wir gerüstet sein. Ich werde mir erlauben, Ew. Majestät morgen definitive Vorschläge zu machen. Vor Allem gerüstet!“ —

„Gut, gut, Brühl! — Brühl, habe ich auch Geld?“ —

„Ja, Majestät.“ — — — — — — — — —

Der König verließ das Fenster und trat, von seinem Minister gefolgt, zur Königin, der er zu einer Polonaise den Arm bot. Gräfin Brühl tanzte mit dem Kammerherrn von Lenke. Brühl engagirte das Fräulein von Kling. Der Tanz begann.

„Haben Sie sich von dem Schreck erholt, Herr Minister?“ fragte die Kling spöttisch.

„Wie Sie sehen, meine Gnädige!“

„Und bei Ihrem Geiste, und der Elasticität Ihrer Denkart, Herr Graf, haben Sie zweifelsohne auch schon einen heilsamen Entschluß gefaßt.“ —

„Wohl möglich, und ich hoffe, daß er heilsam ist. — Gesetzt nun aber, ich ließe es auf das Uebel, welches Sie mir angedroht, ankommen, was dann? — Man hätte dann nur in Wien die Freude, mich los geworden zu sein, an meine Stelle würde aber die Königin selbst treten, würde in meinem Geiste weiter handeln, und da ich, mein Fräulein, nie etwas Gewagtes unternehme, ohne daran das Schicksal andrer — höherer Personen zu knüpfen, so begreifen Sie leicht, daß ich so tief nie fallen kann, ganz einflußlos zu werden. Sehr leicht wär's also, daß die ganze Drohung auf Den mit doppelter Wucht zurückfiele, der sie ausgestoßen.“

Die Kling sah ihn mit großen Augen an. —

„Ha, Sie sind unendlich vorsichtig, Graf. Nun wohl, ich will Ihnen eine Alternative stellen. Im Falle Sachsen gegen uns ist, Veröffentlichung des Bewußten, falls Sachsen mit uns, erhält Ihre Frau Gemahlin eine Grafschaft in Böhmen im Betrage von zwei Millionen.*)

„Ah, nicht übel. — Nun, verehrtes Fräulein, ich bin ein Mann, der Vernunft annimmt. Sie können nach Wien melden, daß ich mit Freuden thun will, was in meiner Macht liegt. Auf einmal können wir nicht aus unsren Beziehungen heraus. Sobald die Schenkungsurkunde der Grafschaft in meinen Händen ist, soll der Kaiserhof einen Alliirten mehr haben." — — —

— — — — — — — — — — — — — —

„Habe ich Geld?" Das war der leitende Gedanke August III. Hatte er die Beruhigung, Geld zu haben, so war ihm wohl, dann fühlte er sich sicher und zufrieden. Einmal kein Geld zu haben, oder nicht genug, das war seine ewige Sorge, das versetzte ihn in eine Angst, die

*) Diplom. Gesch. Dresdens Bd. IV. S. 161, Anmerk. 2.

schwer zu beschreiben ist. Mitten im Taumel des Vergnügens, bei der ernsthaftesten Ceremonie, im Garten oder bei der Jagd, überall verfolgte ihn dieser Gedanke. Dann fuhr er empor, sah seinen Minister an und fragte: „Brühl, habe ich Geld?" Und stets antwortete dieser: „Ja, Majestät!"

Eben so wie der Monarch, dachte nun auch der Minister und: „Habe ich Geld" war die Frage, die er sich eben so oft vorlegte, und Dank seiner Geschicklichkeit immer mit „ja" beantworten konnte. Er sorgte natürlich vorerst für sich, legte ungeheure Kapitalien in Grundstücken, ausländischen Banken u. s. w. an, um, auf den Fall eines Sturzes, wenigstens nicht mit leeren Händen zu scheiden. „Habe ich Geld" so dachten auch alle Die, welche an Brühls Stern ihre Existenz geknüpft hatten, und seine Secretaire scharrten in der Zeit zusammen, was sich zusammenscharren ließ, um in der Noth gedeckt zu sein. Unter ihnen waren namentlich Siepmann, Saul und Karbe die hervorragendsten. Ihre Beschäftigung war, besonders was die ersten Beiden anbetraf, weniger an ein spezielles Departement geknüpft, sondern Brühl verwendete sie in außerordentlichen Geschäften. Siepmann namentlich bewies, daß diese außerordentlichen Geschäfte weniger ehrenvoll als

gewinnreich waren. — Siepmann! Wie eng war er mit Brühls ganzen Leben verflechten!

Und dieſer Menſch war unerſättlich, ehrgeizig und geldgierig.

Aus der Hefe des Volks entſprungen, hatte er ſich durch ſeine ungeheure Verſchlagenheit dem Grafen Brühl unentbehrlich und furchtbar gemacht, und der Miniſter hatte Nichts verabſäumt, was den Wünſchen dieſes Bittſtellers genügen konnte. Er hatte Siepmann reich gemacht, ihn aus einem bloßen Schreiber zum Miniſterial-Directer, zu einer Art Unterminiſter erhoben, und nur der Adelstitel war ihm bisher noch immer vorenthalten worden. Eine Art von Scham und Stolz hielt Brühl ab, dieſen Menſchen mit ſich in eine Linie zu ſtellen. — Er ſuchte ihn hinzuhalten.

Eines Tages aber trat Siepmann vor ihn hin und erinnerte ihn wieder an den Adelstitel.

„Ich warte nun ſchon ſo lange auf dieſe Gunſt, habe ſie, wie mich dünkt, zehnfach erkauft, und möchte endlich nun ganz ernſtlich darauf dringen, mir den verſprochenen Rang gütigſt auszuwirken.“ —

„Siepmann, ſeien Sie vernünftig. Laſſen Sie doch endlich die alte Marotte fahren. Nehmen Sie lieber

Geld. Ich will Ihnen die Adelsforderung abkaufen. Was haben Sie denn an dem Titel?“ —

Siepmann fuhr zurück. „Ah, das ist schön, Excellenz! Diese ganze Reihe von Jahren haben Sie mich hingehalten, um mir jetzt eine Gunst zu verweigern, die durch die aufopferndste Thätigkeit ein Recht geworden ist?“ Und das Gesicht des kleinen Kerls ward purpurroth. —

„Ihr Recht?“ Und Brühl fuhr auf. „Ihr Recht, Herr? — Sie haben Dienste geleistet und sind dafür mit Geld und Aemtern überreich bezahlt worden, ja, haben sich meiner besondern Gunst zu erfreuen gehabt. Ist das für einen Menschen Ihrer Gattung nicht genug? Beim Himmel, das fängt mir an etwas arg zu werden! — Den Adelstitel verleiht man nur an Männer von großen Tugenden und unbefleckter Ehre, nicht an —“

„Leute, die die Spitzbübereien eines Kammerherrn unterstützen, daß er Minister werden kann. Hahaha! Und Sie entsinnen sich nicht mehr, was ich Alles für Sie gethan? Wer hat denn Sulkowsky gestürzt? Ich! — Wer hat Ihnen denn zur Frau Ministerin verholfen? Ich! — Wer ließ denn die Medaille in Holland machen? Ich! — Wer schützte denn den König vor Lodekusky's Kugel? Ich! — Wer schrieb denn das Document für Lichtenstein ab? Ich! Ich, Herr von

Brühl, ich habe Sie zu dem gemacht, was Sie ſind! Ich kann Sie wieder ſtürzen, wenn ich will! — Oder glauben Sie nicht, daß, wenn ich Sr. Majeſtät die Rechnung des Medailleurs in Holland, wenn ich ihm die Copie der Lichtenſteinſchen Depeſche zuſende, Sie um die Ecke ſind? — Was geht das Sie an, wie viel und wie wenig mir an dem Adel liegt? Ich will von Siepmann heißen, Herr Graf. Wenn ich Miniſter machen kann, könnt' ich ja wohl auch ſelber einmal einer werden!" —

Bleich, zitternd vor Wuth, traten beide Männer einander gegenüber. Sie waren endlich dahin gekommen, daß ſie ſich im offenen Kampfe befanden. —

Brühl fühlte, wie ſein Verderben vor ihm ſtand, und Siepmann, der in der Hitze zu weit gegangen war, geſtand ſich ſelbſt, daß ſein ganzes Sein an einem Faden hing. —

Ein Augenblick des Stillſchweigens, der Ueberlegung trat ein, wo Beide einander anſtarrten und ſich gegenſeitig die Gedanken aus der Seele zu ſaugen ſchienen.

Endlich ging Brühl langſam an ſeinen Schreibtiſch. Ein Druck an einer verborgenen Feder genügte, und die beiden Thüren des Zimmers ſchnappten in den Riegel, ein Griff, und ein Piſtol glänzte in ſeiner Hand.

Siepmann erbleichte und taumelte zurück.

Brühl trat an eine verborgene Tapetenthür.

„Da wir uns so ehrlich ausgesprochen haben, Siepmann, können wir auch eben so glatt handeln. Wenn Sie sich rühren, schieße ich Sie zusammen. In einer Stunde werden Sie unterwegs nach dem Lilienstein sein, Bester.“ — — —

„Und was haben Sie denn davon, Herr Minister? Alle Documente sind in der Hand eines Dritten, der die Ordre hat, daß, wenn ich plötzlich verschwinde, das Packet an den König gesendet wird.“ —

„Aber es muß doch erst in des Königs Hände kommen, Herr Siepmann? — Wenn Sie von hier fortgebracht werden, soll es meine Sorge sein, die Lakaien des Königs durch andere zu ersetzen. Sie sehen, daß meine Waffen den Ihrigen mindestens gleich sind.“ —

Siepmann, der seine Uebereilung schon bereute, andrerseits aber an der ganzen Art und Weise Brühls merkte, daß er es nicht zum Aeußersten kommen lassen wolle, sagte kleinlaut: „Ja, ich seh's ein, ich bin Ihnen nicht gewachsen, Excellenz.“ —

„Das ist vernünftig, Siepmann. — Ich könnte mich jetzt leicht genug von Ihnen befreien, ich wünsche es aber nicht, weil ich Ihr Talent ungern entbehre. Wir

wollen einmal vernünftig mit einander reden. — Nach dem, was vorgegangen iſt, können Sie unmöglich glauben, daß ich zu Ihnen wieder Vertrauen faſſen kann, wenn Sie mir nicht alles das ausliefern, was Sie als Waffe gegen mich geſammelt haben." —

„Es käme ganz darauf an, was Sie mir dafür gewähren wollen."

„Nennen Sie den Preis." —

„Den Adelstitel und das Schloß Ubigau, was dem Fürſten Sulkowsky gehörte."

Brühl fuhr zurück. — Endlich ſagte er: „Nun gut, Siepmann. Sie ſollen den Adel und Ubigau haben."

„Wann, Excellenz?"

„Ich werde Ihnen den Karbe mitgeben. Mit ihm gehen Sie zu der Perſon, die das Packet hat und fordern es. Sie können denſelben wieder hierher begleiten und mit ihm ſpeiſen. Inzwiſchen komme ich vom königlichen Diner zurück, Sie geben mir das Packet, ich Ihnen den Adelsbrief und die Ubigauer Schenkungs-Acte. Wollen Sie?" —

„Mit Vergnügen! ich bin, wie immer, Ihr getreuer Siepmann, Excellenz, und wenn ich den Adelstitel nebſt Ubigau habe, will ich Ihnen etwas erzählen, was für Ihr ganzes künftiges Leben wichtig werden kann." —

Brühl ſah den Sprecher forſchend an, er konnte in dem glatten, ruhigen Geſicht des Menſchen nichts leſen. Er klingelte, befahl Karbe, inſtruirte denſelben und ließ ihn mit Siepmann nach dem verhängnißvollen Packet gehen.

Kaum hatten dieſe Beiden aber das Hotel verlaſſen, als Brühl Saul rufen ließ.

Saul kam.

„Saul, Sie ſind Siepmanns Feind. Nein, nein, keine Geſchichten, Sie ſind's, Sie beneiden ihn. Wollen Sie ſeine Stellung haben?"

„Excellenz!"

„Ja oder Nein?"

„Nun, bei meiner armen Seele, ja!"

„Folgen Sie mir in's Nebenzimmer, dort will ich Ihnen zeigen, wie Sie die Stelle binnen einem Vierteljahr haben können." —

Brühl kam vom Diner des Königs zurück, im Vorzimmer warteten Karbe und Siepmann, der das Packet trug.

„Kommen Sie in mein Kabinet."

Alle Drei traten in das bekannte Zimmer, deſſen Räume ſchon ſo viel Intriguen geſehen hatten. Die Lakaien nahmen dem Miniſter die Cuirée ab, aus deren

Falten er zwei Pergamentrollen zog, die mit gewichtigen Siegeln behängt waren.

„Geben Sie mir das Packet, Herr von Siepmann.“

Siepmann überreichte es ihm lächelnd.

„Verlassen Sie uns, Karbe.“ —

Karbe ging.

„Herr von Siepmann, hier ist das Adelsdiplom und die Ubigauer Schenkungsacte. Ich werde Sie am nächsten Courtage Sr. Majestät vorstellen. Ich hoffe, da nun Ihre Wünsche erfüllt sind, daß Sie bis dahin über Ihren neuen Rang schweigen werden. Sie könnten durch Vereiligkeit den König sehr beleidigen, namentlich in Betreff Ubigau's, das er dem Grafen Rutofsky schenken wollte. Nach der Vorstellung soll Ihnen der Besitztitel zugefertigt werden.“

„Gewiß, o gewiß warte ich die Audienz ab,“ und zitternd vor Freude schnappten seine Hände nach den ersehnten Urkunden. Er rollte sie krampfhaft auf. Vor seinen Augen schwamm's. Da stand's, daß er adlig war, da stand's, daß das königliche Ubigau ihm gehörte. „O nun werden sie mir nicht mehr aus dem Wege gehn, werden sich um den Herrn von Siepmann drängen, wenn er auch häßlich ist!“ —

Inzwischen hatte Brühl das Packet geöffnet und warf

alle gefährlichen Documente in die flackernde Flamme des Kamins. Als er fertig war, sah er Siepmann lächelnd an.

„Nun, Herr von Siepmann, sind wir wieder Freunde?"

„Ja, Excellenz! Was ich irgend thun kann, Ihnen zu gefallen, Sie sollen mich stets bereit finden! Und damit Sie sehen, wie ich mit Argusaugen Ihr Interesse behüte, will ich Ihnen sofort etwas mittheilen, was seltsam klingen mag und doch wahr ist." —

Und sich Brühl nähernd, flüsterte er ihm leise eine Nachricht zu. — Es hatte etwas Beängstigendes, dieses Flüstern! —

Brühl stand starr, athemlos. Alles Blut strömte in siedenden Wellen zum Herzen.

„Das ist nicht wahr, Siepmann! Das darf nicht wahr sein!" schrie er, und seine Hand griff nach einem Stützpunkt.

Siepmann führte ihn in den Lehnstuhl. „Es ist wahr, Excellenz, und wenn Sie Vorsicht anwenden, sollen Sie sich bald selbst überzeugen. Gehorsamer Diener." Siepmann ging.

Brühl saß im Lehnstuhl. Starr sah er nach der gegenüberliegenden Wand, wo das Bild Anteniens hing,

ballte die Hand krampfhaft vor die Stirn und — ſchluchzte bitterlich.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Geld, Macht, Ehre! Alles hatte dieſer Mann in Fülle, und doch ſaß er da inmitten des ausgeſuchteſten Luxus, weinte und rang die Hände. — Unter ſeinen Fenſtern vorbei ging vielleicht jetzt ein Bettler, ſchaute hinauf und dachte: Was ſo ein Kerl es doch gut hat!

— — — — — — — — — — — — —

Nach langen Stunden des dumpfen Brütens ſtand Heinrich von Brühl auf. Er trat kalt und ſtolz vor den Spiegel. „Hahahaha! Sie hat Recht, wir alle ſind Comödianten, es kommt nur darauf an, daß Jeder ſeine Rolle wohl ſpiele*). — Geld, ja Geld! Das iſt der Schlüſſel irdiſchen Glückes! Für Geld iſt Alles käuflich im Leben!“ —

*) Brühls Leben in vertrauten Briefen. Bd. II. S. 13.

XI.

„Willst Du Dein Herz mir schenken?“

Friedemann Bach war nun bald acht Jahre an der Sophienkirche. Sebastian Bach, den man zum Unterschied von seinen Söhnen jetzt nur noch den alten Bach nannte, war schon recht greisenhaft geworden, und die alte Hanne, die ihrem „Musje Friede“ Jahr aus Jahr ein die Wirthschaft führte, hatte längst die Aequatorlinie ihres Lebens hinter sich, wo die Keuschheit noch eine Tugend ist. — Friedemann war jetzt im dritten Jahrzehnt seines Lebens und noch hatte er keine Frau. — Wie oft hatte ihm der Vater gesagt, daß er heirathen sollte, wie oft hatte er es sich selber schon vorgenommen, aber nie ausgeführt. Glaube man ja nicht, daß er unempfänglich für Frauenschönheit gewesen wäre. Oft genug hatte er sich schon verliebt, aber er gestand sich stets, daß es eben nur eine Tändelei und nicht das

tiefe, wahre Gefühl sei, welches den Besitz der Geliebten zum Herzensbedürfniß macht. Er flatterte von Blume zu Blume, ohne tiefere, als Schmetterlingsgedanken zu haben, daher galt er auch in der Dresdener beau monde für einen galanten Mann, der jedem hübschen Lärvchen was Liebes zu sagen wisse, dem es aber nie Ernst sei. Bei alledem war Friedemann grundrechtlich. Er erschöpfte sich nie in wirklichen Liebesbetheurungen oder gab sein Wort, das er dann hätte brechen müssen. Er spielte nur das galante Schäferspiel jener Zeit, das sich im schwülstigen Styl der asiatischen Banise*), dem schlüpfrigen Pays de Tendre**), in Myrthil und Daphnes, der glücklichen Insel Felsenburg, oder der Weise des Menantes und Philander von der Linde bewegte***), einer Lectüre, die halb Klamrensche Sentimentalität, halb Paul de Cocksche Schamlosigkeit athmete, welche durch selbstgefällig pedantische Schreibart verhüllt, nur noch schärfer wirkte, weil man unter der Hülle zehnmal Pikanteres suchte, als die nackte, rohe, aber ehrliche Wahrheit bieten konnte.

*) Versuch einer hist. Schilderung Berlins 1798. Parthey's Verlag. IV. Bd. 2. Hälfte S. 241.

**) Galantes Sachsen v. Pöllnitz. S. 60, Anmerkung.

***) Hist. Schilder. Berl. IV. Bd. S. 241.

Da Friedemann sich bewußt war, nur ein galanter Mann zu sein, lebte er in dem Wahn, daß die Damenwelt nun auch keine ernsteren Ansprüche an ihn mache, als er an sie, und da ihm nicht einfiel, auch nur Eine von ihnen allen heirathen zu wollen, so meinte er, könne sich auch keine einbilden, Frau Bachin zu werden. Hierin ging Friedemann aber ungeheuer fehl, denn die Mütter waren damals eben so eifrig bemüht wie heute, ihre Töchter unter die Haube zu bringen, und die Töchter nicht um ein Haar weniger empfänglich für Schmeicheleien. Dies sollte Friedemann Bach endlich da erfahren, wo es ihm eben so schmerzhaft wie unangenehm war.

Unter den mannichfachen Bekanntschaften, die Friedemann unterhielt, war der Oberprediger Merperger eine der ausgezeichnetsten. Merperger war ein Mann, der seiner hohen Tugend wegen in allgemeinem Ansehn stand, dessen tiefes Wissen ihn zu einem höchst werthvollen Freunde Friedemanns machen mußte. Er war ein entschiedener Anhänger der Wolfischen Doktrin, und der Disputirgeist, durch den Langeschen Streit in ganz Deutschland geweckt, war auch in Dresden*),

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 163 u. 64.

namentlich in Merpergers Hause, das Mittel, durch welches die jungen und chaotischen Ideen sich aneinander abrieben. Durch seine Stellung war Friedemann bei Merpergers heimisch geworden, und der dort herrschende philosophische Geist, der ihm die schöne Merseburger Studienzeit wieder nahe rückte, hatte ihn an dies Haus gefesselt. Was aber den Abendgesellschaften des Predigers noch mehr Anziehungskraft verlieh, war seine Tochter Ulrike, die seit dem Tode der Mutter dem Hauswesen vorstand. Sie war ein liebliches Mädchen, schlank und klein, von nicht allzu üppigen Formen. Still, fast schüchtern Fremden gegenüber, gab sie sich, wenn sie erst ihrer natürlichen Befangenheit Meister geworden, doch in so reizender Sinnigkeit, zeigte so einfach kindliche und dabei kluge Begriffe, brachte solch' seelenvolle, tief innerliche Wärme in das Gespräch, daß sie einen unauslöschlichen Eindruck bei Jedem hinterließ, der sie länger zu kennen die Freude hatte. Dabei hatte sie eine gar nicht zu verachtende musikalische Bildung.

Dies arme Mädchen sah Friedemann, liebte ihn, und jede Galanterie, die er an die unglückliche Ulrike arglos richtete, war eine Wunde mehr für ihr krankes Herz.

Der alte Merperger sah es zu spät, und da er sein Kind innig liebte und zugleich bemerkte, wie wenig Friedemann ernstliche Neigung hatte, beschloß er, dem ganzen Verhältniß ein Ende zu machen.

Eines Tages besuchte er den jungen Bach. Er war ernst und höchst bewegt. —

„Störe ich Sie, mein junger Freund?" —

„Nein, Hochwürden, ich stehe ganz zu Dero Befehl." —

„Gut denn. Lassen Sie mich also offen mit Ihnen reden, wie ein älterer mit dem jüngeren, wie ein ehrlicher Mann mit dem andern es muß. Hören Sie mich ruhig an und sehen Sie in der Veranlassung zu diesem Gespräch nur das Pflichtgefühl, welches mich zu reden treibt. — Sie sind ein Mensch, dem der liebe Gott alle Erdengaben in reichster Fülle verliehen hat. Sie stammen aus einer Familie, deren Ruhm durch die ganze Welt geht, und sind selbst ein großer Künstler, der die Gnade und Gunst unsres Regenten und aller ausgezeichneten Menschen genießt und verdient. Zu dem Allen hat Ihnen der Schöpfer ein liebenswürdiges Aeußere und einen Weltton geschenkt, durch welche Eigenschaften Sie sich überall Freunde machen müssen. Ich denke also, daß Sie Ursache haben, dem himmlischen Vater

recht dankbar zu sein. Als Ihr Patron und zeitlicher Seelsorger habe ich das Recht, Ihnen zu sagen, daß Sie verpflichtet sind, diese großen Glücksgaben nie zu mißbrauchen, daß Sie sich immer fragen müssen, ob Sie Ihren Nebenmenschen nie mit diesen Vorzügen wehe thun und dieselben nicht wünschen müssen, Gott hätte Ihnen weniger Liebenswürdigkeit und mehr Lebensernst und Seelentiefe gegeben."

Merpergers Stimme zitterte hier, indeß Friedemann sprachlos und erstaunt vor ihm stand.

„Ihr Erstaunen, lieber Bach, sowie Ihr sonstiges Benehmen zeigt mir klar genug, daß bei Ihnen nicht von bösem Willen, von einem absichtlichen und ehrlosen Spiele mit Gefühlen und Neigungen die Rede sein kann, aber, so innig lieb ich Sie habe, muß ich Sie bitten, künftig mein Haus zu meiden. Ich bitte Sie darum als Vater. Als wohlmeinender Freund aber sage ich Ihnen, seien Sie haushälterisch mit Ihrer Galanterie, damit man Sie nicht für einen scheelen Menschen hält, während Sie nur unbedacht sind, und Ihnen nicht einstens gerade da mißtraut, wo die ächte Flamme der Liebe Ihrem Munde Worte eingiebt, die Gewicht und Wahrheit haben sollen! Gott erhalte Sie, junger Freund!" —

— — — — — — — — — — — — —

Friedemann war wie vom Blitz getroffen. —

Ulrike liebte ihn, und er in seiner chevalereskten Leichtfertigkeit war Schuld, daß sie glaubte, er empfinde gleichfalls Neigung für sie. — Inniges Mitleiden und tiefe Reue bemächtigten sich seiner, denn sein Herz war zu groß und edel, um bei fremdem Leid ungerührt zu bleiben, besonders wenn er, obschon willenlos, Ursache davon war. Er machte sich die bittersten, schwersten Vorwürfe, sah im Geiste das leidende Mädchen und beschloß zu thun, was in seinen Kräften stehe, das Uebel, welches er bereitet, gut zu machen, doch — Ulriken wahrhaft zu lieben, lag nicht in seiner Kraft. — Voll Beschämung entschloß er sich, an Merperger zu schreiben, ihm seinen Kummer, seine Reue auseinander zu setzen, und, indem er sein Benehmen bitter anklagte, ihm als seinem Seelsorger Besserung zu geloben. — Mehr konnte er nicht thun. — Leider ging aber aus seinem Schreiben für Merperger und Ulrike nur hervor, wie wenig er für das Mädchen empfand. Die Kluft blieb. —

O wenn die Jugend es verstände, mit weniger Plänen, aber mehr Reellität an die Zukunft zu denken! —

Friedemann war dieser Vorfall eine schwere, sehr schwere Lehre gewesen. Der kecke Jüngling ahnte noch

nicht, daß sich die verschmähte Ulrike an seine flüchtige Sohle heften, in seinem Leben eine ernstere Stellung einnehmen sollte, als in der gedankenlosen Schäferidylle von Cleobis und Pythen, daß sie die thränenvolle Echo war, die über des Narcisses Grabe seufzte. — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Jenem Zufalle war die Veränderung zuzuschreiben, welche mit Friedemann plötzlich verging. Die weltmännische Glätte war geblieben, aber das Seelenvolle, Dithyrambische, was sonst mit einer Art Romantik seine Unterhaltung durchglühte und der treue Abglanz seines phantasiereichen Innern war, verschwand. Es hatte ihn zuerst schmerzlich ergriffen, dann aber beleidigt, daß man ihm die freie, ungezwungene Art, mit der er sein ganzes Wesen hingab, als Liebelei, als Leichtsinn, als Seelenflachheit auslegte. Sein Wesen bekam daher bei aller Glätte eine äußere Kälte und Starrheit. Er schien voll Mißtrauen erst die Seele des mit ihm Redenden geistig zu betasten, und war gewillt, von Jedem zu glauben, daß er ihn für einen Fadin halte. Wenn seine Umgebung nun, namentlich die Damenwelt, erstaunt über diese Umänderung, ihn durch Entfaltung aller Liebenswürdigkeit in seinen alten Ton bringen wollte, sah er darin nur Schlingen, die die Heirathslust der Mädchen

ihm stellte und wurde oft unartig. — Das Mißtrauen, welches sich seiner nunmehr bemächtigt hatte und ihn gesellschaftlich entschieden zu seinem Nachtheil veränderte, begleitete ihn durch sein ganzes ferneres Leben und nahm mit den Jahren nur um so mehr zu, als das Leben selbst sein Mißtrauen gerechtfertigt erscheinen ließ.

Vorerst vermied er nur das weibliche Geschlecht, von dem er jetzt keine allzuglänzende Meinung hegte, beschränkte sich meist auf männlichen Umgang, oder zog sich auf sich selbst zurück.

Alle seine Freunde bemerkten dies, doch keiner kannte den eigentlichen Grund, außer Merperger und Doles, die vor der Willenskraft Friedemanns und seinem sittlichen Stolz gerechte Bewunderung empfanden, aber auch zu ihrem Bedauern sahen, wie er in ein Extrem verfiel, das seinem innern wie äußern Leben nur gefährlich werden konnte. Der gute Prediger hätte ihn gern auf diesen Fehler aufmerksam gemacht, aber fühlte nur zu lebhaft, wie wenig er in diesem Falle einschreiten konnte. Doles, dessen rücksichtslose Freundschaft eines Tages ohne alle Umstände diese Mission übernehmen wollte, lief bei Friedemann schief an. „Sei still, Du kennst die Frauenzimmer den Teufel! Wenn Du Alle heirathen willst, werd' ich meinetwegen für Dich die

Cour schneiden. Friedemann Bach hat aber Besseres zu thun, und wenn ich Dich lieb habe, geht Dich's gar nichts an, wem ich sonst den Rücken wende. Ich will's so!" —

Friedemann wohnte gleich hinter der Sophienkirche an der großen Brüderstraßenecke und Doles etwa drei Häuser in die Straße hinein. Merpergern sah Bach nur noch in der Kirche oder bei einem kleinen Abendzirkel von Herren, der sich allwöchentlich einmal bei ihm zusammenfand, und den der Prediger gern besuchte, weil er den geistreichen Künstler, der ihm in seinem Amte so nahe stand, nicht missen wollte. Außer ihm und Doles bestand die Gesellschaft noch aus dem Stadtsyndikus Weinlich, einem alten musikalischen Hagestolz, Hemilius, der zur Zeit noch privatisirte, und Transchel, der Klavierspieler und Musiklehrer war. Letzterer war ein alter Mitschüler Friedemanns bei Sebastian gewesen. Diesen Kreis beschloß der Hofmathematikus und Commissionsrath Walz, ebenfalls ein alter Junggeselle, bei dem Friedemann seine mathematischen Studien, besonders Algebra und Physik wie Philosophie fortsetzte. Man kann sich denken, wie lehrreich und unterhaltend diese Versammlung war, in der die Wolfische Philosophie mit den lettres philosophiques und den Elements de la

philosophie de Newton von Voltaire alle Köpfe inflammirte, und die Musik mit Leibnitzens Theorie abwechselte. Wenn nun Hasse mit seiner schönen, mannweiblichen Faustine gerade nicht in der Oper zu thun hatte und versprechen konnte, war auch das leichte italienische Melodieengetändel als gefällige Abwechslung wohl gelitten. — Von Gesellschaften außer dem Hause hatte sich Friedemann, bis auf die nothdürftigsten, zurückgezogen, und unter diesen nahm natürlich das Hotel Brühl und die Familie des Herrn von Schemberg die erste Stelle ein. Herr von Schemberg, der bei Hofe höchst beliebt war, hatte für Friedemann eine herzliche Freundschaft gefaßt. Besonders seine Frau hatte den jungen Künstler gern, und da sie älter als er war, nahm sie sich rücksichtslos die Freiheit, ihn oft wegen seiner Arroganz und Flatterhaftigkeit, später wegen seines Starrsinnes zu schelten. Da sie nun eine höchst gebildete und geistreiche Frau war, ließ sich Friedemann gern Alles von ihr gefallen, besonders da er in ihrem Hause keine Verführung fand. Frau von Schemberg war auch das einzige Weib, dem er offen seine Angelegenheiten mittheilte. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Im Hause des alten Bach zu Leipzig war es indessen recht still geworden. Friederike war ihrem Altnikel nach Naumburg an den eigenen Heerd gefolgt, Friedemanns Lieblingsbruder Emanuel vor einem Jahr durch den musikliebenden König Friedrich zum Hofcembalisten*) ernannt worden. Auch Graun war in Berlin**) und hatte sich ganz auf die Oper geworfen. Durch seine Rodelinde war das neue Opernhaus mit ungeheurem Pomp zum Carneval eröffnet worden.

Friedrich und Christian Bach gingen noch in die Schule, David blieb blödsinnig. Auch der alte Bach, dem das Reisen schon schwerer wurde, kam seltener nach Dresden und wurde durch den Hof weniger denn sonst dazu veranlaßt, weil man mit den Kriegsgeschichten genug zu thun hatte. — Zeit und Umstände erweiterten also die Entfernung zwischen Vater und Sohn, und manche innere Differenz, die zu Tage kam, trug dazu bei.

Friedemann, der sonst gelächelt hatte, wenn ihn der Vater zum Heirathen anspornte, fand nach den gemachten Erfahrungen, die ewigen mit der Zeit dringen-

*) Joh. Seb. Bachs Leben v. Forkel S. 9.
**) L. Schneiders Geschichte der Oper in Berlin.

deren Ermahnungen abgeschmackt und unangenehm. Es war Alles doch gar nicht mehr recht wie sonst! — —

Das Hotel Brühl! —

Wer heute vor diesem gewaltigen Bau mit seiner stolzen Facade steht und von der Terrasse den Wallgarten hinabsieht, dessen Perspective vom Silberspiegel der Elbe links, rechts vom Palaste begrenzt wird, über den der Frauen- und Sophienthurm herüberschaut, wird eine schwache Ahnung von dem großartigen Effekte jener ungeheuren Pracht haben, mit der dieses Quodlibet von Kunst, Luxus und Natur damals ausgestattet war, als noch Alles einem Besitzer gehörte, dem Minister Heinrich von Brühl.

Im Sommer entfaltete sich hier alle Phantasterei damaliger Gartenkunst. Die Hecken en berger, die verschnittenen Alleen, die Springbrunnen mit Marmorgruppen, die Traillagen, das herrliche Belvedere, von dem man rings die ganze Gegend sah, diese heimlichen Lauben, Bosquets und Irrgänge, gemacht zum Schäferspiel für Amor und Daphne, dort der funkelnde Himmel, der rollende Strom und die Berge und Dörfer in der Ferne, es war ein Anblick, wie wenige im Leben. Wenn nun der Winter, wie eben jetzt, seine Schneedecke auf all diese Wunderdinge warf, funkelten die Fenster

des Ministers allabendlich im zauberischen Schimmer, und wer zu den Bevorrechteten gehörte, die diese Herrlichkeiten schauen und genießen durften, wußte nicht genug zu erzählen. —

Zu diesen Glücklichen gehörte Friedemann.

Er war fast die einzige Privatperson, die Brühl aus seinen früheren Jahren mit herüber genommen hatte, und wenn die Furcht vor der Rache des Glücks daran anfänglich Schuld war, hatte Brühl doch nach und nach so reges Interesse an dem jungen Manne genommen, daß er ihn um seiner selbst willen gern und oft bei sich sah. Friedemann war außer Antonien wirklich auch der einzige Mensch, mit dem Brühl ehrlich umgehen konnte und wollte, in dessen Gesellschaft sich der Minister menschlich frei und wohl fühlte, wo er sich besser vorkam, als sonst im Leben. Und das war Brühl dann auch wirklich. In diesen traulichen Gesprächen, diesem engern Familienleben enthüllte er wahrhaft liebenswürdige Seiten, eine tiefe, solide Neigung, ein Herz, empfänglich für Einfachheit, was ihn so edel und gut erscheinen ließ, daß man ihn wenigstens in solchen Momenten alles Bösen, das ihm sonst nachgesagt wurde, für unfähig hielt. Man findet das gar oft im Leben. Männer, die sich als Beamte, Staatsdiener oder in sonstigen öffentlichen

Stellungen den schlechtesten Ruf erworben haben, sind innerhalb ihrer Familie oft die besten, liebevollsten Menschen, und gerade diejenigen meist, die im öffentlichen Leben von einer Art Allerweltsliebenswürdigkeit sind, sind im Familienleben elend, zerrissen und fremd. —

Antonie von Brühl, die Frau, um derenwillen der Graf alles Das auf sein Gewissen geladen, was ihn jetzt mit Schlangenstichen quälte, Antonie von Brühl, der ehrgeizige Dämon dieses Mannes, mußte doch nun wohl endlich am Ziel ihrer Wünsche stehn, mußte auf der höchsten Zinne des Glücks inne halten und zufrieden sein, daß nun der Moment gekommen war:

„Wo sie was Gut's in Ruhe schmausen könne." —

Doch nein! Dies Weib war keine der elegischen oder bequem beharrenden Seelen, die im Genusse des Erlangten schwelgen und so sich für reich und befriedigt erklären. Sie nahm mit der Hoffnung des zu Erstrebenden schon den Genuß desselben im Geist für sich vorweg, kein Wunder also, daß diese heißblütige Frau, wenn der Augenblick des Genießens da war, die Wirklichkeit stets unendlich unter der Erwartung fand. Sie war auch einer von den Charakteren, die nur leben können, wenn sie ewig an die Sehnsucht geschmiedet bleiben.

Antonie von Brühl mußte eben plötzlich von ihrer Höhe gerissen werden, mußte ein entsetzliches Unglück erfahren, wenn von ihrem menschlichen Ich in diesem tosenden Drange etwas gerettet werden sollte. Um endlich Ruhe zu finden, mußte sie stranden, damit sie wenigstens als Wrack am grünen Gestade der Hoffnung ausruhen konnte. Von ihrer Mutter, der Fürstin Collowrath, Oberhofmeisterin unter Königin Eberhardinen, streng erzogen, war sie in eine ländliche Pension bei Dresden gebracht worden, um vor dem leichtsinnigen Leben des Hofes behütet zu bleiben. Das aber grade, was ihr Schutz sein sollte, ward ihr zur Falle. Churfürst August der Starke, der es oft liebte, den romantischen Abenteurer zu spielen, traf, (ob mit, ob ohne Vitzthums Vermittelung, der die Oberhofmeisterin haßte, ist unklar,) die junge Antonie im Garten bei Tharand, und begann das Schäferspiel von Pyramus und Thisbe mit ihr, dem die leicht Erregbare nicht widerstand, und dessen Folgen sie erst einsah, als sie nicht mehr zu ändern waren. Dies erste, allzu ernst ausgefallene Debut in der Liebe erfuhr bald genug die arme Mutter, wie die Königin, und Beide waren höchst beleidigt und erzürnt, — doch was konnte man thun? —

Die arme Antonie ward auf's Innigste bemitleidet,

und Eberhardine zog sie in ihre nächste Umgebung, nachdem die Unglückliche eines Mädchens genesen war, das gleichfalls ihren Namen führen sollte. Als nun die alte Cellewrath starb, nahm sie bei der Königin wie bei der Churprinzessin Josepha die Stelle ihrer Mutter und das Recht einer Vertrauten in Anspruch.

Der Ehrgeiz, der frühe schon in ihr geschlummert und gerade durch dies Unglück zu lichten Flammen emporlohte, trieb dies liebenswürdige, verführerische Geschöpf nun vorwärts zur Erlangung der Macht, und sie war Dessen, der ihr dieselbe erringen mochte.

Die eigenthümliche Art ihres Unglücks, der Umstand, daß sie eine verführte Unschuld und keine Maitresse war, erwarb ihr die Achtung, das Mitleid und die Liebe der Männerwelt, vor Allen Brühls, der, bei der ohnehin damals leichten Anschauung von weiblicher Ehre, in der Verbindung mit ihr um so weniger Scrupel fand, als die Liebe selten scrupulös ist. —

Ministerin von Brühl hatte nun Alles, was an Macht, Ehre, Reichthum, Luxus und Lebensgenuß zu erlangen war. Die ewige Hetzjagd der Intrigue, das spannende, aufregende und unterhaltende Schachspiel der Nebenbuhlerschaft war jetzt, nachdem auch die letzten Vorsichtsmaßregeln fest und dauerhaft getroffen worden,

vorüber. Nach langjähriger Fluth der Gefühle und Beschäftigungen, trat für Antonie die spiegelglatte Windstille der Langeweile ein.

Sie sah von der erreichten Höhe hinab, umher, und fragte sich, was nun in ihrem Leben folgen sollte, und sie gestand sich: „Nichts!“ —, fühlte sich entsetzlich unglücklich, doch war sie klug genug, das ihrem Gemahl nicht zu zeigen. Sie suchte umher nach Dem, was ihr fehlte, ging zurück in die Vergangenheit und fand, daß sie, wenn sie auch geliebt hatte, von der Liebe doch ziemlich äußerlich und gewaltsam überrascht worden war und nie die wahre, tief innerlichste Neigung, so wie sie sich diese Leidenschaft dachte, empfunden hatte. Diese Frau, die, obwohl man's ihr nicht ansah, immerhin dreiunddreißig Jahre zählte, deren Ehe mit Brühl außerdem ziemlich gesegnet war, die eine schon siebzehnjährige Tochter neben sich hatte, diese Frau empfand wahre, echte Liebessehnsucht. — In dieser ihrer neuen Situation mag etwas Komisches liegen, aber es war doch ein sehr ernster, bitterer Kern dahinter. Sie war nach jahrelangem, rastlos-unersättlichem Streben dahin gekommen, alles Erlangte für Nichts zu achten und einzusehn, daß der wahrhaft reelle Genuß des Lebens im Einfachen bestehe, wenn es nur von echter, tiefer, opferfähiger und heißerwiderter

Liebe geboten werde. Sie gerieth in Sentiments, in lyrische Träumereien, die um so verführerischer für sie waren, als sie dieselben vor dem Gatten verbergen mußte. Sie war dabei ordentlich froh, daß sie doch wieder etwas gefunden hatte, was einem Streben, einer Intrigue ähnlich sah. Es fehlte ihr nur an einem Object zu ihrer Liebe und dieses Object — war Friedemann Bach.

So sehr sich auch Friedemann den öffentlichen Gesellschaften gegenüber geändert hatte, legte er doch im Hotel Brühl die Schroffheit ab und war an Galanterie der Alte, weil er hier seines Bedünkens kaum in den Verdacht kommen konnte, Herzen erobern zu wollen, und auch für seine Pflicht hielt, aus Dankbarkeit wie Klugheit Alles zu thun, was angenehm sein konnte. Er gab seinem funkelnden Witz, seiner romantischen Schwärmerei, seinem musikalischen Genius die freiste Audienz, und merkte zu seinem großen Unglück nicht, daß er die Ministerin und sich dazu bis über die Ohren in's Sentiment hineinzog, in ein Sentiment, auf dessen Höhe eine Kluft lag, die er nur mit seinem gebrochenen Dasein füllen konnte. —

Es ist eben das alte, viel belächelte Märchen von der Potiphar. Ein Doppelmärchen, geschickt zur Posse wie zur Tragödie, es kommt eben auf den Ausgang an.

Einer läßt den Mantel, der Andere das Leben. — O Friedemann, hätteſt Du des Vaters mahnendes Wort befolgt, Dir wäre beſſer! Von den Schlingen der Geſellſchaft draußen hatteſt Du Dich zurückgezogen, um frei zu ſein und Deinem Herzen zu folgen, und liefeſt hier in eine zehnfach ärgere Falle, zehnfach ärger darum, weil Du arglos warſt, weil Du, einmal in dieſem Netze, Dich nach keiner Seite hin je wieder rehabilitiren konnteſt. —

Die Miniſterin liebte Friedemann namenlos, glühend, wenigſtens glaubte ſie es, und je mehr ſie ſich ihm zu nähern ſuchte, je vorſichtiger ſie dabei zu Werke gehen mußte, deſto mehr reizte ſie dieſe Liebe.

Brühl war jetzt beſonders viel bei Hofe, und Antonie, wie wohl auch ſehr beanſprucht, hatte doch mehr Mußeſtunden, die ſie nicht unbenutzt ließ. Es kam für ſie vor Allem darauf an, Friedemann an ihr Haus zu feſſeln, ihn durch öftere, regelmäßige Beſuche ſtets in ihrer Nähe zu halten und doch jeglichen Schein zu vermeiden. — Da kam ihr ein glücklicher Gedanke! Friedemann ſollte ihrer ſiebenzehnjährigen Tochter Antonie täglich eine Muſikſtunde geben. — Das Mädchen war noch ſo kindlich, ſo unbedacht, ſo erfahrungslos. Welch beſſere Gelegenheit gab's denn, als die, mit der

Dummheit der Tochter die Pläne der Mutter zu verbergen? —

Brühl war mit den Propositionen seiner Gemahlin ganz einverstanden, die Musikstunden begannen. —

Friedemann Bach trat achtlos, keck und lächelnd an den Abgrund, der ihn von seiner Zukunft trennte, und jeder Tag, jede Stunde konnte den Augenblick bringen, der ihn hineinstieß. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Da war's, als wenn zu rechter Zeit noch ein Engel vor ihn hinträte und ihn warnte. Da war's, wie wenn eine Stimme ihm zuflüsterte: „Steh' still, rühre Dich nicht!" —

Nach der vierten oder fünften Stunde, die er der jungen Antonie, Comtesse von Collowrath, gab, wurde nämlich Friedemann auf einmal still, verlegen, einsylbig und begann sich strenger an die Pflicht des Unterrichts zu binden. Nicht daß er in die störrisch exklusive Manier gefallen wäre, die er sonst angenommen. Nein, er war liebenswürdig wie immer, nur stiller. — —

— — — — — — — — — — — — —

Wohl war es ein sanfter, seliger Engel, der den armen Friedemann vor jähem Fall behütete, der freundliche Genius der wahren heißen ersten Liebe, die endlich

für ihn auferstanden war, mit Frühlingsdüften seine Schläfe umfächelte und mit den jungen, duftenden Rosen höchster Lebenswonne die unstät pochende Brust dieses Jünglings schmückte. Friedemann Bach liebte das Kind der Liebe, liebte Antonien von Collowrath, und ward wieder geliebt! — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Wie war das möglich gewesen? — Und unter den Argusaugen einer stets anwesenden Mutter, die selber den Geliebten der Tochter in ihr Herz geschlossen? —

Die siebenzehnjährige Antonie liebte Friedemann schon seit zwei Jahren, ja schon seitdem er in's Haus kam, hatte sich diese Liebe gestanden, in ihrem jungfräulichen Herzen groß gezogen, und als er ihr die ersten Musikstunden gab, war sie hoch erröthend vor ihn getreten, und scheu, ängstlich und schüchtern hatten sich Beide das erste mal näher berührt, waren in innigere Beziehung getreten. Und welche Beziehung kann, außer zwischen Mann und Weib, Mutter und Kind, inniger sein, als zwischen Lehrer und Schüler? Jede größere Freiheit wird durch den Zweck beschützt, jede innigere Verschmelzung durch ihn entschuldigt. —

Ein schöner, strahlender Blick, in dem sie in einer unbeobachteten Sekunde sich glühende Wechselgrüße ge-

boten, hatte über ihr beiderseitiges Schicksal entschieden, hatte sie glücklich und still gemacht. Sie wurden zurückhaltender gegen einander. — Dies mußte die Ministerin bemerken, und wäre sie vorurtheilsfrei und unbefangen gewesen, so hätte ihr der eigentliche Grund wohl kaum entgehen können. —

Daß dies dennoch geschah, lag daran, daß sie ihn selbst liebte, daß diese Liebe sie ihrer mütterlicher Beobachtungsgabe und Zurechnungsfähigkeit beraubte. In der Stille Friedemanns sah sie das unzweideutigste Zeichen der Gegenliebe, und diese Bemerkung kitzelte sie so, erfüllte sie mit solch geheimer Wollust, daß sie vor Eitelkeit und Liebe blind für jede andere mögliche Eventualität war. Wenn die Ministerin bei der Tochter gleichfalls keine Veränderung bemerkte, oder deren Zurückhaltung gegen Friedemann nur für die natürlichen Folgen seines Benehmens und ihrer Mädchenhaftigkeit hielt, war daran auch die Vorsicht der jungen Cellowrath selbst Schuld.

Das andere Geschlecht ist von Natur aus mit dem ganzen Codex der Liebe zu sehr vertraut, als daß die Unschuldigste, Kindlichste, Ungelenkste nicht den erfahrensten Mann überflügeln könnte, und eine Bauerdirne bezeugt oft in diesem Stadium eine taktvolle

Grazie und sinnige Weise des Benehmens, vor der der gesittetste Mann scheu und erschrocken still stehen und sein Knie beugen muß.

Dies junge siebenzehnjährige Mädchen hatte nicht nur in dem heißen Blicke Friedemanns die süße Gewißheit seiner Liebe errathen, sie hatte auch zu ihrem Schrecken gerade seit jenem Momente in der Seele ihrer Mutter gelesen und war erbebt. Die Liebe selbst hatte die Gefahr, die Liebe hatte ihren eigenen Tod geschaut! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war ein reizender Wintertag. — Ende März, und noch so tiefer Schnee! — es sollte weiße Ostern geben.

Die helle Morgensonne spiegelte sich in den brillantenen Zapfen, die an Dächern und Simsen der Häuser hingen. Friedemann machte Toilette, er wollte in's Hotel Brühl, um Stunde zu geben.

Friedemann war bleicher, als gewöhnlich. Er hatte die letzten Nächte schlecht geschlafen. —

„Und wenn sie mich liebt, das engelschöne Mädchen, wenn sie mich wahrhaft liebt, warum soll ich schmachten und mich verzehren, warum soll ich nie das süße „Ja" von ihren Lippen hören? Bin ich denn so elend, so gering, daß ich meine Augen nie zu ihr im Wunsche des Besitzes erheben soll? Bei Gott, ich thu's! — Ist

nicht die Ministerin mir Gönnerin und Freundin, wie's nie eine gab? — Und wenn ich ein Gigant in meiner Kunst werde, wenn ich die Bewunderung der Welt auf meinen Scheitel häufen kann, bin ich zu schlecht, der Sohn des Grafen Brühl zu heißen, der auch nur ein armer, unbeachteter Page war, als er zu streben anfing? — Ich bin Friedemann Bach und des großen Sebastians Sohn! Ich wag's und wenn zehnmal Maman dabei sitzt! — — — — — — — — — — — — — —

Doch nein! Ich könnte sie verletzen. Ich will ihr Gefühl nicht beleidigen.

Langsam, sicher und zart will ich gehen, und dann — muß ich erst etwas Größeres geschaffen haben, was mir den Ruhm des schöpferischen Künstlers sichert, was mir ein Recht zu meiner Werbung giebt!*) — — —

Und doch warten, warten! —

O, wenn ich ihr ein sichreres Zeichen geben könnte,

*) Friedemann hatte bis jetzt in Dresden nichts weiter komponirt als: 1.) Festo visitationis Mariae: „Der Herr wird mit Gerechtigkeit" — (D-dur. Orchester). 2) Amen und Halleluja (D-moll) — 3.) Sonata p. il Cembalo (D-dur). 4) Concer. avec. Clav. obl. 2 Viol. Va. B. — 5.) Trio à 2 Hautb. e Bass. — 6.) Endlich: Sei Sonati p. il Cemb: dedie al Sign. George Ernesto Stahl. consigl. della corte di Sua Maeste il Rè di Prussia. 16 März 1745. (Wohl das Letzte aus dieser Zeit.) D. B.

als dieſen ſtummen Blick, der einmal nur gegeben, einmal nur empfangen ward! Ha, recht! das iſt ein diplomatiſch Mittel und unverfänglich. Die Miniſterin hat mich ſo oft erſucht, ihr ein Lied zu componiren, ich hab' es ſtets umgangen. Da, — das alte Lied: „Willſt Du Dein Herz mir ſchenken," will ich ihr ſingen, und wenn ich dann Antonien von Cellewrath verſtohlen anſehe, wird ſie mich wohl verſtehn!" —

Er nahm das alte Notenblatt, ſchloß es in ſeine Muſikmappe, kniff den Chapeaubas unter den Arm, rückte den Degen zierlich auf die Seite und eilte hinweg.

— — — — — — — — — — — — — —

Thor, was thuſt Du! O ſchweige, Verblendeter, ſchweige! die Liebe iſt ein Myſterium, ein Symbol, ſie verehrt man am reinſten mit Schweigen! —

Und wie das Leben eigen ſpielt! — Wie manchmal in entſcheidenden Augenblicken alte Mahnungen gleich Aeolsharfen klingen, und man bleibt verwundert ſtehen, horcht auf, zuckt die Achſel und geht weiter! —

Als Friedemann die Sophienkirche vorbeiging, da, an der bekannten Ecke der Wallſtraße und des Sophienplatzes, wo Merpergers Haus lag, kam eine wohlbekannte, dunkel gekleidete Geſtalt bei ihm vorbei. Sie wendete ſich. Es war Ulrike! Friedemann ward pur-

purreth und grüßte. Das arme Mädchen mit dem bleichen Gesicht und dem stillen, schmerzlich lächelnden Zug um die Lippen grüßte ihn wieder und schritt vorbei zum Hause des Vaters. — Friedemann stand still. Ein Krampf packte ihn bei der Brust, er mußte hoch aufathmen, daß er nicht schrie, — dann ging er vorüber. — So nahe liegen die Scheidewege! Wer nur den rechten wüßte! — — — — — — — — —

Friedemann Bach und Comtesse Antonie saßen am reich vergoldeten Clavier und spielten eine jener leichten sogenannten Morceaux, Uebungsstücke, die vierhändig von Lehrer und Schüler gespielt wurden, um Letzterem die Melodie, welche er zu spielen hatte, und die meist einfach war, angenehm zu machen und das Ohr an Harmonie zu gewöhnen. Die Ministerin saß auf einem Sessel, den sie an's Instrument geschoben hatte, so daß sie beiden jungen Leuten in's Gesicht sah. Friedemann war aus leicht begreiflicher Ursache heut bleicher, aufgeregter und verlegener als sonst, und Antonie Collowrath, die, der Gazelle gleich, welche den Jäger wittert, mit ahnungsvollem Schreck an der Bewegung in den Zügen des Geliebten, an seiner zitternden Hand, die sie im Spiel berührte, merkte, daß er heut ganz in der Verfassung sei, eine Thorheit zu begehen, beschloß, streng

über ſich zu wachen und durch ihre Geiſtesgegenwart die Gefahr abzuwenden, die der Unbedachtſame etwa herauf beſchwören ſollte. Die Uebungsſtunde war vorbei, der theoretiſche Unterricht begann. In ihm gerade konnte Friedemann durch Lehre und Beiſpiel den ganzen Schatz ſeines künſtleriſchen Innern entfalten, und da ihm ſelbſt darum zu thun war, der Geliebten von der Würde und Weihe der Muſik die allerhöchſte Meinung beizubringen, ihr ſeine Kunſt als die edelſte Art der Dichtung darzuſtellen, und er ſo ſelbſt im Lehren Dichter wurde, riß er heut wie nie ſeine Zuhörerinnen hin. — „Ja Comteſſe, die Muſik iſt die Sprache, die Unnennbares ſagt, die da lebendig wird und unſer Ohr mit ſüßem Schmeichelton umplaudert, wo der Verſtand umſonſt nach Worten haſcht, wo das Herz, die innerſte Seele ſelbſt, in einer Zunge redet, die wir nicht verſtehn, ſondern allein fühlen müſſen, wenn wir des heiligen Geiſtes voll ſein wollen. Die Muſik iſt die Sprache des Herzens, die Sprache der Liebe, und die Sprache Gottes, weil alle drei im höchſten Entzücken eins ſind. Drum iſt auch jede Melodie ein Gedanke und jeder Ton ein Wort.“ —

„Und die Harmonie, lieber Bach?“ warf die Miniſterin zärtlich verſtohlen hinüber. —

„Die Harmonie, Excellenz, wollte ich nun hieraus erklären. Denke man sich die schönste Melodie der Welt, die seelenvollste," und seine rechte Hand schlüpfte mit einem süß flüsternden Adagio über die Tasten, „sie wird, so lange sie allein steht, stets eintönig sein, wird trotz aller lieblichen Verschlingungen nie so verständlich, sich selbst so klar werden, ebenso wie ein Mensch, der nur allein lebt, allein fühlt, allein sehnt, nicht verstanden werden kann und elend sein muß. Tritt aber zu der einen Melodie, zu der einen Stimme, die die Melodie gibt, eine zweite, die den Gedanken wiederholt, neu beleuchtet, gewissermaßen als ein anderes Ich mit anderen Augen anlächelt, dann erst beginnt das wahre Leben des Tons, dann wird er zur eigentlichen Musik, und die einfachste Form, die des Liedes kann erstehn. Es ist bei zwei solchen Stimmen wie bei zwei Menschen, die ein Gefühl durchglüht, eine Stimmung beseelt, ein Gedanke entzündet. Zwei Menschen, die in ihrer individuellen Freiheit dieses vereinte Gefühl, den Gemeingedanken zur höchsten Vollendung bringen, sich umflattern, durchdringen, gegenseitig wiederholen und ergänzen, sich umschlingen und küssen und selig zusammenrinnen. Und je mehr Stimmen dazukommen, desto höher wird die Wonne, desto reicher der Gedanke und

die Sehnsucht dehnt sich aus zum Himmel und wird unendlich weit und allmächtig, wird Welt und Seligkeitsgedanke, der Gedanke Gottes!!" —

Flammend war der schöne Jüngling aufgestanden, hielt den schwellenden Arm der Schülerin in überschwenglicher Gluth gepreßt, hatte die andere Hand mit Begeisterung erhoben und sah die Ministerin mit verzehrendem Blicke an. Fast wäre er im Geständniß der Mutter der Geliebten zu Füßen gesunken, als die junge Cellewrath hastig aufstand und ihn aus der Illusion riß. — Er ließ ihren Arm los, erröthete und bat stotternd um Entschuldigung. — Ministerin Brühl, die dem schönen Mann mit fieberischem Pulsschlag zugehört, war fast ungehalten über die scheinbare Prüderie der Tochter. Sie faßte sich aber noch rasch genug und sagte: „Wenn Sie von uns volle Verzeihung für Ihre dichterische Kühnheit finden wollen, müssen Sie uns den längst erbetenen Beweis geben, daß Sie auch mit solch großem Gefühl zu schaffen vermögen, und uns ein Lied componiren. — Ja, wollen Sie das? So ein Lied, wo zwei Stimmen sich begegnen, ein Liebeslied vielleicht, Friedemann. Und seine Hand in der ihrigen haltend sah ihn die Ministerin mit einem seltsamen Blick an.

„Jetzt ist der Augenblick oder nie!“ so tönte es in Friedemann wieder und ihr einen langen Blick zurückgebend, setzte er sich an's Klavier. Ministerin Brühl stand vor ihm. —

Antonie von Collowrath war, ängstlich und bleich, leise hinter die Mutter getreten, und hatte, im Instinkt der kommenden Katastrophe, seinen Blicken wenigstens das Verrätherische genommen, indem sie die Mutter zur Aegide machte. — Die Ministerin merkte nicht, was Antonie that, sie war in Friedemanns Anschauen verloren und lauschte des kommenden Sanges, der, wie sie meinte, auch ihr ein Liebesbote werden sollte. Friedemann griff in die Tasten. Ein kurzes Vorspiel. — Sein braunes, schwärmerisches Auge erhob sich, sah hinter dem Antlitz der Mutter das der Geliebten, — und er dankte ihr mit einem Glühroth für die Schaltheit. — Plötzlich ward er bleich, sehr bleich, er stand an der Schwelle seines Schicksals.

Es war der arme David Rizzio, der vor seiner Königin Maria in Liebessehnsucht sang und nicht ahnte, daß draußen Darnley stand, ihr Gemahl, mit Ruthven und seinen Gesellen. —

Und er begann:

„Willst Du Dein Herz mir schenken,
So fang' es heimlich an,
Daß unser Beider Denken
Niemand errathen kann.
Die Liebe muß bei Beiden
Allzeit verschwiegen sein,
Drum schließ' die größten Freuden
In Deinem Herzen ein."

„Behutsam sei und schweige,
Und traue keiner Wand;
Lieb' innerlich und zeige
Dich außen unbekannt.
Kein Argwohn mußt Du geben,
Verstellung nöthig ist,
Genug, daß Du, mein Leben,
Der Treu versichert bist."

„Begehre keine Blicke
Von meiner Liebe nicht,
Der Neid hat viele Tücke
Auf unsren Bund gericht't.
Du mußt die Brust verschließen,
Halt Deine Neigung ein,
Die Lust, die wir genießen,
Muß ein Geheimniß sein."

„Zu frei sein, sich ergehen,
Hat oft Gefahr gebracht,
Man muß sich wohl verstehen,
Weil ein falsch Auge wacht.

Du mußt den Spruch bedenken,
Den ich vorher gethan:
Willst Du Dein Herz mir schenken,
So fang' es heimlich an." —

Außer sich, nicht Herr seiner Sinne, sprang er auf! —

„Pardonnez, Maman, mon mouchoir!" — und Antonie eilte hinweg, ihre Bewegung zu verbergen und den Unsinnigen vor dem Schlimmsten zu behüten.

Ihr Weggehen hatte Friedemann die Besinnung wiedergegeben. Die Ministerin aber, das vergessene Tuch der Tochter segnend, trat hastig zu ihm, packte krampfhaft seine Hand und wollte dem schönen, glühenden Sänger eben das Herz in ihrer Art etwas erleichtern, als Antonie wieder eintrat und einen fragenden Blick auf Beide warf. Die Ministerin fuhr zurück und warf ihr einen wüthenden Blick zu. —

Friedemann war ernüchtert. Ja er begann auf einmal zu ahnen, an welcher Doppelklippe er stand. Er faßte sich, nahm seine Mappe, verbeugte sich und ging. — Noch einmal schien er gerettet! —

XII.

„Fang's heimlich an.“ —

Heimlich! — Heimlich und in nächtlicher Stille entſprießt die Lotos, die heilige Blume der Liebe, der Nacht, und öffnet ihren keuſchen Schooß dem entzückten, ſehnſuchtzitternden Mondſtrahl; doch wenn das erſte Frühroth leiſe auftaucht und der Tag mit ſeinen erſten Dämmern die träumende Fluth in den Schmelz des Zwielichts hüllt, ſinkt die Verſchämte zurück in's kryſtallene Haus des ewigen Ganges, der ſilberglänzende Geliebte droben zieht ſeine Strahlenpfeile ein und verrinnt im aufloſenden Morgenhimmel. — —

Nicht in glühender Sehnſuchtshaft, leiſe geküßt will die Roſe ſein, leiſe getrunken der Becher der Liebe, denn iſt er leer, — was nützen die goldenen mit Juwelen beſetzten Scherben? — Die ſüße Hathor, die einſt zu Memphis ſtand, das Urbild der Venus, war nicht

nur die Göttin der Liebe, ſondern auch die Göttin der Nacht. Aus feuchter Nacht ward in Liebe die ſchöne Welt, das Urei, geſchaffen, aus dem der Phthas,*) die Urweltsſonne, ſprang. Liebe, Nacht und Schweigen ſind die Gebärerinnen des Daſeins! — — — — — — — — — — — — — — — —

Schämige Nacht war's, als Romeo am Fenſter die Geliebte grüßte, ſchämige, verſchwiegene Nacht war's, als Friedemann Bach, gehüllt in den weiten Mantel, aus ſeinem Hauſe ſchlich. Er eilte über den kniſternden Schnee und einzelne Flocken fielen nieder. — Er wollte zum Hotel Brühl. Am Montag war jene verhängnißvolle Stunde geweſen, Dienſtag war er nicht in's Hotel gegangen, die große Schlittenfahrt nach Sedlitz,**) welche die Königin dem Hofe gab, nahm Alles in Anſpruch, drum fiel geſtern und heut die Stunde aus. Dagegen erhielt Friedemann von der verliebten Miniſterin eine Einladung zum heutigen Abend, wo Brühl dem Hofe eine ſogenannte Schäfer- oder Bauerwirthſchaft***) gab. Der eigentliche Carneval war vorüber,

*) Champoliens Briefe über Nubien und Aegypten. Vogels Verſuch über die arg. Religion.

**) Topogr. Geſch. Dresd. 1777. Seite 355.

***) Mannichfach beſprochen in Brühls Leben, Galant. Sachſen und Diplom. Geſch. Dresdens.

die großen Redouten und Maskenfeste des Hofes beendigt, doch pflegte man in jenen Zeiten bis zum grünen Donnerstage hin den Carneval auszudehnen, und, da man aus Pietät nicht gerade offiziell zum Zweck des Tanzes sich vereinen wollte, so gab man luxuriöse Schaustellungen, in denen Opern mit Carroussels und Schäferfesten abwechselten und auch wohl nebenbei getanzt wurde. Heut war der Kehraus der Carnevalsfreude, man durfte nun nicht zögern, ernste Gesichter zu machen, denn dahinter stand schon der stille Charfreitag mit seiner Dornenkrone.

Friedemann, als er so langsam an der Sophienkirche vorbei ging, sah mehrere Leute, die aus Merpergers Haus gingen. „War da Gesellschaft? Die Fenster sind doch nicht beleuchtet!“ — Er kehrte um, ging zurück, an seinem Hause vorüber und von der andern Seite bei der kleinen Brüderstraße an der Kirche vorbei — er wollte Keinem begegnen.

Er überdachte seine Lage. Wohl war er sich der doppelten Gefahr bewußt, in die er hineinschritt. „Brühl ist heut im Hause! Die Ministerin ist in mich verliebt, das ist kein Zweifel. Wie soll ich ihr entgehn und doch Antonien sprechen? — wie mich Brühl's Blicken entziehen? Mein Verstand räth mir sehr ab, überhaupt hinzugehn.“ —

Wie er ſo zögernd bis zur Ecke des Prinzenpalais gekommen war, ſcheuchte ihn der Tritt zweier Menſchen aus ſeinen Gedanken. Er fuhr auf. — Sie kamen gerade von Merperger her, deſſen Haus er jetzt wiederum ſehen konnte, und oben in des Mädchens Kammer brannte Licht, das einzige Licht in dem ſtillen Hauſe. — Er mußte, wenn er vorwärts ging, gerade mit den Kommenden zuſammentreffen. Er blieb im Schatten des Palais ſtehn und lies ſie vorüber. Es ſchien ein Doctor zu ſein. Die Köchin Merpergers leuchtete ihm nach Hauſe.

„Heute iſt der zweite Tag; das Fieber iſt weggeblieben, ich denke, die gute Ulrike iſt nun außer Gefahr," ſagte der Arzt.

„Gott ſei Dank! — Aber die Angſt, die wir ausgeſtanden haben, Herr Doctor! Und daran iſt Keiner weiter Schuld, als der ſchlechte Kerl, der Bach!" und keifend verlor ſich der Ton mit den verhallenden Schritten. Friedemann ſtand unbeweglich und ſchaute hinauf nach dem einſamen Fenſter. Es war ihm doch recht wehe!

Wenn ihn ſein Vater Sebaſtian hätte da ſtehen ſehen im Schnee, wie er empor ſtarrte und der zurückgeſchlagene Mantel das amaranthfarbene Schäferkleid zeigte! — „Was thuſt Du hier, Friedemann? Was thuſt Du hier, der

Sänger des Herrn in den bunten Lappen der Narrheit, und übermorgen iſt doch der Tag, da der Heiland gekreuzigt ward!" — Das Alles, Alles rauſchte durch ſeine Seele, aber das verzehrende Feuer der Liebe war ſtärker, und herb klang ihm der liebloſe Schimpf des Dienſtboten, offen preisgegeben den Ohren eines fremden Manns und dem Mißbrauch der Fama. Das zog ſein Herz zu, ſo zu, daß das Mitleid für die Arme da drüben in ihm keinen Raum mehr fand.

Es gab ein Ding in Friedemann, das hieß Störrigkeit, wer die weckte, machte den ſonſt edlen, weichmüthigen Menſchen zu Eis und Stein.

Er ging den Taſchenberg vorbei um die alte baufällige Hof-Kirche*) und erblickte das prangende Portal Brühls, vor dem eine lange Reihe glänzender Carroſſen ſtand.

„Ha, der Hof iſt alſo da, Gott ſei Dank! Brühl und die Miniſterin können ſich ſo weit vom Herrſcherpaare nicht entfernen, daß ich nicht einen Moment un-

*) Sie war wegen dringender Baufälligkeiten zur Zeit außer Gebrauch geſetzt, ſo daß der Gottesdienſt für den Hof mehrere Jahre in der Sophienkirche gehalten wurde. (Diplom. Geſch. Dresdens. IV. Bd. S. 140 und 41. 143 nebſt Anmerkung 1).

beachtet mit Antonien ſprechen könnte. So wie ich das gethan, gehe ich wieder." —

Er betrat das Hotel, deſſen Vorhalle mit Blumen geſchmückt, mit Teppichen belegt war, gab ſeinen Mantel ab, präſentirte ſeine Einladung und ward von einem als Faun mit Beckſohren und Thyrſus geſchmückten Ceremonienmeiſter in die zweite Halle gewieſen. Sie war ganz in eine ungeheure Laube, einen künſtlichen Blüthenwald verwandelt, der magiſch durch bunte Lampen erhellt war und ſich nach hinten gegen den großen Hof des Hotels öffnete. Ueber dieſem Ein- oder Durchgange hing eine Transparentſchrift:

„Wenn meine Wirthſchaft iſt auch klein,
„Kommt all' ihr Schäfer nur herein,
„Der Gott, deß' Füllhorn froh uns nährt,
„Und meiner Hürde Glück beſchert,
„Naht ſelbſt mit des Olymps Schaar
„Und wird in Gnaden offenbar,
„Weil ihm der Seinen Luſt gefällt,
„Die hergeſtrömt aus aller Welt.
„Drum labt und liebt euch, das iſt Brauch
„Von Nymph' im Bach und Sylph' im Strauch." —

Friedemann trat unter dies zweite Portal und ſah hinab in den ungeheuren Hofraum, der in der ganzen Höhe des Pallaſtes künſtlich durch eine Ueberdachung

vor der Nachtluft geſchützt war. Ein Theil des Hofes, der als Seitentrakt gelten konnte und in die Auguſtusſtraße mündete, war durch eine Glaswand gegen dieſelbe geſperrt, vor welcher ſich eine Maſſe Volks drängte, die doch auch etwas Herrlichkeit mitgenießen wollte. Die Seiten des Hofes waren mit einer Fülle künſtlichen Laubes und Blumenwerks, ſoweit das Auge reichte, tapezirt, aus welchem weiße Büſten auf Säulen, Obelisken und etliche Nymphengruppen hervorleuchteten. Den ganzen Raum, zu dem abwärts eine Blumentreppe führte, hatte man gerieſelt und mit Teppichen belegt. Hin und her ſtanden Buden, wo Zigeuner, Aegyptier und allerlei phantaſtiſches Volk tauſend Nippes und Galanterien feil boten; auch ein Quackſalber mit ſeinem unvermeidlichen Hanswurſt pries ſeine Waaren an und erregte unauslöſchliches Gelächter. Gegenüber dem Haupteingange war ein Thron von Muſcheln, buntem Geſtein, Korallen, Laub, Blumen und ausländiſchen Raritäten erbaut, auf deſſen oberſter Stufe zwei Seſſel mit ſchwellenden Kiſſen bereits Auguſt III. und Joſepha aufgenommen hatten, die in phantaſiereichem, halb mythologiſchem Koſtüm den Mittelpunkt des Feſtes bildeten. Rings um ſie im ſtrahlenden Gedränge wogte der Hof, der die letzte Carnevalsfreude ausbeutete, in bunten Schäfer- Sylphen-

und Amorettengewändern. Die ganze Scene wurde von Tausenden bunter Ballons und Ampeln erleuchtet, die an den Seiten hingen oder in großen Guirlanden über den weiten Raum gespannt waren, während der mangelnde Duft der Blumen durch Wolken von Odeurs ersetzt ward, die umherschwebten, wogegen kleine Springbrunnen die Temperatur frisch erhielten. Aus diesem Hauptfestraume liefen zahllose grottenartig verhüllte Thüren nach den innern Gemächern des Palais, wo die Buffets, der Tanzsaal, Bosquets und Laubengänge, Orakel und tausend Dinge, die nur das phantastische Raffinement dieser Zeit ersinnen konnte, zum Genusse, zum tête à tête oder zu fröhlichem Lachen einluden. Dabei erhöhte eine unsichtbare Musik die ohnedem erregte Stimmung zu einem wahren Taumel des Vergnügens. Kurz es war ein Fest, das außer dem Könige nur ein Brühl geben konnte.

Dies Alles bemerkte Friedemann kaum flüchtig, und indem er sich in die unbeachtetste Ecke zurückzog, war er bemüht, die Ministerin mit ihrem Gemahl zu erspähen, und höchst erfreut, sie zunächst um den König und die Königin zu finden. Wenn erst der Umgang des Königs und des Hofes erfolgte, wenn gar das eigentliche Carnevalsmêlé eintrat, (was bei diesen

Schäferfesten das Hauptvergnügen war, weil dann jeder nach seinem Gout thun und lassen konnte, was ihm gefiel,) war Friedemann verloren. Ein Glück war, daß er in seiner Stellung kein Anrecht am dramatischen Theil des Festes, an den Aufzügen, Quadrillen, und allegorischen Scenen hatte.

Ebenso wenig war dies aber bei Antonien der Fall, die noch nicht bei Hofe eingeführt war, denn nur, was offiziell zu ihm gehörte, nahm an dem eigentlichen sogenannten Schäferspiele Theil. —

Friedemanns Augen glitten von einer Schönheit zur andern, er sah Antonien nicht. War sie denn gar nicht zugegen? Endlich blickte er empor nach den verschiedenen Fenstern des Palais, die durch das Laub in den prangenden Hof mit hellen Gesichtern hinab schauten. Dort an jenem dunklen Fenster stand sie, und sah ihn an, ja schien ihm zu winken. — Alles war nur mit dem eignen Vergnügen beschäftigt.

Friedemann kannte die Räume des Hotel Brühl sehr genau; trotz der Veränderungen fand er sich bald zurecht. Allem Geräusch ausweichend ging er die einsamsten Gallerien und gelangte auf Umwegen in jenen Theil des Gebäudes, wo das bewußte Fenster liegen mußte. Er kam zu einer Thür, die nur angelehnt war,

und öffnete sie leise. — Da stand, wie vorhin, die Liebliche und sah hinab. Er trat ein, das Herz schlug ihm bis an den Hals. Er hustete. Antonie fuhr zusammen und wendete sich.

„Friedemann!“ —

„Antonie!“ — und er wollte ihr mit offnen Armen entgegeneilen.

„Um Gottes Willen, Friedemann, machen Sie sich, machen Sie mich nicht elend! Sie haben uns durch Ihre Unbesonnenheit schon in so entsetzliche Gefahr gebracht! Lassen Sie sich doch erbitten! Seien Sie doch überlegter!“ —

„Antonie, nur ein Wort!“ —

„Kein Wort, Friedemann, kein Wort! Nehmen Sie den kleinen Schlüssel und verlassen Sie sofort das Hotel. Sie kennen den Gang, der von uns hinüber nach dem Wallgarten geht, dorthin gehen Sie. Im Schwibbogen ist eine kleine Thür, öffnen Sie dieselbe, und Sie sind im Gange, dort erwarte ich Sie.“ —

„O, nur ein Wort, Antonie!“ und er drückte einen Kuß auf die Hand des Mädchens. „Willst Du Dein Herz mir schenken?“ —

Da sah ihn dieses Engelsantlitz mit einer namenlosen Mischung von Liebe, Mitleid, Furcht und Beschämung an: „Fang's heimlich an, Friedemann!“ —

XIII.

Charfreitag in der Nacht.

Man mag ſich noch ſo ſehr dagegen ſträuben, mag alle Beiſpiele und Gründe, die ſich hin und her verſtreut finden, mit Gewalt an's Licht ziehn; es iſt einmal eine unabweisbare Thatſache, daß jene Zeit, wo der einzelne Menſch ſein Glück allein im großen Ganzen, in der Natur, in der Religion, im Staate fand, jener Zuſtand, wo er mit vollſtändiger Unterordnung, Dranzabe, ja Verzichtleiſtung ſeiner Perſönlichkeit nur in, durch und für die Außenwelt lebte, vergangen iſt. — Todt und begraben ihrem Inhalt wie ihrer Form nach iſt die Kinderzeit des Menſchengeſchlechts, die ich, um ein einzig Wort zu finden, die Aera der Autorität nennen will, begraben von dem Drange des Subjektivismus, dem Beſtreben an und für ſich zu ſein, und ſo glücklich zu ſein. Die Menſchheit hat das Kleid der Unſchuld

ausgezogen, ist von dieser großen, gewaltigen Mutter, die über ihr und außer ihr thronte, abgefallen, hat vom Baume der Erkenntniß gegessen und erwachte zum Gefühl der Individualität. Das ist ihr Jünglingsalter. Was von der alten Welt des Selbstverzichts, der Aufopferung, noch etwa übrig, ist nur ein Hauch, eine Ahnung, ist die schwache Idee von der Idee ihres Ideals. Sie ist scheinbar vollständig untergegangen, und weil das lebende Geschlecht sich dessen immer bewußter wird, meinen auch Viele, sie könne nimmer wieder erstehen. — Sie ist wohl gestorben, und zwar den tragischen Tod der Selbstvernichtung. Was von ihr noch träumerisch umherirrt auf Erden, sind die bunten Fetzen ihres Daseins, in die der Subjectivismus gleißend sich kleidet. Aber sie selbst in ihrem Riesengrabe schläft nur, es geht ein Reinigungsprozeß mit ihr vor, aus dem sie geläutert auferstehen wird und muß, denn sie ist ewig, weil sie Uridee ist. Wie Barbarossa im Kiffhäuser muß sie warten, bis die Raben schreien. Sie muß harren lange, öde Tage des Grams, bis der Subjectivismus auch den letzten gestohlenen Fetzen ihres Herrschermantels nicht des Tragens mehr werth hält, in nackter Nacktheit einhertritt, aus der Welt nur ein Credit und Debet gemacht hat, und die Menschen

bei ihm nur eine Zahlenreihe, der Schweiß der Arbeit ein zinstragend Papier geworden. — Dann, wenn er wird ſitzen der blinde Fauſt auf dem Söller, neben ſich den alten verfluchten Buchhalter, die Zahlenlogik, die dreibeinige Gedankenprogreſſion, den Mephiſto, und wird's ſcharren und graben hören unter ſich von Millionen ächzender Arbeiter, wenn er wird träumen, er raube dem Meer den Boden, dem Himmel die Luft und die Sterne, der Sonne den Glanz, und Alles ſei ſein, ſein, —

Wenn erſt der Tag gekommen iſt: „Da er ſich ſelbſt gefallen mag,
„Und er zum Augenblicke ſaget: verweile doch, Du biſt ſo ſchön;“ —

Dann werden die vier Schattenſchweſtern kommen und klopfen mit eiſernen Fingern:

„Ich heiße der Mangel.“
„Ich heiße die Schuld.“
„Ich heiße die Sorge.“
„Ich heiße die Noth.“

Da, hinterdrein kommt — der Tod! der Tod! —

Der hebt ihn mit eiſernem Griff empor vom goldenen Stuhle, wirft ihn in ſauſendem Schwunge hinab unter die Lemuren in ſein Grab, haha, in das enge Land, das er dem Meere abgezwungen, und das Paradies

kommt wieder, das alte, und ist jung, ist dasselbe und doch anders, ist Herrscher und dient doch, ist Mutter der Selbstsucht und doch ihr Kind, ist von ihr erschlagen und doch wieder durch sie auferweckt.

Dann aber — —!! — Das sind Fernen, in die das prophetische Auge nicht mehr dringt, wo es sich schließen muß, denn der Aberwitz klopft an die Hirnschale.

Jene Zeit der antiken Welt und dann des ersten Christenthums, wo mit der aufgehenden Sonne unser Geschlecht sich erhob und zuerst dem ungeheuren Urwesen über Raum und Zeit ihr Danklied sang, wo jede Form des menschlichen, staatlichen, gesellschaftlichen Daseins, jede Thätigkeit, jedes Gefühl, jede Leidenschaft, Essen, Trinken, Arbeiten, Schlaf, Wachen, Ehe, Liebe, Geburt, Tod, Krieg, Friede, Königthum, Republik, Freiheit und Sclaverei, kurz Alles nur ein Cultus, eine Form der Gottesverehrung war, diese Zeit liegt so weit hinter uns, daß wir sie nicht mehr verstehen.

Warum erschüttert uns die Antigone, der Oedipus nicht mehr? Weil uns das Verständniß der Uridee jener versunknen Tage abhanden gekommen, weil wir kein Gefühl, die frommen Kinderaugen nicht mehr haben, mit denen man jene Werke betrachten muß, weil uns

die ehernen Schauer abgehen, die das alte Publikum überrieselten, wenn Oedipus begann:

„O meine Kinder, ihr des alten Kadmäerstamms" — und das thränenschwere, hoch klopfende Herz fehlt, mit dem das alte Auditorium die Arena verließ, wenn in Antigone nach dem Fall von Creons Haus der Chor schloß:

— — — — „„Nie frevle darum
„An der Götter Gesetz! der Vermessene büßt
„Das vermessene Wort mit schwerem Gewicht,
„Das den Trotzigen lehrt,
„Noch weise zu werden im Alter!"" — —

Wird man es glauben, daß das Drama damals die Menschen besser machte, daß der Hausvater, die Hausmutter nie frommer war, nie inniger ihre Hände erhob und betete:

„Sieh herab, Allvater Zeus,
und auch du, allwaltende Schicksalsherrin," als nach dem Schauspiele?! — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Es soll ja nicht gesagt sein, daß nicht Viele unter uns noch von jener tiefen, anspruchslosen, ächten Frömmigkeit wären, daß nicht manche Schaar stiller Genossen as alte Paradies in engem Kreise behütete, aber im

Großen und Ganzen nicht mehr. Wenn wir heute fromm sind, sind wir's subjectiv, nur der allerhöchst gebildete und erfahrungsbewußte Mensch ist theilweise noch objectiv fromm.

Doch nein, nein! In Einem machen wir Alle, wie wir sind, eine Ausnahme von unserer eigenen Zeit, ein Moment tritt ein, wo wir mit all den alten, heiligen Schauern auf ein paar Stunden zurück fallen in die Arme unserer alten Mutter, weinend in seligem Weh uns an sie klammern, in langen, durstigen Zügen aus ihren Brüsten trinken, mit neugierig staunenden Kinderaugen in ihr runzlichtes und doch gar so liebes Gesicht sehen und uns wohl fühlen, glücklich, frei und groß in der Kindschaft dieser Minute. Wissen wir doch, daß der nächste Tag das erbärmliche Zahlendasein wiederbringt!

Dieser kurzen Stunden, wo die Vergangenheit über uns Herr wird, giebt es zwei im Jahre, ein Fest der Freude, eins der Thränen. Weihnachten und Charfreitag. Das ist der Rest des alten Paradieses, der Rest, der uns begleiten wird durch's Jetzt zur Zukunft, die Pforte, durch die die alte Mutter der Welt, jung und neu geworden, wieder eintreten wird in's Herz der Menschheit! — — — — — — — — — — —

Charfreitag iſt's. Der öde, trübe Himmel ſpannt ſein Leichentuch über die ſtille Welt, und ſchwarze Wolken, wie verlorene Poſten, ſind hin und her zuſammengeballt, in ſich gekauert, wie Klageweiber, als Wächter der Trübſal. —

Der Abend hat ſich herabgeſenkt auf das große Dresden, und die langen finſtern Häuſerreihen begraben die Straßen in dämmernde Schatten. Hier und da entglimmt eine trübe Laterne und wirft ihren ungewiſſen Schein auf die Scheitel der Vorübergehenden, der Mond aber, fahl und gläſern, der mühſam durch die Wolken ſich gerungen, ſchwankt um den alten Thurm der Sophienkirche. Es iſt ſo öde und unheimlich leer, ſo kahl und kalt auf den Straßen. Der rauhe Wind fegt eiſig um die dürren Baumkronen, die noch keine Knoſpe ſchmückt. Iſt's doch, als wenn die ganze Natur trauere und der Frühling ſich erſt ausweinen müſſe, ehe er ſich in's Grün der Hoffnung ſchüchtern hüllt. Eine unſichtbare Hand hat ſich auf die Herzen der Menſchen gelegt und preßt ſie zuſammen, Andacht ruht auf den ſtillen Häuſern, und langſam mit zitternder Stimme lieſt das alte Mütterchen die große Tragödie des Herrn, des ewigen Liebesboten, der ſein volles Herz der Menſchheit gab und, an der Tücke der Zeit

zerſcheiternd, ſtill lächelnd ſtarb: „Sie wiſſen nicht, was ſie thun!“

Das iſt der Tag, wo die Herzen ſchreien und weinen, nicht aus eignem Weh, ſondern im Andenken um ihn, in der Erinnerung, daß der Held der Befreiung erſchlagen ward und die Menſchheit noch ſitzet am Bach unter den Weiden und klagt, wie die Juden in der Gefangenſchaft zu Babel, gefeſſelt von eigener Verblendung! —

Im Cantorhauſe der Sophienkirche zu Dresden, eben im einſam entlegenen Stübchen, außer der alten Hanne allein, geht Friedemann nachdenklich ſtill auf und ab.

Wohl bewegt ſein Herz die ſelige Liebesluſt erſt kürzlich verrauſchter Wonneſtunden, wo er Antonie in ſeinen Armen hielt und den erſten Liebesſchwur im Kuſſe beſiegelt, aber auch der Kummer, die marternde Qual, ob er und wie er das Glück für ewig an ſich feſſeln möge, das ihm das gütige Geſchick geboten. Die Tochter eines allmächtigen Miniſters! — „Oho und ich bin Sebaſtian Bach's Sohn! Wenn Brühl längſt nicht mehr gekannt iſt in der Welt, wird man vor Bachs Marmorſtatue noch das Knie beugen in Gedanken. — Nein, nicht allein vor ihm! Hat mein großer

Vater nicht ſelbſt geſagt, daß ich ihn überſtrahlen werde? — Auf, Friedemann, du ſollſt, du mußt, du wirſt! Schaff' etwas, das dich deines Vaters werth macht, ein Werk, dem ſie ſich alle begeiſtert zuwenden, und das den ſtolzen Brühl zur Achtung zwingt. Wer nicht ringt, darf nichts haben!"

Er ſteht gedankenvoll am Fenſter, tiefe Grabesruhe liegt um ihn her, Schauer der Nacht flattern um ſeine Glieder. Der Wind, der durch das offene Fenſter ſchweift, fächelt die Flamme des dämmernden Lichtes und blättert mit geiſterhaftem Finger in der aufgeſchlagenen Bibel.

„Ja, das iſt's, das iſt's. Graun hat in Merſeburg ſchon immer davon geträumt! Er hätte es ausgeführt, aber er hatte keinen Text. Ich kenne ſeinen Plan zum Oratorium, er iſt ſchön, erhaben, aber das will ich nicht, etwas Anderes, Gewaltigeres muß es ſein, was den Gedanken tiefer faßt. Ich will mir ſelbſt den Text ſchreiben. Ich exponire gleich! — Ha, ich habs!" Er faßt begeiſtert die Bibel, deren Blätter plötzlich geheimnißvoll ruhig liegen. „Da, da ſtehts! Die Stelle hat mir der liebe Gott ſelber aufgeſchlagen! Mit ſeinem Rathe ſei's begonnen!" Er zündet noch ein Licht an und ſtellt es hin, legt die Bibel zwiſchen beide Kerzen, daß es ausſieht wie ein Altar.

— Ein Geräusch! — „Ach, es ist schon spät,“ murmelt er, „die alte Hanne kriecht gewiß auf die Dachkammer in die Federn.“ — Er setzt sich an die Arbeit. Nicht wild bachantisch erregt, in fieberhafter Ueberschnappung Noten und Gedanken hinwerfend, sondern ruhig, ernst, andachtsvoll. Auf seinem schönen jugendfrischen Antlitz, welches das volle, losgebundene Haar in schwarzen Locken umflattert, glänzt die strahlende Majestät der sich gebärenden Idee, die in prophetischer Gluth und Klarheit aus dem Gedankenmeere seines Hirns emportauchte und sich mit der Siegsgewißheit auf dieser breiten, kühnen Stirne, ihrem Throne, niederließ. — Beuget euch, ihr Menschen, vor dem Künstler, dem Propheten des Herrn, wenn er erfüllt ist mit hoher Offenbarung. Wehe leiser, spitzer Nachtwind, denn Friedemann schreibt den Entwurf des Oratoriums: „der Tod des Erlösers.“ — Indeß die Feder auf dem Papier hinschweift, dehnt sich seine Phantasie weithin über die Erde, zurück in die Tage der Vergangenheit, die ihn mit Sonnenklarheit umrauschen. Und er versinkt ins Schauen. — — —

„Er sieht den Heiland stehn vor der palmenumrauschten Hütte, der im Scheidegruß die Hand Mariens an sein Herz gepreßt. Sein blaues Auge

schimmert feucht, seine zitternde Lippe sagt der Armen Lebewohl. —

Gebrochen, thränenleer, ein bleiches Marmorbild, ein Idol der Erdenentsagung steht das Mädchen, deß hohen Liebesreiz nur Liebe schildern kann, und schwere Seufzer ringen sich von ihrem Busen los, Kinder der Liebe und Schmerzen, die der Morgenwind aufhebt zum Throne des ewigen Vaters. Die Schwester Martha und Lazarus, der wiedererstandene Bruder, sind bei ihr, und Thränen des Mitleids fallen ihnen verstohlen auf's Gewand. Des Menschen Sohn soll alle Menschenschmerzen tragen, soll alle Erdenbitternisse schmecken, so will's sein Vater, und auch des Erdenleides tiefstes, das Weh der Liebe, den Kelch der Entbehrung. Er soll verkünden das neue Reich der Liebe und Brüderschaft im Himmel und auf Erden, von seinem Worte soll auferstehen der Sclave und Bedrängte und sich schmücken mit dem Blüthenzweige der Freiheit. Vor ihm sollen fallen die unsaubern Tempel mit ihrem prangenden Gold, ihrem wüsten Götterdienste, ihren blutigen Opfern, ihrem verfluchten Gedankenhandel. Was hat er zu schaffen mit irdischer Liebe? — Und doch ist er ein Mensch, doch liebt er das blasse Weib, und wenn schon das Volk jauchzend schreit „Hosianna!" wenn die Pharisäer, die

politischen Theologen jener Zeit, murmeln: „Ha, das ist der Maschiach, das ist der Juden König, der uns löset vom Römerjoch," durch Palmenwedel und Blumen, trotz Freudenfängen und Volksstimmen sieht er das einsame Galgenholz dadroben, weiß, daß sie alle, die Hoffenden, sich gegen ihn wenden werden in der Stunde der Gefahr, denn er bringt ihnen nicht, was sie wollen, er bringt ihnen Wahrheit. Aber die Wahrheit muß untergehen, wenn sie phönixgleich sich neu erheben will. Sein leuchtend Prophetenauge sieht, wie die Völker der Zukunft in seinem Namen wallen, wie in sein Blut gekleidet die ewige Wahrheit, das Reich der Liebe, durch die Erde schreitet."

„Ein Liebesblick, ein Blick der stummen Bitte zum Vater, und er eilt hinweg, besteigt die Eselin und ziehet ein in Jerusalem — in den Tod. Des Volkes gährende Menge, der Leviten eifernder Chor wälzet sich vor ihm, um ihn, hinter ihm her, wächst zum riesigen Strome, der sich drohend auftaut gegen die Römerburg der Antonia, an den Höhen von Zion brandet, und wie ein Wetter sich endlich lagert um Salamonis stolzen Bau. Die römische Soldateska hält sich zagend still und erwartet das Feldgeschrei der Empörer, die Leviten, die Sadducäer stacheln die Menge und die Siccarier halten die Waffen unter'm Gewande. Der Herr besteigt des Tempels

Stufen und tritt mit den Jüngern hinein, wo aus goldenen Schalen Weihrauch strömt, wo das blutende Opfer verbrennt auf dem Altar und im Vorhof die Priester verhandeln das Opferfleisch. Der Wechsler zählt sein wucherisch Gold, Kauf und Verkauf, List und Trug, Thränen, Fluch, Gemeinheit und Gebet, — Alles, Alles zieht empor in wilden Wirbeln des Opferrauchs.

Da ist die Stunde kommen! Mit den Sandalenriemen peitschet der Herr in die Massen, der Mammon rollt klirrend zur Erde und kollert in's Opferblut, es brechen die Tische und Schragen, und mit übermenschlicher Hand reißet der Messias den Opferaltar nieder und den Götzenprunk, heulend fliehen die Priester und das Volk steht starr und bleich. „Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zur Mördergrube gemacht!!“ — — Er sinkt betend auf die Kniee, geht von dannen, und das Volk weicht scheu von ihm, denn sie haben ihn nicht verstanden. — Das war der Tag, wo prasselnd die alte Welt zusammenbrach und die neue Zeit, das Christenthum, emporstieg aus den reinern Opferstätten. Die Zeit der Befreiung, der Bruderliebe, die Hoffnung des Jenseits im Schooße des ewigen Vaters, nun war sie da! — und das Volk stand stier und

schlich schüchtern weg. — Vor die Stadt hinaus schreitet der Herr, und sein Herz ist schwer, sein Auge weint, er verzagt an seinem eigenen Werke, denn er zaget als ein Mensch. Im Garten zu Gethsemane wirft er sich weinend nieder und vertraut seinem Vater sein tiefes Leid, und die Jünger schlafen im Grunde. „Vater, ist's möglich, daß dieser Kelch an mir vorübergehe?" — —

Aus den seligen Höhen der Freude thaut's hernieder wie Engelsang, Gottes Seraph bringet ihm den Labetrunk, zeigt ihm in der Ferne das große Reich, das sich aus alter, wüster Zeit erbaut, die Himmel öffnen sich und der Ewige streckt ihm seine Arme entgegen. Die Verheißung der Liebe, die in Milliarden Brennen durch Welten und Himmel dringt, deckt ihn mit seligem Kusse zu, läßt ihn Erdentäuschung, Erdenlust und Erdentod vergessen. Und wie er begeistert und gestärkt da liegt in brünstiger Todsagung, allein im Dunkel der Nacht, da — da, — da schleicht's heran, und ein rieselnder Frost schlüpft ihm mit Krötengebein über den Leib, und kommt näher, —der Judas mit den Levitengesellen, — mit den rohen Knechten der Macht! — Noch ein Athemzug! — Ah! oh! — — — Ein Ringkampf beginnt, wie

von hölliſchen Dämonen! Ein Schrei, ein dumpfes Gebrüll! Lichter, Bibel, Dintenfaß, die begonnene Arbeit, alles ſtürzt zur Erde! —

In dieſem Dunkel, Charfreitags in der Nacht, vollzieht ſich ein namenloſer Gräuel, ein Diebeswerk ohne Gleichen. —

Es wird ſtiller. — Schwere Fußtritte von drei oder vier Männern, die einen Gegenſtand fortſchaffen. — Man entfernt ſich — die Treppe hinab — auf die dunkle Straße. — Da ſteht ein Wagen. Vier Männer heben einen fünften, ob lebend oder todt, wer weiß es, hinein. — Der Schlag klappt zu, — ein kurzes Rädergeraſſel, — das alte Canterhaus ſteht öde, ſeine Thür gähnt in die Nacht, wie der offene Mund eines Geſtorbenen im Todeskrampfe. — Die alte Hanne verkriecht ſich tief unter das Deckbett und erwartet klappernd vor Grauen den Tag. —

Bleich taucht aus trüben Nebeln der grämliche Morgen. — Stiller Sonnabend. — Die alte Hanne ſchleicht wie ein Geſpenſt hinab in des Herrn Stube. — Da liegt im Chaos der Zerſtörung die Bibel, beſchüttet mit ſchwarzer Fluth, ein paar beſchriebene

Blätter verstreut in den Winkeln. — Alles zertrümmert und öde. — Friedemann Bach ist verschwunden. — Das alte Weib stürzt schreiend auf die Straße. „Mein Herr ist fort, Friedemann Bach ist weg, sie haben ihn todt gemacht, Hülfe, Hülfe!“ Die Arme bricht zusammen. — Die Nachbarn füllen klagend das Haus. — Doles und Merperger kommen, nehmen entsetzt die beschriebenen Blätter und eilen auf die Polizei. — Man wartet bis zum Abend — er kommt nicht. — Alles Forschen ist vergebens, Friedemann Bach ist verschwunden! —

XIV.

Weiße Oſtern.

Stiller Sonnabend! — Sei's, daß der Ernſt des Charfreitags, die tragiſche Stille, die der Erinnerung an den Leidenstod des Meſſias geweiht war, daran Theil hatte, Sebaſtian Bach in Leipzig war am Abend mit ſchwerem Herzen zu Bette gegangen. Eine tiefe Traurigkeit, ein Etwas wie Ahnung, ein beklemmend ängſtliches Gefühl, das er, bei dieſer krampfhaften Stärke, kaum dem Gefühl des Tages anrechnen konnte, hatte ihn getrieben, im Schlafe Ruhe zu ſuchen, um ſo über dieſe Stunden hinwegzukommen. In der Nacht aber war er plötzlich aus unruhigem Schlummer empor gefahren, ein jäher Schrei hatte ihn geweckt. Er war aufgeſtanden und hatte Licht gemacht. Alles ſchlief um ihn her.

Er horchte auf den Flur, hielt das Ohr an die Fensterlade, — Alles still. — Nur der David schien unruhig zu liegen, er schnaufte so. — Der alte Bastian trat an das Bett des Kleinen. Es schlug eben Ein Uhr. „Friedemann, Friedemann! Ja, da bist du ja! Hihu, wir sind beisammen!“ — Es lag etwas Entsetzliches in diesem spitzen, kindischen Flüsterton. Plötzlich halb aufgerichtet mit offenen Augen sah der arme Knabe stier nach jener Ecke und nickte, dann fiel er schlaff um und schlief weiter. Sebastian Bachs graues Haar sträubte sich empor, er zitterte wie Espenlaub. — „Dem Friedeman ist in Dresden was passirt,“ murmelte er, zog sich nothdürftig an, fuhr in seinen alten Schlafrock und griff nach der Bibel.

„Rufe mich an in der Noth und ich will dich erretten und du sollst mich preisen.“

Er nahm die Feder, die dort bei dem Schulzeug der Kinder lag, und indem ihm die Thränen in die Augen traten, begann er jene herrliche Motette in Noten zu setzen: „Fürchte dich nicht, ich bin bei dir! —“

Mit gepreßtem Herzen rief er zu seinem Gott, und der half ihm. —

Die Arbeit machte ihn ruhiger. Er sprach noch ein Gebet, und als es vier Uhr schlug, legte er sich wieder.

Den andern Morgen bestellte er eine Postkutsche.

„Ich muß nach Dresden, den Friedemann einmal sehen und Orgel spielen hören, ich hab' gar so große Sehnsucht nach ihm." — — — — — — — —

Weiße Ostern. Herrlich war die Sonne empor gestiegen und beleuchtete mit hellem Glanze den Schnee, der noch nicht weichen wollte. Die Leute in Dresden putzten sich zur Kirche, zum Fest der Auferstehung. — — Minister Brühl saß in seinem Cabinet; ein feiner, schlanker, bläßlicher Herr, etwas jüdisch, aber voll Tournure, stand vor ihm. Das schwarze, advokatenartige Kleid, die weißen Spitzen und Krausen, der ganze Mensch war wie geleckt. Es war Saul.

„Erzählen Sie mir also die ganze Affaire genau!" sagte Brühl und lächelte kalt.

„Ihre Excellenz Befehl zu Folge hatte ich meinen Wagen am pirnaischen Schlage postirt. Meine Instruction in der Tasche, begab ich mich zur bestimmten Zeit nach der großen Brüderstraße und strich an besagter Kutsche vorbei. — Sie waren noch oben. — Ich trat hinter die Kirche und wartete. Siepmann und drei Andere brachten ihn, und stiegen ein. Als die Pferde anzogen, ging ich rasch durch die Schlossergasse über den Altmarkt die große Frohngasse entlang, und aus der

großen Schießgasse auf den Pirnaschen Platz. Richtig, kaum war ich da, so kam der Wagen in vollem Geraſſel die Pirnasche Gasse herunter und an mir vorbei. Ich ging langsam nach und fand meinen Lohnkutscher am Schlage. Ich frug ihn, ob der Wagen vorbeigekommen sei. „Der ist schon weit voraus," sagte er. Ich stieg ein und wir fuhren langsam hinterher. Höchstens eine Viertelstunde konnten sie gewonnen haben. — Wir kamen an. Ich ward auf meine Ordre eingelassen und kam zum Commandanten. — Siepmann und die Andern waren richtig bei ihm, sie schienen ihr Geschäft abgethan zu haben. Siepmann fuhr auf: „Teufel, was wollen Sie hier?" rief er mich an. „Ich habe auch Geschäfte," sagte ich und gab Ew. Excellenz Brief an den Commandanten. Er erbrach ihn, sah mich an und klingelte. „Führen Sie diese vier Delequenten hier nach Nummero zwölf, morgen werden sie eingekleidet und in die Bausection gesteckt." — Siepmann sprang wie ein Besessener empor, doch die Stockknechte warfen sich auf ihn und seine Begleiter, und eine Secunde später war die Gesellschaft im Käfig!" —

„Gut, Saul, ich bin mit Ihnen zufrieden. Sie haben Siepmanns Stelle. Sehen Sie zu, daß nicht

Ihr Hintermann einst auch in Ihre Lücke tritt. Meine Justiz ist kurz." — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Die Frau Ministerin saß am Putztisch, als ihr Gemahl sich melden ließ. — Sie war höchst unruhig, weil sie Friedemann drei Tage nicht gesehn, und schmollte zugleich ernstlich, daß er sich ihr bei'm Hoffeste entzogen hatte. —

Graf Brühl trat ein und drückte mit unnachahmlicher Grazie ihre Hand an die Lippen.

„Ach, Sie bringen mir den Ostergruß, lieber Heinrich!" und sie hielt die Hand des Gemahls fest und sah ihn herausfordernd an.

„Gewiß, theure Antonie. Sie haben mich aus langem Schlaf befreit, und ich bin auferstanden. Und damit Sie's wissen, daß ich es bin, grüße ich Sie heut!" —

„Das klingt entsetzlich sibyllinisch, Lieber, Sie müssen das meinem armen Verstande schon faßlicher machen." —

„Wenn Sie mir versprechen wollen, Ihre Morgentoilette dabei nicht im Stich zu lassen, so will ich Ihnen von meiner Auferstehung plaudern." —

Sie nickte lächelnd, er klingelte; die französische Kammerfrau trat ein und begann die Ministerin zu frisiren, indem sie ihr die Papilloten auswickelte.

„Da die ganze Plauderei, liebe Antonie, unſere kleinen ſchalkhaften Privatangelegenheiten anbetrifft, ſo wollen wir deutſch converſiren, damit dieſe franzöſiſche Haarkünſtlerin nicht in gar zu große Verſuchung kommt.“

„Ei, das wird alſo ſehr intereſſant ſein?“ —

„Sehr, meine Gemahlin! Wenn ich heute meine Auferſtehung feiere, muß ich geſchlafen, geträumt haben, und wenn ich träume, kann ich's nur von Ihnen, und das iſt doch gewiß ſehr intereſſant.“ —

„Aber damit das Intereſſante ewig bliebe, müßte ich ja wünſchen, Sie wären gar nicht auferſtanden, Heinrich, ſondern ſchliefen und träumten noch. Befinden Sie ſich denn in Ihrer Auferſtehungsſituation beſſer? Das wäre eben kein Compliment für mich.“ —

„O doch, doch, Theuerſte. Ich fühle mich jetzt unendlich freier und wohler, als ſonſt, und das verdanke ich Ihnen. Ich lebe nun das Leben der Wirklichkeit, der Illuſionsloſigkeit. Alles, was ich beſitze, habe ich dadurch feſter, genieße es mehr, und daß ich das nun kann, weil ich erwachte, verdanke ich Ihnen, theuerſte Antonie!“ und faſt inbrünſtig drückte er ihren blendenden Arm.

Die Miniſterin überkam ein Fröſteln.

„Und wie meinen Sie das, ich verstehe Sie wirklich nicht?" — und die schöne Frau wurde bänglich verlegen. —

„Ich werde mich deutlicher machen. Es ist wohl schon lange her, liebe Antonie, daß ich ein sehr unbedeutendes Individuum, ein Nichts von einem Menschen war. Ich erinnere mich dessen noch ganz gut, um so besser, meine Daphne, als dieses Nichts von einem Menschen damals einen ehrenvollen Namen, ein fröhliches Herz und ein leichtes Gewissen hatte. O lassen Sie nur das Mädchen weiter frisiren, sie stört mich gar nicht. — Wie gesagt, ich erinnere mich noch lebhaft jener Zeit. Da sah ich eine Wunderblume, die stolzeste, süßeste in des Königs Garten, obgleich sie schon etwas fleur defloree war. Ich warb um sie in verblendeter Liebe, preßte sie an mein Herz und entschlief. Sie hatte mich in einen Traum gezaubert, wo sie mir ihren Besitz verhieß, wenn ich ihr meine Seele gäbe. Ich gab sie ihr. Schlafwandelnd ging ich, von der Blume geführt, die Wege der Ehrlosigkeit, die aber zum Ruhme führten. Je höher ich stieg, je liebender mir die Blume erglühte, je schwerer ward mein Weg durch die Last meines Gewissens. Restez donc, restez donc! Faites vos services! Da erwachte ich plötzlich zur guten Stunde, mein Cloe, und fand, daß

jemand Anderer eben dabei war, sich die Blume an's Herz zu legen und die Knospe dazu. — Wissen Sie, was ich that? Ich nahm meine verrathene Seele zurück, nahm die Blume, die ich eben zu verlieren im Begriff war, und steckte sie fein zierlich wieder in's Knopfloch, weil sie mir gar so gut kleidet, und den armen, süßen Cymbelspieler, der „es gar so heimlich anfängt, wann er sein Herz verschenken will," der sitzt seit Charfreitag Nacht auf dem Königstein in der Züchtlingsjacke, meine Phyllis! Das ist die Geschichte von meinem Auferstehungsmorgen. In drei Tagen reist meine liebe Pflegetochter, die sich „auch sein Herz schenken ließ," zu einem Freunde auf's Land, wo sie so lange bleiben wird, bis sie die Schäferpoesie vergessen und einen Mann von trockener, solider Prosa geheirathet hat. Wir aber bleiben wie immer gute Freunde." — Er ergriff der Ministerin Hand, die aufgesprungen war und bleich, keuchenden Athems zuhörte, und wollte sie mit satanisch lächelndem Gleichmuth an sein Herz drücken.

Mit einer verzweifelten Bewegung riß sie sich von ihm los.

„Elender Bösewicht, sei verdammt dafür!" und sie wollte ihm in's Gesicht schlagen, um ihn vor der Dienerin zu entehren. Er fing ihre Hand ab, und preßte sie, daß sie blau wurde.

„Wir ſind alle Komödianten, es kommt nur darauf an, daß Jeder ſeine Rolle wohl ſpiele.“ — Er ging.

Mit einem furchtbaren Schrei brach die Miniſterin zuſammen. Heftige Krämpfe, wahnſinnige Tobſucht rüttelte dieſen ſchönen, entſtellten Leib.

Die Diener eilten zuſammen. Der Arzt kam:

„Excellenz haben ein Nervenfieber.“ —

Kein Menſch im Hotel wagte ein Wort zu ſprechen, denn der Miniſter hatte geſagt: „Wer den Namen Bach je über den Mund bringt, den ſetz' ich auf's Zuchthaus!“ —

Drei Tage nachher reiſte unter Eſcorte eines erprobten Kammerdieners die arme Antonie, bleich, verweint, ohne Jemanden ſehen zu dürfen, ab. Wohin, wußte Niemand. — Sie ging unter fremde Menſchen, fremd und heimathlos. Ihr Herz hatte nichts mehr. — Dresden ſank hinter ihr zurück in Nebel, ſie wendete ſich nicht um. Nur da drüben den dunklen Bergkegel grüßte ſie mit einem Todesſeufzer, — den Königsſtein! — — — — — — — — — — —

An ſelbigem Oſtermorgen, als Saul vor Brühl ſtand und die Glocken der Sophienkirche klangen, fuhr durch das Leipziger Thor eine Kutſche in Dresden ein.

Der Alte drinnen ist Sebastian Bach; er kommt zu seinem Friedemann. — —

Es war die höchste Zeit, wenn er das Präludium noch hören wollte, denn die Leute strömten schon in die Kirche.

In einer Ausspannung in der Fleischergasse (Gasthöfe in unserem Sinne kannte man damals nur wenig,) stieg er aus, brachte seine Kleider ein wenig in Ordnung und eilte rasch über den Markt am Commandantenhause vorbei, überschritt die Elbbrücke und den Schloßplatz, bog um die Ecke des Prinzenpalais und trat in die Sophienkirche, als eben der letzte Glockenton verhallt war. — Er stellte sich dem Orgelchor gegenüber. Die Intonation begann.

Tiefe Frömmigkeit lag auf der ganzen Gemeinde, nur Sebastian war nicht recht andächtig. Er hörte immer und hörte, — trippelte hin und her, hörte wieder und schüttelte den Kopf.

„Sollte das Friedemann sein, der da spielt?" murmelte er, es klang ihm so fremd, so anders! — Er trat dicht unter den Chor und sah hinauf, ob er seines Sohnes Gesicht nicht durch den Orgelspiegel erkennen möge. Es war gar so entfernt. Einige bekannte Gesichter auf dem Chor mußten ihn bemerkt haben, sie

fuhren zurück. — Sebastian trat langsam hinter den nächsten Pfeiler, ging leise durch's Seitenschiff und nach der Chortreppe. Da trat der alte Prediger Merperger aus der Sakristei in vollem Ornat, winkte ihm und zog ihn zu sich hinein. — „Gott grüße Sie in Dresden, Meister Bach. Sie wollen zu Ihrem Sohne, nicht wahr?" —

„Ja, Hochwürden. Aber Der da eben kann doch mein Friede nicht sein? Ich hatte in Leipzig solche Sehnsucht nach ihm und nun fürcht' ich, er ist krank, und's hat mir nicht mit Unrecht geahnt!" —

„Meinen Brief, lieber Herr Bach, haben Sie also noch nicht erhalten?" — „Nein. Haben Sie denn an mich geschrieben, Hochwürden?" —

„Ja, liebster Herr Bach. Ich wollte Sie auf etwas vorbereiten. — Sie sind stets ein wackrer Christ gewesen, der mit Gottvertrauen im Dienste des Herrn gestanden. Nehmen Sie all Ihren Glauben, Ihre Hoffnung, Ihren Muth zusammen, Bach, denn Gott hat Ihnen eine große Trübsal bereitet." —

„Herr Jesus! Hab' ichs doch geahnt, daß dem Friedemann was begegnet ist! Mein Sohn ist krank, oder — oder hat ihn mir der liebe Gott genommen?" — und dem alten Mann liefen die Thränen über die Wangen.

„Ihr Sohn, Vater Bach, ist nicht krank, noch todt. Gott wird gnädig sein in seinem Rathschluß. Hören Sie mich ruhig an. — Ihr Sohn ist bei Brühl ein- und ausgegangen, und in der letzten Zeit mehr als je, mehr als — für einen Organisten paßte und dem Friedemann gut sein mochte. Ich weiß, er hat sich einmal gegen Doles geäußert, daß er mit der ältesten Tochter des Ministers ein Verhältniß habe. Ich fürchte, da ist etwas Schlimmes vorgegangen, denn Charfreitag Nacht ist er in der Stille arretirt worden und, — wie man sagt — auf den Königsstein gebracht." —

Der alte Sebastian fiel dem Prediger jammernd um den Hals. Merperger preßte ihn krampfhaft an sich, und beide Greise weinten Thränen der Schmerzen und des Herzeleids. Draußen durch's Kirchenschiff brauste die Orgel in mächtigen Accorden, und die Stimmen des Volkes stiegen rauschend empor zum Dome:

„Was Gott thut, das ist wohlgethan,
„Es bleibt gerecht sein Wille,
„Wie er fängt meine Sachen an,
„Will ich ihm halten stille."

„Ja, Herr mein Gott, ewiger Vater, wie Du fängst meine Sachen an, will ich Dir stille halten in Ewigkeit!" — und mit hocherhobenen, gefalteten Händen lag

der alte Bach auf den Knieen. Merperger breitete aber seine Hände über ihn aus und sagte: „Der Herr hilft dem Schwachen, er wird ansehn Dein Leid und Dich trösten wie Hiob. Er wird sich freuen Deiner Geduld und Dich erheben aus Deiner Trübsal. Amen!“

„Auferstehn, ja auferstehn!“ jauchzte die Osterhymne aus tausend Kehlen, und der ewige Sonnenschein küßte den grauen, zitternden Scheitel des armen Vaters, web ihn in goldenen Duft — und Sebastian ward stiller.

— — — — — — — — — — — — — —

Merperger, der auf die Kanzel mußte, ließ Doles rufen, und Lehrer und Schüler standen, das erstemal seit jener unglücklichen, für Doles so beleidigenden Trennung, einander gegenüber. Sebastian Bach trat zu ihm.

„Doles, Ihr seid meines unglücklichen Jungen Freund gewesen, und wenn Ihr mir auch gram seid, hoffe ich doch und bitt' Euch, Ihr wollt so viel christliche Liebe haben, einem armen Vater zu erzählen, was Ihr von seinem Sohne wisset und ob der Friedemann wissentlich einen Hallunkenstreich begangen hat, daß er eine so entsetzliche Strafe verdient, die ihn zum unglücklichen, geschändeten Menschen auf Lebenszeit macht.“ —

„Vater Bach,“ und Doles nahm seinen alten Lehrer bei der Hand und sah ihm treuherzig unter die Augen.

„Vater Bach, Gott mög's an mir heimſuchen, wenn ich Euch Etwas nachtrage in dieſer Stunde. Friedemann iſt mein Freund und bleibt's in alle Ewigkeit, denn ſo gewiß, als Gott über uns iſt, Euer Sohn hat keinen ſchlechten Streich begangen, das iſt nun und nimmermehr wahr! Er hat ſein Herz freilich wohl an des Miniſters Tochter gehängt, aber in aller Ehr' und Sitte, und das iſt keine Schande und verdienet ſolche Strafe nicht, wenn's auch unüberlegt war. Die Liebe überlegt eben nicht. Der Brühl hat einen vermaledeiten Streich an Friedemann gethan, weil er eben die Gewalt hat. Denn wenn der Miniſter in ſeinem Rechte war, da waren die Gerichte da, weil er aber den Friedemann hat heimlich wegbringen laſſen, und Niemand ſich, getrauen ſoll, davon zu reden, iſt's klar, daß der Brühl Unrecht hat und der arme Friede unſchuldig iſt!" —

„Ja, ja, das iſt er! Herr Gott, wie dank' ich dir im Staube, daß Du mir den Troſt geſchenkt haſt! Friedemann hat vielleicht eine Thorheit begangen, aber ſeinen Namen nicht verunehrt. Doles, Gott mag Euch das ſegnen. Lebet wohl, ich komm' bald wieder!" — „Wohin wollet Ihr denn gehen, Vater Bach? Thut nichts Unüberlegtes, nehmt mich mit!" —

„Wollt Ihr mir als ein rechter Freund in der Noth meinen Sohn wiederfinden helfen? O kommt her, lasset Euch die Wange küssen, Doles, die ich Euch geschlagen habe!“

Da beugte sich Doles nieder und küßte dem zitternden Sebastian die Hand. „Lasset immer meinen Backen brennen, Vater Bach, jetzt ist von Musik keine Rede, sondern nur von Eurem Sohn. Kommt!“ — Beide Männer eilten hinweg. —

Graden Schrittes begab sich Sebastian Bach mit Doles in's Ministerhotel. Doles mußte warten, Bach trat ein und ließ sich melden. Nach einigen Minuten kam der Lakai zurück:

„Seine Excellenz sind so ohne Weiteres nicht für Leute jeder Gattung zu sprechen. Wenn Sie ein Gesuch haben, kommen Sie schriftlich ein!“ —

Sebastian Bach wankte hinaus. —

„Umsonst? — Das hab' ich mir gedacht, Meister Bach. Und eh' Ihr die Bittschrift beantwortet kriegt, härmt sich Friedemann in seiner unseligen Klause zu Tode!“ —

Beide Männer standen rathlos, verhärmt auf dem weiten Platz. Bitterliche Thränen der Angst und Wuth rollten über Sebastians Gesicht, seine Hände waren

zuſammen gepreßt und bewegten ſich krampfhaft. — Da ſchien's, als wenn etwas Blitzendes zu Bachs Füßen fiele. Er ſah unwillkührlich hin. Der Brillantring, war's, den ihm Auguſt damals als Churprinz geſchenkt, der ſo glänzte. Magdalena hatte ihm das Kleinod aufgeſteckt, als er abfuhr. Raſch hob ihn Bach auf.

„Doles, Gott giebt mir einen letzten Weg ein! Ich geh' ſtehenden Fußes zum König. Der König muß ihn mir freigeben!“ — —

XV.

Die Audienz.

Der Gottesdienst war beendet und der Hof, der am ersten Ostertage die Kirche stets zu besuchen pflegte, in die Gemächer zurückgekehrt.

Sebastian Bach betrat das Portal und meldete sich bei'm Offizier der Schloßwache, einem jungen, liebenswürdigen Manne, der, als er den Namen des Bittstellers hörte, ihm sogleich einen Garde-Sergeanten mitgab, welcher ihn die große Treppe hinauf nach dem Flügel geleitete, wo sich die Zimmer des Königs befanden. Dieser war an der Wache zurückgeblieben. — Im Vorsaal traf Bach den alten Kammerdiener August's, den er seit Jahren kannte, und trug ihm seine Bitte um dringende Audienz vor.

„Ja, Meister Bach, 's geht nicht, ich darf keinen

Fremden zur Audienz bei Sr. Majestät vorlassen, der sich nicht bei'm Herrn Minister Brühl, Excellenz, erst gemeldet hat.'"*)

„Ich muß aber Seine Majestät sprechen, lieber Freund, ich muß! Als Se. Majestät noch Churprinz war, hat er mir den Ring da geschenkt, und wenn ich ihm den Ring zeige, hat er mir gesagt, kann ich mir zu jeder Zeit eine Gnade ausbitten. Wenn Sie mich nicht melden, Herr Oberkammerdiener, dann mach' ich Sie für das Unglück verantwortlich, das entsteht!" —

„Hm! Ja! 'S is schlimm! — Na ich will sehn, was zu machen ist." — —

Einige Minuten später trat Sebastian Bach in's Zimmer des Königs. — August III. ging auf und ab, die Hände auf dem Rücken.

„Ei, Gott grüße Sie in Dresden, Bach! — Nun, was bringen Sie mir Gutes?" —

„Majestät, ich bringe Ihnen was recht Schlechtes, Elendes und Unglückliches. Ich bringe Ihnen ein zerschlagenes Vaterherz, das um Gerechtigkeit schreit!" —

„Herr Gott, was ist denn? — Wahrhaftig, Sie sehen ganz desolat aus!" —

---

*) Leben Brühls in vertraul. Briefen I. Bd. S. 122.

„Majestät, der Herr Minister Brühl hat meinen Sohn Friedemann heimlich Charfreitag Nacht aufheben und nach dem Königstein bringen lassen. Ich hab' ihn eben fragen wollen, warum, — er hat mich aber nicht angehört." —

August stand erschrocken still. Eine Glührothe, wie von gekränkter Majestät, fuhr über sein Gesicht, dann wurde er ruhig. —

„Das thut mir weh, lieber Bach. Wissen Sie bestimmt, daß dem so ist?" —

„Dem ist so, Majestät!"

„Lieber Bach, da muß sich Ihr Sohn wohl etwas sehr Schweres haben zu Schulden kommen lassen, denn Brühl ist ein rechtlicher Mann und hat überdies den Friedemann lieb gehabt." —

„Majestät, wenn mein Sohn Friedemann einen Hallunkenstreich begangen hat, so sind die Gerichte da, die ihn verurtheilen können. Wenn aber der Herr von Brühl meinen Sohn, weil er so unbesonnen gewesen ist, sich in Sr. Excellenz älteste Comtesse zu verlieben, in der Nacht heimlich überfallen läßt und ihn fortschleppt, wie die Zigeuner ein gestohlen Kind, dann, Majestät, ist der Minister Brühl kein rechtlicher Mann, sondern ein Spitzbube!!" —

„Bach!“ fuhr der König auf, trat erzürnt an den Tisch und faßte die Schelle. — „Was unterſteht er ſich, Menſch! Auf der Stelle aus meinen Augen oder ich werde ihn Raiſon lehren!“ —

„Klingeln Sie nur, Majeſtät, rufen Sie Ihre Leute, laſſen Sie den alten Sebaſtian Bach zu ſeinem Sohne ſperren! Mich, Majeſtät, wird es nicht ſchänden, eben ſo wenig wie meinen Sohn, wenn wir auf der Feſtung ſitzen, aber Gott im Himmel wird vergelten jede Miſſethat, der wird fordern von Ihnen das Pfund, das er Ihnen anvertraut hat mit der Krone, und das Leben und die Ehre und das Recht jedes Unterthans, das Sie in den Staub getreten; und wenn Sie todt ſind, Majeſtät, und Tauſende an Ihrem Grabe weinen, da wird es doch heißen: er hat den Sebaſtian Bach mit ſeinem Kinde unſchuldig in's Elend gebracht! — Laſſen Sie mich nur nach der Feſtung bringen, Majeſtät, ich werde immer noch der Muſiker Sebaſtian Bach bleiben, deſſen Freundſchaft ſich der Churprinz Auguſt einſt angelegen genug ſein ließ! — Da, hier iſt Ihr Ring wieder, Majeſtät, damit Sie nicht ihr Wort zu brechen brauchen, wenn Sie mir die einzige Bitte, die ich je an Sie geſtellt, die Bitte um Gerechtigkeit verweigern!“ Und Sebaſtian Bach warf den

Ring auf den Tiſch, wendete ſich um und trat an's Fenſter. —

Eine lange Pauſe entſtand.

Auguſt III. erwiderte nichts. Zorn, beleidigte Majeſtät und Verlegenheit kämpften in ihm. Die Hände geballt ging er im Zimmer auf und nieder.

Brühl hatte einen gewaltſamen Act der Selbſthülfe und Rache vollſtreckt, und an Bach, der dem König über Alles werth war. Der funkelnde Ring, den ihm der Muſiker auf den Tiſch geworfen, rief ihm ſein eigenes Verſprechen zurück und zwang ſein mildes Herz zum Mitgefühl des Schimpfes und Schmerzes, der den alten Sebaſtian durchtobte. —

„Bach," und der König trat zu ihm, „Bach, er hat ſchwere Worte gegen mich geſprochen, und wenn ich ſie als gekränkter Monarch nicht ahnde, mag er daraus erkennen, daß ich ſein Benehmen auf Rechnung des armen verwundeten Vaterherzens ſetze. Brühl hat ihm und ſeinem Sohn Unrecht gethan, und ich mag geneigt ſein, ſo viel ſich eben gut machen läßt, gut zu machen, denn ich habe ihn lieb, und er thut mir von Herzen leid. Daß ſein Sohn aber ein ganz unbeſonnener, leichtſinniger Menſch iſt, ſteht feſt, und er kann weder verlangen noch glauben, daß ich meinen Miniſter,

dem ich mein Vertrauen schenke, der an der Spitze meiner Geschäfte steht, um seines leichtsinnigen Schlingels willen compromittiren, seinen Sohn öffentlich von der Festung zurückrufen und wieder in seine Stelle setzen soll. — Damit er aber sieht, daß ich nicht als König den Churprinzen vergessen hab', wie er meint, und daß ich alles Leid und alle Schmerzen meiner Unterthanen gern lindere, wo's geht, so will ich ihm seinen Sohn wieder geben, wenn er mir verspricht, daß der Friedemann sich nie mehr in Dresden sehen läßt, daß er ihn ohne Ostentation nach Leipzig nimmt und dort in Raison setzt, damit er sich die verliebten Grillen aus dem Kopf schlägt und seinen Geist auf seine Kunst allein richtet. Will er mir das versprechen, Bach?" —

Sebastian Bach beugte sich über die Hand des Königs und küßte sie. „Ich verspreche es Ihnen, Majestät." —

„Und er will über den ganzen Verfall schweigen?" —

„Ja, ich will schweigen, Majestät."

„Nehm' er seinen Ring wieder, nehm' er ihn wieder, Sebastian, und — wenn wo anders eine gute Stelle leer wird, soll sie der Friedemann haben." —

Sebastian Bach steckte den Brillantring wieder auf und bat den König aufrichtig um Verzeihung.

August III. reichte ihm die Hand. „Schon gut, Bach!“ — ging an sein Bureau, schrieb eine Ordre und klingelte.

Der alte Kammerdiener trat ein.

„Den wachthabenden Offizier!“ —

Der Offizier erschien.

„Wie heißen Sie?“ —

„von Tacker, Majestät.“ —

„Gut, Lieutenant von Tacker, wenn Sie heut Abend neun Uhr abgelöst sind, fahren Sie mit diesem Manne hier nach Königstein. Unten im Walde lassen Sie die Kutsche mit dem Herrn zurück, und begeben sich allein zum Commandanten. Auf diese Ordre erhalten Sie einen jungen Menschen, den Sohn dieses Mannes. Den bringen Sie seinem Vater zurück und sehen darauf, daß er sofort die Straße nach Leipzig weiter fährt. Der ganze Vorgang bleibt Geheimniß auf Ihr Ehrenwort. Ich erwarte Rapport. Verabreden Sie unter einander das Nähere, meine Herren. Guten Morgen.“

Bach wollte noch einige Worte des Dankes stammeln, doch der König nickte blos und verschwand hinter der Portière.

XVI.

Im Walde.

Bach hatte den Rest des Tages im Hause Merpergers zugebracht und von Doles alle Vorgänge der letzten Zeit, Friedemanns Benehmen zu Ulrike, seine Aenderung, das immer engere Anschließen an Brühl, und alle die Nebenumstände erfahren, die Sebastian Licht über seinen Sohn geben konnten. Die alte halbkranke Hanne mit sämmtlichen Sachen Friedemanns wurde nach Leipzig dirigirt, und unter Unruhe kam die ersehnte Stunde. Es schlug neun Uhr. Der Tambour trommelte auf der Schloßwache zum Abendgebet, die Ablösung erfolgte. Eine Viertelstunde später erschien Herr von Tacker im Feldmantel. Die Kutsche fuhr vor und Sebastian mit Doles und dem Offizier stiegen ein. Merperger reichte dem alten Bach und Doles noch einmal die Hand, Ulrike preßte ihr verweintes

Geſicht an das Fenſter, um nur noch einmal die Geſtalt des Vaters ihres Friedemann zu ſehen, — der Wagen fuhr ab. — — — — — — — — — — —

Der Schnee glänzte und verbreitete eine dämmernde Helle über die Landſchaft. Die Reiſegeſellſchaft war ſehr ſtill. Doles wollte den alten Sebaſtian nicht in ſeinen Betrachtungen ſtören, der Offizier, zartfühlend genug, mochte das Geſpräch auch nicht eröffnen und beſchäftigte ſich mit ſeiner Pfeife. — Zurückgelehnt in den Wagen ſaß Sebaſtian und ſtarrte hinaus in den Schnee. Thränen des Harms, der Entſagung, der gebrochenen Hoffnung rollten langſam und ſchwer über ſein vergrämtes Geſicht. Wo waren all' die Träume des Vaterſtolzes? —

Von dem Gipfel ſeines Glücks, ſeiner Ehre, ſeiner Stellung war Friedemann geſunken, weil er Ideelles und Reelles im Leben nicht geſchieden. Sebaſtian machte ſich ſelbſt die beißeſten Vorwürfe, daß er ihn nach Dresden gelaſſen, daß er ſeine Eitelkeit ſelbſt beſtärkt, daß er den Menſchen in ihm nicht eben ſo, wie den Muſiker erzogen habe. Was ſollte mit Friedemann nun werden? War er denn ein Kind, das ſich für Dies und Jenes noch entſcheiden konnte? Ein dreißigjähriger Mann war er und ſollte von Neuem den mühſeligen

Pfad der Kunst beginnen, weil er das Leben nicht verstanden hatte! — So wälzten sich qualvolle Gedanken, bittre Schlüsse, grauenhafte Prophezeihungen in der Seele des Vaters umher, indeß seinen Blicken langsam ein dunkler, riesiger Gegenstand näher und näher rückte, — es war der Königstein. Wie ein schwarzer Sarg auf einem weißen Bahrtuch lag der Coloß da. Oben glänzten ein paar ungewisse Lichter. — Im Städtlein Königstein schlug's zwei Uhr. — Sie fuhren in den Wald hinein, der damals weit und breit ringsum den Berg mit mächtigen alten Birken, Ahorn und Eichen bedeckte. —

„Wir sind zur Stelle." Das war das erste Wort, welches der Offizier auf dem ganzen Wege gesprochen hatte. „Halt, Kutscher!" —

Der Offizier stieg aus, Doles und Bach gleichfalls.

„Meine Herren, Sie erwarten mich also hier. Seien Sie von meiner Sorgfalt und Rücksicht für Ihren Sohn fest überzeugt, lieber Herr Bach."

„Ich danke Ihnen von Herzen, mein Herr; Gott geleite Sie!" —

Die Gestalt des Offiziers verschwand unter den Bäumen. Es war bitterlich kalt. Bach und Doles mußten auf- und abgehen, um sich warm zu halten.

Eine Stunde verging, und wieder eine, kein Tritt war hörbar.

„Herr Gott, wenn er nur nicht gar wo anders hingebracht ist und man hat uns betrogen!?“ schrie Sebastian auf.

„Nein, Vater Bach. Daß er auf dem Königstein sitzt, ist gewiß, der Kutscher hat mir's bestimmt erzählt, der ihn hingefahren hat.“ —

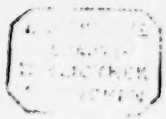
In demselben Augenblick hörte man entfernte Stimmen und das Geklirr der Waffen.

„Mein Sohn, mein Sohn! Friedemann!“

Ein Gebrüll, ein kreischender Laut antwortete ihm, und aus dem Kreise der Soldaten stürzte der Sohn auf den Vater zu.

„Hihi! So lustig im Mondenschein? — Hahahaha!!“

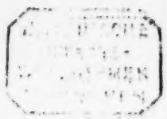
Sebastian Bach hatte seinen Sohn wieder, aber er war wahnsinnig!! —



Berlin, Druck von W. Vermehren, Kommandantenstr 7.

Inhalt des erſten Bandes.

	Seite
Anſprache.	
Einleitung	1
I. Von Weimar nach Dresden	5
II. Das Tournier	36
III. Zwei Hochflieger	67
IV. Die ſchöne Collewrat	73
V. Die Krone	106
VI. Intime Feinde	119
VII. Der neue Organiſt	143
VIII. Die Medaille	165
IX. Kunſt iſt Leben	203
X. Geld!	247
XI. Willſt du dein Herz mir ſchenken?	278
XII. Fang's heimlich an!	311
XIII. Charfreitag in der Nacht	321
XIV. Weiße Oſtern	337
XV. Audienz	353
XVI. Im Walde	360



Friedemann Bach.

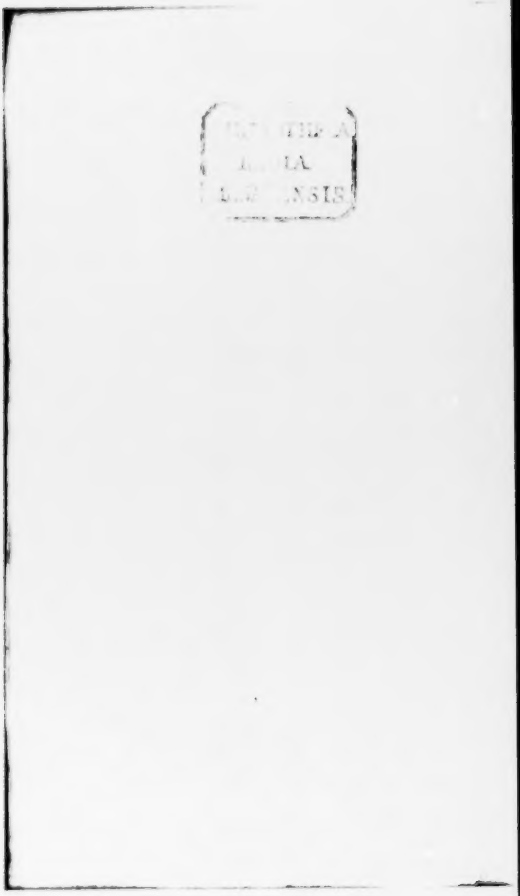
Ein Roman

von

A. E. Brachvogel.

Zweiter Band.

Berlin, 1858.
Verlag von Otto Janke.



BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

I.

Das Predigerhaus.

O du unendliches Kaleidoskop des Daseins, das uns mit tausend Farben und Formen, Gedanken und Empfindungen, Entbehrungen und Genüssen umgiebt! Wie oft breitet es sich nicht in riesiger Perspective vor uns aus, und uns wird, als ständen wir auf Bergeshöh' und sähen hinab in ein neues Jerusalem. — Und dann mit eins schrumpft's wieder zusammen so eng, so entsetzlich eng und kalt und trübe, wie das letzte schmale Bett, in das wir den Todtensprung thun, um auf der Küste des Jenseits nieder zu fallen, in jenen andren Zustand, zu dem unsre Hoffnung hinüber schweift, vor dem unsre Einbildung zerbricht! —

Wem von uns ist's nicht widerfahren, daß sich vor ihm das Leben zu einem engen Punkt zusammenzieht, zu jener Hamletsminute, wo man nichts hofft, nichts

liebt, und bei'm Entweder-oder nur noch erwägt, „was edler im Gemüthe sei." —

Auf einen so engen Punkt hatte sich Sebastian Bach's Leben zusammengedrängt. — Er, der groß für alle Zeiten da stand, war ein armer alter Mann, ein gebrochenes Vaterherz, das über dem Liebling verblutete, welcher, halb Thier, halb Dämon, in der Methodik seines Wahnsinns die Frage wie eine Fuge variirte: „Willst Du Dein Herz mir schenken?" —

Unter namenloser Angst und Mühe, nicht ohne Gewaltmaßregeln, hatte Sebastian mit seinem unglücklichen Sohne die Rückreise angetreten, und Doles wie Tacker waren ihm ein liebreicher Beistand gewesen. —

Friedemann in diesem Zustande bis Leipzig zu schleppen, war unmöglich, und doch war ihnen Dresden verboten. —

Das Gebot mußte übertreten werden. — Als Friedemann, nach einem furchtbaren Paroxismus, erschöpft eingeschlafen war, verständigten sich die Drei, was zu thun sei. Tacker beschloß auf alle Gefahr hin, seine Instruction in diesem außergewöhnlichen Falle zu überschreiten.

Es ward verabredet, in einem einsamen Wirthshause kurz vor Dresden Halt zu machen und den

nächſten Abend zu erwarten. Tacker wollte vorauseilen und Merperger die Sachlage mittheilen, dann dem König Bericht erſtatten und, wenn der Beſcheid günſtig ausfiele, Friedemann in einem ſtillen Theile Dresdens unterbringen, um zu ſehen, ob er noch zu heilen ſei, oder wie man die Weiterreiſe ermögliche. —

Tacker lieh vom Wirth einen Klepper, ließ die drei Unglückemenſchen zurück und eilte nach Dresden.

Er trat zu Merperger ein und verlangte ihn allein zu ſprechen. Ulrike fuhr zuſammen, als ſie ihn ſah. Tacker theilte dem Prediger Alles mit.

Der greiſe Diener Gottes wollte ſchier verzweifeln, als er das Entſetzliche vernahm. Krampfhaft zog er das alte Käppchen vom kahlen Scheitel, kniete nieder und betete. — Dann ſtand er heftig auf und ſagte: „Ich will meine Tochter rufen, Herr Lieutenant.“ —

Ulrike trat ein, ſie zitterte heftig. — „Mein liebes Kind. Ich habe Dir etwas mitzutheilen, das Dich ſehr erſchüttern wird. Gott hat Dir aber eine edle Seele, ein großes, weiches Herz und einen Lebensmuth gegeben, der Dir über alle Trübſal hinweg hilft. Wer aber ein großes Gemüth empfangen hat, dem giebt auch der Herr viel zu tragen und bürdet ihm Laſten auf, welche Andere zerſchmettern würden. Der arme Friede-

mann ist an dem schlimmen Orte — gemüthskrank geworden." —

Ein, greller, entsetzlicher Schrei dröhnte durch's Zimmer. Sie stürzte in des Vaters Arme. „Er ist wahnsinnig, Gott, er ist wahnsinnig!" murmelte sie. — „Ja, mein Kind. Aber vielleicht wird's besser mit ihm, wenn eine liebevolle Hand ihn pflegt." —

„Ja, ja Vater!" und das Mädchen erhob sich mit einer Energie, einem Adel, einer Begeisterung, der ihr ganzes Wesen wie mit Aetherschwingen hob. Die Glorie der Samariterliebe, das unverwelklich große Christenthum der That machte sie schöner als alle Weiber, die je Tacker's Auge erblickt.

„Ja, lieber Vater! Nimm ihn in Dein Haus, wir wollen ihn pflegen! Er muß gesunden! Ach, wenn ich ihn pflege, wird er gesund, der Herr mein Gott wird mir diese Gnade gewähren, ich begehre sonst nichts mehr im Leben!" — Der alte Merperger umschlang sein Kind unter Thränen.

„Sieh, Du hast's errathen. Nach Leipzig kann doch jetzt der Arme nicht. Wir wollen ihm das massive Gartenhaus einräumen, das Du so sehr liebst. Ja? — O bringen Sie ihn, Herr Lieutenant. In meinem Hause ist er sicher und ungefährdet, ich werde ihn schützen

vor dem Brühl; Gottes Dienst geht vor Menschendienst!“ —

„Ich danke Ihnen in des armen Vaters Namen, lieber Herr Pastor. Bereiten Sie Alles vor. Ich bringe dem König meinen Rapport und glaube, er wird unsre Bitte gewähren. In der Nacht treffen wir ein.“ —

Tacker eilte, mühsam seine Rührung verbergend, hinaus; er ging zum König.

August III. saß eben bei'm Diner.

Der Kammerdiener wollte den Offizier nicht anmelden, aber finster mit militärischer Schärfe sagte Tacker: „Er wird mich melden! Wenn Se. Majestät meinen Namen hört, wird er mich sprechen, ich komm' in geheimen Dienst, verstanden?“ —

Er riß ein Blatt aus der Brieftasche und schrieb darauf: —

„Ich muß meine Instruction überschreiten, der Arrestant ist wahnsinnig. —

von Tacker.“ —

Brühl saß dem König gegenüber. Der Kammerdiener präsentirte zögernd auf silbernem Teller dem Monarchen das Papier. Argwöhnisch blickte August auf das unceremonielle Schreiben.

„Dringend, Ew. Majeſtät!“ — flüſterte der Lakai.

Auguſt III. nahm den Zettel, warf einen Blick darauf, und die Hand entſank ihm. So bleich hat er nicht ausgeſehen, als ihn die Preußen ſpäter aus Dresden trieben, denn Auguſt hatte ein Herz. —

Erſchrocken ſahen ſich die Anweſenden an, und Brühl zitterte.

Langſam erhob der Regent ſein Auge, heftete es durchdringend auf den Miniſter und wendete ſich verächtlich ab.

„Der Mann wartet?“ fragte er matt.

„Ja, Majeſtät.“ —

Sich leicht gegen Joſepha verbeugend, ſtand er auf: „Dringende Geſchäfte, Ew. Majeſtät!“ —

Er ſchritt hinaus. —

Bewegt hörte er den Bericht Tackers, der ihm die Unmöglichkeit ſchilderte, den Kranken nach Leipzig zu bringen, und dringend bat, daß es Merperger geſtattet ſei, Friedemann ſtill und ohne Aufhebens in ſein Haus aufzunehmen.

„Verſteht ſich, verſteht ſich! Sagen Sie dem Paſtor, daß ich ihm meinen Leibarzt ſchicken werde und eine Anweiſung auf 200 Rthlr., damit er nichts ſpart.

Wenn das Geld alle iſt, ſoll er's mich durch den Medikus wiſſen laſſen. Aber ohne Oſtentation!" —

„Das verbürge ich als Edelmann, und auch, daß der junge Bach gleich abreiſt, wenn er geſund iſt."

„Das ganz beſonders! — Gehen Sie, ich danke Ihnen!" —

Tacker ging.

Der König ſchellte. „Brühl ſoll kommen!" —

Der Miniſter trat bleich und ungewiß vor ihn. —

„Brühl, am Oſtertage habe ich ja Friedemann Bach nicht geſehn. Wo iſt er denn?" —

Eine kurze Pauſe erfolgte.

Der Miniſter nahm alle Geiſter der Intrigue zuſammen. Sollte er gar noch durch einen erbärmlichen Muſikanten fallen? — Die Frechheit iſt ein ſieghafter Gefährte. —

„Auf dem Königſtein, Majeſtät!" —

„Und das wagen Sie mir zu ſagen, Herr? Ohne Fug und Recht, ohne Richterſpruch machen Sie einen Menſchen ehrlos, der höchſtens nur leichtſinnig geweſen iſt und deſſen Eitelkeit Sie und Ihre Frau ſelber flattirt haben? — Das iſt ein ehrloſer Streich der Selbſthülfe, Herr von Brühl, und ich ſage es Ihnen in's Geſicht, von dieſem Augenblicke an haben

Sie meine Achtung verloren! Bei Gott, in all' seiner Eitelkeit, allem Verkennen seiner Stellung hat Sullowsky das doch nicht gewagt. Wenn er auch eigenwillig war, ehrlos gehandelt hat er nie!" — — — — —

„Majestät, darauf ausführlich zu antworten ziemt mir nicht. Ich habe den Friedemann Bach heimlich aufheben lassen, und wußte, daß ich damit einen Akt der Gewalt beging. — Nicht weil er sich meiner Tochter in unerlaubter Weise genähert, hab' ich's gethan. Mir hätte es genügt, ihm mein Haus zu verschließen, aber er hat sich an Königlichem Blute, in seinem verblendeten Ehrgeiz an der Majestät selbst versündigt!" —

„Was? Was sagen Sie da?" —

„Ich sage, Majestät, daß er nicht meiner Tochter den Hof gemacht, sondern sich in entweihender Weise dem Sprößlinge meines in Gott ruhenden Fürsten genähert hat, und ich noch in diesem Augenblicke nicht weiß, ob die Tochter König Augusts II. nicht in neun Monaten einen Musikantensprößling haben wird!" —

„Brühl! ist das wahr?" —

„Majestät, ich weiß es nicht, ich ahne es nur. Wenn aber dem so ist, mögen sich Ew. Majestät selbst fragen, ob die Strafe zu groß für das Vergehen war.

Ich habe die junge Dame auf's Land geſchickt, um das Factum abzuwarten. Daß ich den Menſchen sans façon aufheben ließ, liegt in der Sache ſelbſt und dem nothwendigen Schleier, den ich auf die verunglimpfte Majeſtät werfen mußte. — Wenn Ew. Majeſtät mir es als Entehrung anrechnen, daß ich in übergroßer Sorgfalt und Pietät die Heiligkeit der Majeſtät ſelbſt in ihren verlorenſten Zweigen verehre und ſchütze, nun, — ich bitte um meine Entlaſſung. Dieſes Vergehens hatte ſich der Fürſt Sulkowsky allerdings nie zu rühmen!" — Brühl ſchwieg. Seine Geſtalt war von Selbſtgefühl gebläht, ſein Auge ruhte mit kühner Sicherheit auf dem Könige, der ſinnend vor ihm ſtand.

„Sie haben Recht, Brühl! Ja, die Heiligkeit unſres Bluts muß ſelbſt in ſeinen traurigen Abirrungen geehrt werden. — Sie ſind ein rechtſchaffener Mann, — gewiß. — Ich bin zufrieden. — Sehen wir die Sache als nicht geſchehen an. — Ich nehme mein Urtheil über Sie zurück." Und Auguſt reichte Brühl die Hand, welche dieſer an ſeine Lippen drückte.

„Und Sie glauben, daß das Mädchen" — und der König ſtockte.

„Ich hoffe, daß meine Befürchtungen trügen. Sie iſt wenigſtens den Blicken der Welt entzogen, und

wenn es irgend gelingt, Majestät, eine anständige Partie von Distinction für sie zu finden." —

„Versteht sich, sofort soll sie heirathen, sofort! sie wird königlich dotirt werden. Denken wir nicht mehr dran, lieber Brühl, ich bin zufrieden mit Ihnen." —

Brühl ging. — „Es kommt nur darauf an, seine Rolle wohl zu spielen," murmelte er. —

„Ich habe ihm Unrecht gethan, flüsterte der König, bittres Unrecht. Er ist excentrisch in seiner Liebe zu mir — zu excentrisch! — Der alte Bach thut mir leid! — Nun, ich denke, ich habe gethan in der Sache, was ich konnte." — und er kehrte zum Diner zurück.

— — — — — — — — — — — — —

Tacker benachrichtigte Merperger sofort vom Erfolge seiner Bemühungen, eilte zu den Bachs zurück und beendete seine Mission. — Dieser edle Mensch hatte außer den Dankesthränen des alten Sebastian nichts, als — Cassation.

Brühl erfuhr, was er gethan, und als die Sache sich nach einem Jahre bei'm König verblutet hatte, suchte und fand man auch ein Vergehen, demzufolge der Offizier entlassen wurde. —

In der Nacht langte der alte Bach mit seinem kranken Sohne, Doles und Tacker bei Merperger an.

— In einem maſſiven Gartenhäuschen, welches Zimmer, Cabinet und eine kleine Sommerküche enthielt, heizbar war und mitten im dicht belaubten, ziemlich großen Pfarrgarten lag, ward der Kranke untergebracht, und Sebaſtian beſchloß, acht Tage in Dresden ſeinen Zuſtand zu beobachten. — —

Als Friedemann Charfreitag Nachts mitten in ſeiner künſtleriſchen Apokalypſe wie von dämoniſcher Hand erfaßt, wehrlos, gebunden, mit verhülltem Haupt, nach übermenſchlichem Kampfe ohnmächtig in der Hand ſeiner Feinde lag, hatte der Schreck, die Angſt, das Geſpenſtiſche ſeines Geſchicks ihn jäh in den Rachen des Wahnſinns geworfen, eines Wahnſinns, der ſich um ſo tiefer mit ſeinen Klauen in's Hirn des Armen ſenkte, als er nicht eine Spanne Zeit hatte, ſich auszutoben. Wie dem Feuer der Rauch, iſt dem Wahnſinne Raum zur Manifeſtation nöthig, er muß abrampfen.

Die Folge davon war, daß, als man Friedemann auf dem Königſtein in ſeine Zelle brachte, die Tobſucht mit dämoniſcher Wuth losbrach. Seine Peiniger flohen ſcheu vor ihm und überließen ihn hinter Schloß und Riegel ſeinem Schickſal.

Vom Augenblicke ſeiner Arretirung bis hierher war ſein Wahnſinn ein verworrener geweſen, das heißt, er

war ein wildes Wüthen, Schreien, Raſen, das jede Spur menſchlicher Exiſtenz entbehrte.

Faſt war's, als ob der Arme an den Pforten des Todes ſtände, wie wenn das Geſchick ſelber das Bleigewicht des Nervenſchlages auf ſeine zuckenden Faſern werfen wollte zu der ewigen Kirchhofsgeneſung. — Aber nein! Die Urkraft des Leibes und der Seele in dieſem Manne war zu groß. Unterſtützt von ſtrotzender Jugend, ſiegte ſie über den Tod. Der blos toſende Wahnſinn, der zweck- und inhaltloſe, bekam nun Methode, Inhalt. Der Inhalt jedes Wahnſinns iſt Monomanie. — „Willſt Du Dein Herz mir ſchenken? Ja? — O bitte, ſchenk' es mir! Fang's heimlich an! — Heimlich! Heimlich!" — Bald ſprach er es, bald ſang er es. — Er plauderte mit Antonien, küßte ſie, — dann fürchtete er ſich, daß die Miniſterin käme und Brühl. Er ſprang empor, er vertheidigte die Geliebte gegen die Feinde, die Geſpenſter der Charfreitagsnacht, — er raſte wieder. Aber dieſe Raſerei ließ nach, ſobald das momentane Spiel der Einbildungskraft ihm andere Viſionen durch's Hirn trieb. —

Das Gräßlichſte bei'm Wahnſinnigen iſt das Alleinſein.

Wenn ſeine abnorme Lage andere Verhältniſſe nöthig

macht, ſo macht ſie nicht andere Menſchen nöthig, und die Sorgfalt der Seinen, die, opferfähig und geneigt ſind, das Amt des Seelenarztes zu vollziehen, wird ihm die alte Welt wiedergeben, ihn leiſe in ſie zurückführen. Sein Geiſt wird ſich leichter befeſtigen, ſelbſt ſich ſeiner Lage bewußt werden und in der Zeit vielleicht Mittel finden, aus ihr heraus zu kommen.

Als Friedemann von Tacker abgeholt wurde, war er ruhiger, er hatte in Folge übergroßer Erſchöpfung geſchlafen, nachdem er einen Paroxismus gehabt.

Tacker erzählte ihm freundlich: ſein Vater, Doles und Merperger kämen, ihn zu holen.

Der Offizier hatte mit gutem Takt das Rechte getroffen.

Ein neuer Gedanke ſtieg in Friedemanns Hirn auf: ſein Vater, ſeine Freunde. Er dachte ihrer das erſte Mal wieder nach ſeinem Unglück und zwar mit Kinderfreude, mit jener blöden, verſchleierten Seligkeit, die noch tragiſcher iſt, als das Toſen. Zwiſchen den Soldaten, die Angſt hatten, war er an Tackers Seite vom Königſtein herab getanzt.

Je weiter ſie ſchritten, deſto toller wurden ſeine Poſſen, deſto phantaſtiſcher ſein Geſchwätz. Schon klang da[illegible]„willſt Du Dein Herz“ auf's Neue wieder

und Tacker begann, lebhaft Sorge zu empfinden, als sie aus dem Gehölz traten und die gramvolle Vaterstimme an des Unglücklichen Ohr schlug.

Wie eine Katze setzte er durch den Kreis der Soldaten, die auseinander stoben, und stürzte brüllend zum Vater mit grinsender Grimasse. Dann, wie wenn's einen Ruck in seinem Gedächtnisse gäbe, fühlte er das tiefe Weh dieses Wiedersehens und brach ohnmächtig zusammen. So hoben sie ihn in den Wagen, und als er sich einigermaßen in's Bewußtsein wiederfand, hatten ihm der Vater und Doles von Hause erzählt, ihn mit tausend kleinen lieben Dingen beschäftigt und vom Grundgedanken abgezogen. Wenn er auch närrisch und verworren antwortete, war er doch ruhig. — Nur im Wirthshause, wo sie auf Tacker warten mußten, war er wieder in den Paroxismus gerathen, und zum ersten Mal hörte der schaudernde Sebastian die Bedeutung seines armen Liedes. Nun erschloß sich ihm der ganze Vorgang im Hotel Brühl. Da kam in Doles ein Gottesgedanke. Mitten im Toben Friedemanns, als er eben wieder das Lied sang, schrie Doles wie unsinnig auf, stürzte zu ihm und sagte: „Antonie stirbt, Antonie stirbt! Friedemann, singe nicht mehr, der Tod hat mir diese Nacht gesagt: Will sie ihr Herz dem

Friedemann ſchenken, ſo ſoll er's gerade nicht haben, dann mach' ich, daß Antonie ſtirbt!" — Zu Eis wurde der Kranke. — Seit der Zeit murmelte er und dachte nur noch das Lied. —

Es kam mitunter vor, daß er pfeilſchnell zur Monomanie zurückkehrte, aber es bedurfte dann nur eines Winkes von Doles, ſo erſchrak er und ward ſtill. Die Wuth ward langſam gebrochen. —

So finden wir den Armen wieder. Von Doles und Ulrike, dem Vater und Merperger ſtets gepflegt und umgeben, hatte er nie Zeit, ſich Reflexionen zu überlaſſen, und wenn er wirklich betrachtete, ward ſein Gedanke ſofort von ihnen erfaßt und in einer Richtung weiter geführt, die gefahrlos war.

Es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß Friedemanns Krankheit dadurch leichter gehoben worden wäre.

Nein langſam und ſchwer nur, um ſo ſchwerer, da er, je vernünftiger er nach und nach wurde, um ſo mehr das Entſetzliche ſeiner geſellſchaftlichen Lage, den Ruin ſeiner ganzen Hoffnung, den Tod ſeiner Liebe, ſeines künſtleriſchen Wollens empfinden mußte. Er blieb gemüthskrank. Und aus dieſer Gemüthskrankheit hob in einzelnen Momenten der Wahnſinn immer wieder ſein Haupt empor und ſchüttelte die Nattern aus der Mähne.

Merperger konnte nur in einzelnen Stunden um ihn ſein, da die Berufsgeſchäfte ihn unausgeſetzt in Anſpruch nahmen. Er gehörte noch zu jener alten, nun faſt ausgeſtorbenen Zahl von Predigern, denen der Dienſt des Herrn weder bloßes Handwerk noch theokratiſches Agitationsmittel war. Einer jener letzten Reſte aus der verklungenen Zeit Melanchthons, Luthers und Paul Gerhard's, lebte er in und mit dem Volke, war gewiſſermaßen der Kern des Gemeindelebens, hatte ſich noch jenen unabhängigen, freien Geiſt der Reformationsprediger erhalten, der in Frankreich im Janſenismus, in England in der Independence ſo drohend gegen die ſtarrköpfige Romantik der Regenten aufgetreten war. —

Da ſich der Zuſtand Friedemanns nach außen hin ſcheinbar gebeſſert hatte und Sebaſtian Bach ſein Amt an der Thomasſchule nicht länger vernachläſſigen durfte, reiſte er, den Sohn in Merpergers Obhut laſſend, ſchweren Herzens nach Leipzig zurück. So waren denn Doles und Ulrike faſt ausſchließlich die Umgebungen des Kranken. Der Zuſtand deſſelben hatte ſich aber nicht nur ſeit jenem Gewaltmittel des Freundes, ſondern namentlich auch ſeit dem Augenblicke gebeſſert, da er Ulriken wiedergeſehn. Er war erſchrocken, hatte mehrere Stunden in nachdenklichem Brüten zugebracht und die

Folge davon war, daß er wenigstens auf Augenblicke heller zu werden begann. Tods schlief bei ihm, und wenn er, der auf Mergergers Bitte die Funktionen Friedemanns übernommen hatte, in der Kirche war, blieb Ulrike allein bei ihm. Die übrige Zeit theilten sie sich in die schwere Pflicht der Samariterliebe. —

Recht schwer war sie und forderte namentlich von Ulriken eine Kraft der Aufopferung und Entsagung, eine Zähigkeit im Tragen der bittersten Schmerzen, die einer Heiligen würdig gewesen wäre, da sie keine Belohnung verhieß, es sei denn — jenseits des Grabes.

Kein Putz, kein Schimmer kleidet das Weib so schön, als wenn sie sich mit der Glorie der Mutterliebe oder Krankenpflege schmückt, und eine Rührung, die wohlthätig durch die Adern zittert, überkömmt den Leidenden, auf den ihr ewig sorgsamer Liebesblick fällt. Diese Rührung empfand Friedemann in seinen hellen Stunden und zugleich das bittre Gefühl, dies Mädchen verkannt zu haben, diesen Opfermuth nicht belohnen zu können. Ach im Herzen des Armen brannte ja unauslöschlich das Bild der fernen Antonie, und sein Geist blieb in jener öden Melancholie, aus der grinsend das entsetzliche Lied heraufkroch. —

Auf diesem Punkte drehte sich die Krankheit im Kreise.

Ohne Aussicht auf weitere Besserung verging ein halbes Jahr. —

Wenige von den vertrautesten Freunden Friedemanns hatten bestimmte Nachricht von ihm und seinem Unglück. Fast Niemand wagte es, sich der Rache Brühls auszusetzen und nach dem Leidenden zu fragen, außer dem biedern Stadtsyndikus Weinlich, und Frau von Schemberg.

Letztere namentlich besuchte ihn wöchentlich mehrere Male und erschöpfte sich in Liebesbeweisen für den Unglücklichen aus um so größerem Pflichtgefühle, als sie auf ihn, wenn auch ohne großes Glück, doch den meisten Einfluß geübt hatte und außer Doles seine einzige Vertraute gewesen war.

Frau von Schemberg war eine jener resoluten, geistreichen und charaktervollen Frauen, die, ohne Frömmelei und Sentiment, eine strenge, stolze Sittlichkeit besaß und im Gefühl ihrer weiblichen Würde die Sicherheit fand, mit einem Manne, wie Friedemann, zu verkehren, ohne Anlaß zur Zweideutigkeit zu geben.

Die Liebe zu ihrem Manne, ihren Kindern, war der höchste Schmuck ihres Lebens, und da ihr Geist und Gemüth, ihr Auge und Ohr offen für jedes Schöne war, hatte sie sich bei Friedemann zuerst mit aller

Wärme für den Künstler, dann für den Menschen interessirt.

Sie war somit eine der Wenigen gewesen, die von seinem Unglück erschüttert wurden, und die heimliche Verachtung, die ihr gradez Wesen gegen Brühls Katzennatur empfand, das Rechtsgefühl, welches in dem Minister den selbstsüchtigen Unterdrücker, in Friedemann den schuldlos Leidenden sah, impfte ihr gegen Brühl den tiefsten Haß ein, ja, sie betrachtete es mit ihrem Manne als eine ihrer Lebensaufgaben, den armen Freund zu rächen und wie sie sagte: „die größte Canaille, die je einen Thron umwedelt, mit einem Tritt in die alte Dunkelheit zurückzustoßen.“ —

Sie ging hierbei systematisch zu Werke, — wie sie meinte, doch sei es, daß die erste Nachricht über Friedemann sie so auf's Höchste alterirt, daß sie sich gegen fremde Personen zu unverhohlen ausgesprochen, Brühl bekam Wind davon und erfuhr, daß Friedemann bei Merperger stecke.

Die Anwesenheit seines Opfers in Dresden schien ihm bedrohlich, sowohl für seinen Ruf, als seine Gemahlin. Besonders aber war es der tiefe Haß, den er gegen Friedemann empfand, welcher ihm eingab, den ohnedies Elenden noch mehr zu quälen. Daher er-

ſchien eines Tages Saul in Merperzers Haus und verlangte den Prediger zu ſprechen. Er ward in deſſen Studirzimmer gewieſen, wo ihn der alte Theologe empfing.

„Kennen Sie mich, mein Herr?“

„Habe nicht die Ehre,“ erwiderte der Prediger.

„Ich bin der Miniſterial-Director Saul.“ —

„Ah, beſondere Ehre! Was wünſchen der Herr Miniſterial Director Saul denn?“ —

„Ich habe Ihnen von höherer Stelle mitzutheilen, daß es im höchſten Grade befremdet und fernerhin unſtatthaft erſcheint, daß Sie als Religionslehrer einen Taugenichts und bereits beſtraften Menſchen, den Friedemann Bach, in Ihr Haus aufgenommen haben. — Um Sie vor höchſt unangenehmen Folgen zu ſichern, die bei längerem Verbleiben dieſes Subjects in Ihrem Hauſe für Sie nothwendig entſtehen müſſen, rathe ich Ihnen, denſelben ſofort zu entfernen.“ —

„Mein Herr Saul!“ und Merperger trat dicht vor den Agenten des Miniſters. „Ich begreife die Urſache nicht, welche mich Ihrer nie erbetenen Sorgfalt und Warnung theilhaftig macht. Ich begreife aber, daß die Anweſenheit dieſes armen, kranken Menſchen in meinem Hauſe gewiſſe vornehme Perſonen beunruhigt,

die ſich in ihrem Gewiſſen ſehr wohl der ſchlechten und unmenſchlichen That bewußt ſind, welche ſie an dieſem Armen begangen haben. Das Anſinnen, welches Sie mir ſtellen, und das mir ein Selbſtbekenntniß dieſer ſcheuen That zu ſein ſcheint, weiſe ich als Diener der göttlichen Barmherzigkeit und Liebe zurück. Sagen Sie denen, ſo Sie geſendet haben, daß ich der weltlichen Gewalt nur als Beamter des Staats untergeordnet bin. In der Ausübung meiner geiſtlichen Pflicht der Barmherzigkeit aber, als Diener Gottes, hat mir Niemand etwas zu ſagen. Ich werde den kranken Friedemann Bach ſo lange in meinem Hauſe behalten, als ich und der Arzt es für Menſchenpflicht halten. Wenn er geſund iſt, ſoll er zu den Seinen zurückkehren. Bis dahin aber warne ich Jeden, bei der Heiligkeit meines Amtes als Prieſter, dieſes Haus mit Abſichten zu betreten, die dem Friedemann Bach feindlich ſind, ſonſt werde ich an ihm, er ſei, wer es wolle, ein öffentliches Beiſpiel ſtatuiren und ihn öffentlich zur Rechenſchaft ziehen über die Schandthaten, die er ſich gegen Gott und Vaterland, gegen Fürſt und Volk zu Schulden kommen ließ, unbeirrt, ob man mich entſetzt und vertreibt. Es giebt überall auf der weiten Welt Herzen, in die meine Worte der Barmherzigkeit und Liebe fallen

und Segen stiften werden. Sagen Sie das nur Denen, die Sie geschickt haben!" —

Saul entfernte sich, verdutzt, daß es noch freie Herzen gäbe, die irdischen Schreckmitteln gewachsen sind. —

An demselben Tage erschien er aber noch einmal, und versicherte Merperger mit widerlicher Freundlichkeit, daß es so ernst damit ja nicht gemeint gewesen sei, daß gewisse unangenehme und bedauerliche Vorfälle aber in die Oeffentlichkeit drängen und schief beurtheilt würden.

„Durch meinen Mund dringt Nichts in die Oeffentlichkeit, Herr Saul, so lange ich es irgend vermeiden kann. Wenn auch nicht aus Menschenfurcht, schweige ich doch um des armen Opfers selbst willen. Darüber kann man sich beruhigen. Wie wenig bei gewissen Leuten auch mit der Reue gethan ist, so überlasse ich dieselben doch ihrem eigenen Gewissen; vergessen Sie aber nicht, nur unter der Bedingung, daß man mich nicht in Ausübung meiner Liebespflicht hindert. Ergebener Diener, Herr Saul." — — — — — —

Brühl war eingeschüchtert. Friedemann blieb fortan ungestört im Predigerhause. — —

Es war ein eigenthümliches Band, das diese vier Menschen umflocht. Ein Band innigster Zuneigung, die mit Wehmuth, heißer Liebe, die mit Opfermuth gepaart war.

Merperger konnte von Brühl des Schlimmsten gewärtig sein, und obwohl er von der ganzen Unterredung mit Saul zu seiner Tochter schwieg, hatte er für den Fall der Noth seinen äußersten Entschluß gefaßt. —

Doles, der seine Zeit zwischen der Pflicht des Interimsdienstes und der Ueberwachung des Freundes theilte, war der entschieden Glücklichste von Allen. Eine Art Genugthuung erfüllte ihn, daß er am Freunde, der ihm im Unglück beigesprungen, am alten Bach, der ihn gekränkt, die ganze Fülle seiner Großmuth beweisen konnte. Wenn er dadurch seiner Eitelkeit auch schmeichelte, war doch das Maaß der Liebe zu Friedemann so groß und schön, daß sich Doles oft selbst Vorwürfe machte und innerlich abkanzelte, wenn er sich auf einer Schwäche ertappte. Was seine Freundschaft für Friedemann aber ganz besonders darthat, war, daß er fühlte, wie sehr er Ulriken zu lieben begann, und dennoch eifersüchtig und streng über seine Gefühle wachte, damit die schöne Harmonie unter ihnen auch nicht durch den leisesten Hauch von Selbstsucht getrübt werde.

Weder Ulrike noch Friedemann ahnten das Geringste von Dem, was in ihm vorging. —

Es war an einem Sommersonntage. Merperger und Doles waren in der Kirche, Friedemann und

Ulrike allein. Er hatte diese Nacht gut geschlafen und mehrere Tage keinen eigentlichen Anfall gehabt. Der warme Sonnenschein drang durch's offene Fenster zu ihm herein, er blickte hinab in den prangenden Garten, und leise tönten verlorene Klänge der Orgel zu ihm herüber. Heute hatte er noch kein Wort gesprochen und seine Seele schien in sich gar sehr beschäftigt. — Ulrike saß am andern Fenster und nähte, die Stille war ihr peinlich. Sie sah ihn mehrmals schmerzlich an und bemerkte, wie ihm eben Thränen über die Wangen liefen. Besorgt legte sie die Arbeit fort, trat zu ihm und faßte seine Hand. — „Kommen Sie vom Fenster, lieber Friedemann, die Orgel greift Sie an. — Plaudern Sie lieber ein wenig, das leitet Sie ab." —

Friedemann wendete sich zu ihr. Durch sein Gesicht zuckte es hin und wieder. — „Ulrike, ich habe mir's eben überlegt, ob es wohl recht ist, daß ich bisher gegen Sie schwieg. — Ach wenn ich" — und er faßte an seinen Kopf, „hier nur erst recht klar würde!" —

„O, das sollen Sie werden, Friedemann! Wir pflegen Sie so lange, bis Sie ganz wohl sind. Und welche Freude für Ihren Vater, wenn Sie wieder musiciren werden. Gewiß, Sie erreichen in einem Vierteljahr, was Sie versäumt haben." —

„Nie, Ulrike, das erreiche ich nie wieder!“ —

„Nicht doch! Wie kann ein Künſtler, wie Sie, ſo ſprechen? Was Sie ſind und leiſten, kann Ihnen doch Niemand nehmen?“ —

„Aber die Ehre, den Jugendmuth. — Ulrike, Sie vor allen Andren ſind's, die meiner Bewunderung werth iſt. Kommen Sie, hören Sie mich an. — Ich will ganz ruhig ſein und mich nicht erregen, aber ich muß endlich einmal mit Ihnen ſprechen, damit Sie ſehen, daß der arme Friedemann nicht undankbar iſt.“

„Aber Friedemann!“ —

„O bitte, laſſen Sie mich!“ Und er zog die Widerſtrebende zu ſich auf's Canapee.

„Ulrike, ich bereue mein ganzes Leben. Es nagt an mir, daß ich ſo leichtſinnig geweſen bin und mich in die große Welt geſtürzt habe. Der Künſtler, wenn er noch ſo bedeutend iſt, muß nur für ſeine Kunſt und den engſten Kreis ſeiner Freunde leben. Ich hätte mit mir mehr haushalten ſollen. — Wäre ich nicht ſo wie ein Irrlicht umher geflackert, hätte ich weniger Eitelkeit gehabt und mehr Sinn für's Schlichte, ich hätte Sie lieben müſſen, Ulrike! So engelgut, ſo ſchön im Erbarmen und Entſagen habe ich noch kein Weib geſehen. Aber ich verſäumte meine geſegnete Stunde, koſtete

von dem verbotenen Trank der Eitelkeit und des Schimmers, ich sah Antonien, wir liebten uns, und — es ist entsetzlich, ich kann von dieser Liebe nicht lassen, so sehr ich sie bereue! Ich kann nicht aufhören, mich nach diesem Mädchen zu sehnen und zu ringen und weiß doch, daß ich sie nie besitzen kann. — Ulrike, können Sie mir verzeihen, so von Herzen verzeihen? —

Ach, wenn ich Ihr Bruder wäre, wie wollte ich Sie herzen und anbeten! — Glauben Sie mir, der Tag, wo ich wüßte, daß Sie einen Besseren als mich so recht von Herzen lieben könnten, von ihm wieder geliebt würden, wäre der glücklichste meines Lebens!"

Er umarmte das in Thränen zerfließende Mädchen, preßte sein Gesicht an ihre Schultern und schien seinen Schmerzen erliegen zu wollen. —

„Lieber Friedemann," und mit aller Energie der Seele bezwang sie sich, erhob das Haupt und sah ihn an. Lieber Friedemann, das glaube ich Ihnen. Sie sind edel und gut. —

Sie müssen Antonien ungeschwächt lieben, ich weiß es, aber Friedemann, nun, wo Sie langsam genesen, müssen Sie auch von dem ewigen Nachhängen Ihres Fühlens, Träumens und Sehnens frei zu werden suchen und männlich handeln! Gebrochene Liebe ist ein

großes Unglück im Leben, aber Sie, der Mann, sind nicht allein zur Liebe gemacht. Die Menschheit, Gott und Welt sind die größeren, noch ernsteren und schöneren Ziele, die Sie zum Dienste aufrufen. Vielleicht hat es der liebe Gott haben wollen, daß Sie erst recht groß und schön sein sollen in Ihrer Kunst, wenn Sie die Trümmer Ihres Herzens zum Sockel Ihrer Thaten nehmen. Glauben Sie mir," und das Mädchen stand gleich einer Seherin vor ihm, „mit Freuden will ich mein armes Herz drum geben, und Ulrike wie Antonie sind nichts mit ihrem Einzelschmerz, wenn Sie fähig werden, wie David zu sein ein Königssänger für Gott und Menschheit!" —

„Ja, Ulrike, Du einzige, erhabene Duldende, an Deiner Hand will ich's thun, — von Dir geleitet!" —

„Wollen Sie das, Friedemann?" —

„Ja, ja, ich will's! Sag' mir, wie ich's kann?" —

Da faltete, wie um Kraft und Segen bittend, Ulrike ihre zitternden Hände. „Gott mein Vater, laß es geschehn!" Sie führte Friedemann an's Clavier und hieß ihn sitzen.

„Friedemann, ich unterwerfe Sie als Künstler, als Mann, als Gottes Diener, der schwersten Prüfung. Haben Sie einen starken Willen und kaltes Blut?" —

Friedemann sah sie an. „Ja, nun hab' ich's, Ulrike!“ —

„So spielten Sie mir das arme, trübe Lied: Willst Du Dein Herz mir schenken, und fugiren Sie es!“ —

Friedemann ward starr und bleich. Der freie, stolze Wille und sein ächzendes Herz kämpften mit dem Paroxismus. —

Die Thür öffnete sich leise. Durch die schmale Fuge zeigten sich die bleichen Gesichter des Predigers und Doles.

Friedemanns befestigter Wille siegte.

Er begann das Thema leise und ernst, moulirte es in Moll, aus dem Diskant in den Baß, durch alle Umkehrungen und Verschlingungen.

Es war, als wenn die Liebesklage kämpfte mit der freien Kraft des Mannesstolzes, und aus Liebeslust und Liebesleid ward ein Choral, ein hehres, freies Gotteslied, ein Dankopfer der Selbstbefreiung! —

Friedemann stand auf. — „Ulrike, das ist die Krone Ihrer Edelthat!“ —

Er weinte Dankesthränen.

„Er ist genesen!“ hauchte das bleiche Mädchen und sank, überwannt von ihren Qualen, an des herneilenden Vaters Brust, Doles aber schloß den Freund jubelnd in seine Arme. —

Das große Werk der Aufopferung und Liebe war vollendet.

Ulrike hatte mit Selbstverleugnung und Heldenmuth, mit kindlicher Besonnenheit, die nur die Liebe ohne Selbstsucht geben kann, den wirren Geist Friedemanns gezügelt und ihn mit Sanftmuth und Energie durch unermüdetes Einwirken in das natürliche Bett geleitet, wo er, selbst in heftiger Springfluth aufzischend, doch dahin glitt, ohne mehr über die Ufer zu treten und an sich selbst zu zerschellen.

Friedemann hatte endlich Selbstvertrauen gefaßt und erkannt, daß das Nöthigste vor Allem sei, sich die verlorene Stellung wieder zu gewinnen, daß es thöricht sei, vor seine verlorene Liebe hintreten zu wollen, ohne sich ihrer werth gezeigt zu haben. Die Liebe ward ihm von nun an ein fernes Ideal, die Kunst aber das, wodurch er sich ihrer würdig machen wollte.

Er war aber eine so eigene, zum Unglück bestimmte Natur, daß er nie den einfachen Weg, der zum Glück führte, zu gehen verstand.

Wie nahe hatte ihm nicht hier bei seiner Genesung die Siegespalme echter Liebe gestanden, wie mußte ihn nicht der Liebreiz Ulrikens, des rettenden Engels seines Daseins, entwaffnen und an das Herz führen, das ihm

so nahe, so vernehmlich entgegen schlug. Er fühlte die Lust des Glückes nicht, das ihm mahnend gegenüber stand, fühlte es darum nicht, weil das Bild der schönen Brühl zu lebhaft vor seiner Seele stand. Er mußte die Verlorene lieben, weil er wußte, sie liebe ihn wieder, wußte, daß sie leide. Ein Glück für ihn, daß seine allgewaltige Herrin, die Kunst, wieder ihre Rechte an ihn geltend machte, daß sein Stolz, sein Ehrgeiz ihm vorschrieb, sich erst vor sich selber und der Welt zu rehabilitiren.

Der Arzt, sichtlich verwundert über den günstigen Erfolg der Krankheit, beobachtete ihn noch vier Wochen unausgesetzt, und erklärte dann, daß er, obwohl Friedemann geheilt sei, einen Wiederausbruch des Wahnsinns für leicht möglich halte, sobald sein Gemüth einen neuen Stoß erleide; dann aber sei kaum mehr zu helfen. — Das mußte man dem gütigen Geschick überlassen.

Merverger setzte demnächst den Vater vom Geschehenen in Kenntniß, Friedemann selbst schrieb an ihn, daß er sich stark genug fühle, wieder seinem Berufe zu dienen. —

Sebastian, hoch erfreut, von neuen Hoffnungen gehoben, aber nur seiner eigenen Einsicht trauend, beschloß,

den Sohn bei sich in Leipzig zu beschäftigen und seinen fernern Weg zu regeln, um Alles, was Friedemann versäumt hatte, nach Kräften zu ergänzen, und ihn für die Stürme des Lebens gestählter zu machen. —

Der alte Bach hatte den Liebling den Dresden ab, und Friedemann schied mit tiefer Bewegung des Dankes, des Mitleidens und der Freundeszärtlichkeit von Ulriken. — „Ob wir uns wiedersehen im Leben? — — Verzeihen Sie mir und behalten Sie mich lieb!"

Doles begleitete Vater und Sohn eine Strecke Wegs, dann ging er zu Fuß zurück. — —

Jetzt erst glaubte er, ein Recht erhalten zu haben, die von Friedemann zwiefach Begehrte zu lieben. —

Da der Freund nun aber fern war, hatte er weniger Grund, so unausgesetzt in Merpergers Haus zu verkehren, und mit Zartheit trat er zurück und beschränkte sich auf seine Amtspflicht.

Plötzlich indeß leuchtete dem guten Doles endlich die Sonne des Glücks. Der Ruf seines Orgelspiels, während er Friedemann im Dienst vertreten, verschaffte ihm die Organistenstelle in Freiberg.*)

Er theilte Merpergern seine geänderte Lebenslage

*) Gerbers Tonkünstlerlexikon S. 911—14. D.

mit, und der alte Mann sah ihn mit innigem Bedauern scheiden.

Das Predigerhaus sollte wieder so still werden, wie ehemals.

Als Doles Abschied nehmen kam, war Merperger nicht zu Haus, er traf die Tochter allein.

„Liebe Ulrike, — erlauben Sie, daß ich Sie, vielleicht das Letztemal, so nennen darf. — Liebe Ulrike, ich möchte mit Ihnen so recht aus tiefster Seele sprechen, wenn ich wüßte, daß Sie's mir nicht übel nehmen wollen. Ich bin ein schlichter, etwas hölzerner Patron, aber Gott weiß es, ich mein's ehrenwerth!" —

Ulrike lächelte matt. „Reden Sie immer, lieber Herr Doles, Sie sind ein so edler Mensch, daß man Ihnen nichts übel nehmen kann." —

„Nun gut. — Sehen Sie, wenn ich den Friedemann nicht so gar lieb hätte, ich müßte sein bitterster Feind werden. — Aber wenn ich ihn auch noch so sehr hassen würde und ihm Uebles gönnte, so viel wie er sich selbst Böses zufügt, aus Verblendung zufügt, kann ihm kein Andrer jemals anthun! — Ulrike, ich kann nicht viel Worte machen, und heute wird mir's erst recht schwer. Ich hab's mit ansehen müssen, wie schlecht sich Friedemann gegen Sie damals benommen hat, wie er selbst jetzt nie die

Tiefe Ihres ſchönen Gemüths, die Größe der Aufopferung und Qualen, die Sie um ihn erdulden mußten, begriffen hat. — Sie ſind mit Ihrem Herzen voll Lieb' und Wehe nicht verſtanden, nicht wiedergeliebt worden. Das ſchmerzt mich tief. O, Einer wenigſtens im Leben, Einer verſteht und liebt Sie, liebt Sie maaßlos, und wenn er auch nie auf Gewährung hoffen darf, Sie werden doch ewig in ſeinem Herzen ſein, und das iſt der märriſche, trockne Deles, Ulrike! Wenn Ihnen das eine ſchwache Genugthuung geben kann, ſo iſt's Alles, was ich vom Schickſal verlange!" —

Ulrike war ſprachlos, ſtarr, erſchrocken! Sie, ſie war alſo doch nicht ſo ohne jeden Liebreiz? Es gab wirklich Jemanden, der mit aller Macht der Seele an ihr hing, den ſie ganz und ungetheilt beſaß?! — Sie reichte Deles zitternd die Hand: „Ich danke Ihnen, lieber, märriſcher Deles, Sie haben mir unendlich wohl gethan!" — — — — — — — — — — — — —

Deles reiſte ab. — Er ſchrieb öfter. — Nach zwei Jahren hielt er bei Merperger um die Tochter an. — Ulrike folgte ihm zu neuer Heimath. —

Eine Blume war verſchwunden von Friedemanns Lebensweg. Er war zu oft achtlos über ſie hinweggeſchritten.

II.

„Drożdżian; ich trotze!“

Als vormals die kriegerischen Wenden mit Pfeil und Bogen, Speer und Schleuder ihre Nationalität gegen das siegreiche Christenthum vertheidigten, das welterobernd von Süd und West heranzog und den Eichenhainen alle Poesie, dem Czernebog seine Furchtbarkeit rauben wollte, nisteten sie sich an beiden Ufern des Elbstroms fest, da, wo er aus dem vielfach zerrissenen Sandsteingefels tritt und die Weiseritz in sich aufnimmt, bauten ein verschanztes, stehendes Lager mit einer Burg aus Sandstein und Lehm, mit Wällen, Gräben und Verhauen und nannten sie, kühn dem Feinde in die Zähne lachend: „Drożdżian*), ich trotze!“ —

---

*) Topographische Geschichte Dresdens v. Weinart 1777. Seite 15 u. 16.

Aus dieser Niederlassung entstand das heutige Drezdan oder Dresden, dessen kecke Devise sich oft im Reformationskriege bewährt hatte: Moritz von Sachsen machte selbst einen Kaiser vor ihr zittern. — Auch August der Starke war der Mann dazu, wenigstens für seine Person, diesem Wahlspruch Ehre zu machen. Wenn aber schon unter ihm das „ich trotze" sein ehemaliges politisches Gewicht verloren hatte, handelte es sich unter August III. eigentlich nur darum, ob Sachsen mehr von Oesterreichs oder Rußlands Freundschaft abhänge. Nichtsdestoweniger schien aber Brühl diese Devise zur Regel seines ganzen Verhaltens ausersehn zu haben. Trotz seines bekümmerten Gewissens, seines gefährlichen Spiels, trat er sicher einher, schüttelte die Locken, stampfte den Kothurn und sprach seine Sentenz, — ein Coulissenreißer der Weltgeschichte. — Er war nicht von vornherein schlecht, hatte ein Herz, das weich genug war für alles Schöne. Nun war's freilich kalt, langweilig und hohl. Die Intrigue, die er einst gebraucht hatte, um sein Lebensziel, Antonie von Collowrat, zu erlangen, war nun nicht mehr Mittel, nein, Zweck seines Daseins, war ihm Belustigung und Freude, half ihm über sein eignes malitiöses Leben hinweg.

Der Mann wußte genau, daß er über sich ewige

Thränen weinen müsse, drum ließ er Andre welche vergießen, um doch rechtschaffen lachen zu können. Selbst der Haß und Neid, die Ränke seiner Feinde thaten ihm wohl, denn sie ließen ihn über des Augenblicks Erregung seinen alten Schmerz vergessen. Hätte dieser Mann die Intrigue nicht mehr gehabt, er hätte sich eine Kugel durch's Hirn gejagt. So erklärt sich bei ihm auch seine maaßlose Verschwendungssucht, sein raffinirtes Außenleben. Vielleicht wäre Sachsen nie so unglücklich geworden, wäre Heinrich von Brühl nicht innerlich so zerrissen gewesen.

Indeß er nun, mit heitrer Stirn allen Gefahren trotzend, bei Hofe verkehrte, lag die Ministerin, von bezahlter Lakaiensorgfalt gepflegt, schwer krank darnieder. Sie mochte nicht leben und konnte nicht sterben. Das Schicksal machte tabula rasa im Gemüthe dieses Weibes.

In den Augenblicken, wo die wirren Fieberträume sie verließen, in welchen Friedemann vor Allen eine Rolle spielte, und ihre Sinne mühsam sich zusammen fanden, begann sie ernsthaft und tief ihr ganzes Leben zu bereuen.

Dieser außerordentlichen Erschütterung hatte es bedurft, um sie endlich umzuwandeln, um die guten Geister,

welche in der Seele jedes Menſchen ſchlafen, auch in ihr zu erwecken. Es war freilich zu ſpät, um aus der Reinigung ihres Innern noch im Leben Segen zu ziehen und glücklich zu werden, aber gerade in dem Gelebniß der Entſagung alles Glückes lag die Bürgſchaft der Beſſerung. Sie hatte keinen Vertrauten, als ihren Arzt, den Doctor Strey, einen wahrhaften Helfer des Körpers und der Seele. Er reichte dieſer Frau ein Heilmittel, welches ſie nie gekannt, gab ihr, was ſie nie im wahren Sinne beſeſſen, Religion, und ſie genas langſam. Von nun an trug ſie ſich in dunklen Farben. Bleich und ernſt trat ſie wieder in die Welt, die ihr fremd geworden. In ihr aber lebte eine wahre, inbrünſtige Frömmigkeit, und ein liebendes Erbarmen für die Leiden ihrer Mitmenſchen, eine ruhige Entſagung halfen ihr über den herben Reiz ihres Lebens hinweg. — Der Hof, die Welt ſtutzte. —

„Ei ſeht doch, ſie hat eine neue Maske" ziſchelten die Leute; man nannte ſie „die verheirathete Nonne". O infame Fama! — Antonie ertrug Alles, das Geſpött der Leute, die hämiſche Kälte des Gemahls, das matte Mitleiden gewiſſer Freundinnen. Sie hatte Brühl ſogar verziehen, ja duldete es, daß er ſie mit ſeiner Galanterie officiel chicanirte, um zu beweiſen, wie glücklich

er lebe. Ihre schon ziemlich zahlreiche Familie*) vermehrte sich fast jedes Jahr, denn Brühl hatte ihr mit dem Skandal einer Scheidung und einer öffentlichen Concubine gedroht. — —

Namenloses litt diese Frau und ward im Schmerze edler und schöner. — Was aber am Entsetzlichsten an ihrem Herzen nagte, war Friedemanns Schicksal, den sie noch immer auf dem Königstein glaubte. Da sie aus Scham nicht wagen durfte, bei Hofe um seine Freilassung zu bitten, wendete sie sich heimlich an die Königin, daß ihr alle Charfreitage ein Sträfling vom Königstein losgegeben werde. Der Monarch lächelte still und gewährte es**). Die zweite Sehnsucht war nach der Tochter, die ihr entrissen.

Sie hatte es an sich zu schwer erlebt, was frühe Verderbniß der Seele sei, und wollte ihr Kind vor'm Straucheln im Leben bewahren. Auf den Knieen lag die arme Mutter vor Brühl: „Sagen Sie mir, wo mein Kind ist!" —

---

*) Leben und Charakter der jüngst verstorbenen Frau Gräfin von Brühl in vertraulichen Briefen 1763. S. 72 u. 73. S. 89. Ferner Leben des Grafen Brühl in vertraulichen Briefen. II. Bd. S. 108 u. 9. Nachschrift.

**) Leben und Charakter der Gräfin Brühl S. 24 u. 25.

„Sie werden sie wiedersehen, wenn ich sie verheirathet habe.“ —

Antonie beklagte sich bei'm König, daß man ihr die Tochter vorenthalte. August aber sagte kurz: „Ich kenne die Maaßnahmen Brühls und billige sie, man belästige mich nicht weiter!“ —

Die Ministerin mußte sich auch dies letzte Glück versagen. Sie wendete die Zeit, welche ihr der Dienst des Hofes ließ, zu einsamen Studien, zum Umgang mit ihren andren Kindern und zur Wohlthätigkeit an. Das war das Programm ihres ferneren Lebens. —

Da sie nun aller Politik entsagt hatte, mußte Brühl allein seinen Weg gehen, der täglich dornenvoller wurde. Unter einer riesigen Verschwendung, unter den ausgesuchtesten Vergnügungen, in die er sich und den Hof hineinleg*), so die öffentlichen Einnahmequellen plünderte und den Bankerut der Steuerkasse herbeiführte, suchte er sein eignes Elend wegzuschwatzen, und die Thränen der betrogenen Wittwen und Waisen, der ruinirten Familien waren der Mehnsaft, aus dem ihm Vergessenheit seiner selbst floß.

*) Hierüber ist vielfach berichtet im: Leben Brühls in vertraulichen Briefen, Archenholz, und der diplomatischen Geschichte Dresdens IV. Bd. S. 182 nebst Anmerkung.

Wie ſich nun täglich der Einfluß vermehrte, den er auf ſeinen Herrn, den König, übte, ſo vermehrten ſich ſeine Feinde und rückten ihm drohend näher. Dem Volke längſt bis in den Tod verhaßt, ward er vom Adel verachtet, von den Prinzen Xaver und Chriſtian über die Achſel angeſehen, und auch die Königin, die endlich merkte, daß Brühl ſie narre und betrüge, daß ihr geträumter Einfluß Einbildung ſei, begann ihn anzufeinden. Keiner aber war von ſo unerſättlich giftigem Haſſe erfüllt, als Frau von Schemberg, die alte Freundin Friedemanns, welche der Gräfin Orſzelska, Auguſts III. Stiefſchweſter, Vertraute war.

Raſtlos trommelte ſie Brühls Infamie in Jedermanns Ohr, erſann hundert Spitz- und Stichworte der Rache, und arbeitete mit einer Ameiſenbeharrlichkeit an ſeinem Fall. Brühl, der ſonſt nichts fürchtete, empfand doch Grauen vor dieſem Weibe, und zwar um ſo entſetzlichere Furcht, als er bemerkte, daß ſie ſich auf die alte Kling warf und ſie auszuhorchen ſtrebte. „Das iſt die tödtende Schlange in meinem Leben!“ rief er verzweifelnd*). — Wie ſollte er ſie los werden? — — — —

Ueberall hatte er ſeine Spione, Niemand bei Hofe

*) Leben Brühls in vertraulichen Briefen II. Br. S. 64.

war, der nicht in einer Art von ihm abhing, den er nicht centralisirte, dessen Glück er nicht in Händen hielt*). Er hatte einmal August III. auf die ganze Welt außer sich, argwöhnisch gemacht. Dem Herrscher war allein nur mit den gestohlenen Documenten beizukommen. Brühl wußte das und beeilte sich, die Kling immer mehr an sich zu locken, sie mit Geschenken zu überschütten, und an der Erfüllung ihres Begehrs zu arbeiten. Durch sie wußte er auch Frau von Schemberg in sein Haus zu ziehn, und diese ergriff die Gelegenheit um so eifriger, den Erzfeind in seiner Höhle aufzusuchen, als sie hoffte, dort noch vielmehr von seinen Schwächen zu erlauschen und sie dann als Waffen gegen ihn zu gebrauchen. Die „tödtende Schlange" war also hinfort sehr oft bei Brühl, und schloß sich namentlich mit diabolischer Liebenswürdigkeit an die Ministerin. So erfuhr die schwergerrüfte Antonie auch, daß Friedemann längst vom Königstein entfernt sei, doch wohin — sagte die Schemberg nicht. —

Indem „die Schlange" nun so den Sockel des Ministers unterwühlte und sich von der Oberfläche der Dinge entfernte, hatte sie Brühl unschädlich gemacht. Frau von

*) Leben Brühls in vertraulichen Briefen 1. Br. S. 138 bis 144.

Schemberg war entsetzt, plötzlich nach ein paar Wochen zu sehen, daß man sie am Hofe, in ganz Dresden verachtete und wie das Feuer floh. — Was war denn vorgegangen? — —

Jedermann wußte, daß Brühl sich bezahlter Spione bediene. Der Minister hatte die tödtende Schlange in sein Haus gelockt, und als sie sich da warm gebettet, wußte er durch seine Leute geschickt überall ausſprengen zu lassen, daß sich die gute Dame mit ihrem Leumund gegen ihn nur verstelle. Sie sei ja seine bezahlte Spionin, die nur darum auf ihn schimpfe, um Andre zu gleichem Thun aufzustacheln und sie dann anzugeben! — Die tödtende Schlange war todt. — Entehrung, Verachtung jagte diese arme, unklug kühne Frau vom Hofe und aus Dresden*).

O, Brühl wußte, welche Waffe die Verleumdung sei! —

Doch nicht genug, daß er diese Frau moralisch in der öffentlichen Meinung gemordet, er wußte sie auch auf alle Art, besonders da sie nicht vermögend war, sammt ihrer Familie in der Existenz zu kränken, und nur ihre schließliche Zurückgezogenheit, besonders der

*) Leben Brühls in vertraulichen Briefen II. Bd. S. 63.

rasch folgende Krieg machten ihren Leiden und der Rache Brühls ein Ende. — — — — — — — — — —

Der Krieg! Mit all seinen wilden Gräueln, seinen Schrecknissen, sollte er sich über Sachsen ergießen.

Friedrich II. hatte bei seiner Durchreise in Dresden die Dinge leicht durchschaut und auf die sächsische Freundschaft wenig Werth gelegt. Brühl jedoch war vorsichtig genug, vor der Hand wenigstens keine offenbaren Schritte zu thun, um Friedrichs Zorn nicht allzu schnell zu reizen. Nur gezwungen, hatte der Minister einen Theil des sächsischen Heeres zu den Alliirten nach Böhmen rücken lassen. Da aber die Kling, so sehr sie Brühl mit Galanterien zu ködern bemüht war, nicht mit sich spaßen ließ, mußte das sächsische Corps eine rückgängige Bewegung machen, und August, allen seinen sonst eingegangenen Verbindungen zum Trotz, schloß eilig zu Warschau und später zu Leipzig mit der „Königin von Ungarn" gegen Preußen einen Allianz- oder Partargetractat, in welchem die Beschränkung Preußens auf engere Grenzen als nothwendiges Ziel ausgesprochen wurde*). Ein feierlicher Besuch der Erz-

*) Das vollständige Instrument, de dato Leipzig 18. Mai 45, steht im Leben Brühls in vertraul. Briefen III. Br. S. 11.

herzogin Maria Anna von Oesterreich in Dresden beschleunigte noch dies Bündniß*).

22,000 Sachsen machten sich nunmehr bereit, zum Heere Theresiens zu stoßen.

Obwohl Alles möglichst heimlich betrieben wurde und Friedrich zu wenig positive Beweise hatte, erwachte doch sein Zorn, sein namenloser Haß ob sächsischer Zweideutigkeit, und rücksichtslos, wie es ihn hinterging, wollte er Sachsen den Entgelt geben.

August III. schlief auf Rosen, aber gerade sein treuer Wächter Brühl war's, der, aus Noth zum Achselträger gemacht, seinen Fürsten wie sein Vaterland ins Verderben riß.

Friedrich II. machte nach seinem Siege bei Czaslau, von den Bewegungen seiner verdächtigen Alliirten gezwungen, zu Breslau Friede, doch war's nur eine Waffenruhe, eine Windstille, die dem Orkan vorherging, der Sachsen verwüsten sollte. —

Die Weltlage hatte sich inzwischen sehr geändert. Der größte Nebenbuhler Theresiens, der Prätendent der Kaiserkrone, Carl VII., war gestorben, nachdem er seine Bairischen Erblande von den wüthenden Ungarn-

*) Diplomatische Geschichte Dresdens IV. Bd. S. 166 und 67.

und Kreatenhausen Trenk's und Bärenklau's vernichtet sehn mußte. Durch Fleurys Tod steckte die französische Einmischung in deutsche Interessen, und ein Athemholen im Kampfe erfolgte, welches von England benutzt wurde, um Oesterreich mit Preußen dauernd zu versöhnen, da der Breslauer Friede von beiden Seiten gehalten worden war. Friedrich II. schien auch bereit dazu, nachdem er seinen Kriegesruhm durch die Siege von Prag, Hohenfriedeberg und Soor über Sachsen und Oesterreich glänzend behauptet und seine schlesischen Besitzungen gesichert hatte.

Da war es wiederum Brühl, der als leibhaftige Zwietracht jede Vereinbarung unmöglich machte und den kaum matter gewordenen Haß Oesterreichs und Sachsens gegen Friedrich aufstachelte. Jetzt gerade gab's das Schicksal in seine Hand, die Partheien durch Mäßigung einander näher zu bringen, und zweifelsohne hätte er es gethan, wenn nicht die fatalistische Ruhelosigkeit seines jetzigen Lebens, die Wollust des politischen Hazardspiels, besonders aber der Haß in ihm Triebfeder gewesen wäre.

Durch sein häusliches Unglück, die allgemeine Feindschaft und Mißachtung innerhalb Sachsens selbst, war er eben so mißtrauisch, wie eitel, und an seinem Stolze

leicht verletzlich geworden. Jemehr er fühlte, wie wenig Ehre er wirklich besaß, um so eifersüchtiger wachte er über dem letzten Reste derselben. Brühl haßte Friedrich II., weil dieser ihn offen verachtete und sich über ihn als den größten Hanswurst seiner Zeit in zahllosen Witzworten erging, die ihr Echo im In- und Auslande fanden und selbst in Dresden ein homerisches Gelächter hervorriefen.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo Brühl dem Preußenkönig, dem Brandenburgischen Markgrafen beweisen konnte, daß er eine gewichtige und gefährliche Person sei. — Dies that Brühl nun auch in so bornirt gehässiger und unangenehm arreganter Weise, daß England beleidigt, Friedrich II. auf's Höchste erzürnt und Maria Theresia mit Preußen ärger als je verfeindet wurde.

„Wen Zeus vernichten will, macht er erst wahnsinnig," das konnte man mit Recht von Sachsen und Brühl sagen*), und geschäftig zog das Verderben heran, das die Eitelkeit eines Einzigen beschwor.

Friedrich II. hatte umsomehr guten Grund, sich über die Hinterhaltigkeit und Arglist seiner Gegner zu

*) Schon Friedrich wußte längst, was er von den Dingen daselbst zu halten hatte. „In Sachsen besitzt man den vollendetsten Dummstolz von der Welt," schrieb er an Algarotti. —

beklagen, als er bereits von ihren Plänen gegen ihn Wind bekommen hatte. Vor Allen aber war es Sachsen, auf das sich in voller Bitterkeit das gekränkte Preußen warf, um es nun alle Schrecknisse der Kriegsnoth im eignen Schooße empfinden zu lassen.

Schon am 26. November desselben Jahres rückten die Preußen in die Oberlausitz, und obwohl sich die Sachsen gut verschanzt hatten, griff sie doch Fürst Leopold von Dessau bei Kesselsdorf an, verlockte durch künstliches Zurückweichen viele Grenadier-Bataillons zu hitzigem Ausfall, drang bei ihrem Rückzuge mit in die Schanzen und nahm unter furchtbarem Blutvergießen Kesselsdorf*). 10,000 Mann büßte Sachsen an diesem Tage ein.

Heulend drang die Schreckensnachricht nach Dresden und zugleich die Gewißheit, daß der Feind gegen die Hauptstadt heranzog. Die Stadt, der Hof waren in grenzenlosester Verwirrung, die Gesetze der bürgerlichen Ordnung begannen zu wanken.

Den einzigen Schutz Dresdens bildeten 6000 Mann Landmiliz unter Commandant Bose, und die östreichischen Hülfsvölker, die einen Theil der Vorstädte, namentlich

*) Diplomat. Geschichte Dresdens IV. Br. S. 170 bis 173.

die Pirnaer Seite und die Gegend um Plauen besetzt hielten, um sich den Rücken nach Böhmen frei zu halten. Flüchtiges Militair, Wagen mit Verwundeten bedeckten die Straßen, und vergebens wendete sich die entsetzte Bürgerschaft an die Regierung um Abwendung der Noth. Brühl und der Hof waren zu sehr auf eigene Sicherheit bedacht und selbst nicht mehr in der Lage, die keck herausgeforderte Rache des Gegners zum Halt zu bewegen.

Es giebt Verhältnisse im Leben, wo jede Maske fällt, und der Mensch, von den Schauern der gewaltigen Minute gepackt, das Comödiantenthum vergißt und sich zeigt, wie er wirklich ist, feig oder seelenstark. In eine solche Lage war Brühl gekommen, und wenn er jetzt selbst von seinem Fürsten nicht durchschaut, in seiner Jämmerlichkeit nicht erkannt wurde, hatte er sich nur bei dem Hasse zu bedanken, der zwiefach in August III. und namentlich in Josepha loderte. Das Königspaar sah in Friedrich nicht den durch ihre eigene Schuld aufgestachelten Feind, sondern einen raub- und ländergierigen Abenteurer, einen ketzerischen Länder- und Kronbanditen, und hüllte sich ihm gegenüber in die Resignation vermeinter Unschuld und gekränkten Rechts.

Wie oft hatte August III. in ruhigen Stunden

ängſtlich ſeinen Mandatar Brühl gefragt: „Habe ich Geld?“ Und immer konnte es Brühl ihm triumphirend bejahen. Jetzt, im Momente der höchſten Noth, wo jeder Streiter Gold, jeder Thaler eine Waffe war, ſtand der Miniſter vor ihm, bleich und verwirren, zuckte die Achſeln und ſagte: „Jetzt im Augenblick nicht, Majeſtät, doch werde ich's ſchaffen.“ —

Drezdian, ich trotze! — Das ſtolze Dresden war kleinmüthig geworden und verzagt. „Der König ſammt dem Churprinzen und Brühl ſind in der Nacht nach dem Königſtein“ hieß es, und die Menge ſtand murrend auf Plätzen und Gaſſen. „Der König iſt fort, nun kommen die Preußen, und mit ihnen die Plünderung, die Maſſacre!“ — Eine ſchwache Hoffnung erwuchs den Dresdnern aus der Nachricht, daß die Königin Joſepha mit den Prinzen Xaver und Carl zurückgeblieben ſei. — „Seht, es iſt wahr! Da im offenen Wagen zeigen ſie ſich der verzagten Menge, der muthloſen Miliz!“ — Ja, die ſtolze Joſepha, die wenig geliebte Königin, hielt aus in feſter Treue, hatte ihre Stirn mit dem ächten Diadem irdiſcher Regentengröße geſchmückt, mit Hoheit im Leiden; — ſie litt mit dem Volke. Tauſende, die ſie ſonſt gehäſſig anblickten, beugten in Rührung vor ihr das Haupt, und nie iſt

Josepha mehr geliebt und verehrt worden, als in ihren Thränentagen. Es war jener Heroismus, jene stolze Verachtung der Gefahr, jenes Märtyrerthum, wo in den Herzen der Mit- und Nachwelt der Mensch stehen bleibt in seiner Schöne, wenn die traurige Tiara fällt. Das hat Karl I. und Ludwig XVI. groß gemacht, die Tragik königlichen Leidens, sie sollte auch Josephas Ruhm sein.

Die Preußen rückten an. Die Landmiliz unter Bese war eine gar zu klägliche Gegenwehr. Friedrich II. zog am 18. Dezember in Dresden als Sieger ein.

Die Oestreicher, Sachsens liebwerthe Bundesgenossen, hatten nichts Eiligeres zu thun, als über Plauen ihren Rückzug anzutreten, nachdem sie, als Zeichen der Tapferkeit, die Verstärkte Dresdens, das Feldschlößchen und Plauen selbst angezündet*). Friedrich, der Feind, löschte die brennenden Straßen, Friedrich, der Feind, vertheilte 18000 Stück Brode unter die Armen, Friedrich, der Feind, zeigte sich liebreich und rücksichtsvoll gegen die zurückgebliebene Königin und die Prinzen**). Nie hätten seine Schlachten allein ihm den stolzen Namen, „der Große" errungen, denn auch Karl der Schwedenkönig

*) Diplomatische Geschichte Dresdens IV. Bd. S. 173.
**) Diplomatische Geschichte Dresdens IV. Bd. S. 180.

war ein Haudegen, und wer nennt ihn noch? Doch Friedrichs Siege ohne Waffen, die Idealität der freien Menschenschöne, das göttlich Schöpferische in seinem Geiste, welches zur Ehrfurcht zwingt, und das die Geburt nicht spenden kann, machte ihn zum „Einzigen," eroberte ihm ein großes und unvergänglich schönes Land, das Herz der Menschheit.

Im Palais Lubomirsky*) residirte der Held, trocknete die Thränen der Bedrängten, hörte die Klagen der Menge. — Auf der höchsten Zinne des Königsteins aber stand, in sich versunken, der Minister Brühl, schaute hinüber nach dem verlorenen Dresden und murmelte Verwünschungen.

Ohnweit von ihm fuhr ein Sträfling seinen Karren vorüber.

„Hebe! Auch einmal bei uns zu Besuch, Herr? — Ja, ja, wir sind Alle Comödianten, manche spielen nur schlecht, das ist der Teufel!" —

„Siegmann!!" —

*) Lag in der Friedrichstadt und war zur Zeit Brühls Eigenthum. Näheres in der Topographischen Gesch. Dresd. S. 349.

III.

Weihnachten.

Während die Kriegswetter sich über dem armen Dresden entluden, und Sachsen für den Augenblick herrenlos schien, blieb Leipzig doch vor dem Aergsten bewahrt. Der Stoß des Feindes hatte mehr den östlichen, Preußen angrenzenden Theil Sachsens betreffen und war gerade auf Dresden geführt werden. Daß Leipzig, so wie alle übrigen Theile des Landes, in bedeutende Mitleidenschaft gezogen wurden, bedarf keiner Erwähnung. Der Handel, der Hauptnerv von Leipzigs Existenz, war gelähmt, die Capitalien flüchteten sich vor der Contribution in heimliche Truhen und Keller, und Jeder machte ein doppelt klägliches Gesicht, damit nur Niemand merken sollte, daß er noch etwas besitze, zumal die ukermärkischen Grenadire große Mägen und weite Gurgeln hatten.

Das Schlimmste war der Schreck und die Unsicherheit der nächsten Stunde, welche trostlos finstre Bilder bevorstehender Uebel heraufbeschwor. Man ahnte mit Recht, daß nun erst die Noth recht losgehe, und hatte an Dresdens rauchenden Vorstädten und den verheerten Dörfern der sächsischen Schweiz die befreundeten Oesterreicher noch mehr als die Preußen fürchten gelernt.

Inmitten dieses allgemeinen Zagens, welches die Bürger zu wehmüthiger Kannengießerei über vergangene bessere Zeiten vereinte, blieb Sebastian Bach mit den Seinen eng auf sich beschränkt und ziemlich theilnahmlos. Eines Theils war er, so wenig er sich's gestehen mochte, dem Dresdner Hof herzinniglich gram und sah das hereinbrechende Unglück als eine Art Vergeltung an, andern Theils aber hatte er mit seinem eignen Schmerz so überviel zu thun, daß er für allgemeines Leiden weniger empfänglich war. Es berührte ihn überhaupt auch als Künstler nicht. Da er nun sein Familienunglück geflissentlich vor Leipzigs Augen zu verbergen suchte, mürrisch und wunderlich gegen seine Collegen geworden war, fühlte sich auch die Außenwelt weniger als sonst zu ihm hingezogen. Der einst so große Kreis seiner Freunde war durch die Wechselfälle des Lebens enger

geworden, und außer (Geßner*) Gellert und Mizler**) verkehrte Niemand mit den Bachs.

Diese Wenigen hielten aber in Treue bei Sebastian aus, der ihnen mit reichem Herzen Liebe und Freundschaft zu vergelten wußte. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Friedemann war in's Haus der Eltern zurückgekehrt. Er war genesen, aber welche Zukunft hatte er?

Wenn man über dreißig Jahre hinaus ist, beginnt man schwer eine neue Bahn, was bis dahin der Künstler nicht errang, wenn er bis dahin dem Irrlichte gleich umher schwankte, was will er noch erringen, wenn schon der Stern des Lebens zum Niedergang sich wendet? Sebastian Bach hatte für den Sohn keine wahre freudige Hoffnung mehr. Die hohen Voraussetzungen alle, die er von seinem Talent gehegt, die Prophezeihung: daß er in ihm sich größer, prächtiger am Abend seines Lebens wieder erstehen sehen würde, hatte er längst aufgegeben. Sebastian wäre schon glücklich gewesen, ihn etwa wie Altnikol ehrenvoll placirt zu wissen.

Friedemann hatte sich, nach Leipzig zurückgekehrt,

*) Nicht der bekannte Dichter, der in Zürich lebte, sondern der Hofrath Joh. Matthias Geßner, Rector der Thomasschule.

**) Mattheſons Ehrenpforte, Hamburg 1740. S. 93.

mit allem Eifer auf die Musik geworfen, den Vater unterstützt und selbst Einiges componirt. Doch die Freiheit des musikalischen Gedankens, die Begeisterungsgluth fehlte. Er arbeitete correct, gefällig und mit Geschmack, aber weil sein Herz ohne Poesie der Liebe, ohne Größe der Entsagung, ohne jenen lächelnden Schmerz war, der uns am Ende über uns selbst erhebt und schöner macht, mangelte seinen Tongebilden der Duft, die Weihe, jene glühende Seele, die das Kunstwerk zu einem leibhaftigen Individuum macht. Aetzend und bitter waren seine Gefühle, glühend und verzehrend seine Wünsche geworden, und nicht der hehe Enthusiasmus, sondern der wunde Stolz war's, der ihn zum Schaffen trieb. Friedemann wollte mit Gewalt sein verlorenes Leben wieder erobern, wollte den Lorbeer stürmen, — darum brachte er es zu nichts. — Wenn es ihm früher schon nicht möglich war, sich, gleich dem Vater, in kindlich frommer Unterordnung an den Evangelientext mit ortbarer Strenge anzuklammern, wenn in den Tagen des Glücks schon seine Imaginationen der Schranke des Bibelworts spottete, wie wollte er jetzt, wo seine ganze Stimmung ein empfindliches Sonderleben erzeugte, die Objektivität und Selbstentäußerung erlangen, die vor allen Dingen erforderlich

war, wenn er dem Vater nur annäherungsweise ähnlich werden wollte. Er brachte es zu nichts. —

Oder doch ja! — Es gab noch einzelne Momente in ihm, wo der Vater aufjauchzte vor Entzücken, Momente, wo aus der Tiefe seiner verschleierten Seele Geister stiegen und durch die Lüfte schritten, wie Boten einer namenlosen Welt. Geister des Lichts, Dämonen der Nacht, lächelnde Freudenlaute, dumpf grollender Schmerz. Friedemann Bach war noch auf der Orgel groß, groß in der Improvisation. Es waren Goldkörner in die Luft gestreut, blitzend im Sonnenstrahl, in's Leere verweht von der entflatternden Minute. — Und selbst diese kurzen Augenblicke der Weihe wurden immer seltener, hörten bald ganz auf, denn der Oberorganist in Leipzig, „das musikalische Hornvieh" wie ihn Sebastian nannte, ohnehin eifersüchtig auf des „Cantor Bachs" Ruf, gerieth über Friedemanns Orgelspiel außer sich, und wußte diesen zweiten Concurrenten durch allerlei kleinliche Scheerereien endlich ganz vom Chor zu treiben. So lächerlich an und für sich, war's für Friedemann doch schlimm genug, denn auch der Enthusiasmus will geübt und gepflegt sein. Kann der Geist sich nicht auf allen seinen Bahnen ausbreiten, wird er leicht kurzathmig und verliert die elektrische

Frische und Vielfarbigkeit der Einbildung. Auch die Psyche wird am Ende eintönig und tritt in's Greisenthum. Dies Alles sah der Vater sehr wohl und stimmte seine Anforderungen sehr herab. — Wie nun leider die Sachen einmal standen, war's also nicht zu verwundern, daß, trotz der engsten Berührung, das ehemals so glücklich bestandene Verhältniß zwischen Vater und Sohn litt. Friedemann, der wohl fühlte, daß er nicht mehr der Stolz des Vaters sei, war leicht verletzlich geworden, und so sehr Sebastian seinen Aeltesten liebte und dessen Fehler entschuldigen mochte, war er doch viel zu sehr Künstler, als daß sich sein Herz nicht unbewußt vornehmlich nun zu Emanuel, seinem zweiten, sonst für weniger begabt gehaltenen Sohne wenden mußte, welcher hochgeehrt und geachtet den Hof Friedrichs II. schmückte und sich neben einem Quanz, Graun und Salimbeni zu behaupten verstand. Friedemann fühlte, daß er den Vater täglich mehr verlor, und das machte ihn noch elender und zerrissener. Einen Engel hatte er indeß zur Seite, Anna Magdalena, seine Stiefmutter, die seine wunde Seele liebend an sich preßte, alle Unebenheiten zwischen Vater und Sohn auszugleichen suchte und so einen offenen Zwiespalt verhinderte. Die peinliche Schweigsamkeit im Hause, die gedrückte Stimmung

konnte sie nicht verbannen. Die fröhliche Friederike, die emsig schaltende Christiane waren verheirathet, von den Knaben die meisten gestorben, und außer dem dreizehnjährigen Friedrich*) und dem elfjährigen Christian nur noch der blödsinnige David am Leben. Die alte Hanne war auch todt. Sie hatte sich seit jenem Unglückstage nicht mehr erholen können und starb an den Folgen der Charfreitagnacht. — — — — — — —

Das Häuschen, sonst zu eng für das bunte Durcheinander lieber Wesen, wurde jetzt erstaunlich weit. Es war, als mußte man enger zusammen rücken, um sich nicht zu bangen. —

So eng saßen sie nun auch immer, und trotzdem war das Gespräch nicht mehr leicht flüssig, wie ehemals. Um sich vor dieser fremden Unheimlichkeit ringsum zu schützen, arbeitete Sebastian rastlos, fast übermenschlich. Nie hat er mehr componirt, als in dieser Zeit**), und soeben begann er sein ewig schönes Werk, das allein eine ganze Unsterblichkeit werth war: die Kunst der Fuge.

*) Später als Musiker der Bückeburger genannt.

**) Wahrscheinlich viele seiner Cantaten, die berühmte H-Moll-Messe, mehrere seiner Fugen, unter ihnen die in A-Moll: Fantasia cromatica, vielerlei Klavierconzerte und Orchesterjachen. Möglicherweise fällt auch hierher die Erfindung der Viola pomposa, deren Gerber in seinem Lexikon d. Tonkünstler S. 90 erwähnt.

In ihr legte er alle Erfahrungen ſeines Tonlebens nieder, und wenn Leſſing in ſeiner Dramaturgie der Lehrer aller Dichter geworden, ward Sebaſtian allein ſchon in dieſem Werke der Vater der deutſchen Muſik.

In dieſem ſtillen Hauſe beſtand aber noch ein andres Verhältniß, das die Aeltern weder ſtören wollten, noch konnten, ob es gleich für ſie etwas Grauenhaftes hatte.

Friedemann, der ſich innerlich ſo entſetzlich verwaiſt fühlte und doch etwas haben mußte, um nicht zu verzweifeln, widmete ſeinen ganzen Reſt von Liebe dem armen blödſinnigen David, der nun zehn Jahr alt war, und das unglückliche Kind, ſonſt ſtumpf und trübe, ſonſt zu jeglicher Fähigkeit des Lernens, jeder Regung menſchlicher Selbſtthätigkeit ungeſchickt, hing mit fanatiſcher Liebe an dem ältern Bruder.

Friedemann füllte ſeine Freiſtunden damit aus, das Kind auf ſeinem Schooß zu halten, mit ihm zu ſpielen, und wenn er ihm ein Lied verſang oder auf dem Inſtrument ſpielte, verklärte ſich das Antlitz des blöden Kleinen und ſie traten zuſammen in eine Art magnetiſchen Rapports, der wunderbare Reſultate lieferte. David ſprach wenig und ſehr verworren, wenn aber Friedemann mit ihm verkehrte, ſeine flackernde Pſyche in die Stimmung des Liedes bannte, ſchien in dem

Knaben ein andrer, ekſtatiſch-geiſtiger Zuſtand zu erwachen, wo die Brüder ſich durch die Empfindungen zu verſtehen ſchienen, wo ſich die Sehnſucht des Kindes mit der des Mannes vermählte, und eine Vernunft ausſtrahlte, die nicht von dieſer Welt zu ſein ſchien. David kannte die einfachſten Elemente des Lebens nicht faſſen, begriff weder Leſen, Schreiben noch Rechnen, eigentlicher Muſikunterricht ſchien unangewendet bei ihm, und einige einfache Accorde waren Alles, was ihm Friedemann mit vieler Mühe beibringen konnte. Und doch, ohne Kenntniß der Muſik, ohne alle Technik leiſtete David Dinge auf dem Inſtrument, die den Zuhörer mit Erſtaunen und Entſetzen erfaßten.

Wenn Friedemann mit ihm getändelt, ihn geherzt hatte, und gewiſſermaßen eine gemeinſame Stimmung in ihnen lebte, führte er ihn an's Klavier und ſchlug ein paar Accorde oder Tonfiguren an. Es war, als wenn er eine Frage an das Kind richtete. Dann ihn ſtarr anſehend, lächelnd, nickend, brachte David die kleinen Hände auf die Claves, und ſuchte das Gegebene zu haſchen. Verworren, unklar zitterten diſſonirend die Töne durch einander, aus deren Chaos ſich aber eine Melodie als Antwort ſchwang, die die Herzen der Hörer zittern machte. Und wieder frug der Bruder

durch den Ton, und wieder antwortete der Kleine, modulirte das Thema, kehrte es um, sprang in Moll und Dur über und plauderte in nie gehörten Zungen mit dem Freunde seiner Seele. Eine neue, geisterhafte Sprache war's zwischen Beiden, ein Verständniß, das über die Logik irdischen Verstandes ging, dem die Eltern mit zitternden, erschrockenen Herzen lauschten und zum Gebet flüchteten, weil ihnen dies Räthsel unerklärbar blieb.*) —

Es war am Morgen des Weihnachtsabends. — Die Tage sind noch erstaunlich kurz. Eh' man recht in die Arbeit hineinkommt, ist 's schon finster, und doch brauchen Vater und Sohn das Tageslicht gar nöthig zu ihrer Arbeit.

In der Wohnstube saßen Friedemann und Sebastian an einem Tisch, der an's Fenster gerückt war. Jeder von ihnen hatte eine glänzende Kupferplatte vor sich, der ein altes Fensterkissen zur Unterlage, gewissermaßen zum Drehpunkt diente, und der blanke stählerne Stichel grub, rastlos hin und her fahrend, nach dem vorliegenden Manuscripte Noten auf Noten, Tacte, Intervalle und

---

*) Hilgenfeldt S. 8 und 9.

Cadenzen auf die vorgeriſſenen Notenſyſteme. Sebaſtian Bach, zu arm, um die Arbeit von einem Graveur anfertigen zu laſſen, zu wenig der modernen Muſik huldigend, um einen Verleger zu finden, Sebaſtian Bach ſticht mit ſeinem Sohne ſeine Kunſt der Fuge mühevoll ſelbſt in Kupfer, damit die große Arbeit ſeines Lebens nicht vergehe.

Ein bittrer Zug ſchwebt um des Alten Mund. Ha ja, er iſt kein Haſſe, kein Rameau, kein Couperin oder Chiabran, der Opern ſchreibt oder ſüße Canzonetten, da iſt's kein Wunder! Wer Teufel ſoll Kirchenmuſik kaufen oder anhören? Das Jahrhundert ſchickt ſich langſam an, den Herrgott aus dem Weltall zu ſtreichen, wo ſoll da Geſchmack an ſeinen Hymnen herkommen!

Der Alte trägt eine grüne Brille. Siehſt du, wie ihm die Augen thränen? Der grellblendende Schein des Kupfers brennt ihm in die Augen, und ehe es ihm gelingen mag, ſeine flüchtigen Tongeiſter für die Nachwelt in Erz zu feſſeln, wird er blind. —

Die ſtille Anna Magdalena putzt in der Unterrichtsſtube den Chriſtbaum auf, Friedrich und Chriſtian ſind noch in der Schule, David ſitzt auf der Erde und ſpielt mit Papierſchnitzeln, die er in die Luft wirft. Er läßt „Täubchen fliegen.“ —

„Wie mag's dem Altmikel und der Friederike in Naumburg gehn?“ ſagte der Vater, der ſeine Arbeit unterbrach, die Brille wiſchte, und dann das ſtumpfe Inſtrument ſchliff.

„Sie haben lange nicht geſchrieben, ich hab' ſchon gedacht, daß ſie zu Weihnachten nach Leipzig kommen würden.“ —

„I, wie ſoll's Denen anders als gut gehn,“ ſagte Friedemann ohne aufzuſehn. „Die haben ihren eignen Heerd, ihre gute Stellung, ſie mögen ſich's wohl ſein laſſen.“ — Der Vater ſah ihn an, und das Geſpräch war ſchon wieder zu Ende. Jedes Mal, wenn von was Anderm die Rede war, als von der Arbeit, ſchloſſen die Geiſter des Neides und Schmerzes, die heulend im Sehne aufſtiegen, dem Vater die Lippen. Selbſt der unſchuldigſte Austauſch ward dadurch verbittert. — Der Vater legte endlich mit einer entſchloſſenen Geberde den Stichel weg. —

„Friedemann, das geht nicht länger! — Dein Unglück macht Dich neidiſch und ſchlecht. Du hängſt Deiner trüben Stimmung zu ſtörriſch nach und wirſt Dich immer mehr Deinen Mitmenſchen entfremden. Wenn Du die rechte Religion hätteſt, würdeſt Du wiſſen, daß Gott am Ende Alles wohl macht, und man

ſein Kreuz ruhig tragen muß. Wenn Du wirklich fromm wäreſt, würdeſt Du im Gottvertrauen Kraft finden, Dich erheben aus Deiner Betrübniß zur Hoffnung, und die würde Dir Kraft geben, fröhlich zu arbeiten!“

„Aber, lieber Vater, geb' ich mir nicht möglichſt Mühe? Was ſoll ich denn noch machen, in aller Welt?!“

„Das bloße Mühegeben, Friedemann, hilft Dir nichts. Du quälſt Dich ab und willſt die Arbeit erzwingen, darum glückt Dir's nicht. Ohne innere Freudigkeit, ohne Hoffnung iſt jedes Kunſtwerk ſchon in der Geburt todt. Ach, ich ſeh's immer klarer ein, daß Dir der eigentliche Grund und Boden der Gottesgläubigkeit fehlt, der freudige Knechtesgeiſt, der aus der eigenen Demuth Kraft zum Schaffen gewinnt. — Heut iſt unſer Heiland geboren, der das arme Menſchengeſchlecht erlöſt hat. Ach, wenn mir Gott die Freude ſchenkte, daß in Dir auch ſo ein Heiland aufſtände, der Dich von Dir ſelber frei machte, der Dir ein neues Herz gäbe und einen neuen Muth, dann, lieber Sohn, würd' es auch gehn, glaub' mir's. Wir alle und Du ſelber würdeſt Freude an Dir haben!“ Ihm trat unwillkürlich das Weinen an, und er preßte den Sohn ſtumm an ſich. Es war ein letzter Nothſchrei des Vaterherzens. Friedemannen wollte es die Bruſt ſprengen. Sanft

ſchob er den Alten bei Seite. „Wart' einen Augenblick lieber Vater, ich komme gleich wieder.“ — Er eilte hinaus, um ſeine ausbrechende Bewegung zu verbergen. — Sebaſtian blieb mit ſeinen wehmüthigen Gedanken allein. David ſpielte ſorglos und ſtill zu ſeinen Füßen, und wie zum Gebet der Verzweiflung preßte der alte Mann die Hände zuſammen und richtete ſeinen brennenden Blick durch das Fenſter auf den grauen Himmel, in dem Schneeflocken ſpielten. —

Kurz darauf trat Friedemann leiſe ein. Er war ſehr blaß und hielt ein Notenblatt in der Hand.

„Lieber Vater, ich hab' einen letzten Verſuch gemacht. Ich wollt Dir's eigentlich heute Abend ſchenken, aber da Dir und mir ſo weh iſt, denk' ich, iſt's jetzt vielleicht beſſer.“ Sebaſtian drückte ihm die Hand. Zitternd und gepreßt nahm er die Compoſition, argwöhniſch entrollte er das Papier. O Gott, die Furcht vor falſcher Hoffnung lag in ſeinen Zügen.

Das Auge des Sohnes hing an ſeinem Geſicht, wie wenn ein Todesurtheil von den Lippen des Vaters fallen ſollte. Sebaſtian ward feuerroth. Bald blickte er auf Friedemann, bald das Papier an, als träume er. —

„Ach 's iſt wohl ſchlecht, Vater?“ —

„Schlecht?! — Biſt Du toll? Nein, Herzensjunge, gut iſt's! So gut, und ſchön iſt's, daß ich, nimm mir's nicht übel, noch gar nicht begreife, daß Du das gemacht haſt!!" — und eine ſelige Freude, der alte Stolz auf ſeinen Friedemann, zog wieder mit Jubelſängen in Sebaſtians Herz. Wie ein Kind lachend und ſchluchzend preßte er den Sohn an ſich und ſtürmte, das Notenblatt hoch emper haltend, hinüber zur Mutter. Friedemann war wie neu geboren. Die Sonne des alten Selbſtvertrauens ſchien wieder auf ſein wundes Gemüth, und leiſe öffnete die Hoffnung ihre Tempelpforten, durch die verſtohlen und ſchämig ſeine zitternde Seele trat. Er folgte dem Vater. Da in der Unterrichtsſtube ſaß ſchon der Alte am Klavier und ſpielte die Introduction, und Mutter Magdalena ſang mit ihrer lieben Stimme die Hymne, die wie ein Gebet emper zog zum Allvater.

„Kein Hälmlein wächſt auf Erden,
Der Himmel hat's bethaut,
Und kann kein Blümlein werden,
Die Sonne hat's erſchaut.
Wenn du auch' tief beklommen
In Waldesnacht allein,
Einſt wird von Gott dir kommen
Dein Thau und Sonnenſchein.

Dann ſproßt, was dir indeſſen
Als Keim im Herzen lag,
So iſt kein Ding vergeſſen,
Ihm kommt ein Blüthentag.“ —

Die Mutter war außer ſich vor Freude, lachte und weinte zuſammen, und der Vater ſpielte und ſummte die Hymne wieder und immer wieder, und konnte ſich nicht zufrieden geben. Endlich ſprang er auf. „Sag', Herzensſohn, wo haſt Du in aller Welt das ſchöne Gedicht her? Und wie herrlich die Muſik iſt!“ —

„Ich hab' das Gedicht auch ſelber gemacht, lieber Vater!“

„O ſiehſt Du wohl, Mutter, es iſt doch noch die alte Kraft in ihm. Das iſt ihm ſo recht aus der Seele gekommen, iſt ſo ein Stück von ihm ſelber, d'rum iſt's ſo prächtig und mächtig geworden! — Z, nun ſei auch wieder unverzagt, Herzensfriede, und nicht mehr mürriſch, der alte Herrgott lebt immer noch und hat Dir heut das ächte, ſchönſte Chriſtkind geſchickt, den innern Erlöſer, ohne den wir im Leben einmal nicht beſtehen können.“ —

Und ſo war es auch. Friedemann lächelte wieder, die alten ſeligen Geiſter der Liebe, das roſige Selbſtvertrauen mit ſeinem zaghaft lächelnden Blick war in

ihm eingezogen. Chriſtfeſt iſt heute, jubelte es wieder im Hauſe wie ehemals. „Chriſtfeſt!“ ertönte es mit befreundeten Stimmen, und die liebe Friederike, zwei blonde Rangen an der Hand und den fröhlichen Altnikol hinter ſich, ſtand an der Schwelle.

„Herein, herein!“ rief der ſelige Sebaſtian, „daß mein Haus voll werde!“ — Und Gruß und Kuß, Jubel und Thränen miſchten ſich in eins, denn es war doch wieder einmal wie ſonſt. Die Tage des Leids ſanken ins Vergeſſen vor den Stunden der Freude, vor dem Hoffen auf glückliche Tage. Und noch einmal that ſich die Thür auf, und herein trat Mietzler mit einer Deputation der Societät der muſikaliſchen Wiſſenſchaften, und überreichte ihm das Ehrenmitgliedsdiplom im Namen der geſammten Muſiker.

„Weiß Gott, Mutter, wenn einem der Himmel einmal Freude ſchickt, thut er's auch gleich recht, und ich muß ihm danken dafür und den Tag loben und preiſen, wo ich nach langem Kummer wieder einmal ſo aus Herzensgrunde ſelig ſein kann. Und Du ſollſt auch helfen, Friedemann. Komm, ſinn' nach. Wir wollen ein Chriſtlied machen, und das ſoll die Societät gleich von mir haben, damit ſie doch weiß, was ſie für ein Mitglied kriegt. Komm, Herzensſohn!“ —

Es war Abend. Der Chriſtbaum flammte in buntem Märchenſchimmer, die holde Sage von der Liebe, die aus dem Himmel niederſtieg zur Welterlöſung und Befreiung, zum Bruderbunde der entzweiten Welt, wob ihre goldenen Netze wieder um die ſchmachtenden Herzen der trüben Menſchenkinder. Da am Inſtrument unter dem magiſchen Glitzerſchein des Tannenbaums in flammender Begeiſterung ſaß der greiſe Sänger, rings um ihn Weib, Kind und Kindeskind, und alle ſangen das Chriſtlied:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
Ich bring' euch neue frohe Mähr,
Der guten Mähr bring ich ſo viel,
Davon ich ſingen und ſagen will.
Euch iſt ein Kindlein heut geboren.“)
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

*) J. S. Bachs Leben und Muſterwerke v. Forkel. S. 49.

Anmerkung. Von dieſer Zeit an ſcheint Friedemann ſich neu zu beſchwingen und außer der Weihnachtskantate: „O Wunder,“ u. ſ. w. fallen folgende Arbeiten hierher: Festo pentecostis: „Wer mich liebet“ in „D-dur zu 3 Tromb. Tymp. 2 Viol. Viola. 1746; ein Trio für Hautb. und Basso. Sonata per il Cemb. in F-Dur. und Conc. à 2 Clav. et Pedal. wovon eine merkwürdige Kopie v. J. S. B. Hand ſelbſt den Beweis giebt, wie ſehr derſelbe das Werk ſeines Sohnes geachtet haben muß. Friedmann hat darauf geſchrieben: D. W. F. Bachemann mei Patris descript.

Der alte Christusſänger ſchläft längſt im Lande des Friedens und noch immer rauſchet ſein unvergängliches Lied, und unſere Herzen werden jung und neu, wenn's in der Chriſtnacht von der Orgel brauſt:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her." —

IV.

Dringende Einladung.

Seit dieſem glücklichen Weihnachts-Abend war ein ſegensvoller Umſchwung im Hauſe Bachs, beſonders aber bei Friedemann, eingetreten. Er begann auf ſeine künſtleriſche Schöpfungskraft zu vertrauen und mit Freudigkeit zu arbeiten, hielt aber doch ſtets dabei den kritiſchen Argwohn gegen ſein Können in ſich rege. Was aber beſonders günſtig auf ihn wirkte, war das allmählige Vergeſſen ſeines Liebeskummers. Anteniens Spur blieb ihm ſeit jenem erſten und letzten Zuſammenſein vollſtändig verloren. Er warf ihr daher grollend in verwundetem Stolze vor, daß ſie nicht den leiſeſten Verſuch gemacht habe, ſich ihm, der ſo ſchimpflich ihretwegen gelitten, zu nähern und in ſeine Jammernacht das Licht des liebenden Mitgefühls zu tragen, und an

die Stelle der Liebe trat der Haß. „Sie ist eine herzlose Komödiantin wie alle Glieder ihrer Familie! Es lohnt sich nicht, ihr eine Sekunde des Lebens zu weihen. Wie viel Gastfreunde hat wohl indeß ihr Herz aufgenommen, wie mag sie nicht mit ihren Reizen in pikanten Schäferspielen des Hoflebens Luxus getrieben haben, indeß ich um sie ein Narr gewesen bin! Pah, zum Kuckuk mit allen Weibern! Die Kunst sei meine Geliebte!“ — Und das wurde sie ihm auch wirklich. — —

Auch der übrigen Welt schien der vergangene Christabend Segen spenden zu wollen. August III. und seine Alliirten, zum Tod erschreckt von der Affaire von Kesselsdorf und der furchtbaren Schlagfertigkeit des kühnen Friedrich, in dem ihnen schreckensvoll der wiedererstandene Riesengeist Alexanders entgegentrat, beeilten sich, mit ihm Frieden zu schließen, der auch binnen einigen Wochen glücklich zu Stande kam, allerdings nicht ohne die empfindlichsten pecuniären und politischen Verluste, namentlich für Sachsen. August III. und Brühl kehrten nach Dresden zurück*), und die Preußischen Truppen sollten, wenn die Kriegsentschädigung beigetrieben sei, Sachsen verlassen.

*) Am 2. Januar 1746. Näheres: Diplom. Geschichte Dresdens. IV. Bd. S. 173. —

Wie leicht wäre nicht jetzt für August und den Hof die Einsicht in Brühl's verderbliches Spiel gewesen! Lagen nicht seine Fehler offen auf der Hand? Aber nein, August III war ebenso blind, und selbst die Königin, welche doch Brühls Treulosigkeit an sich selber erfahren hatte, versöhnte sich unbegreiflicher Weise wiederum mit ihm. Und warum, in aller Welt? — Weil sie den Preußenkönig zu sehr haßte, den Ketzerfürsten, den sie in der Nähe gesehen, dessen Herrschergröße sie beneiden mußte, und der ihr stolzes Kaiserblut durch die leutselige Liebenswürdigkeit empört hatte, mit der er die Bevölkerung Dresdens zu seinen Füßen riß.

Josepha hätte es Friedrich'n verziehen, wenn er unbarmherzig wie ein kalter Eroberer in Sachsen gewirthschaftet hätte, aber, daß er, als Feind, des Volkes Herz eroberte, welches nur mit Abscheu bei Betrachtung der verödeten Vorstädte und Dörfer an die „verfluchten Oesterreicher" dachte, das konnte sie ihm nie vergeben. — Brühl, welcher die Gesinnungen der Königin schon von weitem witterte, benutzte dies. Er räumte ihr auf einmal klugerweise das ganze Gebiet der äußern Politik ein. Das hieß aber den Kampf mit Preußen verewigen. —

Durch den Dresdener Frieden hatte auch Oesterreich

vor Preußen Ruhe. Wie wohl es in Italien noch arg leiden mußte und Mailand an Spanien und Frankreich verlor, zog doch Philipps V. plötzlicher Tod, sowie der Umstand, daß dessen Nachfolger Ferdinand VI. ein Franzosenfeind war und Spaniens Bündniß mit ihnen brach, für Maria Theresia die Wiedererlangung ihrer sämtlichen italienischen Länder nach sich. Die Krone ihrer Wünsche erreichte sie aber durch die Erhebung ihres Gemahls zum deutschen Kaiser, welcher nach dem Tode des Baierischen Prätendenten nur noch Sachsen zum Nebenbuhler hatte. Frankreich ließ zwar durch den Marquis Valori August III. heimlich hierzu „seine guten Dienste" anbieten*), doch Josepha wußte, mit Brühl vereint, dies zu hintertreiben, um ja die österreichische Allianz nicht auf's Spiel zu setzen und Sachsen in die gehaßten Arme Friedrichs zu treiben.

So, also erstärkt und kühn gemacht, empfand die Kaiserin doppelt schwer den Verlust Schlesiens und benutzte die Zeit des Friedens, um ihr Heer zu ergänzen, Vorräthe zu sammeln und sich auf etwaige Erneuerung des Kampfes vorzubereiten. Vor Allem aber hoffte sie auf Allianzen.

---

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 170, Anmerk. 2.

Der Friede und die Versöhnung Josephas mit Brühl hatte inzwischen wieder zwei verschollene Personen aufs Welttheater gebracht. Der eine war Hennicke, den Brühl schon längst als sein Creatur im Ministerium beschäftigt hatte, und welchen die Königin als Dritten im Bunde wünschte. Dafür erhielt Brühl den Titel eines Premierministers,*) oder wie er sich gerne nennen hörte, Minister-Regenten, ferner ward ihm durch eine geheime Cabinets-Ordre zugesichert, daß sein Testament unantastbar, sein Vermögen keinerlei Controle je zu unterwerfen und von allen fiskalischen Anforderungen befreit sei.

„Habe ich Geld?" das war die Cardinalfrage dieses Mannes. —

Der Zweite, welcher wieder auftauchte, war Siepmann. In tiefster Nacht kroch er aus der Züchtlingsjacke und schlüpfte in das farblose Kleid eines Privatunterhändlers, der unter Josephas Vorwissen mit geheimen Commissionen nach Wien ging**) und die neue Coalition gegen Friedrich II. einfädeln half, die bald

*) Diplom. Gesch. Dresd. VI. Bd. S. 181.

**) Archenholz. Gesch. d. siebenj. Krieges. S. 10; ferner: Dipl. Gesch. Dresdens VI. Bd. S. 176 und 177, nebst Anmerk. 1 u. 2.

ihren ersten geheimen Notenwechsel beginnen sollte. —

Das leichtsinnige Dresden schien inzwischen die erlittene Noth rasch genug zu vergessen. Mit der Wiederkehr der Aristokratie und des Hofes erstanden wieder jene kostspieligen und prunkvollen Feste, die Brühl so geschickt zu bereiten verstand.

Besonders suchte man bei der dreifachen Vermählung der Prinzessin Maria Josepha, Maria Anna und des Chursprinzen, wodurch Sachsen mit Oesterreich Frankreich und Baiern sich für immer zu verketten hoffte, alle Kräfte des Landes bis zum Aeußersten anzustrengen, um den übertriebensten Grad von Pracht und Verschwendung drei Monate lang vor der Welt zu entfalten.*) Zu dieser Zeit entstand auch die Sitte der Leberreime, einer Art hausbackener Epigramme, in denen der Volkswitz an der Schwelgerei und französischen Ueberfeinerungssucht der Großen Rache zu nehmen suchte.

Wer Sachsens Residenz zur Zeit der Eroberung und dann wieder in diesen Tagen mit ihren Illuminationen gesehen hätte und diese lachenden Gesichter, die Sara-

*) Leben und Charakt. d. Gräfin Brühl 1763. S. 48 bis 70, ferner Diplom. Gesch. Dresd. VI. Bd. S. 185 und Anmerk. 1.

banden und Glanz, die Maskenspiele und Carrousels, der hätte zu träumen geglaubt. Ein hungriger Bettler, welcher plötzlich das große Loos gewonnen, konnte in seinem Aeußern keine größere Verwandlung erleiden. Selbst das Volk schien sich in seiner Fröhlichkeit an der Trübsal vergangener Tage rächen zu wollen und ihm der Glanz des Hofes jetzt um so mehr zu gefallen, je tiefer Dresden durch die Eroberung gedemüthigt worden war. —

Unter dem leuchtenden Kleide des zügellosen Vergnügens aber vermählte sich in der Stille neues Unheil mit alter Thorheit. Zeserda und Brühl arbeiteten emsig an einer europäischen Coalition gegen Preußen, und kein Mittel der Intrigue blieb unangewendet, wenn es zum Sturze Friedrichs beitragen konnte. Oestreich, Rußland und Sachsen hatten in tiefster Stille ein Bündniß geschlossen, das direct auf Preußens Theilung abzielte. Auch Baiern und Frankreich wurden für das Project interessirt und versicherten je nach der Thunlichkeit ihre guten Dienste.

Sieymann aber ward, damit man von Friedrichs II. leisester Bewegung unterrichtet sei, mit einer Commission beauftragt, die in der Geschichte der Diplomatie bis dahin unerhört war. Er erkaufte nämlich den preußischen Gesandtschaftssecretär Rothe und dieser den

Kammerdiener des Gesandten. Letzterer stahl für 200 Dukaten die Chiffre seines Herrn und so gelangte Siepmann zum Schlüssel der Preußischen Gesandtschafts-Depeschen. Von nun an wurden alle Briefe, die Herr von Klinggräff, der außerordentliche Bevollmächtigte Friedrichs, empfangen sollte, durch den Postmeister von Hayn per Estaffette an den Dresdener Postmeister H † † † gesendet, ein Offizier beim Cadettencorps, Baron von Seh † † schrieb die dreifach couvertirten und verkleisterten Depeschen ab, couvertirte sie neu, und so gingen sie bis zu Hayn zurück, der sie nun direct an ihre wahre Adresse schickte.*) Siepmann aber entzifferte sie. Friedrich II. sollte sich nicht regen, ohne verrathen zu sein. —

Wie das Schicksal komisch spielt. Brühl selbst war Verräther seiner Intrigue. Sei's, daß er seiner Sache Preußen gegenüber zu sicher war, oder ihm der Teufel sonst einen Streich spielte, er war gegen den französischen Gesandten in seinen Aeußerungen unachtsam, und ein Dritter hatte es gehört, kurz mit einem Schlage ward die Chiffre sämmtlicher preußischer Depeschen verändert. Brühl erschrak! —

Die neue Chiffre aber ward wiederum gestohlen. —

---

*) Diplom. Geich. Dresd. IV. Bd. S. 189.

Klinggräff ſchien von den Dingen, die um ihn geſchahen, nichts zu wiſſen, er ſpielte den liebenswürdig ſorgloſen Mann — nach ſeiner Inſtruction. Preußen hatte aber in Dresden dafür ein Paar Augen, die mit Argusſchärfe Wache hielten. Das war der Herr von Maltzahn, und Friedrich II. ließ ſich die ſächſiſchen Spione ruhig gefallen, denn ſeine Mine lag noch tiefer und ging in's Herz des Feindes. Liſt gegen Liſt. Er ahnte lange das Bündniß, welches ſich gegen ihn erheben wollte. Der ſächſiſche geheime Kanzliſt Menzel ward durch den preußiſchen Legationsſecretär Pleßmann für Maltzahn erkauft, und gab Abſchrift aller Unterhandlungen, die Dresden mit den übrigen Höfen flog. Als Friedrich alle Documente hatte, ließ er von Herzberg das bekannte Memoire machen und ſchlug los. Das war der ſiebenjährige Krieg.

Das düſtere Gewölk, welches ſich am Rande der Zukunft thürmte, ward indeß nicht geſehn, der blaue Himmel der Gegenwart lachte ja ſo hell auf die gedankenloſ fröhliche Welt hernieder, und man lebte furchtlos dahin, ſo lange es eben gehen wollte. — — — —

Friedrich II., der Sieger von Keſſelsdorff, war längſt nach Berlin zurückgekehrt zu ſeinem Volke, das ihn jubelnd feierte. Statt des Comandoſtabs ergriff er die

geliebte Flöte, statt des Degens die Feder des Philosophen, und wenn sonst Karten und Schlachtpläne ihn beschäftigten, war's nun die Justizreform. In dieser Zeit gebar sich der Codex Friedrichs sowie die erste Spur des Landrechts, und wenn in diesem Streben Arnim dem hellern Sterne Cocceji's unterlag, war die Niederlage so ehrenwerth, wie der Sieg.

Wenn große Männer, gewaltige Geister, gleich der Sonne ihre Zeit durchstrahlen, wenn sie als Werkzeuge der Weltordnung ihre Nation, die Menschheit weiter führen um den Pulsschlag der Geschichte beflügeln, so haben sie auch mit dem Gestirn des Tages das gemein, alle ausgezeichneten Größen ihrer Zeit an sich zu ziehen, die sich um sie zum Sternenreigen schlingen. So Friedrich II. Was das Jahrhundert Großes hat, was es Förderndes in seinem Schooße hatte, eilte in seine Nähe, trat in Beziehung zu ihm, und wir sehen um ihn einen Kreis der seltensten Männer, groß in allen Zweigen des menschlichen Seins, um ihre Namen mit dem seinen unvergänglich zu machen für alle Zeiten. Die größten Krieger des Jahrhunderts: Winterfeld, Leopold von Dessau, Seidlitz, Keith, Ziethen, Schwerin, Prinz Heinrich, der Herzog von Braunschweig waren die Wächter seines Throns, Uhden, Arnim, Cocceji,

Herzberg, Gotter, Reden, Heym, Gerz die großen Organisatoren von Preußens innerem Volksleben.

Das Wehen des neuen Zeitgeistes, welcher, von Frankreich ausgegangen, keine andere Function höherer menschlicher Thätigkeit gelten ließ, als den Verstand, und der das grelle Gegentheil jener früheren Aera war, wo nur das Herz regierte, brachte es nichtsdestoweniger doch dahin, daß die Verstandesthätigkeit in einer Weise, mit einem Glanze ausgebildet wurde, wie es in der Geschichte bisher noch nie geschehen. Und je langsamer, reifer, tiefgehender dies gerade in Deutschland stattfand, um so schneller läuterte sich auch hier der Verstand und setzte die Empfindung, die Mitregentschaft des Herzens, eher, fester und selbstbewußter in ihr natürliches Recht ein. Darum kam Deutschland der absoluten, menschlichen Vollkommenheit näher als irgend ein andres Land, irgend einer Epoche der Geschichte.

Keine der philosophischen Größen blieb Friedrichen fern. Voltaire, Rousseau, Diderot, d'Alembert, Raynal, la Mettrie, Holbach, Alle waren seine Freunde. Die dramatische Kunst, die Musik, die Malerei und Plastik sproßte unter seinen Händen in Deutschland auf, und unter den Musen stand der blauäugige Sohn der Götter, Apoll, als Genoß des Strebens.

Herbei! du Heer des Vergnügens muntre Schaar, *)
Ihr Götterkinder, seid mir heut zu Willen,
Mit Wollustdrang die Sinne zu erfüllen,
Erfüllet euch, Lebens Pforten, wunderbar,
Die Gluth, die mir im Innern tobt, zu stillen.
Arabien sende seine Düfte
Und Ungarn sende seinen Wein,
Dann töne durch bewegte Lüfte
Bezaubernd Melodie zu mir herein.
Des Herzens zitternde Organe
Berührt allmächtigste Magie
Gleich Leda's holdbetrügerischem Schwane
Umschmeichelt süß uns bald Melancholie,
Bald reißt uns in der Freude Hochgefühl
Der Wahnsinn fort zu ungemessnem Ziel,
Dann endlich wird in sich die Seele still.
Die Sorge sinkt tief in den Staub zurück.
Und wir genießen mit Entzücken
In überfüllten Augenblicken
Der Götter unvergleichlich Glück.
Herbei, du Schaar der Lust, und du, der Künste Schaar,
Erbauet euch bei mir unsterblichen Altar!

Was damals Berlin zu werden begann, was es jetzt ist, ist hauptsächlich Friedrichs Werk.

Ein großer Uebelstand war dabei das Franzosen-

*) Friedrichs Verse an Algarotti.

thum, welches namentlich durch der Könige Gunſt in Deutſchland um ſich griff. Es giebt aber nothwendige Uebel, die mit der Zeit ſchwinden, und deren demantener Kern ſich ſchimmernd erſchließt, wenn die Schlacken erſt von den Generationen ausgeſchieden werden.

Wie glücklich ſich Emanuel Bach in dieſem Brennpunkt auserleſenſter Geiſter fühlen mußte, welche Gelegenheit er hatte, ſich auszudehnen, wie ſchwer's ihm andrerſeits aber werden mußte, ſich mit Ehren zu behaupten, wird Jedem einleuchten, der eine Ahnung davon hat, was Großes es um eine edle Nebenbuhlerſchaft iſt. Daß Emanuel ein bedeutender Menſch war, beweiſt, daß ihn Friedrich perſönlich lieb hatte. Zugleich ward ihm auch das Glück zu Theil, daß Graun, in ſeiner liebevoll edlen Weiſe ihn mit väterlicher Freundſchaft umſchloß. Quanz wie Salimbeni konnten auch den kleinen ſächſiſchen Cembaliſten gut leiden und concertirten mit Niemand lieber, als ihm, weil er das große, das ſchwerſte Talent eines Künſtlers, die Gabe „ſich unterzuordnen," hatte. —

Der Carneval war dies Jahr in Berlin ganz beſonders glänzend ausgefallen. Die Oper Lucio Papirio mit dem Heros Salimbeni und der Perle aller Tänzerinnen, der Barbarina, ebenſo Hatrian in Syrien

und das Singſpiel: der Traum des Scipio, von Graun auf Friedrichs Sieg in Dresden componirt, waren unter ungewöhnlichem Beifall wiederholt worden.*) Voltaire war in Sansſouci, und der große König theilte zwiſchen ihm und der Muſik ſeine Erholungsſtunden, oder ſuchte in den Armen der ſchönen Barbarina**) Vergeſſenheit für ſein ſonſt ſo liebeleeres Leben. Die Jugendzeit mit ihrem Druck, vor Allem das mitleidsloſe Vernichten ſeiner erſten Liebe, hatte ſein Herz für häusliche Freuden ſtumpf gemacht. Er achtete die Königin hoch, aber liebte ſie nicht. Er liebte überhaupt kein Weib aufrichtig und ſuchte nichts bei ihnen als Vergnügen. Vielleicht machte ihn dies gerade um ſo tüchtiger zum Vater ſeines Volks, zum Helden ſeiner Zeit. — Daß er mit der Barbarina ein Verhältniß hatte, war bekannt. Erſchien er doch mit ihr auf den Opernhausbällen und ſoupirte in ihrer Geſellſchaft in der Loge. Sie war ein ſchönes, blühendes Weib mit dunklen, feurigen Augen. Wenn ſie die Bachantin im Scipio tanzte, waren die Berliner raſend. Noch hängt ihr Bild im Schloſſe zu Potsdam, und mancher ſtaunt dies

*) Geſchichte der berliner Oper v. Hofrath L. Schneider.
**) Ebendaſelbſt.

ſchöne Weib an, ohne ſie zu kennen. Wer ſie aber kennt, wird dem großen König die kleine Sünde gern verzeihn und leicht begreifen, wie ärgerlich Friedrich ſein mußte, als „dieſe verführeriſche Creatur“ ihm treulos geworden war. — Große Männer müſſen kleine Fehler haben, ſonſt werden ſie uns gar zu unähnlich. Gerade menſchliche Schwächen, wenn ſie nicht unedel ſind, machen uns das Genie um ſo lieber, als ſie die Seiten bezeichnen, wo wir mit ihm verwandt ſind. Die arme Barbarina hat lange genug dafür büßen müſſen, daß ſie ihren Gönner erzürnt, doch bewies Friedrich ſchließlich, wie groß er ſelbſt in kleinen Dingen dachte. Jetzt indeß ſtand ſie noch in vollem Genuß ſeiner Gnade und mochte es ihrem hohen Liebhaber gern verzeihn, daß er ſie dem Senat von Venedig geraubt hatte, wie weiland Pluto Proſerpinen. Emanuel Bachs Bemühungen war es inzwiſchen gelungen, durch Grauns Hülfe die Aufführung der hohen Meſſe ſeines Vaters durchzuſetzen. Der König hatte die Muſik gehört, war ganz begeiſtert, und ließ Emanuel zu ſich beſcheiden.

„Hör' Er, Bach, Sein Vater hat da eine koſtbare Muſik gemacht! — Wenn ich ihn nur einmal bei mir in Berlin hätte!“

„Majeſtät.“ —

Friedrich hatte die Flöte ergriffen und wiederholte Emanuel einige Motive aus der Compoſition.

„Iſt's ſo richtig, Bach?“

„Gewiß, Majeſtät haben ſehr genau gehört.“ —

„Er kann Seinem Vater ſchreiben, daß ich ein Verehrer von ihm bin, hört Er. Wenn er aber nach Potsdam kommen wollte, würd' ich ihn viel lieber haben. — Sag' Er mir, zum Teufel, warum kommt denn Sein Vater nicht? Ich hab' Ihm das nun ſchon zweimal geſagt, hat Er nicht geſchrieben?“

„Wohl hab' ich das, Majeſtät, aber der Vater hat mannigfach Unglück in der Familie gehabt, ſo daß er nicht weg konnte, und dann erhält er keinen Urlaub, Majeſtät.“

„Ja, von der böſen Geſchichte mit Seinem Bruder Friedemann hat Er mir erzählt. Das iſt ſchlimm. Er ſoll ein guter Orgelſpieler ſein. Sein Vater ſoll ihn mitbringen!“

„Majeſtät, es iſt nur wegen des Urlaubs.“ —

„Ach was! Ich will haben, daß er kommt! Wenn Sein Vater mich böſe macht, laſſ' ich ihn von einem Piquet Huſaren holen, ſchreib' Er ihm das, und wenn ihm der Rath zu Leipzig auf den Brief nicht Urlaub giebt, werd' ich's den Herren Senatoren gedenken, wenn ich wieder einmal nach Sachſen komme!“

„Verzeihung, Majestät," stotterte Emanuel, an mir liegt die Schuld gewiß nicht, wenn" — —

„Nein, nein, Herr Hofcembalist, ich weiß, an Ihm liegt's nicht," und lächelnd klopfte ihm Friedrich auf die Schulter. „Geh' Er nur und schreib' Er, ich bleib' Ihm schon geneigt!" —

Mit einer Handbewegung entließ ihn der König. —

Emanuel hatte natürlich nichts Eiligers zu thun, als einen fulminanten Brandbrief nach Leipzig zu schreiben, und namentlich das Piquet Husaren als Nemesis im Hintergrunde darzustellen. Er wußte, daß Friedrich mit sich nicht spaßen ließ, und schon die eigne Sehnsucht nach dem Vater trieb ihn an, Alles aufzubieten, daß endlich einmal der Einladung Folge geleistet werde. —

Der Brief Emanuels verfehlte auch nicht, seine Wirkung in Leipzig zu thun. Sebastian, von der erschreckten Magdalene angespornt, legte den Brief seines Sohnes dem Rath vor, und dieser hatte in seiner Bestürzung nichts Eiligeres zu thun, als dem Cantor Bach nach so einer „dringenden Einladung" Urlaub zu ertheilen. Friedemann, auf persönlichen Wunsch des Königs, sollte den Vater begleiten. —

Es ist eine bewiesene Thatsache, daß die Stimmung im Menschen, als Erzeugniß der Lebenslage, seine Ent-

schlüsse und Handlungen größtentheils bestimmen hilft, und uns Dasselbe heut angenehm und erwünscht erscheint, was uns bei andern Gelegenheiten höchst unangenehm war. So erging es Sebastian jetzt mit Berlin. Er hatte sich sonst immer gegen die Reise gesträubt, doch nun hoffte er viel von ihr, namentlich für Friedemann. Nicht, daß er daran dachte, der König von Preußen werde seinem Liebling eine glänzende Stelle geben, das wünschte er nicht einmal, aber er hoffte, daß in der Ehre dieses Besuchs Friedemanns künstlerischer Aufschwung gefördert werden dürfte. Abgesehen davon, war aber das Husaren-Piquet eine Alternative, gegen die sich nichts machen ließ.

Sebastian Bach und Friedemann reisten eine Woche darauf ab.

V.

Das Königliche Thema.

Friedrich der Einzige ſtand in ſeinem Cabinet und ſtarrte hinab in die blüthengeſchwängerten Büſche des Parks zu Potsdam, ſchaute ſinnend der ſcheidenden Sonne nach, die in den waldbekränzten Weſten tauchte und wie flüſſiges Gold auf den Waſſern des großen Baſſins ſpielte, aus dem der ſteinerne Neptun mit dem Tritonengeſpann ſich erhob.

Der Einzige war einſam. — Das iſt das tragiſche Geſchick jeder Größe, und Friedrich fühlte, wie ſehr er gerade jetzt einſam war. — Leiſe zog die Dämmerung herauf. — Dieſe Stunden, wo Tag und Nacht zuſammenrannen, waren ſeine größten und ſeine traurigſten. — Das ſchöne königliche Herz war leer. Die ächte Frauenliebe, das Gefühl des Heimiſchſeins, des Heerdes ging ihm ab. Dieſe höchſte Blüthe des Lebens war gebrochen im

Mai der Jugend. — Die Freundschaft? — Sie mochte wohl in seinem Herzen einen Theil der Liebe inne haben, deren er fähig war, aber der bleiche liebe Jordan war todt. So hat er Keinen mehr geliebt seit Suhm und Katte. Zu seinem Gott allein konnte er sich nicht wenden, er war ein ächter Sohn des Jahrhunderts. Ohne Logik kein Glauben und Gott ist für den Verstand unlogisch, das ist seine erste Wesenheit.

Wäre er's für unsren Verstand, so wären wir ihm gleich, das Sein hätte kein Räthsel mehr und der Tod wäre überflüssig. — Wenn aber Friedrich für sein Herz nichts hatte, ward nicht sein Geist befriedigt durch die Umgebung großer Denkgenossen? — Voltaire, Algarotti und all die Philosophen Frankreichs, welche ihm persönlich oder im Schriftverkehr nahe standen, schätzte er, aber seine Seele war viel zu kosmisch, als daß er ihre Einseitigkeit nicht hätte schmerzlich erkennen müssen. Nicht Voltaires cynische Gedankenblitze, nicht la Mettrie's scharf deduktives Wesen, weder Diderot's liebenswürdige Klarheit, noch d'Alembert's rhetorische Grazie, oder Rousseau's schwermüthiger Idealismus füllten ihn aus. Es waren Bausteine zum geistigen Dom der Zeit, und so nur schätzte er sie. Ach Niemand vielleicht hat mehr als Friedrich gefühlt, wie unfertig sein Jahrhundert

war, und als die Revolution herankam und es fertig machte, zuckte der edle König empfindlich zusammen und starb. Sein Volk war seine letzte Liebe und sein letzter Seufzer. —

Friedrich schien heute besonders schwermüthig. Er hatte von Paris schlechte Nachrichten empfangen. Die Marquise de Pompadour war dame du Palais geworden, hatte die königliche Familie auf's Tiefste gedemüthigt und zog mit dem König in den Krieg*).

„Ha, dieses schöne Frankreich, wie sein Leib fault, indeß die freie Seele sich emporschwingt! Wohin soll das führen, als zum Verderben? — Le roi pauvre et miserable, un sicele des cotillons! — Fi donc!!**)" — —

Er fuhr auf und schelte. Die Audienz, die er sich selbst gegeben, war vorüber. Das Kammerconcert, welches er allabendlich hielt, wartete auf ihn. Ja, die Musik war noch das Einzige, worin er ganz mit Herz und Geist aufging, und wer den königlichen Philosophen für kalt und gemüthlos halten konnte, mußte ihn sehn,

*) Belagerung von Mastrich.

**) Sein Ausspruch. Man tanzte in Berlin auf den Carneval einen Tanz, wo die Damen engagirten: den Cotillon oder Unterrockstanz, als Spott auf die Buhlerinnen.

wenn er im Concertsaal stand, um seiner Meinung sich tiefsinnerlichst zu schämen.

Die Pagen leuchteten voran, und als Friedrich dem Saal zuschritt, aus dessen offener Thür ihm fröhlich der Kerzenstrahl entgegenwinkte, spielte ein Lächeln um seine Lippen. Er trat ein und grüßte die Versammlung.

„Schon lange beisammen, Quanz?"

„Na ja, 's geht!" brummte der Alte.

Friedrich lachte. Er gab einen Wink und jeder begab sich an seinen Platz. Es war eine glänzende und doch trauliche Gesellschaft. Vom Abendconcert hatte der König die Etiquette verbannt und Jeder durfte sich ungezwungen bewegen. Die Prinzen und Prinzessinnen des Königshauses waren zahlreich vertreten, denn Gefühl für Musik zu haben war die beste Art, sich dem König in günstigem Lichte zu zeigen. Quanz oder der König spielten die Flöte, Emanuel Bach das Clavier oder Celle, Graun hatte die Violine prime oder dirigirte das Orchester, Kirnberger*) und Benda führten die zweite Violine und Agricola**) die Bratsche. Salimbeni und die Astrua übernahmen die Gesangspiecen

*) Schüler Sebastians, Hofmusiker der Prinzeß Amalie.
**) Ebenfalls Bach's Schüler, als Hofcomponist engagirt.

und wurden von einigen andern Gliedern der Oper unterstützt. In wenig Tagen sollte Graun's neue Oper Cinna gegeben werden und der König wollte heut davon etwas hören.

Mit einem Blick überflog er den Saal. Alles ordnete sich, Noten und Instrumente wurden zurecht gerückt, endlich trat eine tiefe Stille ein und Alles erwartete das Zeichen des Königs.

Eben schlug die Schloßuhr neun und von der Wache her wirbelten die Tambours den Zapfenstreich.

Durch die gegenüberliegende Thür trat der Offizier du jour und steif militärisch, den Hut im Arm, die Hand am Degen, überreichte er dem König den Tagesrapport.

Bei der ungeheuren Genauigkeit in Allem, was der König that, bei der strengen Eintheilung der Wochentage, wie der Tagesstunden, wo jede Spanne Zeit ihren eigenen Werth, ihre besondere Bedeutung hatte, entging der Aufmerksamkeit des Königs nichts, und selbst das, was bei ihm wie eine kleinliche Philisterei aussehen mochte, hatte seine Wichtigkeit, die oft eben nur Friedrich einsehen konnte. Im Tagesrapport, um eins zu erwähnen, mußte auch eine genaue Liste der angekommenen Fremden, ihr Zweck, ihr Stand, die Dauer ihres

Aufenthalts u. ſ. w. umfaſſend angegeben ſein. Der König hatte viel Feinde, er wußte, wie die anderen Mächte gegen ihn geſonnen waren, wie man Unterhändler und Aufpaſſer aller Art in ſeine Nähe ſchickte, und dies war ein Mittel, die Leute kennen zu lernen, die ſich ſeiner Atmoſphäre nahten.

Der König, die Flöte in der Hand, hatte den Bericht kaum in die Hand genommen, als er zuſammenfuhr. Dann mit einer Art Beklemmung und Unruhe ſich an die Muſiker wendend, ſagte er: „Meine Herren, der alte Bach iſt gekommen!“ —

„Mein Vater?!“ rief halblaut Emanuel und ſprang vom Stuhl auf. Doch, das Unziemliche ſeines Benehmens inne werdend, trat er verlegen erröthend zurück.

„Ja, es iſt Sein Vater, und der Bruder auch. Sie ſind in Seiner Wohnung abgeſtiegen. Na, Er braucht ſich Seiner Freude nicht zu ſchämen. Geh' Er zu ihm, er ſoll gleich auf's Schloß kommen, hört Er? Gleich! Ich muß ihn ſehn!“ und während Emanuel forteilte, legte Friedrich die Flöte weg und ging unruhig auf und nieder, wie ein Menſch, an den ein großer Augenblick herantritt.

Kirnberger und Agricola ſtanden bei einander und ihre glühenden Geſichter verkündeten die Bewegung,

welche ſie beim Wiederſehen ihres alten Meiſters vor empfanden. Die Geſellſchaft war wie umgewandelt. Die Muſiker flüſterten unruhig vor Erwartung und verhaltenem Enthuſiasmus, die Prinzen und Prinzeſſinnen blickten erſtaunt und fragend nach dem Monarchen.

„Nun, Ihr freut Euch Beide auch wohl recht, daß der Alte kommt?“ fragte der König Agricola und Kirnberger.

„Ach gewiß, gar ſehr, Majeſtät!“ riefen Beide.

„Ich bin neugierig auf den Friedemann und was aus ihm geworden iſt. In Merſeburg verſprach er viel,“ ſagte Graun.

„Verſpig' Er Sich nicht auf zu Großes. Der Friedemann iſt irritirt, er thut mir leid: es ſoll ein guter Organiſte ſein.“ — Der König ſchritt ſinnend auf und ab, Alles war wieder ſtill. —

„Graun, wir müſſen ihm auch aus dem Cinna was zum Beſten geben, ſonſt denkt er, wir können gar nichts. Das Terzett im dritten Act, hört Er?“ —

„Zu Befehl, Majeſtät!“ —

Graun legte ſtill die Noten auf und inſtruirte das Orcheſter. —

Da rauſchten die Flügelthüren auf und Alles wendete ſich nach dem Eingange. Emanuel Bach führte

freudestrahlend seinen Vater an der Hand herein. Friedemann folgte blaß und etwas angegriffen. Das Auge des greisen Musikers begegnete dem Blick des Königs. Sebastian verneigte sich. —

Friedrich ging hastig auf ihn zu und reichte ihm die Hand: „Pfui, ist Er schlecht, daß Er so lange auf Sich warten läßt! Weiß Er denn gar nicht, wie viel Freunde und Anbeter Er hier hat?“ —

„Majestät, daß ich nicht eher kam, war gewiß nicht meine Schuld.“

„Ja, ja, meine war's, ich hätte ihm eher die Husaren auf den Pelz schicken sollen!“ —

Sebastian lächelte. „Nicht doch, Majestät. Der liebe Gott war auch ein wenig Schuld, der hat mir so Mancherlei geschickt, daß ich nicht weg konnte.“ —

„Ja ja, ich weiß. — Das ist also der Friedemann?“

„Ja, Majestät!“ —

Friedemann trat schüchtern vor und verbeugte sich.

„Er hat Unglück gehabt? Nun, Dresden ist nicht die Welt. Bedenk' Er auch, daß der Schmerz den Künstler wie den Menschen erst reif macht. — Er wird uns doch auch was von Seiner Geschicklichkeit sehn lassen?“ —

„So viel ich vermag, Majestät.“ —

„Nun, Meister Sebastian, wenn Er von der Reise nicht allzusehr ermüdet ist, möcht' ich Ihm gleich die neuen Silbermannschen Pianofortes zeigen und wohl wissen, wie Er sie find't.“ —

„Zu Befehl, Majestät. In seiner Kunst darf man nimmer müde sein.“ —

„Das ist prächtig! Seh' Er, ich habe mich auf Ihn auch schon gar so lange gefreut und Er ist nicht gekommen. Jetzt soll Er dafür auch herhalten. Allons Messieurs!“ und Friedrich nahm Sebastian am Arm, und der Hof, die Capellisten, der ganze glänzende Zug folgte den Vorausschreitenden, dem größten Künstler und dem größten König.

So schritten sie, begleitet von den Pagen, die die Kerzen trugen, von Zimmer zu Zimmer. Wo eins von Silbermann's berühmten Pianos stand, bildete sich ein Kreis und Sebastian prüfte durch seine schönen Variationen, die alle Zuhörer entzückten, die Güte des Instrumente. Der König lachte selig vor Behagen. Als sie sämmtliche Silbermanns geprüft hatten, sagte Sebastian: „Das im grünen Pavillon, Majestät, ist das Beste!“ —

„Wahrhaftig. Graun und Quanz meinen's auch!“ —

„Ein Beweis, daß die Herren Graun und Quanz gewiß keine ſchlechteren Ohren haben, als ich. Die Inſtrumente ſind alle ſo ſchön, wie ich noch keins geſehen habe, und da gehört ein eigen Gefühl dazu, vom Beſten das Beſte 'rauszuhören. Wenn Majeſtät befehlen, wollen wir nun in den Pavillon zurückgehen, damit ich was Beſſres ſpielen kann, wir haben doch nur probirt.“ —

„Ei, wenn Er das blos probiren nennt, Gnade uns Gott, wann Er ordentlich ſpielt, da werden wir bald einpacken müſſen.“ —

„O, nicht doch! Die Berliner Muſika verfolgt eben ein andres Feld, wie meins. Beide Künſte ſind groß für ſich. Ich werd' keine Oper ſchreiben, wie Meiſter Graun, das weiß ich, Majeſtät. Dazu gehören andre Dinge, die ich nicht habe und nimmermehr erlangen kann!“ —

„Das iſt gewiß ein Künſtler, der alte Bach, meine Herren, denn er iſt beſcheiden!“ und des Königs Auge glitt ſprühend durch die Verſammlung, ruhte mit Wohlwollen auf Sebaſtian.

„Laſſ' Er uns alſo nun hören, was Ihn von Graun unterſcheidet.“ Und man begab ſich in den genannten Pavillon zurück. Der Hof ließ ſich auf den bereit ſtehenden Seſſeln nieder, die Capelliſten ſtellten ſich in

verſchiedenen Gruppen bei Seite, Quanz, Graun und Salimbeni traten hinter Bachs Stuhl, und der König, hart an der Taſtatur ſtehend, beobachtete den alten Muſiker.

„Majeſtät ſind ſelbſt ein großer Muſiker. Darf ich ergebenſt bitten, daß Sie mir ein Fugenthema geben?“ —

„Ei, ei, Er iſt ein Schalk! will Er mich auf's Glatteis führen? — Na, wart' Er einen Augenblick! — Quanz, die Flöte!“

Der König nahm das Inſtrument aus Quanzens Hand und beſann ſich. Dann lächelnd, mit einem unbegreiflichen Gefühl, wie in feierlicher Rührung und liebevoller Ehrfurcht, brachte er das Inſtrument an ſeine Lippen und gab das Thema:

„b — a — c — h!“

Das war der einzige Friedrich, der zauberiſche Held ſeiner Zeit, welcher, entkleidet alles äußern Scheins, den größten Tondichter ſeiner Zeit auf unnachahmlich ſtolze Weiſe ehrte. „bach!“ — Erſchrocken ſtarrte der alte Sebaſtian den Monarchen an und ein leiſes Flüſtern, wie ein Windhauch, ging durch die Reihen der Muſiker.

Nach und nach belebte ſich das ſtarre Geſicht des Alten. Fieberhaft erglühte es und ward durchzuckt von

den Blitzen verhaltener innrer Bewegung, indeß Thränen unaussprechlicher Wonne über seine Wangen rollten.

„Und das soll ich spielen, Majestät?“ fragte er stammelnd.

„Spiele Er mir das, Er ist's werth!“ — — — b a c h! — Und Sebastian begann. —

Es war, wie sein eigen Leben, was er in Tönen malte, sein Streben, sein Traum vom Höchsten und das tragische Erkennen, daß doch Alles hienieden, selbst das Schönste, nie ganz erreichbar ist. Die alte Memnons-Klage zur Mutter Sonne war sein Gesang. O, was wären die Ideale, wenn man sie erreichte! — Da hebt das sehnsuchtsvolle, bescheidene Herz sich auf, und fliegt über des Daseins enge Schranke hin zu der Uridee des Idealen, und ruht im Allschooße des Wissens, Thuns und Könnens; — doch hier? — ein b a c h? — a c h! — —

Wie zündende Lohe fuhr's durch die Versammlung! Der König war außer sich. Tiefe Rührung zuckte über das Heldenantlitz, und, Sebastians Hände heftig schüttelnd, sagte er zitternd: „Ich danke Ihm, Er ist doch der König unter uns Allen! Bei Gott, das Instrument soll kein Mensch mehr spielen nach diesem Tage, als nur der alte Bach. Ich schenke es Ihm,

das soll Er von Friedrich als Andenken an diese Stunde behalten."

„O tausend Dank, Majestät, Sie ehren mich gar hoch!" — — — — — — — — — — — — —

„Wir wollen's jetzt gut sein lassen, Bach. Er hat mir viel gegeben für heute. Ich werd' lange brauchen, eh' ich einschlafe. Morgen mehr. Guten Abend, meine Herrn!" —

Der König gab der Prinzessin Amalie den Arm und verließ den Salon.

VI.

„So iſt kein Ding vergeſſen.“

Am nächſten Tage war Sebaſtian Bachs Ankunft das Thema des Hofes, und die gute Stadt Potsdam konnte nicht genug Wunderdinge von der Aufnahme erzählen, die der König dem ſächſiſchen Meiſter bereitet hatte. Selbſt die nächſte Umgebung des Regenten, welche doch ſeine Eigenheiten kannte, verſuchte vergebens den Grund der gewaltigen Bewegung zu enträthſeln, die ſich des ſonſt ſo in ſich abgeſchloſſenen Monarchen bei Bach's Ankunft bemeiſtert: die tiefe Sympathie, welche dieſe beiden ſo verſchiedenen Naturen vereint hatte. Alle Argumente traten jedoch vor der Spannung zurück, mit welcher man dem heut und in den nächſten Tagen ſtattfindenden Orgelconcert entgegen ſah. Wollte doch der König ſelbſt den Meiſter in die verſchiedenen Kirchen Potsdams führen, um ihn ſpielen zu hören.

Während dieſer ganzen Zeit hatte Potsdam den Anſtrich des Feſtlichen, Sonntäglichen. Die Leute ſtrömten ſchon am frühen Morgen in die Kirche, um ſich eines guten Platzes zu verſichern. Sogar die Königin Mutter und die Königin mit ihrem Hofſtaat waren von Berlin und Schönhauſen auf beſondere Einladung des Königs gekommen.

Um zwei Uhr ſollte das Orgelconcert beginnen, und die Elite der Tonkünſtler: Quanz, Kirnberger, Agricola, Benda, Salimbeni und die Astrua waren bei Graun verſammelt, der dem alten Bach und deſſen Söhnen ein Dejeuner gab, von welchem man ſich zur Kirche begeben wollte.

Nie in ſeinem Leben war Sebaſtian ſo fröhlich, ſo friſch geweſen, als heute. Es war, als ob des Greiſes jugendliche Urkraft noch einmal in ihrer vollſten Größe ſich entfaltete.

„Meiſter Graun, ich habe mir ſagen laſſen, daß ich Euch in der Aufführung verſchiedentlicher Stücke aus Eurer neuen Oper Cinna geſtört hab', als ich kam. Wann denket Ihr ſie herauszubringen?"

„Nächſten Sonntag, Meiſter Sebaſtian."

„Das ſind freilich noch ſechs Tage und die Leipziger werden ſchimpfen. Schadet nichts, ich bleibe ſo lange hier, ich muß ſie doch auch hören und Euern

Triumph mitfeiern helfen! Meine Herren, der Emma soll leben und sein Vater, der gute, vortreffliche Graun! Hoch! Vivat hoch!“ —

Jubelnd tönte das Hoch zehnfältig wieder, die Gläser klangen, und Graun, außer sich vor Freude, küßte den Alten, und: „lange lebe und dichte der alte Meister Bach!“ schell's in der Runde. Wenn ungeschminkte Liebenswürdigkeit und Herzensgüte eine Zierde jedes tüchtigen Menschen sind, wird gerade der Künstler durch sie um so mehr verklärt, e größer sein Talent, je weiter mithin der Abstand zwischen ihm und den meisten seiner Mitmenschen ist. —

Die Zeit verging bei wechselndem Gedankentausch, frohen Scherzen, Erinnerungen aus alter Zeit und mancher kleinen Piece, die der Eine oder Andere aus freiem Antrieb auf dem Clavier zum Besten gab. Quanz spielte ein kleines Flötensolo, das Emanuel und Kirnberger begleiteten. Salimbeni sang eine Canzonetta, die Agricola componirt hatte und Graun begleitete. So that Jeder das Seine, den Papa Bach zu erfreuen.

„Kinder,“ sagte er, „Ihr macht doch teuflisch gute Musik hier. Mir scheint, als ob in Berlin ein tüchtiger Kern säße, der nicht blos dem Rameau oder den Italienern nachbetet, sondern ein Stück eigne, deutsche Musik

machen kann. Ich bin auf den Einna neugierig, sehr neugierig! Wenn ich mir nicht den Geschmack zur Aufführung verdürbe, könnt' ich die Mamsell Astrua schon bitten, daß sie mir was davon singt, aber nein, nein, lassen wir's. Doch Ihre Gelststimme, Signora, möcht' ich wohl hören. Haben Sie nichts Leichtes, was meinem alten Ohr glatt eingeht? — Oder halt, mir fällt was ein! Wollten Sie wohl einmal ein kleines Stück probiren, das ich in der Tasche habe, ich hab' mir's heute früh schon überlegt, Sie drum anzugehen!" —

„O, gebt her!" rief Graun.

„Mit Vergnügen, lieber Herr Bach," sagte die Astrua lebhaft, nahm das Notenblatt und eilte an's Instrument. —

Alles schwieg athemlos. —

Unter der lauten Freude des Weins, wo Sebastian als Brennpunkt des allgemeinen Interesses alle Aufmerksamkeit für sich zu erschöpfen schien, saß Friedemann bei Seite, zurückgelehnt in den Sessel, und starrte vor sich hin, über die Gruppe der Zecher hinweg in's Leere. Sein Herz war befriedigt, daß endlich dem Vater doch die höchste Huldigung zu Theil geworden sei, aber er hätte eben nicht Künstler, nicht gerade Friedemann Bach

ſein müſſen, wenn ihm nicht die eigene Unbedeutendheit zu nahe gerückt und der Gedanke klar geworden wäre, wie weit er von dem Ruhme ſeines Vaters entfernt ſei. Jener finſtre Geiſt von ehemals kam wieder über ihn. In dieſem Becherklange, dieſem Stimmengeſumme kam er ſich doch recht einſam vor. Alles wendete ſich zu Aſtrua, nur des Vaters Auge allein ruhte auf ihm. Plötzlich horchte er hoch auf, ſein Auge wandte ſich gleichfalls zu der Sängerin. — Aſtrua war ein ſchönes Weib in der vollen Bedeutung des Worts. Ihr edles, etwas männlich ſtreng geſchnittenes Profil mit den großen dunklen Augen ward gemildert von der reizenden Lieblichkeit ihres Mundes, von der durchſichtigen Röthe ihres vollen Nackens, wie ihres blendenden Arms, und ihre volle, plaſtiſch ſchöne Bruſt hob und ſenkte ſich in ſtolzen Schlägen unter dem Zauber des Tones, der, wie ein Morgenſtrahl über die Hügel, ihr über die purpurnen Lippen floß. — Friedemann ſprang auf. Was war das? Er ward bald bleich, bald roth und zitterte heftig.

„Kein Hälmlein wächſt auf Erden!“ —

Sie ſang ſein Lied, das Kind ſeiner Sehnſucht, ſeiner Schmerzen! Und das Auge des ſchönen Weibes erhob ſich und lag wie ein flackernder Stern der Nacht

feucht schimmernd auf dem Antlitz Friedemann's und eine herzzerreißende Traurigkeit zog mit der Ahnung eines ungeheuren Glücks in seine Seele.

Emanuel aber, sein Bruder, wandte sich rasch. Einen finsteren Blick warf er auf die Sängerin, auf Friedemann und eilte hinaus. — Ein stummes, namenloses Schauspiel war's, kurz und traurig. Es schleppte das Elend hinter sich her. —

Das Lied war beendet, laute Bewunderung quoll von allen Lippen, und sie galt Friedemann. Astrua aber trat erglühend zu ihm, faßte ihn innig bei der Hand, die sie an ihre Brust preßte und sah ihm tief in's Auge, in's arme, verkommene Herz hinein.

„O, lassen Sie mich dies Engelslied abschreiben als Angedenken an Sie, und daß wir von heute an Freunde sind, ja?"

„Wenn Sie es wünschen, Teuerste, wer könnte es Ihnen weigern!" und sein Auge senkte sich. Aus dem tiefsten Grund der Seele stieg eine wollüstige Thräne ihm empor, die erste Libation, der Freude gewidmet.

„Die Königlichen Wagen sind da, 's ist gleich zwei Uhr!" rief rauh der eintretende Emanuel, und seinen Hut nehmend eilte er voraus. Man erhob sich, ordnete rasch die Toilette und eilte hinab. — — — —

Alle Theile der weiten Kirche waren dicht besetzt. Der Hof, die Minister, die ganze Aristokratie saßen bereits in den Logen, und der alte Bach mit seinen Söhnen und dem glänzenden Stabe der übrigen Musiker betrat die Kirche. Kurze Zeit nachher erschien der König allein, kam auf den Orgelchor und eilte flüchtig grüßend zu Bach.

„Lieber Bach, kann Er nun beginnen?“ —

„Ja wohl, Majestät, es fragt sich nur, was in Dero Allerhöchstem Belieben steht, ich bitt' um eine Aufgabe, aber — eine bessre, als gestern.“

„Das wird schwer sein. Sag' Er mir, kann Er wohl so ex tempore eine Fuge mit sechs obligaten Stimmen machen?“

„Wollen mir Eure Majestät verstatten, daß ich mir selber ein Thema wählen darf, so will ich's versuchen, denn nicht jedes ist zu solcher Vollstimmigkeit geschickt.“ —

„Thu Er das! Ich hab' mir da eine einsame Ecke ausgesucht, wo ich Ihn sans gêne hören kann. Wenn ich was von Ihm will, werd' ich Ihm meinen Adjutanten schicken.“ —

„Zu Befehl, Majestät.“ —

Der König ging. In einer dunklen Ecke des Seitenchors, der für ihn leer geblieben war und wo er von

Niemand beobachtet werden konnte, ließ er sich nieder, den Adjutanten weit hinter sich. Tiefe Ruhe war in dem weiten Raume. Der König winkte mit der Hand, der Adjutant gab das Zeichen zum Anfang.

Bach begann nun jenes Wunderwerk der Polyphonie, das in der Geschichte des Orgelspiels bis heut noch unerhört ist. Den Hörern war, als lägen sie in einem holden, unvergänglich süßen Traume, hörten die Stimmen der Seligen und Engel, die die Himmelsleiter auf und abwärts steigen, sich neigen und grüßen, sich umarmen und hinaufziehen in das grenzenlose All, um in einem Bruderthum, in einem Liebesreigen, in einer großen, Alles durchdringenden Harmonie anbetend vor dem Unendlichen niederzusinken. — Der Meister hatte längst geendet und noch immer glaubte man unter'm Zauber der Töne zu sein. Wie ein Jammer drang's plötzlich durch das Herz der Hörer, daß der Ton so flüchtig verhallt, daß diese Welt der Geister nicht faßbar, so vergänglich war.

Was in des Königs Seele vorging, verschleierte der dunkle Chor. Als er nach langer Pause seinen Sitz verließ, sagte er zu dem Adjutanten: „Die Stunde ist mir heilig, hört Er, und ich will nicht, daß ein anderer lebender Mensch weiß oder gesehen hat, wie mir zu Muthe war."

„Majestät kehrten mir den Rücken zu."

„Es ist gut so. — Geh Er hinüber und sage dem Friedemann, daß Er nun auch versuchen solle."

Der König setzte sich wieder und gewaltigen Schwunges rauschte eine jener Rhapsodieen, in denen Friedemann groß war, durch den weiten Bau, und wenn des Vaters Spiel die Hörer in eine süße Verzückung, in die selige Stimmung eines holden Maienmorgens gesenkt, versetzte sie Friedemann in einen Wechsel von Erstaunen, Lächeln, Schauder und Enthusiasmus. Sein Spiel, die Art seiner Themen, die Behandlung des Instruments kennte man, wenn die des Vaters ruhig, klar, charaktervoll und plastisch war, paradox und effektreller, geistreicher nennen. Er spielte heute namentlich glänzender als jemals, denn das Ohr Friedrichs lauschte seinen Tönen, das strahlende Auge Astruas ruhte auf ihm. Als er geendet, brach das Auditorium in jenes Beifallsgummen, jenes verhaltene Erstaunen aus, das unter allen Arten des Triumphes dem Künstler immer die liebste bleibt. Der König aber, aufspringend, murmelte: „Cet homme est un génie, mais de l' enfer! —

„Sagen Sie dem alten Bach, daß ich ihn gleich sprechen will. — Den Wagen!" —

Eine Stunde nachher trat Sebastian Bach in das Cabinet des Königs.

Friedrich eilte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, preßte ihn an sich und küßte ihn.

„Bach, wenn Er immer bei mir wäre, ich glaube, ich könnte erdentlich fromm werden!“

„Majestät!“

„Nun kurz und gut, ich hab' Ihm nichts zu sagen, sonst wüßt' ich nicht, wo ich anfangen soll, aber ich will Ihn bitten, daß Er in Preußen bleibt und in meine Bedienstung tritt. Fordre Er, was Er will, mir ist Alles recht, aber bleib' Er. Und sein Sohn, das ist ein Teufelskerl, nur weiß er noch nicht, was er will, brillant, aber ohne eigentlichen Styl. Na, Den werden wir auch placiren. Entscheid' Er sich!“ —

Majestät, ich wünschte blos, Sie könnten jetzt in mein Herz einen erdentlichen, recht schaffenen Blick thun. Wenn das möglich wär', würden Sie mir Alles verzeihen, was ich jetzt antworten will!“

„Ah, Er schlägt mir's ab, Er will nicht!“ —

„O nein, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Ich bin alt, Majestät, und an meinen sinkenden Kräften merk' ich's, daß ich nur noch wenige Jahre zu leben habe, Majestät würden mich also nicht mehr viel ge-

brauchen können. Die Spanne Zeit, die mir aber der liebe Gott noch laſſen will, möchte ich in Leipzig hinbringen, wo ich mich einmal eingebürgert und meine alte Thomasſchule hab'.

Majeſtät, wenn ich hier engagirt wär' mit meinem Friedemann, würde ich am Ende meinen eigenen Sohn, den Emanuel, in Schatten ſtellen, der ſo glücklich bedienſtet iſt bei Ew. Majeſtät. Das kann ich doch nicht. Auch die andern Muſici, die mich lieb haben, wie Graun, Quanz und ſo weiter, möchten ſcheel ſehen, und doch ſind dieſe Leute Ew. Majeſtät langjährige Diener und nützlicher, als ich. Um Verzeihung, daß ich's ſage, ich habe von damals her für meinen Friedemann einmal eine unverwindbare, Angſt vor dem Hofleben gekriegt, und wenn mich Ew. Majeſtät ſonſt in gutem Andenken behalten wollen, wird's mich auf meinem Todbette noch freuen!" —

Friedrich ergriff tief bewegt die Hände des alten Mannes: „Er mag in Seiner Art Recht haben, Alter. Die Höfe ſind nicht der beſte Boden für argloſe Menſchen. Ganz abſchaffen läßt ſich aber die Sache nicht. Es thut mir weh, daß Er nicht bleibt. — Kann ich ihm nicht ſonſt noch was gewähren?" —

Da, in ahnungsvoller Angſt, mit einem Schmerz,

deſſen Erinnerung nie aus Friedrichs Gedächtniß wich, ſagte Sebaſtian zitternd: „Wenn ich todt bin, du großer König, du Adler, der zur Sonne zieht, nimm dich meines Friedemanns an und beſchütz' ihn, denn mir iſt's, als wenn er untergehen würde! — Es iſt mein Lieblingsſohn!“ — „Er wird untergehen,“ murmelte der Alte, „er wird untergehen!“ —

„Nein, er ſoll nicht untergehn, Bach, darauf mein Königliches Wort, ich werde für ihn ſorgen!“ —

Die rechte Hand auf Sebaſtians Achſel, die linke in des Alten umklammernde Hände gedrückt, ſtand der König. Eine finſtere Ruhe, ein ſchmerzvoller Zug, wie Wetterleuchten, breitete einen Schleier über ſein ſchönes edles Geſicht. Er dachte nach über die Räthſel im Menſchenleben! — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Tage der Trimmphe für Sebaſtian Bach und Friedemann waren zu Ende. Der Reiſewagen ſtand zur Abfahrt im großen Hofe des Stadtſchloſſes zu Potsdam bereit, und man war beim König verſammelt, um Abſchied zu nehmen. Nach mehrfachen Concerten, die Sebaſtian und Friedemann auf den Orgeln Potsdams wie den Silbermannſchen Inſtrumenten im Königlichen Schloß gegeben, und allſeitige Beweiſe der

Bewunderung erhalten, hatten sie auch Berlins Merkwürdigkeiten, namentlich das neu erbaute Opernhaus besichtigt*) und gestern Abend der ersten Aufführung des Cinna beigewohnt. In dieser Oper hatte Friedemann nun Astrua in ihrem ganzen Liebreiz, im Nimbus ihres eigentlichen Künstlerthums gesehen, und ihr Bild war ihm mit doppelter Gewalt in's öde Herz geschlichen. Er sah sie jetzt zum letzten Male, ohne ihr, unter all den glänzenden Leuten, bewacht von hundert Augen, sagen zu können, was er fühle.

„Streben Sie recht, seien Sie rastlos und unermüdet in Ihrer Kunst, und kommen Sie wieder, Friedemann, — ich erwarte Sie!" — Das war Alles, was sie ihm sagen konnte, vielleicht auch wollte, aber in diesen wenigen Worten, in diesem kurzen Druck der Hand, diesem einzigen Blicke lag für Friedemann eine Welt, und wenn er nur erröthend, abgebrochen „O ich werde, Astrua, ich werde!" stammeln konnte, so stand in ihm doch der Entschluß fest, durch die Kunst zur Liebe siegreich aufzusteigen. Er hatte Das erlangt, was ihm gefehlt seit jener Schreckensnacht, ein Ideal, das wirklich zu erringen war. —

*) Bei dieser Gelegenheit gab der alte Bach den berühmten Beweis von seiner Kenntniß der Akustik. (Bachs Leben v. Forkel, S. 21.)

Indeſſen ſtand Bach, der Vater, bei Graun und hatte die Hand vertraulich auf ſeinen Arm gelegt.

„Ihr haltet alſo den Cinna wirklich für eine gute Arbeit, Sebaſtian?“ — und das Antlitz Graun's glühte in ſtolzem Entzücken.

„Das iſt ſie, bei Gott, gewiß! Eins nur wünſcht' ich, Graun. Daß Ihr mir nämlich den Gefallen thätet, einmal ein Stück guter Kirchenmuſik zu ſchreiben. Etwas Großes. Dann wäret Ihr nicht blos ein guter Opernkomponiſt, ſondern überhaupt ein Lumen in der Muſik, und ein Mann, wie Ihr, muß das ſein.“ —

„Das iſt ſchwer, Bach, ſehr ſchwer!“ —

„Ach was, verſucht es! Ihr mit Eurer Lerchenart in der Melodie müſſet ganz gut die Englein im Himmel nachahmen können, wenn ſie lobſingen. Nur anfangen müßt Ihr einmal!“ —

„Nun gut, hier iſt meine Hand drauf, ich thu's! Auf Eure Gefahr, ich thu's!“ —

In demſelben Augenblick trat der König ein. Er ging auf Bach zu, und indem er ihm eine goldene Tabatiere in die Hand ſchob, ſagte er: „Er ſchnupft ja wohl, Bach, nehme Er das. — Gott erhalte Ihn der deutſchen Muſik noch lange. Sei Er überzeugt, ich vergeſſe nicht mein Verſprechen!“ —

Der alte Bach wollte dem König die Hand küssen, Friedrich aber zog ihn an sich und nach einer kurzen Umarmung wendete er sich und ging. Wie er unter der Thür stand, winkte er Friedemann zu sich:

„Wenn Er irgend einmal einen Wunsch hat, wende Er sich an mich, ich helf' ihm. Er ist von heute an Obererganist und Musik-Direktor an der Marienkirche in Halle. Sein Diplom werde ich Ihm nachschicken!" —

Ohne eine Antwort abzuwarten, grüßte der König und ging hinaus, die Cavaliere folgten.

Wenige Augenblicke später rollte der Reisewagen aus dem Hofe. Aus dem Fenster seines Cabinets sah Friedrich den Scheidenden nach. Er hielt die Hand auf's Herz gepreßt, als ob es ihn schmerze.

Emanuel, der den Vater ungern, um so lieber aber Friedemann scheiden sah, wendete sich am Portal um und begegnete der Astrua, die das Schloß verließ.

„Signora, Sie lieben mich nicht mehr, Sie lieben meinen Bruder!" —

„Ich liebe ihn, Emanuel, wie ich Sie liebe. Ringe Jeder von Euch um mich, ich gehöre dem Besten!" —

Als Vater und Sohn im Wagen saßen, sagte Sebastian mit überquellenden Augen:

„Siehst Du, so ist kein Ding vergessen, ihm kommt ein Blüthentag!“ —

Schluchzend wie ein Kind lag der Sohn an seinem Herzen. — —*)

*) Ueber die erwähnten Vorgänge bei S. Bach's Anwesenheit in Potsdam, sowie über das hohe Interesse Friedrich's an ihm berichtet Forkel: Joh. Seb. Bach's Leben S. 9 und 10. —

Als der alte Bach nach Leipzig zurückkam, arbeitete er das vom König zuerst erhaltene Orgelthema drei- und sechsstimmig aus, fügte verschiedene kanonische Kunststücke darüber hinzu, und widmete es unter dem Namen: „Musikalisches Opfer,“ dem König.

VII.

Auf dem Lande.

Wenn der ſonnige Mai träumeriſch heraufzieht, die weißen Blüthen an den Bäumen hangen und duftend des Schnees ſpotten, der entfleh'n, wenn die Lerche über die aufkeimenden Saaten, die grünen Matten, hinflattert und ſingend nach dem Walde zieht, dehnt ſich unſre Seele mit unbegreiflicher Wolluſt der Sonne, dem Vogelſang, dem jungen Grün entgegen, und wir ſind ſelig ohne Wunſch, glücklich ohne Eigennutz, denn es iſt Frühling! — O, ein tiefer heilig ſchöner Sinn lag ſchon in jenen Blüthenfeſten, mit denen die Alten das Erwachen des Adonis feierten, und unſere Auferſtehungsoſtern tragen davon einen ſüßen Zauber, der von der Erde auf zum Himmel zieht, und uns unſichtbare Flügel der Sehnſucht leiht, daß wir aufflattern möchten gleich der Lerche und über die Gründe und

Wiesen ziehen nach dem Süd, nach unbekannten Zonen in ein Paradies, zum Baume des ewigen Lebens. Wir vergessen dann nur zu leicht, daß der Baum der Erkenntniß mit seinen ernsten dunklen Zweigen mahnend dabei steht. —

Das Leben der Stadt, mit dem knarrenden Räderwerk der Industrie und des Handels, seinem Drängen und Treiben, seinen Leidenschaften und Interessen, lenkt unsren Sinn fortwährend nach außen hin. Wir haben zur Reflexion nur so viel Zeit, als nöthig ist, den Eindruck der Minute zu erfassen, die Dinge praktisch und schnell abzuthun, und selbst, wenn wir genießen, geschieht's im Fluge, denn auch am Vergnügen klebt noch eine Art Geschäftsstyl. Sich in sich dauernd zu versenken, ist unmöglich, und Stimmung zu haben, jenen innern Zustand, wo die Seele mit ihrem Athmen, ihren Flügelschlägen, das einzig Thätige ist, wo das Beschauen des eignen Wachsens, das Gefühl des Selbstgenügens, uns erquickt, ist uns fern.

Aber auf dem Lande, im Freien, kaum, daß wir den engen Schlund des Stadtthors verlassen und die letzten Häuser hinter uns wissen, strömt die reine Gotteswelt, die Natur, wie ein belebender Odem in uns ein, wir werden selig und still, denn die Seele feiert

ihren Sonntag. Aber um uns iſt es um ſo lauter, und wir vernehmen alle jene kleinen Geiſterſtimmen, die uns unter der Wucht jener zurückſinkenden Häuſermaſſen faſt ganz unbekannt blieben. Wir lernen in der Stadt unſre Mitmenſchen, auf dem Lande lernen wir uns ſelbſt kennen. — —

Ach welche Rundſicht von dieſem Hügel dem lachenden Blicke ſich erſchließt! — Wenden wir uns zurück, um den Weg zu überſchauen, den wir gekommen. Es iſt ja eine ſo vernünftige Gewohnheit ſtrebender Menſchen, daß, wenn ſie im Leben eine Höhe erklommen, erſt die Vergangenheit mit den Augen und in der Perſpective meſſen, ehe ſie ſich zur Zukunft wenden, zu dem, was — hinter der Höhe kommt. —

Wir ſtehen auf einem breiten, etwas ſchroffen Hügel, einer Porphyrerhebung, die, von üppigem Laub bewachſen, ſich mit Geſträuch und Raſen vor uns abwärts ſenkt und den Weg überblicken läßt, den wir genommen. Weiter hin dehnen ſich Aecker und Weideplätze, und der Boden in Wellenhügeln ſenkt ſich nach allen Seiten mälig nieder, bis er im Mittelgrunde wieder jäh zu einem Berge gehoben wird, den einige Ruderа des Mittelalters krönen, indeß, mehr nach links, das Land ſich immer tiefer ſenkt und in einer langen

Fläche verrinnt, die von den bläulich begerichten Umriſſen der fernen Stadt begrenzt wird. Rechts, hinter dem mit Ruinen beſetzten Berge, ſeinen dichtbewaldeten Fuß benetzend, kommt mit ſtillem Rauſchen aus der Ferne der Fluß und drängt ſich zwiſchen ſeinen felſig hohen Ufern hindurch, rechts an uns vorbei. In ihm ſpiegeln ſich die Dörfer, der tiefe Schatten der Wälder, die ſeine jenſeitigen Ufer krönen, und weit hin im Weſten am Rande des Horizonts in blaugrünem Schimmer ſich verlieren. — Was ſoll man länger heimlich thun! — Erkennt ihr nicht der Saale „grünen Strand", wie's im Liede heißt? Die Burg, ſo „ſtolz und kühn" iſt der Giebichenſtein, hinter dem hervor aus blauem Duft das alte Halle ſich gravitätiſch ausbreitet.

Beim Giebichenſtein ſpaltet ſich die Saale und umſpannt eine Inſel mit ihrem Arm, die ein paar Dörfer trägt. Das Dörfchen, links vom Giebich weiterhin, iſt Ternau, rechts, jenſeits am Saalufer, ehe ſich der Fluß biegt und um die zweite Inſel ſpaltet, liegt Cröllwitz. Mitten im Walde, rechts hinten, leuchten die Häuſer von Lettin und der alte Kirchthurm zu Döhlau. — Unwillkürlich lächeln muß ich aber, wenn ich auf die zweite Inſel rechts unter uns ſehe. Mitten im Grün, hart am Waſſer liegt die Mühle. Da wohnt der luſtige

Müller von Tretha mit seinem lustigen Weib. Jung von auswendig sind sie freilich nicht mehr, aber das Herz kann ihnen nicht grau werden. Jenseits, über dem Kamm der büglichten Insel sichtbar, ist Neu-Tretha, und das erste Haus am Waldrand ist das Jagdhaus mit dem Antagonisten des Müllers, dem unverheiratheten melancholischen Förster.

Zu unsern Füßen aber diesseits des Flusses liegt Alt-Tretha, und seine Häuser klimmen traulich den Hügel herauf. Wenn wir uns nun ganz umwenden, sehen wir das Herrenhaus von Tretha, auf einer Art Terrasse liegend, unsern Hügel wie ein kleines Sanssouci schmücken, das rings von Gärten umgeben ist. Wir treten durch's offene Parkthor, und gelangen nach einigen Krümmungen an eine künstliche Grotte, vor der ein kleiner Cupido von Sandstein in einem Blumenrondel steht und uns mit seinem Pfeil bedroht.

Von hier aus führt ein grader breiter Kiesweg, der links und rechts Seitengänge in's Laubdickicht absetzt, auf die Terrasse des Hauses, von der eben ein Herr und eine Dame herniedersteigen. — 'S ist ein geheimnißvolles Paar, nicht für uns allein, sondern auch für alle Leute in Alt- und Neu-Tretha.

— So wenig Außergewöhnliches auch darin liegt, daß ein alter Herr mit einer jungen Dame allein spazieren geht, hat die Art und Weise des Umgangs dieser Beiden doch etwas Eigenes.

Es waren nicht Vater und Tochter, denn abgesehen von der Unähnlichkeit Beider, schloß ein gewisses Ceremoniel, die halb liebevolle, halb zurückhaltende Galanterie, welche der alte Papa dem schönen und bleichen Mädchen erwies, jede Verwandtschaft aus. Selbst der Titel „theure Cousine" schien mehr angenommene Form, denn zum Kinde seines Bruders ist man weder so galant, noch so subtil in seinen Ausdrücken! Unzweifelhaft hätte man sich drüben in der Stadt die cavalcquesten Voraussetzungen angemaßt, doch den guten Leuten in Trotha lagen sie fern. Sie liebten ihren Gutsherrn, denn er war es, viel zu sehr, als daß sie von ihm schlecht denken sollten. Andererseits war Herr Abraham von Eichstädt verheirathet und hatte zwei erwachsene Söhne, war also bereits über die Jahre hinaus, wo das Blut einem noch Unruhe macht. Gleichwohl schien er, trotz der ceremoniellen Galanterie, nicht nur ein Interesse an dem Mädchen zu nehmen, das sehr der Zuneigung glich, sondern auch eine Macht über diese kalte, schwermüthige Schönheit auszuüben, der sie ohne Murren ge-

berchte, die sie mit mattem Lächeln anerkannte. Sie war augenscheinlich viel kälter und verschlossener gegen ihn, als er gegen sie, und schon dies mußte jeden thörichten Gedanken, den etwa eine unüberlegte Neugier hegen mochte, verbannen.

Was aber die Förster und das Gesinde am meisten zur Nachforschung reizte, war die Art, wie die junge Dame nach Tretha gekommen war.

Vor vier Jahren nämlich, um Ostern herum, kam ein fremder Reitknecht von Halle her nach dem Herrenhofe. Er hatte dem alten Herrn von Eichstädt ein großmächtiges Schreiben gebracht und nach einstündiger geheimer Unterredung mit dem Edelherrn und der Frau den Hof verlassen, ohne dem Gevatter Kutscher, ja selbst dem ältesten Sohn des Hauses, Herrn Georg von Eichstädt, Rede zu stehn. Darauf hatte der alte Herr Abraham Georgen angekündigt, daß er fortan die Wirthschaft in Tretha allein bestreiten wolle, und ihn Hals über Kopf in die Nähe von Potsdam geschickt, wo er ein zweites Gut besaß, das von nun an der Sohn allein verwalten sollte. Georg, streng nach den Grundsätzen des Gehorsams jener Zeit erzogen, die sich auf dem Lande namentlich in ganzer Reinheit erhalten hatten, reiste ab. Wenige Tage darauf erschien mitten

in der Nacht ein schwerer Reisewagen, von demselben Reitknecht eskortirt. Ihm entstieg dieselbe junge Dame, welche dort im Garten an des Gutsherrn Seite ein hergeht, nur daß sie damals noch blasser war. Sie wurde von Herrn und Frau von Eichstädt liebevoll empfangen und lebte seit dieser Zeit im engsten Kreise der Familie. Der Wagen verließ in der Nacht noch den Edelhof, ohne daß Kutscher und Bedienter Jemandem Aufklärung gaben. —

Der geheimnißvolle Besuch war Antonie von Brühl und Tretha ihre Verbannung.

Minister Brühl und Abraham von Eichstädt waren Pagen am Weißenfelsischen Hofe gewesen und hatten in steter Freundschaft gelebt. Eichstädt, dem Hofleben später entfremdet, lange Jahre Offizier in Meißen, hatte durch Brühls Hülfe, besonders nachdem dieser Minister geworden, das Gut Tretha gekauft, war durch Glück und Klugheit vermögend geworden, brachte dann noch ein Gut bei Petsram an sich, kurzum verdankte dem Minister seinen ganzen Wohlstand. —

So verschieden auch Gemüths- und Charakteranlagen beider Jugendfreunde sein mochten, je mehr es Eichstädt beklagen mußte, daß Brühl nach und nach dem allgemeinen Haß verfiel, um so dankbarer gedachte

ſein ſchlichtes, einfaches Herz der Wohlthaten, die ihm Brühl in freier Zuneigung erwieſen, und alle Schmähungen, welche die Welt auf den Miniſter häufen mochte, fanden in ſeinem Herzen um ſo weniger Widerhall, da er es an ſich ſelbſt erfahren, daß Brühl edler Freundſchaft und warmer Liebe nicht baar und ledig ſei. Die Dankbarkeit iſt einmal eine egoiſtiſche Leidenſchaft, und wir können im Leben nie ſo objektiv werden, über einen Menſchen, dem wir unſer Glück ſchulden, von uns abgeſehen ein ganz unbefangenes Urtheil zu fällen.

Brühl und Eichſtädt waren die letzten Jahre nicht mehr zuſammengekommen und ſelbſt der Briefwechſel ſchien abgebrochen. Als Brühl an ſeinen Freund nun plötzlich per Eſtafette das ſchriftliche Verlangen ſtellte, ſeine Stieftochter Antonie in ſein Haus aufzunehmen, leiſtete Abraham von Eichſtädt demſelben umſomehr Folge, als Brühl in dieſer Gefälligkeit die einzige Art der Wiedervergeltung zu ſuchen ſchien. Brühl ſchrieb Folgendes:

„Lieber Herr Bruder!

Ich ſchreibe per Expreſſen. Du wirſt alſo begreifen, daß die Angelegenheit, welche dieſen Brief veranlaßt, höchſt wichtig iſt. Wenn ich Dich bitte, den In-

halt deſſelben nicht einmal Deiner Ehefrau mitzutheilen und die Epiſtel, wenn Du ſie geleſen, zu verbrennen, ſo denke, daß die ganze Angelegenheit geheim iſt. Ich weiß, daß mich die Welt haßt, weiß, daß mein Leben in Wahrheit müheroll und elend iſt, und überlaſſe Dir, meinem einzigen Freunde, das Urtheil: ob ich all' die Schmach verdiene, die man mir anthut. Zu den vielfachen Kränkungen, die ich erdulde, den Intriguen, die ich beſtehen muß, um über Waſſer zu bleiben, kommt mein häusliches Elend. Es iſt ſo groß, daß ich 's Dir nicht einmal ſagen, dem Papier gar nicht anvertrauen darf.

Kurz und gut, ich bin gezwungen, tyranniſch zu ſein. Meine Pflegetochter Antonie, deren Vater Du kennſt, hat ſich eines ſchweren Vergehens ſchuldig gemacht. Deswegen ſoll ſie ſogleich aus Dresden, und nicht eher in meine Nähe kommen, bis ſie mit einem bemittelten Mann verheirathet iſt. Ich kann und will ſie aber Niemandem anvertrauen, als Dir, einmal, um mein Geheimniß nicht bloß zu geben, andren Theils, weil ich weiß, daß Du ſie am beſten behandeln wirſt. Ich fordre dieſen Dienſt von Dir als einzigen Beweis Deiner Liebe. Vor Allem muß ich Dich bitten, ihr jede Gelegenheit zu benehmen, Briefe abzuſenden. Sie hat weder an mich, noch

an ihre Mutter zu schreiben, mag sie in Euch so lange ihre Eltern erkennen, bis ich sie rufen werde. Das ist mein strenger Wille. Gieb ihr auch keine Bedienung, der sie sich etwa mittheilen kann. Wenn sie einst soweit zur Einsicht ihres Fehlers gekommen ist, daß sie sich durchaus mittheilen muß, um ihr Herz zu erleichtern, so mag sie es vor Dir und Deiner Ehefrau ausschütten. Ihr werdet die Angelegenheit für Euch behalten, und daran erkennen, daß nicht wirkliche Schlechtigkeit, aber ihr überspannter Sinn, ihre einseitige Erziehung an Allem Schuld ist. Sollte etwas Besonderes passiren, melde mir's sofort durch einen Boten!

In etlichen Wochen ein Mehreres.

Dein alter treuer

Heinrich von Brühl. —"

Eichstädt, der nach Lesung des Briefes nur mit großem Mißtrauen Antonien empfangen konnte und seinen Sohn Georg nach dem Gute bei Potsdam nur geschickt hatte, um ihn nicht in den Besitz des Geheimnisses zu bringen, oder gar ein Verhältniß zwischen ihm und der Verbannten hervorzurufen, führte die Wünsche des Fremdes mit großer Energie durch, so daß, trotz aller Schonung im Umgange, Antonie wie in der Clausur lebte.

Das arme Mädchen, deſſen Herz zuſammengepreßt war von dem erlebten Unglück und krampfhaft unter der ewigen Erinnerung an den Geliebten, der um ſie auf dem Königſtein ſchmachtete, ächzte und ohne Liebe für die Eltern war, ja ſelbſt ohne Achtung, glich Anfangs einer wandelnden Leiche, ließ ſtill über ſich die Strenge ergehn, die ihr der alte Herr von Eichſtärt als eine Pflicht, welche er ihrem Vater ſchulde, angekündigt hatte. Sie blieb verſchloſſen und ſtarr, und der Herr wie die Frau des Hauſes ſchienen ebenfalls keine Luſt zu zeigen, ſich wider ihren Willen in ihr Vertrauen zu drängen.

Man überließ ſie ſich ſelbſt.

So verging Antonien, mitten in der Einſamkeit des Landlebens doppelt einſam, das erſte Jahr unter ewigem Sinnen über den eigenen Schmerz, in ſelbſtquäleriſchem Wiederholen aller furchtbaren Einzelheiten des Erlebten. Wäre ihre Seele nicht ſo ſtark geweſen, dies ewige Hindämmern hätte ſich leicht zur Monomanie, zum Wahnſinn geſtalten können, aber ſie hatte etwas von der Energie ihres Königlichen Vaters und ward ſo vor geiſtigem Zuſammenbruch bewahrt.

Jeder Schmerz wird mit der Zeit matter, die Seele erlahmt im ewigen Wiederholen eines Gedankens

und legt ihn endlich resignirt bei Seite, wenn sie fühlt, daß sie doch nicht mit ihm fertig werden kann. Antonie mußte sich nach allem Grübeln doch gestehen, daß sie am wenigsten Schuld am Elende des Geliebten hatte.

Die ruhige Ueberlegung, der sie nach und nach Raum gab, reifte ihren Geist, und sie sah ein, daß diese Jugendliebe doch nie zu realisiren gewesen wäre, daß sie als Brühls Pflegetochter, als Königlicher Sprößling, nimmer das Weib des Musikers Friedemann Bach geworden wäre. Sie wurde mit dieser Idee, getragen von dem immer mehr erwachenden Gefühle ihrer gesellschaftlichen Stellung, nach und nach so fertig, daß sie sogar schon glücklich gewesen wäre, wenn sie nur Friedemanns Befreiung erfahren hätte, so glücklich, wie man eben noch werden kann, wenn eine erste schöne Blüthe im Leben geknickt ist. Sie begann sich dem alten Ehepaar von Eichstädt zu nähern, nahm an Geschäften des Hauses Theil, entfaltete ihren natürlichen Liebreiz, und man vergalt ihr das mit Theilnahme, Liebe und Milde, so daß mit der Zeit die Fesseln loser wurden, die man ihr aufgelegt hatte. Gleichwohl hörten sie nie ganz auf. — Antonie hatte mit der Außenwelt nur sehr geringe Beziehungen und ihre nächsten

dienenden Umgebungen vermieden absichtlich jede Berührung, denn der Herr von Tretha hatte gesagt: „Wer sich um das Fräulein, meine Cousine, mehr bekümmert, als sein Dienst nöthig macht, den schicke ich gleich fort!“ — Das schreckte die Leute, denn der Dienst auf Tretha war der beste weit und breit.

Antonie blieb also, trotz des wachsenden Anschlusses an die Familie, in Bezug auf ihr Geheimniß, ihr inneres Weh, kühl und zurückgezogen. Eine Ausnahme machte sie aber und zwar mit dem Müller in Tretha, mit dem lustigen alten Burschen, der seit Jahren da unten wirthschaftete. —

Ihm gegenüber machte sie, von seiner Zutraulichkeit gereizt, ihrer Stimmung oft Luft und lieh verstohlene Worte ihrer Klagen.

Mit dem Müller war's nämlich eine ganz eigene Geschichte.

Man wußte seit undenklichen Zeiten nichts Anderes von ihm, als daß er lustig und des Herrn von Tretha einziger intimer Freund war. — Freund von einem altadeligen Herrn?! — Ohne Scherz, er war ihm mehr als Freund, war ihm Bruder, und komisch genug sah's aus, wenn er auf den Edelhof kam, die Mütze in der Hand, und fröhlich lachend dem alten

Eichstädt die dargereichte Hand drückte: „Schön guten Morgen, Herr Bruder! Ich wollt' Dir blos sagen, daß es Zeit wird, daß wir einmal Treibjagen halten, denn die Hasen kommen uns allerweil in die Saaten!" oder was er ihm sonst wohl zu sagen hatte. Weil er nun mit dem Herrn so gut stand, wählten ihn die Dörfler in Neu- und Alt-Tretha zu ihrem Schultheißen, denn was kein andrer Mann durchsetzte, kostete den lustigen Müller nur einen Gang und es geschah.

Diese abnorme Freundschaft stammte von der Muttermilch her.

Der Müller und der Gutsherr waren Milchbrüder und wie Zwillinge aufgewachsen. Als Herr von Eichstädt Page ward, wurde der Müller sein Bursche und blieb's auch in Meißen.

Fest für die Ewigkeit aber knüpfte sich das Band, als der Müller seinem „Herrn Bruder" beim Hochwasser einmal das Leben mit eigener Gefahr gerettet hatte. Er mußte ferner für Eichstädt auch alle die geheimen Liebesepisteln bestellen, die der alte Herr schrieb, als er lange hoffnungslos um seine Ehefrau werben mußte. Diese und tausend andere kleine Dienste hatten Beide mit jedem Jahr unzertrennlicher zusammengekittet. Der Müller besaß aber seinen Takt genug, in seinem

„Herrn Bruder“ nie den Gebieter zu vergessen, und kannte die Grenze genau, welche zwischen gutmüthiger Vertraulichkeit und Frechheit liegt.

In seinem Busen, unter seinem ewig lächelnden Gesicht, lagen die Geheimnisse Eichstädts in sichrer Hut, und sein eigen Weib hätte sterben müssen, wenn er ihr Leben mit einer Indiscretion an seinem Wohlthäter hätte erkaufen sollen.

Das wußte die Mutter Sabine auch gar gut und handelte danach.

Als Eichstädt später Tretha kaufte, schenkte er dem Milchbruder die Mühle und die Insel, nebst Vieh und Ackerwirthschaft. — Was es mit der „Mamsell Antonie“ für eine Bewandniß hatte, wußte der Meister Müller mithin auch ganz gut, er war der Einzige, dem es nicht verschwiegen war. Da aber Antonie nicht ahnte, daß ein Mann aus so untergeordneter Sphäre von ihren Verhältnissen einen Begriff haben könne, war sie mit diesem unbefangenen Menschen auch unbefangener, als mit Eichstädt selber. —

Letzterer, der in der ersten Zeit geglaubt hatte, daß Antonie wohl gar einen geschlechtlichen Fehltritt begangen, den sie nun in der Stille büßen solle, war verwundert, nach einem Jahr davon nichts zu spüren.

„Ich glaube, du hast dem armen Kinde groß Unrecht gethan," schrieb Eichstädt an Brühl, denn, was mich Dein erster Brief von ihr argwöhnen ließ, ist nicht eingetroffen. Sie ist zwar noch immer kalt und wenig zugänglich, aber ein sittiges, gutes Mädchen, das man hegen und pflegen muß, damit ihr Gemüth nicht ganz abwelkt." —

Demgemäß war auch Eichstädt im zweiten Jahr viel herzlicher zu Antonien, und nach und nach lebten sich die Menschen immer mehr in einander ein. —

„Sie sehen, mein liebes Kind, nach Allem, was ich Ihnen eröffnet, daß ich obwohl ungern, dem Willen Ihres Stiefvaters genau nachkommen mußte, denn ich verdanke ihm das Glück und den Wohlstand meiner Familie. Daß ich Ihnen nun nach vier Jahren das offen sage, als alter Mann sage, mag Ihnen ein Beweis sein, wie lieb ich Sie habe. Ich sehe jetzt ein, daß Ihre Eltern Sie viel zu streng beurtheilt haben, daß der Fehler, den Sie begangen haben mögen und den ich nicht zu wissen brauche, nicht von der Art war, daß Sie so hart bestraft werden mußten. Gleichwohl bin ich 's meinem Freunde Brühl schuldig, noch immer nach seinem Willen zu handeln, und werde es künftig thun. Eins sollen Sie aber von heute ab wissen, daß ich es nämlich nur mit schwerem Herzen thue!"

Antonie richtete einen dankbaren, heißen Blick auf den alten Mann.

„O, ich habe es längſt gewußt, daß Sie Alles nur gezwungen thaten, und glücklich macht es mich, daß Sie's mir nun ſagen. Ach, Sie wiſſen nicht, wie leer mein Herz iſt, wie wohl mir wäre, einmal ganz zu fühlen, wie einem Kinde iſt, das Eltern hat. — Ich habe nie welche gehabt! —

Wenn ich Ihnen meinen Fehler nennen, wenn ich Ihnen geſtehen könnte, warum ich nie Eltern hatte! —"

„Laſſen Sie es, mein Kind. Die Schamröthe auf Ihren Wangen ſagt mir genug. — Behalten Sie für ſich, was Ihnen zu entdecken ſchwer wird. Wir lieben Sie wie unſer Kind! Sehen Sie uns alſo als Ihre Eltern an, Antonie! Vielleicht kommt bald die Zeit, wo ſich Ihre Lage ändert, ohne daß ich meine Pflicht zu verletzen brauche. — Und nun noch Eins, meine Liebe. Ich habe um Ihretwillen meinen Sohn Georg vor vier Jahren fortgeſchickt und auch meinen Sohn Friedrich, der am Kammergericht in Berlin iſt, ſeit der ganzen Zeit nicht geſehen. Sie kommen zum Beſuch, und ich denke, ſie werden heut eintreffen. Ich ſage Ihnen das blos, damit Sie die Anweſenheit der

beiden jungen Leute nicht mißverſtehen. Die Söhne beſuchen die Eltern. Ich bin von meinen Kindern überzeugt, daß ſie nichts thun werden, was meine kleine Gaſtfreundin verletzt.“ —

Gerührt wollte Antonie die magern Hände des alten Papa's an ihre Lippen ziehen.

„Nein, nein, meine kleine Gefangene, ich küſſe Sie lieber auf die Stirn! Muth, Muth, Kind, die böſen Tage im Leben gehen ja auch vorbei!“ —

Beide ſchritten der Terraſſe zu.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Die Mühle von Tretha klapperte, daß es eine Luſt war, und der Meiſter Müller mit ſeinen zwei Geſellen ſang, daß die Wände wackelten, man wußte nur nicht, war's vom Mahlen, oder vom Singen!

„Frau, mach' mir ja meinen Schulzenrock gut rein und kram' Deinen Kirchenſtaat 'raus. Wir müſſen heut nobel ausſehen, wenn wir auf den Herrenhof 'nüber gehn!“ —

„Ja ja, thu' nur Deine Arbeit, ich thu' ſchon meine!“ ſchell's aus der Wohnſtube herüber.

Der Herr war luſtig ſammt der Frau, und die Geſellen waren's, weil's der Meiſter war. Das war

er nun zwar alle Tage, aber ſo kreuzfidel, wie heute, das kam doch ſelten vor!

„Sechs Uhr! Feierabend! Hebt auf! Schützt das Rad! — Wir thun keinen Zug mehr!“

Das Klappern hörte auf. Die Geſellen wiſchten den Staub aus den Augen und ſahen den Meiſter verwundert an.

„Ja ja, wir hören eine Stunde eher auf! Ihr wollt wiſſen, warum? Na, meines Herrn Bruders Herrn Söhne kommen zum Beſuch heut! Sind ſeit vier Jahren nicht in Tretha geweſen! Da muß ich doch auch ſehen, wie ſie ſich ausgewachſen haben ſeit der Zeit!“ —

„Herr Jeſes! — Ach du meine Güte!“ — ſchrie und zeterte es drüben in der Stube.

„O du Herr meines Lebens, was iſt denn?“ ſchrie der Müller und ſtürzte, die Geſellen hinter ſich, hinüber in die Stube. —

Da ſtand, wetternd und athemlos vor Schreck und Schelten, die alte Sabine, und zwei junge elegante Männer küßten und herzten ſie, und einer ſchob ſie nach einem kräftigen Schmatz dem andern zu, kurz es war ein Scandal und Gelächter, ärger als wenn die Mühle mit zehn Gängen raſſelte!

„Alle Hagel, Ihr Jungens, da seid Ihr ja! Wollt Ihr mir wohl meine Alte in Frieden lassen? Ihr verschimpfirt ihr ja alle Falten im Gesicht!“ —

„Hurrah, das ist der Alte!“ und Beide lagen dem Müller um den Hals, und herüber und hinüber ging's, bis der Müller ebenso athemlos war, wie seine Ehehälfte.

Eine Pause! Alle standen einander keuchend gegenüber und brachen dann in ein schallendes Gelächter aus.

„Aber reitet Euch denn der Teufel, Jungens? Wo kommt Ihr denn hier her?“ —

„Nun,“ sagte der Aeltere, wir ließen in Zöbritz Papas Wagen mit dem Gepäck und gingen zu Fuß.

Da hörten wir die Mühle noch klappern. Ha, der Alte arbeitet noch, wollen wir ihm's Handwerk legen? fragte ich. Richtig, wir nehmen ihn dann mit hinauf, sagte Friedrich. Halleh, einen Kahn gelieben, und da sind wir!“ —

„Das is gescheidt, Kinder! — Hab's doch gleich gesagt, der Müller ist der Erste, den sie sehen müssen! Und was die Bengel groß geworden sind, Mutter! — Sieh nur, wie fein der Friede ist!“ —

„Das gestickte Kleid, ach! Das ist gewiß Alles

Gold!“ ſagte Sabine und betrachtete den Jüngeren der beiden Ankömmlinge.

„Gewiß, Sabine, und das iſt auch welches!“ und damit ſchob er ihr ein Etui in die Hand.

„Ach, du meine Welt! und das iſt mein?“ — und die Alte nahm eine kurze goldne Halskette mit einem Henkelducaten aus der Schachtel.

„Gewiß!“ lachte Friedrich, „das ſchenk' ich Dir zur Mitbringe! — Da, Alter, hier iſt eine Tabackspfeife mit Silber beſchlagen! Da Alles iſt aus Berlin, damit Ihr ſeht, daß der Friedrich immer an Euch gedacht hat und wie Ihr ihn auf Euren Knieen geſchaukelt und mit ihm geſpielt habt!“ und eine frohe Rührung zog über das Geſicht des jungen Mannes.

„Hier iſt auch von mir etwas, daß Ihr nicht denkt, ich' bleib hinter dem Friedrich!“ und der Aeltere brachte aus der Taſche ein ſchönes Tuch für die Müllerin und ſechs Pfund Taback für den Müller.

Die Freude war übergroß. Alle Erinnerungen an die Knabenzeit der beiden jungen Leute, an die alten Schnurren und Schwänke wurden wach, und was der Eine nicht wußte, wußte der Andere. —

Die beiden Mühlknechte entließ man nunmehr mit einem Zechgroſchen in's Wirthshaus und das wür-

dige Müllerspaar begann eiligst Toilette zu machen, deren letzter decentester Theil in Anwesenheit der beiden Brüder vollendet ward.

Ehe der Müller aber nach dem Dreistutz und Stock griff, trat er plötzlich vor die jungen Männer hin, schaute sie prüfend von oben bis unten an und sein Gesicht werden star.

„Kinder, eh' Ihr in's Vaterhaus tretet, hab' ich Euch noch etwas zu sagen.

Ihr werdet auf dem Edelhause ein junges Mädchen finden, oder vielmehr eine Dame. Ich mein's gut mit Euch, wenn ich Euch warne, daß sich Keiner von Euch in sie vergafft, denn es würde doch zu nichts helfen und Elend und Gram über die Familie bringen. Forschet nicht nach, ich sag' Euch nicht mehr. Es betrifft aber ein Geheimniß, bei dem Eurer Eltern ganzes Glück auf dem Spiele steht, und je weniger Ihr Euch um die Mamsell bekümmert, desto besser wird's für uns Alle sein. Nu kommt, Kinder!" — Ohne auf das Erstaunen der beiden jungen Leute Rücksicht zu nehmen, ging der Müller voran, machte den Kahn los und bald befand sich die kleine Gesellschaft am jenseitigen Ufer. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

In den sonst so überaus stillen Herrenhof zu Trotha war plötzlich durch die Anwesenheit der beiden jungen Männer ein neues Leben gekommen, und es war Niemand, von den Eltern bis zum ärmsten Dörfler, der sich nicht über die Liebenswürdigkeit der beiden Brüder entzückt hätte. —

Georg, der Aeltere, eine kräftige, lebensfrische Natur, war Landwirth, und wenn ihm auch eine gewisse Derbheit anklebte, ward sie durch die fast kindliche Herzensgüte gemildert, mit der er alle Lebensverhältnisse angriff. Es lag eine unkräftige Fülle und Frische in ihm, die ihn jünger erscheinen ließ, als er war. Obwohl ihm das, was wir heute Bildung nennen, wesentlich fehlte, so ersetzte sich dieselbe durch Mutterwitz, Weltklugheit und Unternehmungsgeist. Er galt außerdem für einen der tüchtigsten, betriebsamsten Landwirthe. Sein Bruder Friedrich war der grade Gegensatz, und die Aehnlichkeit der Brüder bestand nur in der gleich großen gegenseitigen Neigung, wie in ihrer Liebe zu den Eltern, und daß sie endlich Beide gleich heiter und herzlich waren.

Friedrich, der Jüngere, war weniger derb und kräftig, doch entschieden der Hübschere. Er besaß viel Grazie der Bewegung, große Leichtflüssigkeit der Unter-

haltung, Zierlichkeit und gedrungene Schärfe der Sprache, und ein edles, geiſtvolles Antlitz. Seine Bildung war die ausgeſuchte ſeiner Zeit. Ein beſonderer Freund der Künſte, muſicirte er vorzüglich, kannte die Litteratur, namentlich die franzöſiſche, und wie ſehr er als Juriſt für befähigt galt, bewies, daß er bei kaum dreißig Jahren ſchon Rath beim 2. Senat des Kammergerichts zu Berlin war.*) —

Nach langer Zeit war die Familie nun wieder einmal ſo recht vergnügt beiſammen, und da der Aufenthalt der Söhne vier Wochen dauern ſollte, hatten die glücklichen Eltern Zeit genug, ſich an ihren Kindern ſo recht ſatt zu ſehen und zu plaudern.

Papa Eichſtädt hatte, obwohl er wußte, daß der Müller ſchen ſorgſam vorgebaut, am Morgen nach der Ankunft, als er mit ſeinen Söhnen die Aecker beſichtigte, ihnen das gemeſſenſte Benehmen gegen Antonien zur Pflicht gemacht und angedeutet, daß das Mädchen ein ſeiner Ehre anvertrautes Pfand ſei, und er es für ein ſchweres Unglück anſehen würde, wenn es einem ſei

*) Damals war für wirklich wiſſenſchaftlich gebildete Juriſten von Judiz das Avancement ungleich leichter und wurde erſt ſpäter nach der vollſtändigen Organiſation des Gerichtsweſens erſchwert, als der Andrang zur Carriere größer wurde.

ner Söhne einfiele, in ihr mehr als den Gaſt des Hauſes zu betrachten. —

Wie es mit Verboten geht! Das iſt das Geſchick jedes Geſetzes, daß es umgangen werden kann. Der wahrhaft vollendete Menſch lebt äußerlich geſetzlos, weil er das Geſetz in ſich trägt. Wie ſchwach aber beſonders in Sachen des Herzens, Gebote, Warnungen oder Bitten ſind, wie ſie oft geradezu noch auf die Frucht aufmerkſam machen, die um ſo mehr reizt, als ſie nicht zu erlangen iſt, bewies ſich auch hier. Georgen, der den Liebreiz Antoniens wohl erkannte, dem aber die Art des Mädchens nicht anſtand, koſtete es wenig Ueberwindung, den älterlichen Wünſchen nachzukommen, Friedrich aber, der doch in der Reſidenz Gelegenheit genug hatte, in galantem Umgange ſein Herz an die Frau zu bringen, verlor es gerade hier in der Einſamkeit an ein Mädchen, die ihm als etwas Unerreichbares erſchien. Antonie, die ſich beſonders gern mit ihm unterhielt, ahnte gleichwohl nichts von dem, was in ihm vorging, und Friedrich hütete ſich, irgend etwas merken zu laſſen.

Jemehr er aber ſeine Zuneigung zu ihr unterdrückte, deſto heftiger wurde ſie, und er beſchloß daher abzureiſen, ehe ſein Benehmen ihn bloß ſtellen könne. Er

eröffnete dem Vater alſo, daß er, Briefen zufolge, Trotha verlaſſen müſſe. — Der Vater war höchſt beſtürzt.

„Aber ich, ich faſſe das nicht! Ich glaube Dir das nicht, Friedrich! — Du kannſt mir nicht offen in's Auge ſehn, Sohn! — Wo ſind die Briefe, die Dich abrufen?“ — —

„Lieber Vater! — Ach wie gern bliebe ich recht, recht lange noch bei Dir und der Mutter; — aber — es iſt wirklich beſſer, wenn ich reiſe!“ —

„Doch warum denn? Ich, Dein Vater, werde doch wohl wiſſen können, warum es beſſer iſt, wenn Du reiſeſt?“ —

„Beſiehſt Du wirklich, daß ich's ſage?“ —

„Ja, ich will's wiſſen!“ —

„Nun, ich muß abreiſen, lieber Vater, wenn ich Dich nicht betrüben will. Ich kann nicht dafür, daß mein Herz gegen Dein Gebot rebelliſch wird, — aber wenn ich länger hier bleibe, und Antonie merkt, daß ich ſie liebe, dann iſt's zu ſpät. — Darum reiſe ich!“ —

Der alte Eichſtädt war durch dieſe Nachricht furchtbar erſchreckt. Lange ſtand er ſinnend da, dann reichte er dem Sohn die Hand und küßte ihn.

„Du biſt ein braver Junge! — Aber nein, nein!

Fünf Jahre faſt hab' ich Dich nicht geſehen und ſoll Dich nun wegſchicken?' und der alte Herr blickte recht wehmüthig drein.

„Hör', Friedrich, ich hab' eine Auskunft. Du ziehſt einſtweilen auf acht Tage hinüber zum Müller, was dann weiter wird, — na, wir wollen's abwarten! Da biſt Du doch bei uns, und wir können Dich ſehen, ohne daß Du immerwährend das Mädchen vor Augen haſt."—

„Du willſt doch wegen Antonien nichts unternehmen, lieber Vater?" —

„Nein, nein! Alſo Du bleibſt noch, Friedrich?" —

„Ich ziehe zum Müller und bleibe noch." —

So geſchah's denn. Abraham von Eichſtädt ſetzte ſich aber ſofort hin und ſchrieb an Brühl.

Nach Mittheilung der Sachlage ſagte er ihm ſchließlich: „Ich ſtelle es Deinem guten Willen anheim, ob Du verordneſt, daß mein Junge ſofort Tretha verlaſſe. Erkenne wenigſtens aus dieſem Briefe, daß ich ein treuer Wächter Deines Gutes bin. Für jetzt weiß das Mädchen noch nicht, daß mein Friedrich für ſie Zuneigung hat; doch wie Du denkſt. — Es wird mir ſchwer werden, ihn wegzuſchicken, ehe ich ihn ordentlich gehabt habe, ich bin Dir aber auch dieſes Opfer ſchuldig." — — — — — — — — — — — — —

Ein reitender Bote ging damit sofort nach Dresden.

Nach acht Tagen kam derselbe mit einem Brief des Ministers zurück.

Begierig eröffnete Abraham das Schreiben.

„Du treue Seele! —

Hast mir durch Deinen Brief einen wahrhaften Beweis Deiner aufopfernden Freundschaft gegeben. Herzlichen Dank dafür! Ich antworte Dir darauf kurz und bestimmt Folgendes: Wenn Dein Sohn Friedrich Antonien heirathen will, so soll er's thun. Dann ist ihre Prüfungszeit aus und ich werde ihr zeigen, daß ich auch ein gütiger Vater sein kann. —

Sobald's nun dahin kommt, schreib' mir's!" — —

Abraham von Eichstädt war außer sich vor Glück und Freude, denn er hatte Antonien herzlich lieb.

Friedrich bezog wieder das elterliche Haus und der Vater sagte ihm:

„Friedrich, der Vater des Mädchens hat nichts gegen Dich, wenn das Mädchen Dich nur wieder liebt." —

Der Sohn fiel dem Vater jubelnd um den Hals. —

Ungezwungen überließ er sich nun seiner Neigung, doch mit all der schlauen Zartheit und Taktik der Liebe, die erobern will, und Antonie schien nicht unempfindlich für die Galanterie zu sein, die ihr auf die ausgesuch-

teſte und decenteſte Weiſe erwieſen wurde. Das arme Mädchen mochte ſich nach Freiheit ſehnen, und dieſe fand ſie im Umgange mit Friedrich. Alle drückenden Feſſeln fielen unter ſeinen Händen von ihr ab, und das Zutraun, was beide einander einflößten, wuchs um ſo mehr, je rückſichtsvoller Friedrich es vermied, nach Dingen zu forſchen, die ſich auf ihre Vergangenheit bezogen. Gleichwohl blieb in Antoniens Weſen eine Zurückhaltung, ein leiſer Reſt von Kälte und Traurigkeit haften, die ſich auf Friedemann bezog, und Friedrichen von einem Geſtändniß abhielt, das ſo wenig erwartet zu werden ſchien.

Auf der andern Seite begann der alte Herr von Eichſtört den Schritt bei Brühl zu bereuen und ſah mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit die Annäherung der jungen Leute.

So lieb ihm Antonie geworden war, wußte er immerhin doch nicht, welcher Art das Vergehen war, deſſen ſie ſich gegen ihre Eltern ſchuldig gemacht hatte, und die raſche Bereitwilligkeit Brühls, das Mädchen unter die Haube zu bringen, ſchien ihm nun nach reiflicher Ueberlegung etwas verdächtig. Er verſank in ein Heer ſelbſtquäleriſcher Gedanken, machte ſeiner Uebereilung die heftigſten Vorwürfe, und wußte doch gleich-

wohl nicht, wie er die Sache erledigen sollte, ohne eine noch größere Ungeschicklichkeit zu begehen. — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die Familie Eichstädt war eines Abends in dem kleinen Pavillon versammelt, der mit Hirschgeweihen dekorirt war und nach der Terrasse zu lag.

Die Abendsonne vergoldete die Zinnen des alten Giebichenstein und warf eine tiefe Gluth auf die bronzefarbene Oberfläche seiner Porphyrfelsen.

Antonie und Friedrich hatten mehrere Piecen auf dem Cembal gespielt, und das Gespräch drehte sich um französische und deutsche Musik. Friedrich, der in Berlin so reiche Gelegenheit hatte, die größten Meister zu bewundern, erzählte von der Graunschen Oper und wie die Astrua vergöttert werde. „Schade!“ setzte er hinzu, „Wenn ich gewußt hätte, welche Musikenthusiastin auf Trotha weilt, ich hätte Emanuel Bach um einige gute Stücke gebeten, die wir hätten executiren können.“ —

„Sagen Sie, Herr Kammergerichtsrath,“ und Antoniens Stimme zitterte leise, „sind Sie mit dem Herrn Bach bekannt?“ —

„Ei, mehr als das, meine Gnädige, ich bin sogar mit ihm befreundet!“ —

„So? — Nun gesetzt, Ihre Freundschaft zu ihm

hätte Ihnen noch ein freies Urtheil gelassen, halten Sie ihn für ein eben so großes Genie, wie seinen Vater?" —

„Nein, das nicht! Er ist ein bedeutender Künstler, aber seinem Vater kommt er nicht gleich. Das könnte man eher von seinem ältern Bruder Friedemann sagen, wenn derselbe nicht von zu unstätem Charakter und excentrischer Natur wäre!" —

„Mein Gott! — Ach, das habe ich gar nicht gewußt, daß er einen ältern Bruder hat! — Kennen Sie ihn?" — Tod und Leben rang mit der erbleichenden Antonie, die mit dem Aufbieten aller Mittel die gewaltsame Bewegung in ihrem Innern unterdrücken wollte.

„Was man so kennen heißt, mein Fräulein, nein. Aber ich habe ihn gesehen, als er vor zwei Jahren mit seinem Vater auf Befehl des Königs in Potsdam war. Ich werde mich ewig des Orgelconcerts erinnern, wo er unsern großen König hinriß, so daß man nicht wußte, ob dem Vater oder dem Sohne der Lorbeer gebühre!" —

Ohnmächtig glitt Antonie vom Sessel, kaum, daß Friedrich sie noch auffangen konnte. Alles sprang herzu! Das arme Mädchen wurde von Frau von Eichstädt zu Bett gebracht. — Vater und Sohn sahen sich erstarrt an, Niemand wußte den Verfall zu deuten. — Antonie mußte mehrere Tage das Bett hü-

ten, und hier war's, wo endlich ihr gequältes Herz sich vor ihrer mütterlichen Freundin ausschüttete. Als sie unter Thränen geendigt, bat sie um eine Unterredung mit Friedrich. — Der junge Mann, dem man inzwischen mitgetheilt hatte, wer Antonie sei, betrat ihr Gemach und fand sie im Sessel am Fenster.

Sie war sehr blaß und reichte ihm bewegt die Hand.

„Herr von Eichstädt, ich danke Ihnen, daß Sie kommen. Ich bin überzeugt, daß es Ihr edles Herz verschmähen wird, dem Grunde meines neulichen Benehmens wie meines Leides nachzuspüren. Ich habe nur eine dringende Bitte an Sie, und Gott mag es Ihnen belohnen, wenn Sie mir dieselbe gewähren!" —

„Mein Fräulein, ich bin zu jeder Antwort bereit." —

„Nun, so bitte ich Sie, mir nach Pflicht und Gewissen Alles zu erzählen, was Sie von Friedemann Bach wissen, und nehme hierüber Ihr edelmännisch Wort zum Pfande!" —

„Mein liebes Fräulein, das kann ich nicht. Zürnen Sie nicht, ich will Ihnen sagen, warum! Mir ist's klar geworden, daß Friedemann Ihnen theuer ist, oder doch — war. Wenn ich Alles von ihm sagte, würde ich Ihrem Gesundheitszustande wie Ihrem Herzen zuviel

zumuthen. Schließlich kann ich darum nicht offen ſein, weil ich ſelbſt Partei in der Sache bin.“ —

Antonie ſah ihn fragend an.

„Sie ſelbſt Partei in der Sache?“ —

„Ja, Antonie. Und da ich ſehe, daß es keinen andern Grund giebt, der Sie bewegen würde, mir fernere Mittheilungen über Friedemann zu erlaſſen, will ich Ihnen ſagen, warum mein Herz Partei iſt. Ich liebe Sie, Antonie. Ich hätte vielleicht nie den Muth gehabt, es Ihnen ſo offen zu ſagen, doch ich thu's, damit Sie mich nicht zwingen ſollen, Ihnen etwas zu erzählen, das Ihnen Friedemann entfremden muß. Eins kann ich Ihnen aber ſagen, nämlich, daß Friedemann Bach ganz in Ihrer Nähe lebt. Er iſt Obererganiſt und Muſikdirecter in Halle, es geht ihm alſo gut, das Andere erlaſſen Sie mir!“ —

Es erfolgte eine lange Pauſe, in der Beide einander ſtumm gegenüber ſaßen. In Antonieus Innern fluthete es auf und ab, endlich wurde ſie ſtiller und faßte die Hand des blaſſen, traurigen Friedrich. —

„Sie ſind ein Ehrenmann, Friedrich, und meine innige Verehrung haben Sie. Die wenigen Wochen, die ich Sie kenne, habe ich Sie hochachten gelernt, ob ich Sie lieben kann, Friedrich — weiß ich nicht, ich

muß erst wieder leben, — athmen lernen. Nach Ihrem offnen Geständniß kann ich Ihnen nur entgegnen, daß mir Friedemann einst sehr theuer war. Es war eine Kinderliebe, unüberlegt, aber doch tief und wahr. Mein Vater zerriß das Verhältniß, und Friedemann Bach mußte das Verbrechen, mich geliebt zu haben, mit entehrender Haft büßen. Ich kam nach Trotha. Seit jener Zeit habe ich einsehen gelernt, daß diese Liebe eine unbesonnene war und — ich liebte ihn nicht mehr. Aber sein Schicksal nagte an mir, und über das beruhigt zu sein, danke ich Ihnen. Als ich neulich zusammenbrach, Friedrich, war der letzte Rest meines Gefühls, das Mitleid mit ihm, ertödtet, denn nun er frei ist, fühle ich erst, wie weit wir nun von einander entfernt sind. Je mehr er steigt und glänzt, je beruhigter werde ich sein; denn das Glück hat ihn dann schadlos gehalten. Mein Wunsch ist nur der, daß er ein Mädchen finden mag, das für ihn paßt und gegen die Schranken dieser Welt nicht zu freveln braucht, wenn es sein Weib wird." —

„Können Sie mir das mit Allem, was heilig ist, versichern, Antonie?" —

„Das kann ich, Friedrich! Sagen Sie mir daher Alles von ihm, und beobachten Sie mich, ob ich davon ergriffen werde." —

„Nun, so sei es. Emanuel Bach liebt die Primadonna der Berliner Oper, die berühmte Astrua, welche eben so groß in der Kunst ist, wie schön als Weib.

Als Friedemann vor zwei Jahren mit seinem Vater in Potsdam war, verliebte er sich auch in die Astrua, die Emanuel vernachlässigte und Friedemann wegen seines größeren Talentes begünstigte. Ich hab' es aus Emanuels eignem Munde, der sich oft bitter über Beide beklagte. Sie steht in intimem Briefwechsel mit Friedemann, auch haben sie sich, wie's scheint, schon einigemal wieder gesehen." —

Antonie von Brühl stand langsam auf, — wie eine Königin, stolz und doch lächelnd im Liebreiz, sie glich dem Vater. Sie legte den weißen, vollen Arm auf die Schulter Friedrichs, sah ihm tief in's Auge, und eine Thräne fiel auf seine Hand.

„Das war das letzte Opfer für ihn, Friedrich. Ich achte ihn nicht mehr. — Morgen werde ich wieder ganz wohl sein und meinem lieben Freunde dann nicht mehr ohnmächtig werden." —

Friedrich ging, sein Herz war von tausend Gefühlen zerrissen.

„Die Astrua! — Und ich habe um ihn so lange

geweint! — Ah, er wird im Lied um sie geworben haben, er hat ja die Schablone!!" — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Durch die Eröffnungen, welche Antonie der Edelfrau von Trotha gemacht, durch das, was sie selbst Friedrich mitgetheilt, war für den engsten Kreis der Familie wenigstens der geheimnißvolle Schleier gefallen, welcher ihre Vergangenheit verhüllt hatte, mit ihm war aber auch jeder Verdacht in des alten Abraham von Eichstädt Seele gewichen. Der gutherzige Herr bat ihr in der Stille tausendmal alle unlautern Gedanken ab, die er, durch Brühls Strenge verführt, sich über die Art ihres Vergehens erlaubt hatte, und vereinigte sich stillschweigend mit Frau und Söhnen, um sie alles Trübe vergessen zu machen, in das heitere, lachende Leben wieder einzuführen. Abraham betrachtete sie wie seine Tochter, nicht nur insofern, als er hoffte, sie dem Sohne zu gewinnen, sondern in dem redlichen, liebevollen Bemühn, ihr den Vater, die Heimath zu ersetzen.

Antonie hatte, wie so viele Töchter vornehmer Leute, nie das eigentliche Gefühl der Familie gehabt. Die eben so engen wie menschlich schönen Beziehungen zwischen Aeltern und Kind, die Wechselwirkung, durch

welche sich beide Theile glücklich in der Liebe fühlen, waren Antonien ein unbekanntes Paradies, vor dem ihre zitternde Seele oft genug sehnend gestanden, dessen Schöne sich ihr wohl in kurzen Augenblicken gezeigt, aber in Wahrheit nie erschlossen hatte. Die illegitime Art ihres Ursprungs und daß die eigene Mutter so oft im Außenleben ihre Mutterschaft verhüllt hatte, war ganz geeignet, Antonien das Gefühl der Verlassenheit einzuimpfen, und alle reichen Eigenschaften ihres Herzens blieben unentwickelt in ihr zurück, wurden stille, heimliche Grundpfeiler, auf denen ihre schmachtende Hoffnung sich eine Traumwelt des Glückes erbaute, welches ihr das Leben von Geburt an versagen zu wollen schien. Diese ideale Welt des Glückes, der Freiheit und Liebe, die sie später jede Täuschung im Leben doppelt schwer empfinden ließ, schützte sie gleichwohl im Hause Brühls vor der Gefahr, in der Oberflächlichkeit des vornehmen Formenwesens unterzugehen und durch die laxen Begriffe der Moral und Tugend, die jenen Sphären eigen waren, vergiftet zu werden. Durch das Hofleben und die Intrigue, welche die Aeltern rastlos beschäftigte und ein Familienleben unmöglich machte, stets auf sich beschränkt, bildete sich Antoniens Charakter nach einer Seite namentlich fest und

entschieden aus. Sie erlangte zeitig eine individuelle Selbstständigkeit, eine Reife des Denkens, eine gewisse kalte Abgeschlossenheit nach außen hin und, wenn auch keine eigentliche Lebensklugheit, so doch eine Klugheit des Benehmens. Ihre Handlungen hatten eine für ihre Jahre seltene Entschiedenheit, ihre Aussprüche eine kernige Straffheit, und so heiß glühend, ja fast kindlich die Gefühle ihres Herzens waren, imponirte sie in ihrem äußern Wesen Jedem, der ihr entgegentrat. Obwohl sie ihre Aeltern nie recht lieben konnte, schenkte sie ihnen doch Achtung und Ehrfurcht. Als ihr nun durch Friedemann die erste Ahnung aufstieg, daß wahres Glück und freie Liebe im Leben kein bloßer Traum sei, durchzitterte ein freher Jubel ihre Seele, und alle Dinge färbten sich mit dem Rosenschimmer der Zufriedenheit. Sie überließ sich zuerst ganz dem Gefühl der ersten glücklichen Wirklichkeit ihrer Wünsche, und bedachte weder die Kluft des Ranges und der Abkunft, die sie von dem Musiker trennte, noch die Wandelbarkeit der menschlichen Zustände. Sie hatte noch keinen Begriff, daß die schönste Blume verwelken kann.

Ein tödtliches Entsetzen überfiel sie daher, als sie bemerkte, daß die eigene Mutter ihre Nebenbuhlerin werden wollte. Sie liebte Friedemann zu tief und

wahr, um es einen Augenblick für möglich zu halten, daß er sich von ihr zu ihrer Gebärerin wenden könne, aber eine tödtliche Verachtung, die das ehrfurchtsvolle Kindergefühl abstreifte, war die Folge davon, und wenn sie diesen Umschwung ihrer Denkungsart verheimlichte, geschah es, um nicht die Eifersucht der Gegnerin zu wecken, denn sie fühlte plötzlich mit aller Klarheit, an welchem Abgrunde ihr Glück stehe. Da erfolgte die Katastrophe, die ihren Traum vernichtete, den Geliebten in schimpfliches Elend, sie in tiefsten Schmerz stürzte, und sie verließ Dresden, wie der Schiffbrüchige ein ödes, verdorrtes Eiland, sich der Fluth überlassend, die sie an einen andern gleichgültigen Ort tragen sollte, den sie weder hoffte noch fürchtete. Wenn sich nun auch ihr Wesen einigermaßen in Trotha wieder emporraffen mochte, ihr Herz blieb auf dem Königstein.

Als sie jetzt plötzlich von Friedrich den Umschwung im Leben Friedemanns erfuhr, wie er von Friedrich II. geehrt und wieder rehabilitirt worden, bemächtigte sich mit jähem Hauch eine gerechte Genugthuung, aber auch eine Kälte ihres Herzens, die ihr nur zu sehr den Beweis gab, daß jene alte Liebe ihre reine Seligkeit verloren habe. Dem Leidenden konnte sie noch mit aller Innigkeit anhangen, dem Freien, dem stolz auf der Bahn der

Ehre Dahinschreitenden nicht mehr. Ohne zu erwägen, wie die Dinge bei Friedemann sich gestaltet hatten, überkam sie eine Bitterkeit bei dem Gedanken, daß er frei und geehrt war und keinen Versuch gemacht hatte, ihre Einsamkeit zu erforschen, ihr wenigstens zu sagen: „Härme Dich nicht mehr, ich bin frei!“ Sie sagte sich, daß in ihm derselbe Prozeß wie in ihr vor sich gegangen sei, daß er die Unmöglichkeit und Unbesonnenheit dieser Liebe erkannt, die Kunst allein zu seiner Braut erwählt, und so Ruhmespalmen erlangt habe, die sie sich weit größer vorstellte, als sie in Wahrheit waren.

Friedemann wie Antonie befanden sich Beide in einem großen Irrthum über einander, und weil Antonie von dem Wahnsinn wie allen anderen Vorgängen im Leben Friedemanns keinen Begriff hatte, Letzterer aber von dem Exil der Geliebten nichts ahnte, warfen sie sich Beide eine Treulosigkeit vor, die in Wahrheit in der ersten Zeit nicht bestand. Das ist das Wesen der Jugendliebe, daß sie eben so unbesonnen wie schön, eben so schrankenlos glühend, wie leicht vergänglich ist; denn nicht das Herz allein, eben so wenig wie der Verstand, ist fähig, dauernde Liebesketten zu schmieden. Das vermag nur jenes höhere dritte Sein im Menschen,

jenes Gefühl, das zugleich erkennt, jenes Denken, welches zugleich empfindet, kurz die ganze Seele des Menschen muß bei der Liebe sein, wenn sie dauern und Früchte tragen soll. —

Antoniens Liebe für Friedemann war todt, als sie aber die volle Wahrheit erfuhr, konnte sie ihn auch nicht mehr achten. Er war in ihrem Leben eine jener Ruinen, jener Leichensteine der Erinnerung, die man gern sobald wie möglich hinter sich läßt, und froh ist, zu wissen, daß sie sich immer weiter in's Grau der Ferne verlieren, je rüstiger und unaufhaltsamer man vorwärts schreitet. Es kommt aber einst eine Zeit, wo wir nicht mehr vorwärts schreiten, die Höhen des Lebens hinter uns haben, und nur noch verlieren können. Dann wenden wir uns zögernd um, schauen die lange Perspektive hinab bis an die Wiege, und die Ruinen beleben sich, die begrabenen Erinnerungen steigen aus ihren Särgen, halten einen neckenden Geistertanz, und tiefe Traurigkeit, die nie ganz frei von Reue, umschleiert unser Herz, und spöttisch winken die versäumten Stunden. So gelebt hat Keiner, daß er nicht etwas Unvergeßliches doch vergaß. Ach, das Alter betrauert am meisten die — Unterlassungssünden. Was wir Fehlerhaftes gethan, durch bessre Thaten verlöschen wir es

sorgsam, was wir aber vergaßen, — holt sich nie ein! —

Antoniens Zustand war jetzt in jeder Beziehung besser. Sie fühlte sich im Prüfungsfeuer gereinigter für's Leben, hatte namentlich in der ländlichen Einsamkeit eine Freiheit, die sie bisher nie gekannt, und in ihr erstand unter diesen lieben, herrlichen Menschen das erste Mal der reine, höhere Begriff der Heimath, der Familie.

Friedrich hatte seine Urlaubszeit verlängert erhalten, und, keiner Falschheit sich bewußt, verfolgte er mit aller Zartheit und Emsigkeit seine Werbung. In diesem liebenswürdigen, geistes- und herzensgroßen Manne trat Antonien ein schöner, klarer, vollendeter Charakter entgegen, der das Leben mit heiterer Klugheit, sinniger Liebenswürdigkeit beherrschte und, ganz geeignet zum Leiter und Gefährten eines Weibes, Antonien die Welt, die Menschen, die Berechtigung jedes Dinges in der Natur kennen und schätzen lehrte. Sie verehrte und liebte ihn, ehe sie sich dessen bewußt ward, und erst, als sie eines Morgens im Garten vor dem zielenden Cupido standen, und Friedrich, sie umarmend, das schüchterne „Ja" von ihren Lippen stahl, erwachte sie zur seligen Gewißheit ihrer neuen Bestimmung.

Vierzehn Tage ſpäter empfing ſie von des Vaters Hand folgenden Brief:

„Mein Kind!

Mein alter Freund von Eichſtädt hat bei mir angefragt, ob ich in die Werbung ſeines zweiten Sohnes, des Kammergerichts-Raths Friedrich v. Eichſtädt, um Deine Hand willige. Darauf antworte ich: daß ich meinerſeits damit ganz einverſtanden bin und von Herzen meinen Conſens gebe, Dir jedoch die Dispoſition vollſtändig frei laſſe. Ich bin überzeugt, daß Dein geſundes Urtel über gewiſſe Dinge und Perſonen, die ich nun gern vergeſſe, gerichtet hat, und Du einſiehſt, daß meine anſcheinende Härte aus meinem Pflichtgefühl entſprang. Entſcheide darum in eigner Wahl über Deine Zukunft. Zu Deiner Verlobung werde ich nicht kommen, Geſchäfte verhindern mich; am Hochzeitstage jedoch will ich nicht fehlen. Durch Allerhöchſte Munificenz, und das, was Dir aus dem Privatvermögen Deiner Mutter gewährt iſt, wirſt Du in den Stand geſetzt ſein, ein Deinem Stande gemäßes Haus in Berlin käuflich an Dich zu bringen. Ich werde dafür ſorgen, daß Du es Deinem Zukünftigen als Mitgift zubringen kannſt. Was die ſonſtige Ausſteuer betrifft, ſo magſt

Du hierzu jede erforderliche Summe bei mir in Anspruch nehmen.

Dein aufrichtiger Vater

H. v. Brühl." —

Dieser Brief bestätigte Antonien die Ansicht, zu welcher sie nach und nach über den Charakter ihres Pflegevaters gekommen war. Nicht unbekannt mit den vielfachen und gewagten Mitteln, die er angewendet hatte, um in den Besitz ihrer Mutter zu kommen, lernte sie endlich einsehen, daß seine Strenge weniger der Tochter galt, als der Befriedigung seiner verletzten Ehre. Sie erkannte in diesen Zeilen die tiefe Kluft zwischen ihm und ihrer Mutter, und eine Art Achtung für Brühl gewann in ihr Raum, insofern jede strenge Consequenz, die einen sittlichen Boden hat, Achtung einflößen muß. — —

Kein Gedanke ist wohl schöner, als ein Fest der Liebe auf dem Lande, wenn Lenz und Sonne, Blüthenschnee und Waldesgrün die Herzen einsegnen, die sich einander für alle Zeiten zu eigen gegeben. Denke man sich nun dabei die glücklichen Gesichter geliebter Eltern, die fröhliche Schaar der Dienstleute und Dörfler von Tretha, den Müller mit seinem Weibe an der Spitze, die in gutmüthiger Verlegenheit und breitspuriger Naive-

tät gratuliren kamen und das junge Paar in Frühlingsblumen hüllten, so fühlt man recht, daß solche Augenblicke zu schön sind, um nicht selten zu sein.

Die Verlobung der beiden Liebenden ward also an einem freundlichen Sonntage gefeiert. Mit ihr sank für Antonien die Vergangenheit in's Grab und ließ sie viele Jahre des Glücks und der Liebe ahnen. Die erste Thräne der Dankbarkeit seit langer Zeit netzte am Abend ihr Kissen, ehe sie unter süßen Traumbildern einschlief. —

VIII.

In der Stadt.

Zu Halle auf dem Markt,
Da stehn zwei große Löwen.
Ei, du hallischer Löwentrotz,
Wie hat man dich gezähmet!

Zu Halle auf dem Markt,
Da steht eine große Kirche.
Die Burschenschaft und die Landsmannschaft
Die haben dort Platz zum Beten.

Heinrich Heine hat sie treffend und — einseitig geschildert, eben so, wie die gute Stadt in Wahrheit ist.

Wie altersgrau sie uns anblickt mit ihrem rothen Thurm, der in greisenhafter Langeweile auf die junge Generation herabgähnt! Die verräucherten Häuser in fabelhaftem Mischstyl begrenzen krumme, enge und wink-

lichte Gassen, und wer wissen will, was schlechtes Pflaster und Koth ist, gehe nach Halle. Dem Mangel an Straßenreinigung steht die Straßenbeleuchtung würdig zur Seite, denn der melancholische Schein der spärlich vertheilten Laternen ist nur dazu da, das Dunkel ringsum recht erkennbar zu machen, das Dunkel, in dem keine Keuschheitslampe vor'm Munkeln schützt und das den schwergeladenen Musensohn mütterlich umschleiert, wenn er, ein verstehlenes Lied auf lallender Zunge, nach Hause wankt und den Affen zum Kater trägt. — Es giebt keinen Ort, für den der Ausdruck Rococoromantik besser paßte.

Zu Halle auf dem Markt,
Da stehn zwei große Löwen.
Die Burschenschaft und die Landsmannschaft
Die haben dort Platz zum Beten.

In keiner Universität, etwa Wittenberg zur Zeit der Reformation ausgenommen, haben die streitenden Ideen der Zeit enger und länger Leib an Leib gewohnt, als hier. Das alte Halle ist seit langer Zeit Tummelplatz der abstracten Prinzipien gewesen, und in ihm hat sich ein gutes Theil deutschen Geistes zer-, aber auch verarbeitet. Es sind noch immer die beiden guten alten Löwen: Burschenschaft und Landsmannschaft, Philosophie

und Theologie, die bei der alten Kirche stehen und da Platz zum Beten haben. Heinrich Heine mochte, als er diese Verse schrieb, mit wehmüthigem Spott an die „Schwarzen" denken, die guten Squenze, die das erste Mal den Marquis Posa spielten und es der Mainzer Untersuchungs-Commission so bitter bezahlen mußten. Nun ist er selbst todt und gezähmt, der wilde deutsche Löwe, das große Herz, das königlich freie mit der Katzennatur. Gesunken ist das stolze, mähnenumwallte Haupt voll thörichter Weisheit, voll weiser Thorheit, erlahmt der Flug seiner Gedanken, das vulkanische Beben seiner Brust voll Liebeslava. Auch er war ein Schwarzer, ein Unbedingter, der sein heimliches Utopien hatte. Die St. Simonisten, Prosper Enfantin und die Georges Sand wissen es noch! Mit dem großen deutschen Rhapsoden sank der letzte Rest der politischen Romantik, der letzte trotzigstolze Rest des contemplativen Subjektivismus in's Grab. — Und noch stehn zu Halle auf dem Markte

Die beiden großen Löwen,
Die Burschenschaft und die Landsmannschaft
Haben da Platz zum Beten.
— — — — — — — — — — — —

In diesen engen Gassen hat die Wissenschaft ein

gutes Stück deutscher Geistes-Geschichte geschrieben, und der Hallische Löwentretz ist noch nicht todt, er zuckt manchmal sehr merklich mit der Klaue. Es gab aber eine Zeit, wo er noch jung war, noch keine Zähne verloren hatte und ihm allgemach die Mähne wuchs: eine Zeit, wo er von politischen Träumen und Weltschmerz so gut wie von den Scropheln der Menschheit nichts wußte.

Die Universität war mit Glanz durch Thomasius, ihren ersten Rector, eröffnet worden, Newton's und Leibnitzens Ideen waren Manna für die Jugend, und Wolf ward für die freie Forschung, für die Kritik des Daseins mit allen Mitteln seiner Philosophie, seiner funkelnden Beredtsamkeit. Auf der andren Seite stand August Hermann Franke, der stille Mensch des Gebets und der That, der Waisenhausstifter. Sein Leben war Mühe und Schweiß, mit fast nichts begann er das Wunderwerk seiner Stiftung und führte es mit fanatischer Consequenz, mit gottseliger Zähigkeit aus. Er hatte in sich und seinem Leben die ewige Liebe erkennen und heilig halten gelernt, weil er selbst ewiger Liebe voll war. In ihm trat die Menschheitsidee in hyperfrommer Form auf. Die Form lag in seiner Zeit, der Inhalt, die Idee war ewig! Franke, gleich feind-

lich der kasuistischen Theologie wie der analysirenden Weltweisheit, Freund der Beschaulichkeit und Askese, die unter Zinzendorf ihr dogmatisches Panier entfaltete, war ein Vorkämpfer des Pietismus und der Erste, der sich mit all' der Omnipotenz, die ihm seine Stellung verlieh, dem „Disputirer" Wolf entgegen stellte. Er that es mit dem reinen Willen, der der Schmuck seines ganzen Lebens war, that es mit der heiligen Entrüstung, die ihn am Lebensabend überkam, als er sehn mußte, daß das „Wortwissen" sich da breit machte, wo seiner Meinung nach der stille Glaube allein herrschen sollte. Zu ihm gesellte sich Lange, dessen Waffen schärfer, dessen Mittel zum Kampf gemeiner waren, weil der schwarzgallige Neid, der hohle, wahnwitzige, pfäffische Zelotismus, die bornirteste Eitelkeit seine ganze Innerlichkeit ausmachten. Wer kennt nicht jenen wüthenden Kampf damaliger Zeit zwischen Theologie und Philosophie, den Kampf, der sich zwischen Naturwissenschaften und Theologie in unsern Tagen zu verjüngen scheint? Wolf ward von Halle auf's Schimpflichste verjagt, und während Francke in's Grab sank, ohne seine reinen Hände mit dem Fluch des Antheils an dieser That befudelt zu haben, sank Lange, nunmehr seines großen Gegners baar, in hohle Nichtigkeit zurück.

Als aber Friedrichs II. Stern über Preußen aufging und Wolf auf sein Geheiß aus Merseburg, seinem Exil, als Großkanzler der Universität, 1740 in Halle einzog, da wallfahrtete die akademische Jugend in vollem Wichs mit wallendem Stürmer, leuchtender Schärpe und gezogenem Schläger durch's Leipziger Thor ihm entgegen, führte ihn jubelnd durch die Stadt und introducirte ihn feierlichst. Die Theologie, die unumschränkt geherrscht hatte, war aus dem Sattel gehoben, und die Philosophie der Leitstern der neuen Universitätsepoche. Eine Regsamkeit und Freiheit der Gedanken, wie man sie nie gekannt hatte, durchzündete die Jünglinge. Die schwach besuchten Hörsäle der Weltweisheit, Naturgeschichte und Mathesis füllten sich mehr, denn je, und binnen wenigen Jahren entfaltete das alte Halle einen Glanz und Ruf, der durch ganz Europa strahlte. Die in den Hintergrund getretene Theologie, ihrer Hauptstützen Lange und Franke beraubt, grollte und wurde zehnfach blinder und zäher in ihrem Kampf, da sie unter Friedrich II. nicht hoffen durfte, ihr beanspruchtes Vorrecht wiederzuerlangen. —

Wie hoch Wolf in Friedrichs Gunst stand, wie sehr es Letzteren Gewissens- und Ehrensache dünkte, den gekränkten Mann alle Unbill vergessen zu machen, bethä-

tigte er dadurch, daß er denselben fünf Jahre nach seiner Wiedereinsetzung zum Freiherrn v. Wolf machte. —

1748, als das akademische Leben zu Halle gerade in seinem höchsten Flor war, erschien, vom König besonders dazu ernannt, Friedemann Bach als Musikdirektor und Oberorganist der Marienkirche zu Halle. Von Wolf, als einer seiner geliebtesten Schüler während seines Exils in Merseburg mit offenen Armen empfangen, durch sein Wissen, sein einnehmendes, wieder elastisch gewordenes Wesen, besonders aber durch seine Kunst Alles bezaubernd, ward er bald der Abgott der Studenten!

Hell funkelte wieder sein guter Stern, der Stern der Kunst und Liebe. Noch einmal trat mit lächelndem Antlitz, mit offenem Füllhorn zu ihm das Glück und fragte ihn: ob er es dauernd fesseln könne. — Sein Wille war gut, die Erfahrungen, die er gesammelt, hatten ihn zweifelsohne vorsichtiger, behutsamer gemacht. Er wußte nun, welch schwere Kunst das Leben sei und wie wenig Zeit er habe, wenn er das Versäumte nachholen wolle. Er hatte sich gleich in der ersten Zeit einen festen Plan seiner Thätigkeit gebildet und begann ihn mit eben so regem Eifer wie glücklichem Erfolge durchzuführen.

Sein Ideal war, den musikalischen Theil der Studentenschaft in Instrumental- und Vokal-Musik weiter auszubilden, und einen großen Sängerchor mit Soli's, wie ein bedeutendes Orchester aus ihm zu schaffen. Für diesen wollte er componiren und so alle Träume, die er von der Macht und Vielseitigkeit der Musik hatte, verwirklichen, durch ihn den Ruhm, die Zinne seines nagenden Ehrgeizes erklimmen, und die alte Prophezeihung seines Vaters: „Der wird einst größer als ich!" wahr machen. Es war wohl kein Wunder, daß er sich zu seinem geliebten Lehrer Wolf und dessen geistiger Richtung hingezogen fühlte und, bei aller Achtung, die er seinen geistlichen Vorgesetzten erwies, dem Philosophen in menschlicher Beziehung, wie in seiner Denkart, viel näher stand, zumal ihm sein Superintendent und die Unterprediger mit kaltem Argwohn begegnet waren, da sie sich zu einer Amtsbesetzung, die strictc von König Friedrich ausgegangen war, nichts Gutes für sich versahen und Friedemann erst sondiren wollten.

Er war einst bei Wolf, und sie hatten lange discutirt. Einige Professoren und Studiosen, aus denen die Gesellschaft bestand, waren eben fortgegangen.

[Friedemann, der Letzte, griff nach Hut und Stock, als ihn Wolf noch eine Weile zurückhielt. —

„Lieber Bach, ein Wort noch! — Sie sind erst kurze Zeit hier, Sie kennen Halle und seine Verhältnisse zu wenig. Hören Sie auf den Rath eines alten Freundes. Sie wissen, wie lieb ich Sie habe und wie gern ich's sehe, wenn Sie mich recht oft besuchen und der Weltweisheit Ihre Vorliebe schenken. Aber eben weil ich Sie so lieb habe, bitte ich Sie jetzt, besuchen Sie mich nicht mehr so oft, es möchte Ihnen schaden. Halten Sie Sich lieber, aus Klugheit wenigstens, etwas mehr zur Theologie, zu Ihren Vorgesetzten an der Marienkirche. Gottesgelahrtheit und Weltweisheit liegen einander in Halle ewig in den Haaren, und Sie werden, zumal jetzt, wo die Theologie im Schatten steht, Sich alle Die auf den Hals hetzen, die sich ohnedies schon gekränkt wähnen und doch nun einmal Ihre Behörden sind, die Ihnen das Leben verbittern können." —

„Illustrissimus, Sie haben wohl recht, aber was soll ich denn machen? Ich kann doch den Leuten nicht das Haus einlaufen, wenn sie mich kalt und scheel ansehen und bei sich aufnehmen, als käme irgend ein Hans Narr und nicht der Mann, den der König in sein Amt eingesetzt hat!" —

„Ei ja, das ist ganz gut! Sie sollen ja auch nicht

den Speichellecker machen und dem Pietismus und Mysticismus die Schleppe tragen, das verlange ich am wenigsten von Ihnen, aber Sie sollen klug sein und sich die Leute nicht verfeinden. Man muß es dummen und brutalen Menschen, wenn man einmal mit ihnen leben muß, gar nicht zeigen, daß man ihre Narrheiten und Bosheiten merkt. Ist der Superintendent grob, so sind Sie freundlich, ist er hochfahrend, sind Sie gelassen, ohne devot zu sein. Thun Sie im Uebrigen Ihre Schuldigkeit, seien Sie ein Philosoph für sich und besuchen Sie, wie gesagt, den alten Wolf nicht zu oft, es könnte Ihnen wirklich schaden, Bach. Jeder muß sich nach der Decke strecken!" —

Das that Friedemann doch recht weh.

Seinem graden Sinn kam es wie Heuchelei vor, daß er Wolf meiden und sich Leuten nähern sollte, die ihn schon abgestoßen hatten, für die er ihres ganzen Wesens wegen keine rechte Neigung fassen konnte. Dennoch suchte er seiner Stellung zu Liebe diese Annäherung zu bewirken, war in jeder Beziehung freundlich, gefällig, und bemerkte absichtlich nicht die scheelen Blicke, die die Pastores der Marienkirche auf ihn richteten. Vor Allem war es der Superintendent Spez, ein Schwiegersohn Lange's, der, einseitig theologisch und brutal dumm,

ganz und gar im Fanatismus des Wolf-Langeschen Streites untergegangen war.

Um ihn gruppirte sich Franke's Sohn und Schwiegersohn Freylinghausen nebst dem Lehrer-Collegium des Waisenhauses, zwei ältere Professoren und die Unterprediger.

Was Friedemann aber ganz besonders peinlich sein mußte, war, daß der Unterorganist Schnabel, der Langes zweite Tochter, die buckligh war, aus Speculation geheirathet, in Folge dessen sein Amt erlangt und bereits schon auf die Obererganistenstelle gehofft hatte, gegen ihn, als glücklichen Concurrenten, mit all der Wuth und Galle, deren sein hämischer Charakter fähig war, Feuer spie. Durch Schnabels Verschwägerung mit Spez ward Friedemanns Stellung noch mehr beunruhigt, und wie er sich auch biegen und schmiegen wollte, sah er doch bald einen unvermeidlichen Bruch herannahen.

Was den kleinen Schnabel, dessen dürre Schenkel sich in der engen Manchesterhose und den schwarzseidenen, wadenlosen Strümpfen wie Spinnenfüße ausnahmen, an Friedemann am meisten ärgerte, war dessen künstlerische Ueberlegenheit, und Thränen der Wuth und Verzweiflung schlüpften ihm aus den Augen, als er

Friedemanns erste Phantasie auf der Orgel mit anhörte und die Kirche von den Hallischen Generatieren vollgedrängt war, die ihre Begeisterung kaum mäßigen konnten.

Schnabel war gar kein so schlechter Organist, er hatte den strengen Styl los und manches Anerkennenswerthe componirt. Wäre der kleine Kerl kein neidischer und frömmelnder Partheimensch gewesen und hätte sich mit Friedemann besser zu stellen gewußt, Beide hätten von einander profitiren und neben einander ohne Schaden bestehen können. Statt dessen suchte Schnabel die Stellung Bachs auf jede Art zu untergraben, und sein Augenmerk war vorerst, Friedemann die fatalen Orgel-Concerte zu verleiden, die so rasenden Zulauf hatten.

An einem Sonnabend Nachmittag hatte der junge Bach wiederum seinen Freunden einen solchen Orgelschmaus bereitet, und Spez, durch Schnabel angestachelt, beschloß: „trotz dem König" diesem „Unwesen" ein Ende zu machen. Er ließ den Organisten Bach denselben Abend zu sich bescheiden und empfing ihn in Anwesenheit Schnabels. —

Herr Organist Bach, ich habe schon zu mehreren Malen bemerkt, daß Ihr das Haus des Herrn dazu benutzt, sogenannte Orgel-Concerte oder Phantasien vor

einer Masse Menschen zu executiren, die sonst das ganze Jahr unsern Herrn nicht anzusehen pflegen und nur hineingehen, wenn Ihr Eure Tonspectacel loslaßt. Das ist bisher nie in unserm ehrsamen Halle Sitte gewesen, und ich erkläre Euch kurz und gut ein für alle Mal, daß ich nicht dulden werde, daß unsere liebe Kirche zu Sanct-Marien solchem heidnischen Divertissement und Zeitvertreib diene. Ich untersage Euch hiermit den Gebrauch der Orgel, außer zum Gottesdienst. Ihr seid ein Diener und Knecht der Kirche, auf deren Geheiß Ihr zur Verherrlichung des Höchsten beitragen dürft, die Euch aber verbietet, Allotria zu treiben!" —

Alles Blut wich Friedemann aus dem Körper. Seine Orgel, seine geliebte Orgel wollte man ihm nehmen, er sollte weiter nichts mehr sein, als ein Musikant, der begleitet, wenn die Menge singt? — und neben ihm stand höhnisch lächelnd der kleine Schnabel!

Noch nie war ihm so intolerant, so giftig gemein ein Priester des Höchsten entgegengetreten.

Von Jugend auf hatte er sich gewöhnt, diesen Stand zu achten und zu verehren, eine Art heiliger Scheu vor ihm zu empfinden. Wenn ihm auch die pietistische Richtung, deren dumpfes Treiben er erst in Halle so recht in der Nähe sah, längst zuwider war, so ehrte er selbst in

dieser übertriebenen Form den Diener Gottes und war geneigt, immer noch an die Lauterkeit seiner Absichten zu glauben. Aber in diesem Moment sank die Würde der Gottesgelahrtheit unendlich tief vor ihm. Nach einer Pause, in der er alle seine Fassung zusammennahm, antwortete er ihm ruhig und einfach:

Mein Herr Superintendent! Ich weiß wohl, daß Sie mein Vorgesetzter sind und daß ich Ihnen in allen meinen Amtsverrichtungen Achtung schuldig bin und Folge zu leisten habe. So viel ich weiß, ist das bis dato auch pünktlich geschehen. Außerdem aber, daß ich an der Kirche hier den Gemeindegesang zu accompagniren und die Präludien zu besorgen habe, bin ich noch — Künstler, Herr Superintendent, der nicht nur seine übrige Zeit verwendet, wie ihm beliebt, sondern auch in der Zeit, wo kein Gottesdienst stattfindet, die Orgel verwendet, wie ihm beliebt! Mein Vater, der große Bach, giebt Orgel-Concerte, so viel ihm gutdünkt, und hat vor Potentaten gespielt. Ein Orgel-Concert vor Seiner Majestät war's, welches mir diese Stellung hier eingetragen hat, und so lange ich lebe, werde ich Orgel spielen, wann und vor wem ich will, oder ich rühre keine Taste mehr an! Was ich auf der Orgel spiele, ist weder eine Sarabande, noch eine Menuett, sondern

Das, was der Würde des Instruments und der Heiligkeit des Orts angemessen ist. Dabei bleibt es!" —

„Nein, dabei bleibt es nicht!" polterte außer sich der hochrothe Theologe. „Wenn die Wolfianer, das philosophische Gesindel, auch ungestört den Atheismus und die gottverdammte Afterweisheit predigen darf, so weit sind wir noch nicht, daß die Kirche zum Baalsdienst, zum Sinnenkitzel gebraucht wird! Da fehlt nur noch, daß man die Bänke hinausschmeißt, drinnen tanzen läßt und säuft, das wäre wahrhaftig keine größere Schändung, als Seine Satansmusik. Ob Er vor Potentaten spielt, ob Er's seinem Vater nachmacht, geht mich nichts an, und fängt Er so was wieder an, dann laß' ich Ihm die Kirchenthür durch die Polizei schließen, das sag' ich Ihm!" —

„„Und daß Er ein Narr ist, das sag' ich Ihm!"" —

„Was?!! Schnabel, meint Der mich?!" —

„Ja, er meint Dero Hochwürden!!" —

„Mensch!!!" schrie Spex.

„Mensch!!!" schrie Friedemann.

Eine Pause erfolgte. —

„Ich bin Superintendent und Ihr Vorgesetzter, Herr!"

„Ich bin Oberorganist und Musik-Director zu Halle durch Seine Majestät und bin Künstler!“ —

„Ich werde mich in Berlin über Sie beklagen! Sie spielen keinen Ton mehr in meiner Kirche!!“ —

„Klagen Sie, ich spiele keinen Ton mehr in Ihrer Kirche!!“ —

Auf's Höchste empört und erregt erzählte Friedemann noch denselben Abend Wolfen die ganze Sache, und obgleich ihm dieser zur Mäßigung rieth, sah der Professor doch zu gut die Quelle des ganzen Streits ein, um nicht von der Unheilbarkeit desselben überzeugt zu sein, und sagte schließlich Friedemann seine Hülfe bereitwilligst zu, falls irgend dieselbe Spezen gegenüber nothwendig werden sollte. —

Friedemann Bach, dadurch ermuthigt und beruhigt, beschleß dem „Pietistengesindel“ zu zeigen, daß er nicht mit sich spaßen lasse, und schlenderte, sich in seinen Groll verbeißend, von Wolf, der in der Universität wohnte, durch die Baarfüßergasse der Marienkirche zu, denn dicht daneben im Thalhause hatte er seine Amtswohnung. An der Ecke der Brüdergasse liegt am Markt ein vielbesuchtes Wirthshaus, der goldene Ring, in jenen Tagen aber unästhetischer Weise „das Saufloch“ genannt, ein

Spitzname, den ihm die durstigen Musensöhne verliehen hatten. Es war das besuchteste Bierlokal der Stadt. Von Tabacksqualm erfüllt, hatte es eine Reihe enger Stuben, wo gut und viel gespeist, und noch weit mehr gezecht wurde. Das vordere Zimmer nahm der Plebs ein, die sogenannten Laufgäste, die eben vorbeipassirten; das nächste größere Zimmer hatten die ehrsamen Bürger, Beamten und Stadtheneratieren inne, die drei letzten Räume waren Aufenthalt der Musensöhne. Hier erschall bis tief in die Nacht Gläser- und Liederklang, und mancher gute Mutterpfennig löste sich hier in „Taback und in Cerevis" auf. Hier pflegte Friedemann Mittags zu essen, und obwohl er Abends sich in Anbetracht seines Standes von dem Local fern hielt, trat er doch heute hinein, weil entweder sein Magen durch den Aerger rebellisch gemacht war oder er sich nach der gehabten Aufregung zerstreuen wollte. Vielleicht war's auch ein heimlicher Kitzel, der ihn dabei beschlich, über die theologische Pedanterie seiner exclusiven Stellung hinwegzugehen. Er betrat also das „Sauloch" und fand in der „Bürgerstube" eine Masse Verehrer, z. B. den Postmeister, den Syndicus und Andere, die ihn jubelnd empfingen und sich in begeisterten Lobeserhebungen über sein Orgelconcert ergingen.

Bald genug gewahrten auch die nebenanweilenden Studiosen seine Anwesenheit, und ehe er sich's versah, war er mitten im Schwarm seiner fanatischen Anhänger, die ihn in Wort und Lied, vor Allem aber im Trinken feierten.

Man ist oft in Stimmungen, wo jedes Lob entgegengesetzt wirkt; wo es, statt uns einer erlittenen Kränkung zu überheben, dieselbe doppelt stark empfinden läßt und uns um so mürrischer macht. Dies war desto mehr bei Friedemann der Fall, je neuer ihm die Art der erfahrenen Unbill war, je scheußlicher sie ihm erschien, da sie von den Lippen eines Mannes geflossen war, der nur Versöhnung, Liebe und Hoheit athmen sollte, dessen Stand Friedemann bis jetzt so hoch gehalten hatte.

Jemehr die Gesellschaft im „Saufloch" nun Friedemann lobte, und sich's angelegen sein ließ, seine mürrische Stimmung zu verbannen, desto verstimmter wurde er, bis plötzlich sein verhaltener Aerger, der Schmerz über den Verlust seiner Orgel sich in der Erzählung Dessen Luft machte, was ihm von Spez und Schnabel widerfahren war. Ein Schrei der Wuth brach als Antwort hervor! „Der verdammte Duckmäuser! der Lump!" — und ein Hagel nicht zu wiederholender Schimpf-

worte fiel von allen Seiten. In der ersten Hitze wollten die empörten Musensöhne dem Spex vor's Haus ziehen und die Freigabe der Orgel verlangen, und nur die Bitten des Syndikus, nur das Argument: daß man Bachs Stellung noch mehr dadurch gefährde, schließlich aber Friedemanns Aeußerung, „daß er mit den Herrn zu Sanct-Marien allein fertig werden würde," brachte die jungen Leute zur Vernunft.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß der Pastor Spex schon morgen froh sein soll, wenn ich seine Orgel wieder spiele! — Damit ging er. —

Wie ein Lauffeuer ging die Erzählung des Vorfalls durch die ganze Stadt.

Am nächsten Morgen, es war Sonntag, konnte in der Marien-Kirche kein Apfel zur Erde. — Friedemann war frühzeitig von Hause fortgegangen. —

Die Glocke läutete zur Kirche, Friedemann Bach erschien, aber unten im Schiff, und setzte sich mitten unter die Gemeinde.

Alles sah ihn erstaunt an!

Ein Haufe Studenten stand in seiner Nähe, man flüsterte überall und harrte erwartungsvoll der Dinge. Wohl nie hatte sich eine Gemeinde mit geringerer Andacht in der Marien-Kirche zusammengefunden, als heute.

Die Zeit, den Gottesdienst zu beginnen, war schon vorüber, den Leuten wurde ordentlich ängstlich und Viele schüttelten die Köpfe.

„Ich bin blos neugierig, wer heute die Orgel spielen wird!“ sagte Friedemann halblaut zu ein paar Studenten, die ihm zunickten und lächelten.

Inzwischen war Spex in größter Verlegenheit, die Kirche sollte beginnen und noch fehlte Bach. Wenn man nur die Orgelschlüssel gehabt hätte, würde Schnabel schon die Begleitung und das Präludium übernommen haben. Endlich entdeckte der Küster den überall Gesuchten im Schiff der Kirche und bat ihn, zu spielen.

„Ich? — Nein! Ich will auch einmal zuhören. Spiele, wer Lust hat!“ —

„Aber mit Verlaub, Herr Oberorganist, der Herr Schnabel hat ja die Orgelschlüssel nicht! —

„Das weiß ich wohl, ich hab' sie in der Tasche!“ —

„Wollen mir der Herr Oberorganist die Schlüssel nicht verabfolgen?“ —

„Ich denke gar nicht d'ran. Mag der Herr Schnabel sehn, wie er fertig wird!“

Der Küster ging.

Nun schickte Spex den Küster und ließ Bach zu

einer Unterredung bitten. Friedemann erschien in der Sacristei.

Zitternd vor Wuth und Aerger, doch alle Kraft aufbietend, um sich nicht noch mehr bloß zu geben, empfing ihn der Prediger.

„Herr Oberorganist Bach, ich bitte mir die Orgelschlüssel aus!“

„Herr Superintendent Spez, die gebe ich nicht. Die Orgel ist unter meinem Verschluß!“

„Und Sie weigern sich, im Hause des Herrn an Ihre Amtsverrichtungen zu gehen?“

„Ich weigere mich, weil Sie mich selbst derselben enthoben haben und ich damit einverstanden bin. Mein Amt hat mir Seine Majestät der König gegeben, das können Sie mir nicht nehmen, Herr Prediger. Den Gebrauch Ihrer Orgel können Sie mir zwar entziehn, aber ich, als von Sr. Majestät bestallter Oberorganist der Marien-Kirche zu Halle, werde dafür sorgen, daß kein Pfuscher mir in's Amt geräth!“ —

„Aber ich bitte Sie um Gotteswillen, was soll denn geschehen?“ —

„Das weiß ich nicht!“ —

„Wollen Sie denn die Orgel gar nicht mehr spielen?“ sagte Spez, der voll Angst und wachsendem Haß zitterte.

„Nein! Entweder habe ich über die Orgel zu befehlen und spiele sie, wann und wie mir gefällt, oder gar nicht!“ —

„Nun so spielen Sie sie in — — — Himmels Namen, wann und wie Sie wollen, ich gebe mich drein!“ —

„Das ist was Andres. Sie haben's gehört, meine Herrn!“ sagte er zu den Uebrigen und verließ die Sacristei.

Wenige Minuten später dröhnte die Orgel im Präludium herab auf die Gemeinde. — — — — — —

Sper, besiegt und dem Spott der akademischen Jugend anheim gegeben, fühlte, was ihn dieser Vorfall gekostet, fühlte, wie tief seine Autorität bei der Gemeinde sinken mußte, und beschloß, auf der Stelle etwas dagegen zu thun. War einmal der Scandal öffentlich geworden, so wollte er wenigstens die Genugthuung haben, denselben auf das Haupt Friedemanns, ja auf die ganze Philosophie und ihr Treiben in Halle zurückzuwerfen. Er bestieg die Kanzel mit diesem Vorsatz, und, indem er das Evangelium von den „anvertrauten Pfunden“ und dem „unnützen Knecht“ zum Grundtext der Predigt nahm, überschüttete er in wüthender Kapuzinade den armen Friedemann Bach mit seinem ganzen Haß und verlieh dem Streit, der bis jetzt noch den

Character eines Geheimniſſes getragen, eine ſchrankenloſe Oeffentlichkeit, die der Rückſichtsloſigkeit eines Abraham a Sancta Clara Ehre gemacht haben würde.

Das Opfer ſeines Grimms ſaß indeſſen regungslos im Orgelſtuhl und hörte bitter lächelnd dem Sermon zu. Es ging in ihm in dieſem Augenblicke eine furchtbare Umwandlung vor. In ſeiner Seele brach der Thron, den die Theologie, die Kirche von Jugend auf inne gehabt, zuſammen, er erkannte, daß der reine Glaube ein Ideal, ein Goſen ſei, das nur im Herzen liege, nur von wenigen Dienern Gottes mit wahrhafter Reinheit geübt, meiſt aber entſtellt, zu irdiſchen und unlautern Dingen, vor Allem zur Herrſchaft dieſer Welt und zwar im gemeinſten Sinn des Worts gebraucht werde. Sein ſchmerzlich bewegter Geiſt wandte ſich der Weltweisheit zu, in der er wenigſtens Redlichkeit zu finden glaubte. —

Nicht genug aber, daß Spez in ſeinem Zelotismus Friedemann öffentlich angriff, er ſchweifte von ihm auf den „unnützen irdiſchen Stolz, das dumme Weltwiſſen und die hohle, verächtliche Weltweisheit“ über, und nun im eigentlichen Lieblingsfahrwaſſer ſeiner Rhetorik, wälzte er alle Schmach, alles Unglück, alle Verkehrtheit dieſer Erde auf die unglückliche Philoſophie, die da drüben in

Gestalt des Kanzlers Wolf, in den vielfachen Gruppen der Studenten ihm gegenüber saß. Glühenden Auges, mit geballter Faust sandte er, gleich dem Jupiter tonans, die Wetter seines Anathema's herab auf sie, die er für jeden Hallenser merklich genug charakterisirte, und überschritt jedes Maaß der Rücksicht, Klugheit und Schonung. „Und wollet Ihr wissen, wer Schuld ist an dem Elend und der Herzenshärtigkeit dieser Zeit? Ich will's Euch sagen. Das ist jener Newton, jener Leibnitz, in denen Satan und Luzifer dem zehnfachen Höllenpfuhl entstiegen, um die Welt zu füllen mit allen Gräueln des Unglaubens und der Verderbniß! Das ist jene französische Mode und Gesittung, die alte Buhlerin von Babel, deren Mund voll ist von Atheismus und Lästerung! Aus ihrem Becher haben getrunken die eitlen Kinder dieser Welt, aus ihrem Becher getrunken die Könige dieser Zeit, die den Unglauben und Afterwitz in Schutz nehmen und der reinen Lehre und Gottseligkeit ein Bein stellen! Sie sind's, die, weil sie selbst unnütz sind, unnützen Knechten das Pfund anvertrauen, das ihnen Gott gegeben, und" — Das war zu viel! —

Lautlos, bleich und ängstlich hatte die Gemeinde die Rede vernommen, Keiner rührte sich, sondern schielte nur verstohlen zu Wolf und den Studenten hinüber oder

hinauf auf den Orgelchor. Wolf und den Studiosen schien es Ehrensache, auszuhalten, und kein Zucken der Wimper verrieth, was in ihnen vorging.

Friedemann that desgleichen.

Als er aber die Philosophie angegriffen, die geheiligten Namen Newtons und Leibnitzens besudelt sah, als sogar ganz unzweideutig auf Friedrich II. angespielt wurde, da brach seine verhaltene Wuth los, und indem er alle Register zog, fiel er mit erderschütterndem Orgelton dem triumphirenden Spex in die Rede, daß sie erstickte. Umsonst bemühte sich der Redner, durchzudringen. Nach einem kurzen, peinlichen, entwürdigenden Kampfe mußte er die Kanzel, fast ohnmächtig vor Schreck, Scham und Wuth, verlassen! Unter'm Rauschen der Orgel erhob sich die wieder vom Bann befreite Versammlung und verließ die Kirche, vor deren Thüren sich nun dichte Gruppen gestikulirender Musensöhne und kopfschüttelnder Bürger versammelten. — Wolf, ein ebenso einsichtsvoller wie weltkluger Mann, schritt eilig durch eine Nebenthür aus der Kirche, lehnte die Begleitung seiner jungen Freunde ab und begab sich nach Hause. Auch Friedemann, von einer Schaar Enthusiasten empfangen, verließ diesen peinlichen Schauplatz, nur Spex, voll Angst vor der Rache der Studenten, wagte nicht, die

Kirche zu verlaſſen. Letztere hatten allerdings nicht übel Luſt, dem Apokalyptiker ihres verdorbenen Jahrhunderts einige Liebesbeweiſe zu verabreichen. Nachdem ſie über eine Stunde geſtanden hatten, erſchienen, vom Kanzler Wolf entſendet, die Pedelle in ihrer Amtstracht, mit Mantel und Stab, und erſuchten die Studirenden im Namen des Senats, ſich durch keinen Zornausbruch zu entehren und den rein geiſtigen Streit in die Wirklichkeit hinüberzuziehen. Dies wirkte. Die Studenten verließen den Kirchplatz und legten ſich im Sauflech vor Anker, um zu berathen, was gegen die „Pietiſtenbande“ zu thun ſei. Es wurde ein Fackelzug für Wolf und Friedemann, ein „Pereat mit obligatem Randal“ für Speer beſchloſſen. —

Friedemann Bach ging in ſeinem Zimmer auf und nieder. Er hatte mit der Theologie, mit dem Glauben der Kindheit, der Alles in Bauſch und Bogen anerkennt, Abrechnung gehalten. Trotzdem aber überkam ihn ein ſtilles, tiefes Weh über dieſen Verluſt. Etwas wie Reue, oder wie das Bewußtſein, nicht ganz vernünftig gehandelt, die Kunſt des Lebens wiederum einmal nicht recht begriffen zu haben, verſetzte ihn in einen gemiſchten Zuſtand von Aerger, Schmerz, Genugthuung und einer Art Verlegenheit, die nicht ohne Beimiſchung

von Unruhe und Kummer für ſeine Lage war. Er hatte ſich in einen Scandal verwickelt, deſſen Art und Weiſe ihm ſchmachvoll für beide Theile erſcheinen mußte, deſſen Oeffentlichkeit er beſonders fürchtete, wenn er an ſeinen Vater dachte. Er hätte ihm die Affaire gern verheimlicht. Das aber war ihm ſelbſt ein ſchlechtes Zeichen für ſein Recht in dieſer Sache, und doch konnte er nicht finden, daß er irgendwie unrecht gehandelt habe. —

Friedemann hatte keinen Begriff davon, was eine Parteiſache, ein Parteiſtreit ſei, welche Folgen und Beziehungen dergleichen für und zu dem Einzelnen habe. —

Es ging aber in dieſem Streit zwiſchen Theologie und Philoſophie, wie es in jedem Kampf der Parteien zu gehen pflegt.

Beide Theile hatten in ihrem Grundprinzip, im innerſten Kern ihres Weſens Recht, aber die Formen, in denen ſie ſich kund gaben, geriethen mit einander in einen Kampf, der ſich ja heut noch, wie wohl in andrer Weiſe, fortſetzt. Dieſer hartnäckige Kampf trägt eben die Reinigung beider Ideen von ihren formellen Schlacken, wie ihre endliche Verſöhnung in ſeinem Schooße. Dies zu begreifen vermochte Friedemann nicht, denn er war

ſofort nach ſeiner Ankunft in Halle in das Getriebe hineingezogen worden. Wäre er indeß ſeinem rein künſtleriſchen Inſtincte gefolgt, hätte ſich ſein Augenmerk rein auf Erringung ſeines muſikaliſchen Ziels gerichtet, ſo hätte ihn dies Streben ſchon an und für ſich davon ausgeſchloſſen.

Der Mangel an Weltblick und an der zähen Ausdauer: nur Eins im Leben, ſeine Kunſt, zu wollen, hatte ihn wieder an jene Klippe geführt, wo das Straucheln gar ſo leicht war.

Hieran war auch ſeine in gewiſſem Sinne zu vielſeitige Bildung Schuld. Muſik und Philoſophie — welcher Antagonismus! Sein menſchliches Ziel in der Kunſt allein zu finden, verſtand er nicht, er ſuchte es noch anderswo. Früher hatte ihm die Liebe einen Streich geſpielt, nun that's die Wiſſenſchaft. —

Beide Parteien in Halle hatten ſich in den alten Streit ſeit jenem Tage verbiſſen, wo Thomaſius den Pietismus verließ. Im Laufe der Zeit war die Erbitterung und Starrköpfigkeit beider Gegner gewachſen, hatte ſich durch Privatneigungen und Vortheile befeſtigt, und ſo war es kein Wunder, daß es einmal zu einem eclatanten Scandal kam, in welchem Friedemann zum Sündenbock gemacht wurde.

Dies Alles fühlte er instinctiv, aber es fehlte ihm die klare Erkenntniß desselben.

Mit sich selbst uneins, nahm er Hut und Stock und ging zu Wolf, seinem alten Mäcen. —

Er fand denselben keineswegs in so rosenfarbener Laune, wie er gehofft hatte.

„Das ist ein schlimmer Handel, lieber Bach! Ist mir sehr unangenehm und kann für Sie Folgen haben, die wir uns nicht träumen lassen." —

„Aber mein Gott, habe ich denn Uebles gethan? Habe ich denn nicht das Recht, die Orgel wie mein Vater zu gebrauchen? War es denn länger zu ertragen, die Wissenschaft, Sie selbst, die Namen der beiden größten Männer unsrer Zeit, ja sogar einen Fürsten beschimpft zu sehn, dem wir Alles verdanken?!" —

„Mein Gott, wer bestreitet denn das, Freund, daß uns Unrecht geschehn ist? Aber ist denn das ein Grund, selbst ein solches zu begehen? Sie in Ihrer Stellung als Künstler, als Diener der Kirche, durften sich unter keiner Bedingung, wenn Sie die Wissenschaft auch noch so sehr lieben, in deren Streitigkeiten mischen! Geben Sie nur Obacht, was nun geschieht! Die Studenten werden nicht ruhig sitzen, ich kenne das, und ich werde alle Hände voll zu thun haben, um Excesse zu unterdrücken.

Ob Spez die Philosophie von der Kanzel herab beschimpft oder nicht, bleibt sich doch gleich. So lange unser Monarch regiert, sind die Frömmler uns nicht gefährlich, und wenn der Theologe sich gegen unsern König vergißt, mag er seine Haut nur in Obacht nehmen, uns geht's nichts an. Sie werden aber die Geschichte ausbaden müssen, verlassen Sie sich drauf. Er wird Sie in Berlin beim Consistorium denunciren, und wenn Sie da nicht sehr gute Freunde haben, können Sie leicht um's Amt kommen. Sie haben einmal die Subordination dem Vorgesetzten gegenüber, die Ehrfurcht vor der Kirche vergessen; ob Sie dabei Recht haben, danach frägt kein Teufel!" —

Nun erst eröffnete sich Friedemann die ganze Folgenreihe seines unklugen Benehmens. —

„Aber mein Gott, Illustrissimus, was soll ich denn thun, was hätte ich denn vermeiden sollen?" —

„Sie wissen, bester Bach, wie lieb ich Sie habe. Ich achte Sie als Künstler wie als Mensch und schätze Ihre wissenschaftliche Reife. Was Ihnen aber fehlt, ist Lebensklugheit. Deß Brod ich esse, deß Lied ich singe. So sehr Sie Philosoph sind, müssen Sie sich doch sagen, daß Ihre Kunst allein in der Theologie, im kirchlichen Ritus seine Wurzel hat, wo nicht die

Speculation, das Wiſſen, ſondern der Glaube, das kindlich ſtille Verſenken in die Form wie den Inhalt des Kirchenthums, allein Geltung hat. Als Muſiker können Sie gar nicht fromm genug ſein, aber ſehr leicht zu ſpeculativ, das müſſen Sie ſich klar machen. Da das Geſchehene nun nicht zu ändern iſt, muß wenigſtens Alles vermieden werden, was den Scandal noch weiter ausdehnen kann. Da Sie nun leicht in den Fall kommen können, für die Wiſſenſchaft bluten zu müſſen, und Spex nichts verſäumen wird, Sie in Berlin anzuſchwärzen, werde ich meinerſeits, ſobald Sie erfahren ſollten, daß Spex etwas gegen Sie im Schilde führt, eine ausführliche Darlegung der Thatſache an die Behörde ſenden, um Sie vor den Folgen zu ſchützen. Sie ſind durch Ihr übereiltes Benehmen nun einmal in der öffentlichen Meinung auf unſere Seite getreten, ſo ſehr Sie auf die andere gehören; und ſo lange Sie ſich in Ihrem Amte und ſittlichen Wandel nichts zu Schulden kommen laſſen, mag Ihnen der Haß des Spex und Schnabel am Ende nicht gar viel anhaben, aber verſehen Sie es darin, ſo ſind Sie verloren, und ich ſelbſt kann Ihnen nicht mehr helfen. Folgen Sie meinem Rath, und wenn ſich irgend eine Gelegenheit bietet, zu

beweisen, daß Sie kein Gegner dieser Leute sind, versäumen Sie es nicht. Die Wahrheit der Wissenschaft siegt ohne Sie. Wenn Sie in Ihrer Stellung für sie kämpfen wollen, wird Ihnen, wie der Sache, nur geschadet. Nehmen Sie das als aufrichtige Meinung eines alten Mannes, der Ihnen wohl will!" — Noch kleinlauter, aber um Vieles klarer, als er gekommen war, verließ Friedemann des Kanzlers Wohnung.

Niedergeschlagen ging er nach Hause und setzte sich an's Cembalum, um die mannichfachen sorglichen Gedanken seiner Seele zu verscheuchen. —

Wie es bei allen Parteikämpfen geschieht: die einmal durch beliebigen Anstoß in Fluß gebrachte Leidenschaft geht immer weiter, als die Urheber beabsichtigen, und der Fanatismus Einzelner übertreibt dann die Dinge und giebt der ganzen Sache zuletzt ein Ansehn, welches sie selbst und ihren Ursprung entstellt. —

Die guten Hallenser waren lange Jahre gewöhnt, den Kampf beider akademischen Disciplinen anzusehn, und hatten daran ihr Gaudium, aber ein solches Schauspiel, wie das heutige, war ihnen noch nicht geboten worden, und die meisten klüger und ruhiger denkenden Leute gestanden sich, daß das doch etwas zu arg sei. Der Vorfall war ganz angethan, auf den Pietismus,

wie auf die Wolfianer ein schiefes Licht zu werfen, besonders aber fiel der öffentliche Tadel auf Friedemann. So groß einerseits nun der Anhang Wolfs und demgemäß Friedemanns war, hatte doch auch Spez seine Freunde, die ihr Hauptlager im Frankeschen Waisenhause hatten und aus der nicht geringen Zahl der Theologie studirenden Akademiker bestanden.

Die Corps oder Landsmannschaften, deren Verbindungen auf deutschen Universitäten schon im Mittelalter ganz und gäbe waren, behaupteten zu Halle seit Wolfs Rückkehr bei Weitem die Majorität, und die Saxonen, Borussen u. s. w. hatten ihre offenen Abzeichen, Farben, Standquartiere und wachten mit eifersüchtiger Consequenz über ihren sogenannten Vorrechten. Von ihnen abgesondert, namentlich seit der Herrschaft Langes, der sich eine Leibgarde bilden zu wollen schien, standen die Theologen, die aus allen deutschen Gauen zusammengesetzt waren, keine Sonderung nach Landsmannschaften kannten, keine Farben und Zeichen führten und deswegen von jenen „die Schwarzen" genannt wurden. Nichtsdestoweniger nannten sie sich nach dem mittelalterlichen Namen der Universität: Bursa, Bursen oder Burschen und hatten eine theokratische Fraction unter sich gebildet. Sie waren die Idealisten der Universität.

Aus ihnen bildete sich die nachmals so berühmt gewordene Burschenschaft, und ähnlich den Gensen wurden die damals noch unschuldigen „Schwarzen" jene politische Verbindung, der Sand entwuchs, dessen That zu den Verfolgungen Anlaß gab, welche nach dem Wartburgfeste über das junge akademische Deutschland hereinbrachen und manchem Tell, manchem Posa und Brutus für's ganze Leben nur Unglück und transcendentalen Weltschmerz eintrugen. —

Es war dunkel geworden, aber die Straßen waren ungewöhnlich belebt.

„Die Studenten bringen Wolfen und Bachen einen Fackelzug, der Spex kriegt ein Pereat," flüsterten die Leute und standen erwartungsvoll vor den Thüren. Auf dem Markt um des Pastors Amtswohnung, um's Thalhaus und bei'm Saufloch lagerten dichte Massen und warteten der kommenden Dinge.

Spex, der von dem, was ihm bevorstand, Wind bekommen, war von den „Schwarzen" umgeben, die nicht versäumt hatten, zum Schutze der Theologie die Schläger mitzubringen. —

Wer hat nicht schon im Leben die Achsel gezuckt und lächelnd den Kopf geschüttelt, wenn er den Musensohn „in halbem Wichs" mit Peitsche, Keller und

Kanonen durch die Straßen „ſtrolchen“ und pathetiſch den Varinas in vollen Strömen aus ſeiner langen Pfeife blaſen ſah? Wer hat nicht eine philiſtröſe Gänſehaut bekommen, wenn er jemals einem Commerce, einem Fuchsritt, einer Taufe, einem Hoftage oder einer Spritzfahrt beigewohnt? Welch' eine utopiſche Anſchauung, welches Champagnerblut gehört nicht dazu, an ſolchem Fixlefanz Geſchmack zu finden!

O ſeid nur Alle ja ruhig und laßt ſie gewähren! Erkennt vielmehr unter dieſer derben, zügelloſen, und barocken Form den wahren Inhalt dieſer kurzen, ſchäumenden Zeit der Freiheit, des Genuſſes.

Ein Student in ſeiner tollſten Laune hat immer etwas Trauriges für mich. Er iſt das Symbol der ſterbenden Kindheit!

So muß man ihn verſtehen und achten, und heilig ſei uns die letzte Kinderthräne, die ihm beim Scheiden aus dieſem Mai des Lebens, „wo alle Knoſpen ſprangen,“ in's letzte Glas rinnt. Mag er immerhin etwas Bocksbeutelei treiben, die Jugend hat ein Recht, ſo zu ſein. Jene dünnen Kamele mit doppeltem Magen aber, die um die Freitiſche wedeln, ſollt ihr verachten, denn aus ihnen werden jene Lumpe, die die Wiſſenſchaft feil bieten, deren ganzes Leben Sykophantrie iſt! —

Im vorigen Jahrhundert mischte sich weder Civil- noch Militär-Behörde in studentische Demonstrationen, und die akademische Freiheit, der junge Hallische Löwentrotz, kannte nur zwei zwingende Gewalten: den Pedell und den Manichäer.

Auch Wolf erhielt Kunde von dem, was sich vorbereitete, und zwei Pedelle gingen nach dem Saufloch, die Herren Senieres zu einer Unterredung zu bitten.

Obwohl überrascht, leisteten dieselben doch sofort Folge, und wenngleich ohne Fackeln, wurden sie doch von den Commilitonen, die den Scandal schon nicht mehr erwarten konnten, zum „Illustrissimus" geleitet. Wolf empfing die Corpsburschen damit: daß er von der Ehre gehört habe, die man ihm zugedacht. Er nehme sie aber für empfangen an, und, wohl wissend, daß die Landsmannschaften der beste Hort der Wissenschaft seien, danke er, bitte sie aber, gleich dem Löwen in der Fabel des Hasen zu schonen, ihm zu Liebe sich all' und jeder Demonstration zu enthalten und zu bedenken, daß die Philosophie sich selbst entehre, wenn sie nicht Stolz und Großmuth an dem Feinde übe. — Seinem eindringlichen Ermahnen gelang es denn auch, die erhitzten Gemüther zu beruhigen und es dahin zu bringen, daß die beabsichtigte Kundgebung unter-

blieb. Vergebens hofften die „Schwarzen" auf die Gelegenheit, eine Lanze für den würdigen Spez einlegen zu können.

Ganz beruhigten sich die Landsmannschaften indeß nicht. Sie sahen es als eine Blamage an, die Geschichte so hinzunehmen, und wollten wenigstens dem Mann, der sich so muthig und entschieden der Sache der Wissenschaft angenommen, eine Anerkennung zollen. Wie erschrak nicht Friedemann, als die Corps ihm vor's Haus rückten, eine Deputation an ihn sandten, ihm zu danken, und ein donnerndes Vivat nebst solennem Ständchen brachten. Verlegen stammelte er ein paar Dankesworte und ließ sich gefallen, was eben nicht zu ändern war.

Zum Unglück wohnte aber nebenan der Unterorganist Schnabel. Als er gehört hatte, daß es mit dem beabsichtigten Chariwari nichts werden würde, schwoll ihm der Kamm, besonders da er wußte, daß die Schwarzen nicht weit seien. Es gelüstete ihn, seinerseits gleichfalls zu zeigen, daß er ein Ritter ohne Furcht und Tadel sei. Er wünschte seinen Namen doch auch in den Annalen dieses Kampfes zu wissen, überdies erbitterte ihn die neue Ehre, die seinem Feinde soeben widerfuhr.

Sein Haus war fest verschlossen, das wußte er.

Als die Studiosen nun eben im besten Singen und Vivatrufen waren, öffnete er das Fenster und rief hinab: „Ich verbitte mir hier jede Ruhestörung und ermahne Sie, wie sich's für anständige junge Leute geziemt, nach Hause zu gehen!“ —

Alles wandte sich rasch nach dem verwegenen Sprecher, und eine Todtenstille trat ein.

„I, das ist ja der krummbeinige Schnabel! Haut doch dem Kerl das Leder voll!“ — Ein rauschendes Gelächter tönte durch die Straße und man schickte sich an, die Hausthür zu erbrechen. Jetzt aber zeterte und lamentirte die entsetzte Ehegenessin auf den aschfarbenen Gatten los, der da gewagt hatte, den hallischen Löwentretz zu wecken. Wäre es nach dem Sinn der Mehrzahl gegangen, so hätte Schnabel nie mehr den Schnabel gegen einen Studenten erhoben, aber die Senioren beschwichtigten ihre Corpsbrüder, und besonders Friedemann war es, der, Alles befürchtend, das Schlimmste von dem Haupte seines Gegners abwendete. Ungestraft jedoch sollte er nicht davon kommen, man wollte sich mit ihm wenigstens einen Spaß machen.

Unter furchtbarem Geschrei und Gepolter wurde der „Kopf“ dieses „Elenden“ gefordert!

„Schnabel 'raus! Raus mit'm Schnabel! Will

Er wohl 'raus, alter Storchſchnabel!" u. ſ. w. heulte es rings umher.

Faſt blödſinnig vor Entſetzen, beſchworen von ſeiner jammernden Frau, erſchien zähneklappernd der arme Schnabel am Fenſter.

„Meine Herren, ich" —

„Hurrah, da iſt der verdammte Kerl!" —

„Ach du mein Gott, meine Herrn!" —

„Maul halten, altes Kameel!" brüllte der Präſes der Verſammlung.

Eine Todtenſtille trat ein.

„Ach, verzeihen Sie mir, meine Herren, in der Hitze —"

„Ja, ja, verzeihen Sie meinem Manne, meine Herrn, er verſteht nicht mit Dero Hochgeboren umzugehen!" rief angſtvoll die Ehefrau dazwiſchen, die den Sprecher bei Seite gedrückt hatte.

„Hurrah!" ertönte es von unten.

„Bravo! Die Mutter Schnabeln iſt eine kluge Frau, ſie hat die Hoſen an!" rief der Präſes und Alles lachte. „Will Sie die Wache über Ihren krumbeinigen Gatten übernehmen, daß der Schnabel künftig den Schnabel hält?"

„„Ach ja, gewiß, er ſoll's nicht wiederthun!""

„Gut. Laſſe Sie ihn an's Fenſter treten und bringe Sie eine Schlafmütze und einen Kochlöffel!“ —

Die Dame verſchwand, Schnabel erſchien wieder und harrte zitternd, wie Heinrich IV. in Canoſſa, der Abſolution.

Seine Frau erſchien mit dem Verlangten.

„Setze Sie ihm die Mütze auf!“ —

Es geſchah. —

„Nun halte Sie als ſein Vormund und Herrſcher den Löffel wie ein Schwert über ſein Haupt. Er aber, unwürdiger Schnabel, ſcheußlichſter aller Schnäbel, die je in Neid und Dummheit geöffnet wurden, ſpreche Er nach, was ich Ihm ſage: —

Ich bekenne hiermit, daß ich ein grenzenloſer Eſel bin, der größte mente captus meiner Zeit!“ —

Unter wieherndem Gelächter ſagte in dieſer poſſierlichen Stellung der Gemarterte die Formel her.

„In Anbetracht deſſen und meiner Unzurechnungsfähigkeit gelobe ich, nie etwas zu ſagen, als was mir meine Ehefrau, die das Scepter führt und die Hoſen anhat, vorſpricht!“

„— vorſpricht!“ —

„Amen!“ —

„Amen!“ —

„So sei denn frei, wackerer Schnabel, sehr werther Hauptesel der Theologie. Es lebe die Landsmannschaft!“

Und unter furchtbarem Halloh verzog sich die jugendliche Volksjustiz.

Die Affaire war hiermit beigelegt und hatte außer einigen Paukereien, die die „Schwarzen“ nachträglich centrahirten, keine weitern äußeren Folgen.

Der Fluch der Lächerlichkeit und Gemeinheit, der aber seit jenem Tage auf Spex haftete, war zu groß, als daß er ihn nicht zur Rache hätte anspornen sollen. Trotzdem er nun wußte, daß er in Berlin nicht gerade leichtes Spiel hatte, setzte er mit Schnabels Hülfe eine voluminöse Klageschrift auf, die er einsendete. Der Postmeister von Halle, Friedemanns Freund, roch aber den Braten, benachrichtigte Bach, und so ging wenige Tage nach Spex's Lamentation eine „wahrhafte Darstellung der Sachlage“ von Wolf verfaßt und mit Zeugenunterschriften bedeckt, nach Berlin ab. Das Landes-Consistorium zu Berlin aber getraute sich nicht, über Friedemann abzurteln, da er von Friedrich selbst in's Amt gesetzt war, und referirte es dem König. Diesem war aber auf näherem Wege das Wolf'sche Schreiben bereits zugegangen und seine Resolution lautete: „Dem Bach stehe allein die Verfügung der Orgel

zu, doch rathe er ihm, sich allein um seine Kunst und sein Amt zu kümmern, sonst werde er ihn zum Teufel schicken. Dem Spez aber sei zu bedeuten, daß, wenn er die Kanzel noch einmal zu Alletrien gebrauche, er ihn zum Zuchthauspredeger in einer Festung machen werde."

Als Spez diese Resolution empfing, wollte er in die Erde sinken. „O nur abwarten!" sagte er zu Schnabel, „es kommt doch noch eine Zeit, wo dem Herrn Bach ein Bein zu stellen ist." —

Von dieser Zeit an behandelte er Friedemann auf das Zuvorkommendste und Liebreichste. Bach, so wenig Gutes er hinter diesem neuen Benehmen wittern mochte, vergalt es doch mit Artigkeit um seiner Stellung willen.

So verzingen einige Jahre, in denen Friedemann sich ernstlich auf seine Kunst allein warf, einige große Orgelconcerte gab und einen vortrefflichen Chor wie ein gutes Orchester, meist aus akademischen Kräften, bildete, für die er auch einzelne Pieeen componirte.*)

*) Aus dieser Zeit stammen wohl folgende Compositionen Friedemanns: 1) Cantate zur Geburtsfeier Friedr. II. O Himmel schonet (D-Dur.) 2) Dom. 2 p. Epiphan. S Parot. alla Dom. Palm: Wie sind Gott.s Werke geschaffen (F-Dur.) 3) Festo I Paschal: Erzittert und fallet (D-Dur.) 4) Sinfonie à 2 Trav. 2 V. Va. e. B. 5) Sonat p. I clav. ded. à S. Ex. Msg. de Happe. Halle 1748.

Was aber der Quell seiner stillsten, heimlichsten Freuden, der Stolz und Glanzpunkt seines Lebens werden solle, war eine Art Oratorium, das er heimlich schrieb.

Nicht der Tod Jesu war es, wie damals in Dresden, nein etwas, was ihm noch tiefer und gewaltiger däuchte.

Das Oratorium führte den Titel „Luzifer." — Es war nicht eigentlich ein Oratorium, nicht eigentlich eine Oper, es sollte Beides werden: eine religiöse Oper, die aber über den Raum der Bühne wegginge und nur in der Kirche zu executiren sei. Hierin gerade zeigte sich der tiefe und nicht zu verwischende Abfall Friedemanns von dem rein religiösen Kunststandpunkt des Vaters, daß er das Thema nicht rein kirchlich halten wollte, sondern mehr in abstract philosophischer Form. Er wollte in dieser riesigen Tentragödie die Entstehung der Verneinung, des Schattens aus dem Licht, den furchtbaren Kampf beider Gegensätze, die tragische Vernichtung Luzifers durch den Herrn, der Finsterniß durch's Licht, und die endliche Harmonie und Versöhnung beider Prinzipien darstellen.*)

*) Von diesem Opus soll noch eine Dreiundzwanzigstimmige Fuge vorhanden sein, die die Randbemerkung trägt: „und die

Er hatte sich eine Aufgabe gestellt, die, obwohl sie im Gefühl der Zeit lag und sich in der Dichtkunst später durch Goethes Faust, Byrons Kain, Manfred, Himmel und Erde und Immermanns Merlin verwirklichte, doch zu den innern und äußern Mitteln, die er besaß, in gar keinem Verhältniß stand, übrigens auch in der Sphäre der Musik gar nicht zu erreichen war.

Selbst wenn ihm das Unerhörte wirklich gelingen mochte, wer im Publicum wollte es so verstehen, wie er, der Autor, es gefühlt, der Schwierigkeiten bei der Ausführung vollends nicht zu gedenken. Der schlimmste Fehler eines Künstlers ist: ein falsches Ideal zu haben, noch schlimmer ist's, wenn das Ideal schön, aber unausführbar ist. Das Verderblichste aber ist, wenn der Gedanke des Dichters von der Verkörperung so verdunkelt und aufgehoben wird, daß das Werk einen räthselhaften Charakter trägt. Da bleiben die Herzen stumm und der Verstand grübelt, wo er genießen sollte.

Teufel stritten wider einander." Der Drang, die Idee seines Werkes in eine musikalische Form zu zwingen, verleitete ihn zu den größten Uebertreibungen. Davon geben auch zwei kleinere Arbeiten aus dieser Zeit Zeugniß: 1) Dom. I Advent: Lasset uns ablegen die Werke d. Finsterniß. 2) Alle Thale sollen erhöht, alle Hügel sollen erniedrigt werden. —

Die Empfindung zu fesseln und zu bestimmen ist die erste Arbeit des Künstlers; nichts darf dem Beschauer im Kunstwerk verborgen bleiben, sonst ist die Arbeit nichtig.

Das Leben ist eine schwere Kunst, aber noch schwerer ist's, das Leben mit seiner Wahrheit, seiner Fülle in der Kunst zu verkörpern, mit Kindlichkeit das Höchste abzuschildern, daß es dem gemeinen Mann, wie dem Weisen, gleich warm und klar in's Herz strömt. O Friedemann, Friedemann, denke zurück an's Haus des Vaters, zurück an jenen mondhellen Abend, wo du Auge in Auge dem alten Bastian gegenüber saßest und er Dir sagte, was Kunst, was Leben sei! —

Mit jener alten Knabenstarrheit ist die alte Eitelkeit in Dich zurückgekehrt und treibt Dich in's Verderben! — Seht ihn da sitzen an seinem Pult, wie die Feder über's Papier fliegt. Bald dichtet er, (er schreibt sich selbst den Text,) bald componirt er, bald rauscht seine Hand über die dämonisch erklingenden Saiten! —

Es hat etwas Entsetzliches, sich einen Menschen emsig, mit fast wahnsinniger Begeisterung, in einsamer Kammer ein Werk schaffend zu denken, das seinen Untergang herbeiführen wird.

Er gleicht dem Schreiner, der einen Sarg macht,

ihn prunkvoll vergoldet und nicht weiß, daß es sein eigener Sarg ist. —

Friedemann war vollständig vernarrt in sein Thema, und da Niemand um seine Arbeit wußte, konnte ihn auch Niemand warnen. Jetzt wäre es ohnedies zu spät gewesen, wem hätte er auch geglaubt! —

Und wieder bildete die Liebe, jene Liebe zur Sängerin Astrua, die noch thörichter war als die erste Neigung für Antonien, den Hebel seines Strebens. Er wollte mit diesem Werke seinen Bruder Emanuel, Graun, Händel, selbst seinen Vater überstrahlen, mit ihm die Astrua und eine hohe Stelle an Friedrichs Hof gewinnen! — Astrua schrieb ihm oft und er ihr. Sie hatte ihm gesagt, daß sie ihn liebe, daß er aber nie ihre Hand erlangen werde, wenn er nicht Etwas geschaffen habe, was ihn zum bedeutendsten Künstler seiner Zeit mache. „Ich bin zu sehr Künstlerin, um nicht im größten Musiker den liebenswertheften Mann zu sehn." — Das wollte er werden. —

Es war Ende 1749, als er mit der ersten Abtheilung des Luzifer fertig war, er hatte die schöne Italienerin mit Uebersendung der Partitur überrascht und wartete mit Spannung auf das erste Antwort-

ſchreiben, das ihn zum glücklichſten Mann, zum größten Künſtler machen ſollte.

Die Antwort kam, mit ihr die Partitur zurück. —

„Mein Beſter!

Anbei erfolgt der erſte Theil Ihres Werkes „Luzifer" dankbarſt zurück. Ich würde es für ein Verbrechen an der Kunſt, wie an Ihnen, halten, unehrlich mit Ihnen umzugehen und Sie mit Schmeicheleien zu betrügen. Das Werk enthält große Schönheiten, Schönheiten, deren Größe mich erſchreckt, aber wie ich ſie nach meinen Begriffen in der Kunſt nicht wünſchen kann. Ich bekenne, daß ich die ganze Tondichtung mit Dem, was ſie abzweckt, nicht verſtehe, ſelbſt nachdem Sie mir in Ihrem Begleitſchreiben den Plan des Ganzen auseinandergeſetzt haben. Das iſt gar kein muſikaliſcher Stoff, denn ſelbſt, wenn man ihn verſtände, müßte man ihn nie gehört zu haben wünſchen. Ich beklage Sie aufrichtig, daß Sie ſich künſtleriſch ſo verirrt haben. Und nachdem mir die Ueberzeugung geworden, daß Sie von Dem, was ich von Ihnen erhoffte, weiter entfernt ſind, als je, ſcheide ich von

Ihnen mit dem Wunſche, daß Gott Sie in ſeinen Schutz nehmen möge.

Leben Sie wohl!

Ergebenſt

Aſtrua."

Mit einem Schrei der Verzweiflung brach er zuſammen!

— — — — — — — — — — — — — —

Es war Nacht, als er vom Boden ſich erhob, todesmatt und verlaſſen! — Mühſam zündete er Licht an und ſah ſich wirr um in der öden Stube.

Auf dem Boden lag der Luzifer. — Er hob ihn auf, ſchritt nach dem Ofen und warf das Manuſcript auf die halbverloſchene Kohle.

Als die Flamme hell auflederte und die Schöpfung ſeiner Nächte, das Kind ſeiner Träume, verzehrte, kicherte er, vor dem Ofen hockend, laut auf, und bei'm Scheine der zuckenden Flamme, in welcher Lucifer ſich knatternd wand, ſang er gebrochen in näſelndem Tone: „Willſt Du dein Herz mir ſchenken?" —

„Dem Friedemann Bach iſt's nicht richtig im Kopf!" ſagten ſeitdem in Halle die Leute und hatten Recht.

Er war nicht eigentlich wahnſinnig, aber wenn er auf einen beſtimmten Gedanken verfiel, auf eine Ideen-

combination, die kein Andrer begreifen konnte, machte er so telle Streiche, daß man ihn endlich für amtsuntauglich erklären mußte. —

Spex und Schnabel lachten. —

In dieser furchtbaren Zeit empfing er plötzlich, zufolge seines bisherigen Rufs, das Patent eines Hessen-Darmstädtischen Kapellmeisters. — Er zerriß es! —

Eines Abends schritt er, wie er ging und stand, zum Leipziger Thor hinaus. Niemand in Halle sah ihn wieder.

„Ei du Hallischer Löwentrotz,
Wie bist Du doch gezähmet!“ — —

IX.

„Dich grüßen die Sterbenden!“ —

Es giebt Tagewerke, die uns über uns ſelbſt erheben, Tagewerke, die ſogar fehlerhaft gethan, ja unvollendet, uns in uns ſelber Befriedigung gewähren und Achtung verdienen, wenn man ſie auch nur gewollt hat. In ſolchen Stunden, ſo ihres Zweckes ſich bewußt, zieht die Seele ihr ſchneeiges Feierkleid an, das Herz hüllt ſich tief in die Schauer der Andacht, und ernſte Erinnerungen ſcheinen das einzige Band zu ſein, das uns an Irdiſches kettet. Ein ſolches Tagewerk iſt heut das Meine, ein glühendes Opfer, dargebracht vor Gott und der Welt der Erinnerung an einen heilig großen Todten! —

Sammle Du, der mit mir den ſtillen Ernſt dieſes Augenblicks durchfeiert, deinen Geiſt, nicht um dieſer armen Zeilen, ſondern um Deſſen willen, Dem ſie gel-

ten, denn der Hauch eines Sterbenden, das Echo eines Verstorbenen grüßt Dich aus ihnen! Leise trete die Erinnerung zu Dir und öffne flüsternd den Sarkophag Deiner Vergangenheit, dem Deine abgeschiedenen Lieben, Aeltern, Gatten, Kinder, Geschwister und Freunde entsteigen und Dir ihr bleiches, süßes Bild zeigen, das Bild ihrer letzten Stunden, ihres letzten Seufzers, den letzten Eindruck ihres Erdenseins, den zu erhaschen und zu bewahren Dir vergönnt war!

Im Kreise dieser hohen, heiligen Versammlung von Schatten laß uns in's Knie sinken, und tiefe Wehmuth soll eine stille Todtenmesse halten!

Gesegnet sei das Andenken der geschiedenen Menschheit! Gesegnet die geweihte Asche, der wir entwuchsen! Gesegnet vor Allem seist Du, ewiger Sänger und Gottesknecht, dem drüben im Land der Verheißung ein schönerer Tempel des Ruhmes steht, als mein Lied Dir erbauen kann!! — — — — — — — —

Im Jahre 1750, am Abend des ~~30.~~ 28. Juli, starb Johann Sebastian Bach, der Unvergleichliche!! — — — — — — — — — —

Hundert und sieben Jahre sind seitdem über die Erde gezogen und außer bei wenigen edleren Geistern ist sein Andenken in der drängenden

Masse der Generationen verschüttet. Seine Werke erscheinen uns wie ein Geistespetrefact. Wir verstehen die Seele jener gottessicheren Frömmigkeit nicht mehr, die er besaß und in sie legte.

Wir sollten uns tief schämen, wenn wir an den todten Bastian denken, schämen und ihn sammt seiner ewig schönen Tonwelt gleich den Schatten unsrer Liebe emporheben aus dem Grabe, ihn an unser Herz legen und erwecken für die ganze Welt, wie einen anderen Lazarus! — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

In den Tagen des alten Roms, wenn die harrende Menge beim Kampfspiele saß in jenem Riesentrichter, auf dessen Grund die blutigen Todeswürfel fielen, lief vom Kaiser bis zum Sclaven ein Schauer durch's Gebein der Menge, wenn die Gladiatoren paarweise aus dem Zwinger traten, den Kreis umschritten und sich beugend sagten: „Morituri te salutant, Caesar!“ —

Ein solcher Gladiator ist jeder Mensch in seiner Zeit. Mit dem gierigen Panther der Existenz, der Hyäne des Neides und der Unersättlichkeit, mit all jenen lungernden Ungeheuern der Gesellschaftslaster ringend, sinkt er endlich in den Staub. „Moriturus sa-

lutat, fraterculo!" — Die Versammlung überrinnt eine flüchtige Gänsehaut, daß wieder Einer hin ist, und das Schauspiel geht weiter. — Im allerstrengsten Sinne ist aber Der ein Gladiator, der sein Leben durchkämpft um des Schönen, Wahren und Guten Willen, der der zuschauenden Menschheit unvergänglich Hehres eröffnet und es mit dem Tode besiegelt. Wenn er zum letzten Mal in die Arena tritt, da zittert die Achse dieser Erde, durch's große Herz Gottes zuckt ein jähes Weh, und geschwinder streckt er die Arme nieder und zieht den sterbenden Fechter empor in seinen Schooß, ihn zu schmücken mit den ewigen Kränzen der Liebe.

O, gewöhne Dich, nicht nur jeden Sterbenden, nein jeden im Kampfe der Zeit Lebenden so anzusehn und mache ihm den Sieg nicht allzuschwer! Bedenke, daß auch Du sterben mußt, Crassus, auch Du, Cäsar, auch Du, lächelnder Epikur!

Dann liegt der duftige Kranz von Weinlaub und Rosen vertrocknet um Deinen welken Cadaver und der leidige Archimimus, die Meinung der Ueberlebenden, schreitet hinter deiner Bahre und parodirt dich; Du aber liegst still und kannst nicht sagen, daß er gelogen! — — — — — — — — — — — —

Unsere Gedanken verlassen das enge, finstere Halle mit seinem Streit und eilen den wirren Schritten jenes Armen nach, der da am Kreuzweg steht und in die Gegend schaut, in die weite, leere Welt, als wenn er ein Fremder wäre auf Gottes Erde.

Auch das liebe, freundliche Tretha bleibt wie eine verwelkte Blume zurück, denn die Vögel sind ausgeflogen über Nacht. Wohl steht da noch die geschwätzige Mühle im Grunde, und in ihr hauset der lustige Müller mit seinem lustigen Weib, aber alle Leute in Tretha will es bedünken, als sei er und die Sabine um ein groß Theil weniger lustig als sonst, und jede Schnurre kommt so heraus, wie wenn sie eben im Kopf gemacht und nicht dem Herzen entsprudelt wäre. — Die letzte Zeit hatte viel geändert. Friedrich von Eichstädt und Antonie von Kellewrat-Brühl waren verheirathet, hatten ihr schönes, neues Haus in Berlin bezogen, und nach wenigen Monaten war der alte Herr Abraham sammt Ehefrau der Sehnsucht nachgefolgt, hatte Georgen die Verwaltung von Tretha überlassen und das zweite Gut bei Potsdam übernommen.

Darin hatten sich die Trethaer schlecht finden können, am wenigsten der Müller. Wie der Hund sei-

nem Herrn nachheult, so jammerte in ihm die Sehnsucht nach seinem „Herrn Bruder Abraham," und wenn seine Sabine und der Junker George nicht gewesen wären, bei Nacht und Nebel wäre er davongelaufen. —

Auch unser Weg geht weit hinweg, an jenem armen, blassen Trämmer am Kreuzweg vorbei nach Leipzig. — Ob er uns folgen wird? — O ja! Ja, er kommt! Nichts hat er mehr in der Welt zu suchen, nichts hat er mehr in sich, was klar und rein ist, als die Sehnsucht nach der Heimath. — Der verlorene Sohn will wieder zu seinem Vater. — Unsere Gedanken schweifen voran, ihm den Eingang zu erbitten.

Sebastian Bach war seit drei Jahren blind. — Der anhaltende Fleiß, mit dem er in jüngeren Jahren Tag und Nacht studirt, besonders aber die Anstrengung, mit welcher er in jener Zeit, wo Friedemann nach der Dresdener Katastrophe im Hause war, an der Kunst der Fuge gearbeitet und sie Platte für Platte in Kupfer gestochen, hatte sein Gesicht geschwächt und ihm schon im Jahre 48 seine Amtsverrichtungen an der Thomasschule auf's Höchste erschwert, bis im Jahre 49 eine so schmerzhafte Augenkrankheit daraus

entſtand, daß er ſeine Thätigkeit als öffentlicher Lehrer einſtellen und ſich auf den Privatunterricht ſeiner vorgeſchritteneren Schüler im Hauſe beſchränken mußte. —

Wird man es glauben, in unſerer Zeit glauben, daß von einem ſolchen Werke, welches die Geheimniſſe der Harmonie enthielt, von einem Werke, das ſeinen Urheber, den eigentlichen Vater deutſcher Muſik, aufs Krankenlager, ja in die Arme des Todes ſchleuderte, in Deutſchland nicht einmal ſo viel Exemplare abgeſetzt wurden, als nöthig waren, die Kupferplatten zu bezahlen? *) —

„Euch grüßt der Sterbende!“ —

Ja, ein faſt zwei Jahre hindurch langſam Sterbender, der, in immer tiefere Nacht verſinkend, ſich von der Erde Tag für Tag mehr ablöſte, der außer den Stimmen ſeiner Lieben und der Tonwelt in ſeiner Bruſt nur noch einen ſüßen Glauben hatte: daß ſein Friedemann nun, gereift im Sturme des Lebens, jene Sonnenhöhe des Ruhms und der Künſtlergröße erklimmen werde, die er von ihm erhofft und erwartet hatte. O dieſer einzige ſüße Erdenglaube, der dem

*) J. W. Forkel, Seb. Bachs Leben S. 53.

Vater blieb, war eine Täuschung. Derselbe Ruf, den Friedemann sich in den ersten Jahren in Halle gegründet und welcher ihm auch den Titel eines Hessen-Darmstädtischen Hofkapellmeisters eingetragen, derselbe Ruf hatte den Vater bethört.

Er ward blind in diesem wohlthätigen Wahn und sah daher nicht, was nachträglich geschah, sah nicht die bangen, warnenden und anklagenden Briefe, die Wolf und einige Hallenser Freunde an ihn schrieben und die ihm Anne-Magdalena verheimlichte. Er sah nicht an seines Weibes thränenrothen Augen, daß sie auf sich allein die Bürde dieser Schmerzen nahm, daß sie, um ihn nicht in Unruhe zu versetzen, sich sogar entschloß, einigemal Briefe zu fingiren, in denen es Friedemann „ganz wohl" ging. — O heilige Lüge der allertheuersten Liebe, die eher das eigene Gewissen beschwert, als dem Gatten des Lebens Dunkel noch düsterer macht! — Alle Glieder der Familie, alle Freunde des Hauses unterstützten Magdalenen, um Sebastian in einem Wahn zu erhalten, der sein Lebensodem war. —

Auf vielfaches Anrathen der Professoren Klausing, Hebenstreit, Wollen und Geßner, die ihn öfters besuchten und auf die Geschicklichkeit eines aus England

in Leipzig angekommenen Augenarztes großes Vertrauen ſetzten, wagte er es, ſich einer Operation zu unterwerfen. — Sie verunglückte zweimal. — Der Vorgeſchmack des Grabes war's, die ewige, unerhellbare Nacht, die ihn umfing. In dieſer Nacht ging der Tod an ihm vorbei und nahm den armen, unglücklichen David von ſeiner Seite. Der blinde Vater am Bette des ſterbenden blödſinnigen Kindes! Das war in jener Nacht, als der „Luzifer" zurück ſank in ſein Element, die Flamme! — „Der arme Junge macht mir Quartier bei unſerm Herrgott!" ſagte Baſtian.

Nach der unheilvollen Doppeloperation war aber auch Sebaſtians bisher dauerhafte Geſundheit durch den Gebrauch vielleicht ſchädlicher Arzeneien völlig zerrüttet, und ſeit Neujahr 1750 verſchlimmerte ſich ſein ganzer Zuſtand.

Hiervon hatte Friedemann in Halle keine Ahnung, denn der alte Bach hatte ſtreng befohlen, daß ihm von Niemand hierüber Nachricht gegeben werde, der nicht ſeine Liebe verlieren wolle: „denn nichts ſoll mir den Friedemann auf ſeiner Ehrenbahn irritiren." —

Später, als Bach's Zuſtand ſich als unheilbar erwies, beſtand er um ſo energiſcher auf ſeinem Befehl, den man auch um ſo ſtrenger befolgte, weil man

Friedemanns nunmehrigen Zusammenbruch erfahren hatte und fürchtete, daß er nach Leipzig kommen könne, wenn er des Vaters Zustand wisse. Man täuschte sich gegenseitig, um sich nicht noch elender zu machen. — Außer Magdalenen waren Mitzler, Klausing, Geßner und Gellert viel um Bach und vertrieben ihm die Zeit. Als es aber im April 1750 schon sehr bedenklich mit ihm wurde, schickte Altnikol seine Friederike mit den beiden Kindern von Naumburg hinüber.

Es ist das Loos der meisten Künstler, arm zu sein und viel Kinder zu haben. So weit Sebastians Name strahlte, wenngleich er sich rühmen konnte, Könige zu Freunden gehabt zu haben, was seine ewig schönen Werke, die große Messe, die Passion, die chromatische Phantasie, die berühmte A-Mollfuge und all der reiche Schatz seiner hohen Gotteslieder, ihm außer der Ehre eingetragen hatten, war so entsetzlich wenig, daß er, ohne sein Amt, dabei hätte verhungern müssen. Und auch das Honorar für sein Amt, das er in den letzten Jahren nicht mehr verwalten konnte und welches man aus Zartheit und Achtung gegen ihn nicht sogleich besetzen wollte, konnte man nur theilweise seinem Ehrgefühl aufdrängen. Wenn er bei der kostspieligen Cur seines Leidens mit den Seinen nicht wirklich Mangel litt,

kam es daher, daß alle Kinder versorgt waren und August III. ihm sein Gehalt als Hofcompenist, obwohl er nicht mehr activ war, theilweis fortgewährte. — Bisher hatte Sebastian noch immer mit einer Art Zuversicht auf seine körperliche Genesung gebaut und seinen ältern Schülern in Contrapunkt und Fuge Unterricht gegeben, nun aber war ihm langsam die schmerzliche Ueberzeugung gekommen, daß es doch mit ihm zu Ende gehe. Auch seine Umgebungen fühlten das, und Altnikol nahm Anfang Juni Urlaub und kam von Naumburg nach Leipzig. Die Anwesenheit seines Schwiegersohns that ihm unendlich wohl, er sah in ihm eine Stütze seiner letzten Tage, einen Mitarbeiter an der Vollendung seines größten didaktischen Werks „die Kunst der Fuge," von welcher nur der erste Theil herausgegeben war.*) Das ganze Werk bestand aus Variationen im Großen. Bach wollte zur Anschauung bringen, was möglicherweise über ein Fugenthema gemacht werden könne. — Der noch unvollendete Theil der Arbeit, die vorletzte Fuge, hatte drei Themata, deren letztes, als stilles Andenken an Potsdams schöne

*) Alle anderen Annahmen widerlegend hat Professor Dehn bis zur Evidenz bewiesen, daß die Kunst der Fuge theilweise schon vor Seb. Bachs Tode herausgegeben wurde.

Tage, den letzten, höchsten Glanzpunkt seines Lebens, die Königsfuge B—a—ch enthielt. Sie wurde durch seine Augenkrankheit unterbrochen, und nun, da Altnikol bei ihm war, wollte er sie vollenden. —

Es ging nicht mehr! Thränen rollten aus seinen lichtlosen Augen. Dem Sonnenaar waren die Schwingen erlahmt, die ihn empor tragen sollten in Begeisterung!

Auf dem Tisch an seinem Bett lag die Bibel. Aus ihr und Klopstocks Messias, der eben die Welt entzückte, lasen ihm die Seinen vor, und er ward gestärkt im Leiden. Du tapfres Herz, Du hast so viel gestritten und gelitten, hast so viel Erhabenes der Menschheit auferbaut, Du hast ein Recht, zu sterben, ein strahlendes Recht auf die Ruhe im Schooße der Liebe, ein Recht, daß Deinen letzten Augenblicken jedes irdische Weh fern bleibe, tief hinter Dir zurück, — unten — auf der Erde! —

Es giebt ein so tiefes Geheimniß in der Natur und ist doch auch wieder offenbar! Es predigen's die Blumen, es reden's die Sterne, der Lenz und der Herbst, der Wurm und der Mensch, und dennoch wird's so wenig verstanden! Wann die Sonne am höchsten steht, muß sie sinken, wann die erstandene Welt am reichsten sich vollendet, muß sie erkalten, zerstieben;

der Tag der Blumenliebe gebiert den Blumentod, — daß die Frucht reif werde. —

„Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde," — es ſtirbt.

Aber es ſtirbt nicht um nichts, ſondern vielmehr, weil der höchſte Augenblick, die größte That des Lebens, ob ſie bejahend oder verneinend iſt, eine Idee zu verwirklichen ſtrebt, die im Einzelnen ſich nicht verwirklichen kann, weil dieſe Idee, das Unſterbliche an uns, das Facit unſeres Lebens, die Hülſe zerſprengt, die Puppe durchbricht, den Leib tödtet, um aufzuflattern in die Harmonie der Sphären, in den Makrokosmos des Alls, zur abſoluten Vernunft, Freiheit und Seligkeit, zur Einheit im Welt- und Gottes-Ganzen.

Das iſt der Troſt, das die Stärke, die den ächten Menſchen, der ſich ſelbſt erkennt, aufrecht hält am Bette des Geliebten, des blaſſen Streiters, der zum letzten Male Euch grüßt im Staube der Lebens-Arena. Wohlauf! Im letzten Strauß die letzte Kraft! Drüben winken die Palmen!! —

— „Ueber ein Kleines werdet Ihr mich ſehn und aber über ein Kleines werdet Ihr mich nicht ſehn!" —

Am 27. Juni 1750, wenige Tage vor ſeinem Ende, erwachte Sebaſtian Bach nach langem und ſüßem

Schlummer, und — war's ein Wunder? — er ſah auf einmal wieder!

Ein Augenblick überwältigenden Entzückens ward den Seinen gegeben. Alle waren voll ſeliger Hoffnung. Freudeſchluchzend bebte ein brünſtig Gebet durch die ſonnig erhellte Stube.

Nur Einer war, der ſich in keine Träume wiegte. Einer, der gar zu gut wußte, daß dieſer kurze Wunderglanz, der das Auge noch einmal belebte, nicht mehr von dieſer Welt war: Sebaſtian Bach ſelber. Mit mild verklärtem Lächeln die Theuren zu ſich ziehend, ſprach er mit einer Engelsliebe, die ſchon der Wiederſchein des andern in ihm erwachenden Daſeins war: „Täuſchet Euch nicht, Kinder! Der liebe Gott vergönnt mir, Euch noch einmal zu ſehn. Jetzt ſterbe ich auch gewiß bald. — Nein, nein, weinet nicht, macht mir mein armes Herz nicht ſchwer. Der liebe Gott wird ſich über Euch erbarmen, und der Nikol wird Dich nicht verlaſſen, Mutter! Nicht wahr? Du biſt ein guter Sohn!“ —

„Darüber härme Dich nicht, lieber Vater, ich will die arme Mutter zu mir nehmen, ſie ſoll keinen Mangel leiden!“ —

„Das hab' ich wohl gewußt! — Laßt uns nicht un-

nütz klagen, daß unser Herrgott mich abruft, Ihr könnt noch genug trauern um mich, wenn Ihr mich nicht mehr habt. Seht, ich bin ruhig und zufrieden, einmal muß doch der Tag kommen, wo wir scheiden, wir finden uns ja Alle wieder zusammen!"

Er küßte sein Weib, die Kinder und Enkel, segnete sie und bat sie, die Stube zu verlassen.

Er blieb mit Altnikel allein. —

„Mein Sohn! Du bist ein Mann, und darum sei Dir der letzte Seufzer vertraut und der letzte Gram, den ich auf Erden habe: mein Friedemann!

Mag er in Halle noch so geehrt sein, Friedemann kommt zu nichts, es ist ihm einmal nicht auf die Dauer beschieden. — Eine innere Stimme jammert und klagt mir's zu und läßt sich nicht betäuben. O ich bin auch Schuld dran, Nikel, ich hab' ihn gar zu sehr geliebt, guter Nikel, und das hat ihm Unglück gebracht! — Gott wird mir's verzeihen und ihn in seinen Schutz nehmen! —

Das letzte Exemplar der Fugenkunst, welches in meinem Pulte liegt, hab' ich ihm lange zugedacht und mit Gleſſen versehn. Schick' es ihm, wenn ich todt bin. Ach, ich hätte das Werk gar zu gern beendet! — Mir wird recht Angst, mein Sohn! Ruf' die Mutter!" —

In wenig Augenblicken, während der Schweiß von ihm rann und er in sich erschauerte, waren die Seinen athemlos um ihn versammelt.

„So, nun ist mir wieder wohl, da ihr um mich seid! — Grüßt mir den Emanuel ja recht und den Christian. — Meinen armen Friedemann auch.“ —

Er griff, wie von peinigenden Gefühlen zerrissen, hülfesuchend nach dem Gebetbuch auf dem Tische und schlug es auf. Mit zitternder Stimme begann er laut zu beten:

„Wenn wir in höchsten Nöthen sein
Und wissen nicht, wo aus noch ein,
Und finden weder Hülf' noch Rath,
Ob wir gleich sorgen früh und spat:
So ist dies unser Trost allein,
Daß wir zusammen in'sgemein
Dich rufen an, o treuer Gott,
Um Rettung aus der Angst und Noth!“ —

Und wie die Herzen und Lippen sich vereinten, stieg herab der Geist des Friedens und nahm den letzten Schmerz vom Herzen des Vaters, den Schmerz um seinen Sohn. —

„Kein Hälmlein wächst auf Erden,
Der Himmel hat's bethaut,
Und kann kein Blümlein werden,
Die Sonne hat's erschaut." —

„Wenn's Friedemann traurig geht, bittet für ihn bei'm König Friedrich, der verläßt ihn nicht! Ja das, das ist meine Zuversicht!" —

Frisch gestärkt fand er nun die alte Freudigkeit, die Erinnerung glücklicher Tage wieder, und er beschloß, das Lied, welches ihm Ruhe gegeben im letzten Augenblick, zu verherrlichen. Und einmal noch die alte Begeisterung in sich entzündend, dictirte er Altnikol den vierstimmigen Choral: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein" in die Feder.

„Der soll die Kunst der Fuge schließen." —

Nach dieser Anstrengung ward er sichtlich matt. Man legte ihn zurück in die Kissen. Die Hände Magdalenens in den seinen bergend, dämmerte er vor sich hin. — Zwei Stunden später überfiel ihn ein Schlagfluß, der ein hitziges Fieber nach sich zog, welchem sein matter Körper nun nicht länger wiederstehen konnte.

Den dritten Tag darauf war Johann Sebastian hinübergeschlummert in's Land des Friedens. —

Die Welt schrie auf bei der Nachricht seines Todes,

und Friedrich II., als er's hörte, stand starr vor Schreck, schloß sich im Cedern-Zimmer ein, und seine Flöte klagte und weinte den ganzen Tag und hielt ein einsam Todtenamt um den Verblichenen! —

Jetzt erst begriffen die Menschen, was sie an ihm verloren. Aus seiner Asche stiegen seine Werke, die Stimmen seiner Schüler, seine Kunstapostel, wurden laut und predigten seinen Ruhm. Wie Minerva aus dem Haupt des Zeus, so entsprang aus Sebastian Bach die glänzende Reihe von Ton-Dichtern, die Deutschlands Ruhm wurden und ihm den Namen eines musikalischen Landes eintrugen. Jeder dieser sonst so verschiedenen Geister hat Sebastian Bach zum Sockel seiner Entwicklung, ist aus ihm erwachsen zu eigenster Persönlichkeit. Der Letzte dieses Reigens, in dem sich's am Klarsten abspiegelt, daß Bach der Vater seines Genius war, heißt Mendelssohn-Bartholdy.

Er setzte in dankbarer Verehrung dem Andenken des stillen Meisters vor der Thomaspforte zu Leipzig einen hohen, leuchtenden Denkstein. Zu ihm wallen die Wenigen, die seinen ächten Werth erkannt, und grüßen den Todten. —

Sebastian Bachs Musik ist wie ein Tempel, zu dem der Glaube gehört, um hinein zu gehen, und

weil es schwer ist heut zu Tage, Glauben zu haben, darum gehen so viele Laien und leider auch Musiker an dem Tempel vorbei, verbeugen sich in scheuer Ehrfurcht und reden sich mit ihrer Unwürdigkeit aus, um nur nicht hineinzugehen. Der Alte ist ihnen zu zopfig, sie vermissen die Melodie in ihm, das, was sie Seele nennen! O, sie aber, sie haben die Seele des Gesangs! —

— Ein altes Märchen kommt mir in den Sinn: von Apollo, der einst den Marsias geschunden! — —

— — — — — — — — — — — — — —

— Morituri te salutant! —

— — — — — — — — — — — — — —

Seit den letzten Jahren fängt man endlich an, im großen Publikum so Etwas davon zu wittern, daß der alte Bastian doch nicht so ohne Ideen und Melodie war.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war Ende Juli 1751, als ein Mann in mittlern Jahren, bestaubt, gebückt vor Mattigkeit, eine Violine unter'm Arm, durch's Gerberthor nach Leipzig kam. Er schritt um den Wall, der Geisterpforte vorüber, nach der Thomaskirche, als schäme er sich, in die Stadt zu kommen.

Es war Alles so verändert. — Am Canterhause zögerte er; dann sich zusammenraffend zu einem letzten Entschluß, klopfte er an.

Niemand öffnete.

Er klopfte stärker.

Alles still.

Eine entsetzliche Angst überkam ihn und laut dröhnte die Thür unter seinen Schlägen.

Der Sohn will hinein zu seinem Vater. —

Der Lärm machte die Leute in der Straße aufmerksam. Der Küster kam von der Kirche herüber.

„Mein Gott, Herr Friedemann! — Ach das ist ein rechtes Unglück, nicht wahr?“ —

„Was, was ist ein Unglück?!“ —

„Na haben Sie denn den Brief von Herrn Altnikol nicht gekriegt?“

„Brief? Altnikol?“

„Mein Gott, da wissen Sie gar nichts? — Erschrecken Sie nur nicht! Ihr Herr Vater ist todt! Die Mutter ist nach Naumburg zu Altnikoln gezogen, das Haus ist leer! —

„Todt! — Fort! — Leer!“ lispelte Friedemann. —

Starr, regungslos stand er vor der verödeten Stätte seiner Jugend. Er hörte nicht, wie der Küster

ihm sagte, daß er ihm etwas zu übergeben habe, sah nicht, daß Jener hinweg eilte und mit einem Päckchen wiederkam, welches er in seine Hände legte: die Kunst der Fuge, sein Erbtheil. —

Ohne Laut, ohne Seufzer, ohne Thränen wendete sich der Sohn und ging hinweg. —

Auf dem Kirchhof finden wir ihn wieder, er sucht die letzte Stätte seines Vaters.

Ein Schrei, ein langes, krampfhaftes Jammern tönt durch den Gottesacker. Friedemann liegt auf dem Grabe des Vaters und hält die Erde umschlungen! —

Mein Tagewerk ist aus. —

X.

Daimon.

In einem wahren Eden, zwischen Bergen, Wäldern und Triften liegt in seliger Ruhe, in fast selbstsüchtiger Glückseligkeit das liebe, sonnige Arnstadt im Thüringerwald und schert sich viel um den Wechsel der Zeiten. Die Leute sind da noch so kindlich naiv, so natürlich einfach, wie es eben nur ein Gebirgsvolk sein kann, zumal in der Zeit, von welcher ich rede, im vorigen Jahrhundert. Da war noch keine Armuth, keine Concurrenz, kein Luxus und kein Bedürfniß. Im Schooße des Glaubens nicht nur, nein im platten Aberglauben, in all den mystischen Fictionen, dem Abhub des Mittelalters, waren die Leute zufrieden. Alle Menschen sind fast verschwägert und verwandt, und Taufe, Trauung oder Begräbniß, Gerichtstag und Erntefest scheinen die höchsten und alleinigen Dinge,

welche die öffentliche Neugierde beherrschen, weil eben nichts Wichtigeres passirt. Selbst das Prozessiren ist noch nicht recht an der Tagesordnung. So geflissentlich sich nun auch Einer um den Andern bekümmert und ihm in die Schüssel schielt, so hat doch das auch seine Grenzen in der Einförmigkeit, und trotz allen Glücks verfehlt dies Paradies nicht, recht von Herzen langweilig zu sein. —

In solch' langweiligen Stunden begannen die Arnstädter oft mit frevelndem Muth, sich vom Schicksal etwas Scandal zu erbitten, irgend ein Object, das ihr Interesse recht erregen, ihnen Stoff zur Unterhaltung geben möchte.

Ach, die listigen Götter erhören die Wünsche der Menschen zu ihrem Verderben!

Die Göttin der Bosheit legte also über Nacht den guten Arnstädtern ein Kuckucksei in die Wirthschaft. —

Eines Tages nämlich kam von Erfurt herauf ein wackliges Wägelchen, in ihm saß ein vertrockneter, hagerer Mann, etwa ein Vierziger, schäbig angezogen, und stieg im Gasthof zur goldnen Henne ab. „Es wird ein Leinewandhändler sein," sagten die Leute, denn sie verfuhren viel Leinen- und Wollenfabrikate nach Erfurt, ja weit in den Norden hinein bis Hannover. Der Fremde sprach gar nicht Thüringisch, sondern so

schön Hochdeutsch, „so vornehm," wie's die Leute nicht gewohnt waren. — Er machte auch gar keine Anstalt, Einkäufe zu besorgen, sondern flankirte in der ganzen Stadt und Umgegend umher und bekümmerte sich viel um die Maulaffen, die ihm nachstierten. So waren ein paar Tage vergangen, als plötzlich vor dem Bürgermeister und Amtmann der Fremde mit einem Obstgärtner erschien, der auf dem ersten Berge ein Häuschen und einen Garten hatte, welcher seine Terrassen von Obst, Wein und Hopfengeländen rings um den Berg streckte. Der Fremde hatte das Grundstück des Gärtners angekauft und wollte nun „die Sache gerichtlich machen." Dies geschah, und von nun an wußten die Arnstädter, daß er Doctor Cardin hieß. Er bezog sofort sein Besitzthum, das der Gärtner Hals über Kopf räumen mußte, und etwa drei Wochen später langten Bücher, Kisten und Geräthschaften aller Art, von denen die Arnstädter keinen Begriff hatten, auf mehreren Wagen an. Was Wunder, daß sie ihn für „sehr reich" erklärten?

Die Neugier machte die sonst so gelangweilten Arnstädter etwas unverschämt, und da Cardin nicht der Mann war, sich das gefallen zu lassen oder in den cordialen Geratterten einzustimmen, war

er bald „der gröbste Kerl zehn Meilen in der Runde.“ —

Der Einzige, der versicherte, „daß der fremde Doctor ein komischer Kauz, aber sonst ein ganz netter Mann sei,“ war der Amtmann, welcher zugleich der einzige Architekt des Städtchens war, denn Cardin begann sofort, nach eigner Zeichnung bauen zu lassen, und stellte eine kleine Villa, ein Schlößchen wie aus Tausend und Einer Nacht hin, daß die Leute vor Verwunderung toll wurden.

Er war nun nicht blos „unsinnig reich,“ sondern mußte „mindestens ein verkappter Prinz“ sein.

Die innere Einrichtung entsprach der äußeren, und die kostbaren Meubles, welche anlangten, bestätigten die Meinung der Leute. Doctor Cardin war eingerichtet und nahm die beiden Knechte des vorigen Besitzers in Dienst, um den Garten zu pflegen, ließ ihnen sogar noch an den beiden Eingängen des Gartens zwei Häuschen erbauen, die sie mit ihren Familien beziehen durften. Außer seinem Terrain ließ sich aber der Doctor wenig sehen, ging grundsätzlich nie in die Kirche, trug überhaupt solche Verachtung gegen die Religion zur Schau, daß nach Kurzem das ganze gottesfürchtige Arnstadt in offener Fehde mit ihm

stand. Man hatte entdeckt, daß er oft die Nächte hindurch Licht habe, ferner, daß er sogar die Tochter seines einen Knechts, Trude, die für eben so hübsch als leichtsinnig galt, zu sich in's Haus genommen und mit ihr in wilder Ehe lebe, daher es denn nicht zu verwundern sei, daß seine Knechte, „eben solche Herrn spielten, wie er." Da nun der Doctor die üblen Nachreden der Leute mit um so größerer Grobheit, Rücksichtslosigkeit und Verachtung vergalt, ihre Neugierde, wie ihren Aberglauben, mit allerlei Schreck und Possen kitzelte, um sie dann zu verhöhnen, wurde er von Tag zu Tag mehr Gegenstand des Abscheues und der abergläubischen Furcht.

„Er ist ein Goldmacher."

„Er steht mit dem Teufel im Bunde!" sagten die Leute. —

Ach, aller Friede schien aus dem armen Städtchen gewichen, und, da der Amtmann, (weil der Doctor immer wieder etwas zu bauen hatte), mit seiner Sippschaft für ihn Partei nahm, drang der Streit sogar in die Familien selbst und entzweite sie, zumal Cardin, dem Stadtbader zum Trotz, die ärmeren Leute, die sich trotz des Geredes an ihn wandten, umsonst curirte und so die Zahl seiner Freunde vermehrte.

„Seit der verdammte Doctor da iſt, muß aller Frieden aus Arnſtadt gewichen ſein!“ —

„Natürlich, er hält's mit dem Erzfeind, da iſt's nicht ſchwer, uns zu entzweien!“ —

Darüber verging ein Jahr um's Andere, die Arnſtädter hatten weniger Langeweile, aber dafür zehnfach mehr Aerger. —

Sie hatten, was ſie wollten! —

— — — — — — — — — — — — —

Im Auguſt des Jahres 1751 kam die ſtaubige Straße von Ichtershauſen her ein Mann gegangen, dem man es anſah, wie weit er gewandert war. Er hatte eine Geige unter dem Arm und ihm ſchien wenig daran gelegen, wie bald er ſein Ziel erreiche, wenn er überhaupt eins hatte. Bei den erſten Häuſern angekommen, fragte er, wo der Organiſt Vogler wohne, und als er deſſen Haus gefunden, trat er ohne Umſtände ein.

„Kennt Ihr mich noch, Vogler?“ —

„Herr, erhalte mir meine fünf Sinne! Seid Ihr's oder nicht? Friedemann Bach!“

„Richtig. Und komme von Leipzig! — Mein Vater — iſt todt, in Halle haben mich die Pietiſten fortgejagt, meinem Schwager in Naumburg mag ich

nicht zur Laſt fallen, er hat meine Mutter ſchon auf dem Halſe, da hab' ich gehört, daß Ihr an zwei Kirchen Organiſt ſeid. Könnt Ihr mir vielleicht Beſchäftigung geben?" —

„So weit ſeid Ihr alſo herunter gekommen? Habt doch in Dresden und Halle ſo ein ſchönes Amt gehabt und nun wollt Ihr in Arnſtadt handlangern?" —

„Das geht Euch Alles nichts an! Ich frage Euch, ob Ihr mir Arbeit geben könnt. Ja oder Nein, Almoſen brauch' ich nicht!" —

„Nein!"

„Hol' Euch der Teufel, Hallunke! Alles, was Ihr jämmerlicher Kerl geworden ſeid, dankt Ihr den Bachs. Wenn Ihr Ehr' im Leib hättet, müßtet Ihr mir helfen und nicht fragen! Haltet's Maul, ein Hallunke ſeid Ihr!" —

Damit trat er haſtig aus dem Hauſe, und zwiſchen den gegenüberliegenden Häuſern und Gehöften hindurch klomm er den Berg empor. Der Wahnſinn ſprach wiederum heimlich lachend aus ſeinen Zügen, und wie er ſo dahinſchritt auf dem ſchmalen Weg, nicht achtend, wo er ging, tönte ſeine Violine in ſo furchtbarer Weiſe, daß die Leute erſchreckt aus den Häuſern fuh-

ren und dem Unhold nachſtierten. Immer weiter ging er, immer mehr ſank die Sonne, immer einſamer ward's um ihn. — Plötzlich, etwa vierzig Schritt vor ihm, trat ein Mann unter den Bäumen hervor und winkte ihm. Er folgte mit dem Inſtinct des Thieres, indeß ſein Geiſt wie ſeine Töne im Weſenloſen flatterten. — Er trat in ein kleines Zimmer, von Kerzen erhellt, mit ſeltenem Luxus ausgeſtattet. Matt ſank er auf den ihm gebotenen Divan. Vor ihm ſtanden Früchte und Speiſen, und mit der Haſt eines begehrlichen Kindes, dem Hunger eines Verſchmachtenden, griff er zu und die Violine glitt auf den Boden. —

„Mich dürſtet!“ —

Der Fremde reichte ihm ein Glas mit einer duftenden Flüſſigkeit. Friedemann leerte es in einem Zuge.

Wenige Minuten ſpäter war er zuſammengeſunken: er ſchlief. —

Der Fremde ſchellte.

„Bringt ihn zu Bett nach meinem Zimmer. Heut Nacht wacht Einer von Euch. Vorwärts!“ —

Wenige Tage ſpäter hatten die Arnſtädter wieder etwas Neues. „Der verrückte Kerl mit ſeiner Violine

ist bei dem Alchymisten oben verschwunden; der fing für den Satan eine arme Seele!" —

Die Dreizahl, die Trias, von Alters her im Genusse besonderer Verehrung, ist unauslöschlich dem Wesen aller Dinge eingeprägt, und wir finden fast Alles in der Natur, sei's Qualität, Quantität, Raum-, Zeit- oder Formverhältniß, auf diese Dreiheit zurückgeführt, aus ihr hergeleitet.

So ist auch im Menschen, dem Gipfelpunkte irdischer Wesen, die Dreizahl in körperlicher und geistiger Beziehung, wie in der Lebensentwicklung ausgeprägt, und diese Verhältnisse entsprechen sich gegenseitig. Wenn Herz, Kopf und Arm wie Keim, Pflanze und Frucht sich verhalten, so verhält sich Gemüth, Verstand und Vernunft wie Kindheit, Mannheit und Alter, und sie bedingen einander. Ebensowenig, wie wir diesen letztgenannten Phasen unsres Lebens entgehen können, wie wir sie vielmehr ganz und nach allen Seiten hin durchmachen müssen, ebensowenig können wir uns den Ansprüchen derjenigen organischen Entwicklung, derjenigen natürlichen Erscheinungen entziehen, die das Gemüth, der Verstand, die Vernunft an uns erheben.

Der äußere Mensch ist einmal Object seiner Seele,

und dies ist vielleicht der allerstärkste Beweis, daß Letztere doch noch ein wenig mehr ist, als eine Quantität Alkohol, die aus unserer übrigen Materie nach innen abdampft. Möglich, daß Einer keine sogenannte Jugend gehabt oder kein Gemüth zu haben vorgiebt, wahrscheinlich, daß er sich seiner Jugend wie seines Gemüthes zur natürlichen Zeit wenig bewußt werden konnte, daß sie in ihm zurückgedrängt wurden. Die Natur aber läßt sich nie Rechte verkümmern, pflegt gerade dann ihre Ansprüche zu erheben, ihr gekränktes Gesetz nachzuholen, wann es uns am wenigsten gelegen und ach! nicht ohne tiefe, nachtheilige Folgen für unsere gegenwärtige Lebensepoche ist.

Friedemann Bach's Jugend war verraucht, nicht nur in seinem äußeren Menschen, sondern hauptsächlich in seinem Innern. Mit seinem Vater hatte er sie begraben und zugleich den besten Theil seines Gemüths. Er hatte bis hierher sein Leben allein von der Seite des Herzens erfaßt, sein Verstand war nur der sehr abhängige Knecht seines Gemüths gewesen, zu lange gewesen, und Friedemann trug die Kinderschuhe der Seele noch immer, als er dem Alter nach schon hoch im Mittag seiner Tage stand. Selbst reine Verstandesobjecte, wie Philosophie und andere strictе Wissen-

schaften, hatte er mehr mit dem Gemüth abgethan, daher lebte er in einer Welt von Phantasieen, in der ewigen Sonne der Gefühlsschwärmerei, in der die dünnen Nebelflecke des Verstandes vor übergroßer Helle nicht zu sehen waren. Zwischen Liebe, Ehrgeiz, Selbstsucht, Haß, Selbstmißtrauen und Tönen schwamm seine Psyche umher und, obwohl durch die Katastrophe in Dresden tief erschüttert, erhob sie sich, vermöge der riesig zähen Natur Friedemanns, nicht nur vollständig immer wieder, sondern setzte sogar ihren verderblichen, durch's Schicksal vergebens unterbrochenen Lauf, auf stärkere, eigensinnigere Weise fort, und erst als mit einem Ruck Alles in ihm zerbrach, als Kunst und Liebe und sein letzter Anker, der Vater, in's Grab sank, erst da erwachte Friedemann-Ikarus zu anderem Sein. — Ob zum Besseren? — —

Eins war ihm klar: daß er seine Jugend verloren hatte. — — — — — — — — — — — —

Friedemanns Leben war, wie bei allen Träumern und Phantasten, ein Schlafwandeln gewesen, und wie er sich selbstsüchtig seiner Welt der Einbildung hingegeben, die Kunst des Lebens versäumt hatte, war es kein Wunder, daß er in der Charfreitagnacht wahnsinnig geworden war.

Durch die treue Pflege der Seinen hergestellt, wäre es besser für ihn gewesen, die Musik ganz an den Nagel zu hängen, sie wenigstens nicht als ausschließlichen Lebenszweck zu behandeln, oder aber — zu heirathen.

Da Ersteres aber doch geschah und Letzteres nicht, kam er allmählig in die alte Lebenslage, mithin die alte Welt der Einbildung und Empfindelei zurück. Alle seine Entschlüsse, sich zu ändern, alle seine neuen Pläne blieben deswegen unerfüllt und hatlos, weil er sie auf Anschauungen baute, die dem gemeinen Leben feindlich waren, dem Leben, das er doch einmal lebte. Deshalb war er der an sich schon schwierigen Stellung der Parteien in Halle nicht gewachsen, deshalb glaubte er, getragen von seinem erneuten Ruhm und dem Beifall seiner Verehrer, im Lucifer etwas Unerhörtes zu leisten. Wäre die Welt geborsten, er hätte nicht entsetzter sein können, als durch Astrua's Brief, der in ihm Kunst und Liebe bankerott erklärte. Der alte Wahnsinn regte über ihm wieder die grauen Schwingen, doch in andrer Art, und erzeugte andre Wirkungen. Nicht jene alte Raserei, nicht jene längere Geistesgestörtheit war's, wie ehedem. Seine mit den Jahren stärker gewordene Seele, die trotz aller Phantaste-

rei aus der Philosophie mehr Realität gesogen hatte, als man erwarten durfte, leistete stärkern Widerstand, und was sonst permanenter Wahnsinn war, wurde jetzt momentane Tollheit, die aber dann ungeschminkter hervortrat. Der „tolle" Friedemann verdarb sich so seine Stellung in Halle, aus der er mit einer gleichgültigen Stumpfheit schied, die Andre nicht begreifen mochten. Für gewöhnlich war er träumerisch, vollzog aber die Verrichtungen des Lebens mit einem verständigen Instinct, so daß man gelten lassen konnte, was er that. Kam aber irgend eine Erregung, Schmerz, Zorn, Verzweiflung über ihn, so konnte seine Nähe gefährlich werden, denn rücksichtslos zertrümmerte er das Gesellschaftsgesetz, die Sitten und Rechte seiner Umgebungen. Furchtbarer, als alles Uebrige, packte ihn der Tod des Vaters, aber aus ihm erwachs ihm auch eine Veränderung seines Wesens, die wenigstens für den Augenblick heilsam zu wirken schien. Mit diesem äußersten Schmerz schien aller Schmerz von ihm gewichen. „Der Vater ist todt!" heulte es in ihm. Er schien von nun an nicht mehr allzustarker Erregungen fähig zu sein, und die auf dem Grunde seiner Seele lauernde Skepsis gab ihm eine verrückte Lustigkeit, die hin und wieder von einem jähen Paroxismus

des Wehs unterbrochen wurde, ihn aber weniger ſchreckhaft erſcheinen ließ.

Durch ſeine Tollheit hindurch vollendete die Natur ihr Werk, und zog ihm das roſenrothe Kinderkleid des Gemüths mit Gewalt aus. Er trat in's Stadium des Verſtandes, aber um ſo traſſer und greller, und dies machte ihn langſam zu dem, was er durch ſein ganzes übriges Leben vornehmlich geblieben iſt. Das rhapſodiſche Product ſeines Gemüths war der Wahnſinn, das rhapſodiſche Product ſeines Verſtandes wurde die Tollheit, die luſtige Tollheit, die einen Todtenknochen zum Spazierſtock nimmt. —

So kam er nach Arnſtadt, und das liebloſe Benehmen Veglers, der ihn abwies, gebar noch eine letzte Wuth aus dem Schooße ſeiner Erinnerung.

Er rannte gradezu in's Leere.

Doctor Cardin fand ihn, wie man einen verlaufenen Hund findet.

— — — — — — — — — — — — — —

In Arnſtadt unten gährte von nun an eine furchtbare Verſchwörung. —

Die Leute hatten ſo lange danach getrachtet, dem Doctor was am Zeuge zu flicken, und jetzt hatten ſie's gefunden.

Zahlreiche Zeugen sahen Friedemann in Cardins Garten verschwinden, und er kehrte nicht mehr zurück. Einer raunte dem Andern das Schlimmste zu.

„Der Doctor hat den tollen Fremden gemordet, er braucht Menschenknochen und Blut, um Gold zu machen!“ hatte der Bader gesagt.

„Er hat den Armen dem Teufel verschrieben, damit er selber noch Frist erhalte!“

„Er ist ein Seelenverkäufer, nichts Anderes!“

„Ein Hexenpater, ein Satanspriester ist er!“ —

Nachdem man sich ein halbes Jahr mit den tollsten Conjecturen geplagt, sich gegenseitig erhitzt und Cardin mit einem Heer Spione umgeben hatte, erhob man sich einmüthig und forderte trotz der Gegenreden des Amtmanns tumultuarisch, daß das Gericht einschreite.

Der Amtmann mußte es mit schwerem Herzen geschehen lassen, daß die Gemeinde den Cardin bei der Regierung verklagte. Doch besuchte er ihn und stellte ihm die Gefahr seiner Lage vor.

Die Sache war ernster, als sie schien, denn die Tortur, obwohl in Preußen unter Friedrich II. durch Cocceji abgeschafft, war in Süd- und Mitteldeutschland noch in schönster Blüthe.

Doctor Cardin schrieb einen Brief an den Fürsten

nach Sondershausen, und indem er Aufschluß über sich gab, bat er selbst um Untersuchung. —

Zum Jubel seiner Feinde trafen auch endlich drei Commissarien des hochpeinlichen Halsgerichts in Arnstadt ein, und schon spitzte man sich darauf, den armen Doctor mindestens geviertheilt zu sehn.

Die Commissarien wählten den Amtmann zum Beisitzer und vernahmen die Zeugen. So ausgerüstet, eine Legion von Angebern hinter sich, begaben sich die wohlweisen Commissarien sammt dem Amtmann nach Cardins Grundstück, ließen sich genau den Weg zeigen, den Friedemann gegangen, die Stelle, wo er angeblich verschwunden war, und, von den bärbeißigen Knechten geführt, rückte das Belagerungs-Corps vor die Residenz des „Satans." Die prächtigen Anlagen erweckten trotzdem die Bewunderung der Eindringlinge, und Niemand konnte sich enthalten, diesen reizenden Feensitz laut zu preisen. Das Haus hatte nur einen Eingang, welcher verschlossen war. Man zog die Schelle. Nach einigen Minuten ward geöffnet, und das feiste Gesicht der corpulenten Trude ward sichtbar.

„Was wollen Sie?" —

„Die Commissarien des Criminalgerichts wollen Dr. Cardin sprechen."

„Treten Sie ein und warten Sie.“ — Sie kamen in eine Vorhalle, die leer, ohne Fenster und von oben erleuchtet war. Drei Thüren von schwarzglänzendem Holz lagen nebeneinander ihnen grade gegenüber und starrten schreckhaft aus der weißen kahlen Wand. Ueber der Mittelthür stand das Wort *Λαίμων*. Mitten in der Halle lag aber ein steinernes Ungethüm, halb Löwe, halb Weib, und hielt einen Spiegel in der rechten Klaue. Entsetzt ließen die guten Arnstädter einen weiten Kreis um dasselbe frei, — denn sie hatten noch keine Sphynx gesehen.

Ehe die Versammlung aber im Stande war, diese Dinge näher zu betrachten, trat Cartin in einem eleganten, seidenen Schlafrock, mit wohlgepuderter Perrücke, lächelnd mit graziöser Handbewegung herein, empfing die Commissarien und fragte nach ihrem Wunsch.

Feierlich ward das Protokoll der Zeugenaussagen verlesen, doch während die Arnstädter vermeinten, der Doctor müsse vor Schreck zu Boden sinken, verbeugte er sich ruhig und sagte:

„Meine Herrn, ehe wir weiter gehen, erlauben Sie mir zwei Fragen:

„Hatten sich die Zeugen fest, versichert, daß der Fremde wahnsinnig war?“ —

„Das hatten sie!“ —

„Und er ist hier bei mir verschwunden?“ —

„Gewiß!“ —

„Dann muß er auch wohl noch da sein. Lassen Sie uns nachsehn.“

Mit diesen Worten öffnete Cardin die Mittelthür, und in einem mit Tapeten und vergoldeten Meubles luxuriös ausgestatteten Cabinet lag in einem Sessel hinter einem Tisch mit Papieren behaglich ausgestreckt, gehüllt in einen prächtigen Schlafrock, Friedemann Bach und las in einem Buche.

„Friedemann, komm doch einen Augenblick herein!“

Friedemann, das Buch bei Seite legend, stand auf und trat mit einem Blick des Erstaunens näher.

„Was soll das bedeuten, Doctor?“ —

„Die guten Leute in Arnstadt glauben, daß ich Dich an mich gelockt und dann ermordet, oder dem Teufel verkauft habe. Dies sind die Herrn Criminal-Commissarien von Sondershausen, die sich überzeugen wollen.“ —

„Hahaha! Danke für gütige Nachfrage! Sagen Sie der weisen Sondershausener Regierung, meine Herrn Criminal-Richter, daß es in der ganzen Welt keine größeren Ochsen geben kann, als die Bürger von Arnstadt. Ich aber sage Ihnen, daß Dr. Cardin mich

nicht blos aus dem Elende und der Armuth gerissen, sondern mir auch meinen Verstand wiedergegeben hat. Ich befinde mich hier ganz wohl und werde mit meinem Willen nicht fortgehen. Guten Morgen!" —

Die Thür hinter sich schließend, verschwand Friedemann.

Der Doctor begleitete die um Entschuldigung bittenden Commissarien bis zur Thür, die sich unter'm Gelächter der feisten Trude schloß, die Arnstädter entfernten sich mit langen Gesichtern, und die Herrn Criminalisten, welche auf Cardins Kosten ein reiches Diner im Gasthof fanden, reisten ab, nachdem sie die Arnstädter bedeutet hatten, in Zukunft „das Maul zu halten." — — — — — — — — — — —

Cardin hingegen war zu Friedemann in's Tapetenzimmer zurückgekehrt.

„Willst Du noch einen bessern Beleg für die Erbärmlichkeit der Menschen? — Sieh, ich wußte, was mir bevorstand, wußte, daß der spanische Bock und die Daumschrauben meiner warteten und sagte Dir nichts, um Dich den vollen Eindruck dieser Erbärmlichkeit empfinden zu lassen. Nicht der Beweis, was ich an Dir gethan, war's etwa, was mich allein gegen dumme Bosheit geschützt hat; nein, weil ich Geld habe, weil ich an die Regierung von Sondershausen einen

Brief Diderot's und Voltaire's, die der mächtige Preußenkönig liebt, geschickt habe, Briefe, die meinen Charakter in's Licht setzten, darum haben sie mich in Ruhe gelassen." —

„Aber der Haß dieser Menschen ist unerklärlich!"

„Mir, mein Sohn, ist er's nicht. Daran ist die Erbsünde Schuld, die Dummheit, die sie mit sich umherschleppen. Dummheit und Langeweile brachten den Menschen von jeher dazu, die Freiheit Andrer zu gefährden. Weil es ihm an Kraft fehlt, sie für sich selbst zu beanspruchen, will er sie auch Andern nicht gönnen. Dieses erbärmliche Ding, das die Leute ihre Religion, ihre Tugend nennen, bringt sie zu solchem Benehmen. J, Plato verdammte ja die Atheisten sogar zum Tode, wie gefällt dir das? — Pah, die Tugendhaften sind von jeher die größten Canaillen in der Welt gewesen! Sie bekümmern sich um unsere Moralität, unser Seelenheil, um das, was wir thun und unterlassen sollen, aber um sich selber bekümmert sich Keiner. Das ist eben die Narrheit unsres Geschlechts! Ich sage Dir: je weniger Du Dich um andre Menschen bekümmerst, deste freier bist Du. Ob Du sie beherrschest oder von ihnen beherrscht wirst, ist gleich, Du hast immerhin mit ihnen zu thun; das ist genug, Dir das Leben zu verleiden!" —

„Es ist wahr, je mehr man mit sich allein ist, je enger man sich vor der Welt in's Gehäuse seiner Selbstgenügsamkeit zurückzieht, desto glücklicher ist man. Ich wünschte, ich hätte das früher thun können."

„Ein Glück für Dich, daß Du's nun kannst. Dieser empfindelnde, weiche Sack hier drinnen, den die Menschen Herz nennen, auf dessen edle Qualität sie sich so große Stücke einbilden, hat in Wahrheit den ganzen Jammer der Erde zu verantworten. Dies dumme Herz ist's, was unsren grübelnden Gedanken mit bessern Welten, bessern Zeiten, kurz mit Hoffnungen, die sich nie erfüllen, abspeist, uns in überirdischen Träumen unsere Zeit verschwenden läßt, während wir genießen, uns selbst genießen sollten, und was unseren Verstand, der uns allein vom Thiere unterscheidet, stets hindert, sein alleiniges Herrscherrecht auszuüben. Was wir denken und erkennen, Friedemann, sind wir, was wir fühlen, ist unser Thierantheil. Du hast bisher nur gefühlt, das war Dein Unglück, das hat Dich unfähig gemacht, dem Leben draußen und diesem gemüthvollen Gesindel Deiner Mitmenschen zu widerstehn. Sie haben Dich elend und wahnsinnig gemacht, weil sie Dich beherrschen wollten, und da Du's warst, haben sie Dich liegen lassen! Du wurdest geisteskrank,

weil Du Herz hattest, jetzt bist Du gesund geworden, weil ich den eigentlichen Menschen in Dir, deinen Verstand, geweckt, Dich gelehrt habe, Dich an und mit Dir selbst zu vergnügen. Gegen Dich habe Herz meinetwegen, mit Dir thue schön, hörst Du? vor Allem gewöhne Dich, den kalten, klaren Calcül walten zu lassen. Selbstgenügsamkeit ist die Freude, Ruhe und Kälte der Welt gegenüber sind der Stolz des Weisen!" —

„Wenn Sie nun aber kein Herz haben und allein den Verstand walten lassen, wie kamen Sie darauf, mich, den Bettler, den Wahnsinnigen, aufzunehmen?" —

„Weil ich an Dir ein Object fand, mir selbst die Wahrheit meiner Doctrin zu beweisen, weil es für den freien Menschen ein Selbststolz ist, wieder freie Menschen zu machen. Ich freue mich über mich, wenn ich dich belehre, und dein Umgang beweist mir, daß der Verstand doch wieder einen Repräsentanten mehr auf der Welt hat. —

Ich bin ein Egoist, ein Ichmensch, ich bin selbstsüchtig und sehe nicht ein, was ich Besseres thun könnte, aber ich habe die Anständigkeit, das, was ich bin, frei zu sagen, weil ich mir dessen klar bewußt bin.

Glaubst Du, alle Andern thun's nicht? —

Es lebt kein Mensch, der nicht ein Egoist wäre!

Entweder weiß er's nicht und hält für eine süße Herzenstugend, was platte Selbstsucht ist, oder er weiß es recht gut, schiebt aber sein Herz, seine Uneigennützigkeit, seine Aufopferungsfähigkeit vor, um seinen Profit nicht sehen zu lassen. Das sind aber die Nichtswürdigen, die Betrüger und Hallunken, auf Galgen und Rad mit ihnen!

Du ziehst ein schief Gesicht, Friedemann, daß ich Dich nicht aus Edelmuth und Großherzigkeit aufgenommen? — Das beweist, daß Du noch immer so eine Art Herzensschwächling, kurz noch nicht ganz geheilt bist. Nenne mir doch um Himmelswillen eine Großthat dieser Erde, das, was Dir so recht wie Herzensadel vorkommt. Du wirst nicht Einen, wo ich Dir nicht die platteste Selbstsucht nachweisen kann. Selbstsucht im Gewande des Gemüths!"

„Nun, zum Beispiel die Märtyrer?" —

„Profit, da kommst Du schön an! —

Was sind Märtyrer? Leute, die aus Liebe zu ihrer Sache in den Tod gehen, um deren vorgebliche Wahrheit zu besiegeln. Ei, was ist denn ihre Sache? Weißt Du das? Meine Sache ist nur das, was mir angehört, was ich in meinem Verstande als wahr und richtig erkannt habe. Diese Sache breite ich in der

Welt aus, daß sie von Andern auch erfaßt werde, und zwar so, wie ich sie erfasse. Ist das nicht Selbstsucht? Suche ich mich da nicht auch in den Andern?

Nun wird mir meine Sache angefeindet, ich kämpfe auf die Gefahr hin, zu unterliegen. Ist mir nun diese Sache nicht so wichtig, daß ich mit ihr zugleich zu Grunde gehen muß, so lasse ich die Thoren laufen; ist meine Sache aber so mit mir eins, daß ich an und für mich aufhören muß, wenn sie fällt, so falle ich mit meiner Sache. Das ist doch klar. Rechne nun die Eitelkeit dazu, die jeder öffentliche Schauspieler hat, er sei Philosoph, Herrscher, Ringkämpfer oder Mime, dann hast Du das historische Ding, Märtyrer genannt, fertig." —

„Ein Solcher ist Euch verächtlich!" —

„Natürlich. Denn es giebt gar nichts außer mir, was meine Sache ist, was sich des Kampfes lohnt. Nur ich bin meine Sache. Um mich brauch' ich nicht zu sterben, denn ich bin nur mein, insofern ich lebe. Gelebt zu haben, ist meine Sache. Ich occupire für mich die Freiheit, zu sein, wie ich mag, und das kann Jeder. Was mir nicht gefällt, lasse ich; wen ich nicht mag, den stoße ich ab. Wenn Du mich nicht magst, so geh!" —

„Wenn ich nun auch so ohne Gemüth, so selbstsüchtig antwortete, wie dann?“ —

„Antworte!“ —

„Nun gut, wenn ich nun sagte: Ihr habt mich geheilt, gepflegt, Eure Philosophie aber gefällt mir nicht? Obgleich mein Verstand sie billigt, engt sie mir das Herz ein. Ich würde von Euch gehen, denn die Ueberschrift an Eurer Thüre ist wahr: Ihr seid ein Daimon! Aber ich kann nicht gehn, denn ich kann nicht wie früher darben, dulden, den Bänkelsänger spielen, damit mein Magen voll werde. Wäre das nicht auch egoistisch?“ — — — — — — — — — — —

Eine Pause erfolgte, Cardin trat an's Fenster, um die plötzliche Bewegung zu verbergen, die sich seiner bemeisterte. — Dann wandte er sich an Friedemann.

„Das kannst Du, mein Sohn. Ich will Dir aber, damit Du nicht an den Magen zu denken brauchst, eine gute Summe geben. Dann versuch' es wieder draußen, in der schönen Menschenwelt, wo die warmen Herzen schlagen. Geh' aber nicht zu weit von hier, denn ich sage Dir, wenn ich Dir heute einen Krösusreichthum gäbe, Du lebst mit Deinem Golde nicht ein Jahr unter dem Gesindel — und Du stehst wieder mit Deiner Geige vor meiner Thür und spielst Deinen wahnsinni-

gen Reigen! — Dann aber — könnt' ich todt sein! — Willst Du's wagen?" —

Mit großen Schritten ging Friedemann auf und ab. Dann zu Cardin tretend, legte er seine Hand in die des Doctors:

„Nie wieder, Cardin! — Ihr habt Recht: der Egoist allein ist glücklich, ich will es sein!" —

„Hahahaha! Siehst Du, mein Junge, siehst Du? Es lebe der Daimen über unserer Thür! Denke und genieße für Dich und allein nur Dich, das ist der Nerv des Lebens! — — Wein her und einen Kranz von Rosen für unsere Schläfe!" —

Die jetzige Lage Friedemanns war eben so gänzlich verschieden von der seines früheren Lebens, wie entscheidend für seine ganze Zukunft.

So ehrenhaft und gewinnbringend einzelne vergangene Epochen für ihn gewesen waren, so sehr er auch den Luxus und Comfort der vornehmen Welt namentlich in Dresden kennen gelernt hatte, so absolut wohl, wie jetzt, hatte er sich noch nie gefühlt. Das Drängen und Treiben seines Ehrgeizes, seiner Liebe hatte ihn in einer ewigen Erregung erhalten, und sein Gemüth schwankte und zitterte stets auf den Wegen des

Stolzes, der Begierde und Hoffnung, und hatte ihm nie Zeit gelassen, über sich nachzudenken. Plötzlich im allerwildesten Wirbel, wo der Nachen seines Daseins schon im Zerschellen war, warf ihn das Schicksal auf einen ruhigen Strand, eine einsame, unbekannte Insel, wo ein Paradies des Wohllebens, Behagens und Friedens ihn umfing, das er nie gekostet, und seine Seele ward zum erstenmal auf sich selbst angewiesen, in sich versenkt zur Selbstliebe, Selbstanbetung. Durch die beständige Sorgfalt Cardins und die eigene Art seiner Behandlung zum zweitenmal der Seelenzerrüttung entrissen, genas er um so rascher, als Cardins doktrinärer Spott ihn gewöhnt hatte, sich aller Herzensaffectionen, seiner Erinnerungen und Hoffnungen zu schämen. Dadurch erreichte sein Körper und Geist eine solche Ruhe und Stätigkeit, ein zufriedenes Beharrungsvermögen im Genuß der Gegenwart, daß er nicht nöthig hatte, eine Wiederkehr des Wahnsinns zu befürchten. Das köstliche Landhaus, in dem er wohnte, aus dessen Fenstern er verächtlich herabblicken konnte auf die verlassene Welt, die sich dahin dehnte und in den Himmelsrand verlor, dieser duftende Garten, der ihn umgab, der echt französische Comfort, der ihn in den Zimmern umfing, die Feinheit der Speisen und Weine, die geistreich schim-

mernden, verſtandeskalten Geſpräche mit dem Doctor, das immer individualiſtiſcher werdende Denken über ſich ſelbſt, über das, was er in der Philoſophie auf ſeinem Büchertiſch geleſen hatte, dies Alles ward für ihn ein Zauber, der unermeßlich, unzerſtörbar ſchien, und ſeine Wangen, angeweht vom friſchen Bergwind, erglühten wieder roſig, wie einſt, und die wilden Falten der Stirne, jene erſtarrten Wogen alter Orkane, glätteten ſich leiſe wieder unter der Windſtille des Selbſtbehagens, und ſüße Faulheit, der Menſchen höchſtes Sehnen, zog wollüſtig prickelnd durch ſeine Glieder.

Ohne Wunſch, ohne Begierde, allein dem Genuſſe des reichen Luxus einerſeits, andrerſeits der Freude ſeiner Selbſtbeſchauung und der reichen philoſophiſchen und naturhiſtoriſchen Lectüre lebend, glitt ihm Tag um Tag, Jahr um Jahr vorbei.

So entfremdete er ſich immermehr dem bürgerlichen Leben, dem Begriff der Familienexiſtenz. Die Sehnſucht nach Weibesliebe ging in dieſer ſtarren Verſtandesrichtung unter, und die heiligſten Empfindungen ſeiner Bruſt erſchienen ihm ſchal und hohl.

Cardin hatte ihm klar gemacht, daß die Liebe eine eingebildete Herzensaffection ſei, die aus dem thieriſchen Geſchlechtstrieb entſpringe. Thieriſches aus Thieriſchem.

Die Liebe als Herzensaffection sei an sich eine erbärmliche Schwäche, andrerseits habe sie die practische Folge, daß sie nicht Stich halte, den Wechsel bedinge, mithin den Conflict, den Kampf und das Weh der Gesellschaft. Weiber seien treulos, noch treuloser, als die Männer.

Darin liege der Beweis, daß die Liebe an sich ein Unglück ist, denn das Glück muß dauernd sein, sonst ist es keins. Dem Menschen zieme es nur, zu denken, nicht zu lieben, wenn nicht sich selbst.

„*Δαίμων*“ lautete die Ueberschrift an Cardins Thüre, und Daimon, der Sondergeist, der Geist, der sich vom All ablöste, um für sich das All zu sein, „er lauert über dieser Pforte,“ wie die alte Schlange Tek-ho der Aegypter. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Cardin war ein feiner, witziger Kopf, ein tiefer Denker, der die extremsten Consequenzen verfolgte.

Wie weit er damit kam, werden wir später sehen. Er war unzweifelhaft Franzose, aber einer, der vollkommen schön Deutsch sprach, was damals sehr viel sagen wollte. Er war ein Franzose, der Frankreich bis auf's Blut haßte. Trotzdem liebte er aber die französische Litteratur nicht allein, sondern stand mit den Bureaux d'Esprit in Paris, den Salons der Frau

von Tencin, Madame Geoffrin, Deffant, Julie l' Espinasse und besonders mit Holbach in beständigem Verkehr, erhielt brühwarm das Neueste, was am doctrinären Himmel des großen Babel jener Tage auftauchen mochte, und Voltaire's, Diderot's, Rousseau's d'Alembert's, Turgot's, Grimm's, Helvetius' und vieler anderer Großgeister Briefe waren unabläßige Besucher seines Hauses, so daß Cardin scherzhaft sagte, er sei stets in „ausgezeichneter Gesellschaft." Daß Friedemann's Achtung vor Cardin dadurch unendlich wuchs, ist begreiflich, und mit allen Fühlfäden seines Geistes heftete er sich an den rationellen Individualismus an, der ihn mit allen Schauern der stolzesten Eigenliebe überströmte. Cardin war außerdem ein bedeutender Naturhistoriker und Sammler, von tiefem Wissen in der Mathematik, Physik und Antike, und indem er aus allen diesen Disciplinen den Extract seiner Philosophie zog und Friedemann mittheilte, erhielt dieselbe eine unbedingte Unumstößlichkeit für Letztern. Alle Zweifel, die noch auf dem Grunde von Friedemann's Seele lagen und durch momentane Herzkrämpfe emporgetrieben wurden, thaten sich nach und nach in seinem Geiste ab.

Seine eigene Seele war ihm nur eine besonders potenzirte Qualität seiner Materie, ihr Sprittgehalt, die

Welt eine unendliche Combination sonst verstreuter, durch eigene Schwere vereinter Atome, und der Tod ein chemischer Zersetzungsprozeß. Vor einem Begriffe noch stand seine zagende Seele still und zögerte, ihn zu zersetzen, vor „Gott." —

Er hatte ihn vom ersten Hauche an geglaubt. Alles Andre zu bezweifeln, war ihm erlaubt, denn er hatte Alles verloren, aber den Glauben an seinen Gott, wie die kindliche Verehrung und Erinnerung an seinen Vater, war ihm geblieben, und wenn ihm Zweifel über Beide kamen, flüchtete er sich, ohne hierin Cardin's Urtheil zu fragen, auf sein Zimmer und hielt dort sein eigenes Mysterium. — — — — — — — — —

Sein eigen Mysterium? — Ja! — Es gab zwischen diesen beiden Männern etwas, was sie nicht mit einander theilten, worüber sie sich nie mit einander verständigten. Natürlich war es nur die Consequenz ihrer eigenen Lehre, wenn sie sich gleichfalls momentan von einander absonderten, um für sich zu sein. Deswegen hatte jeder von ihnen im Hause ganz entgegengesetzt ein Zimmer, wohin der Andre nie kam, was sonst von Niemand betreten wurde. Sie hatten das unter sich ausgemacht, und hierher flüchtete auch Friedemann, wenn in seinem Sondergeist die qualvolle Frage entstand:

„Giebt es einen Gott?“

„Ist Dein Vater auch nur', trotz seines großen Herzens, ein Egoist gewesen, dessen Liebe zu Dir nur Selbstsucht, engherziger Eigennutz war?“ —

„Ist er, der so Herrliches geschaffen, so namenlos gelitten für Dich, nun nichts weiter, als ein Haufen zersetzten Stoffes und vergessen, verweht im Weltall?“

Mit diesen alten, ewig wiederkehrenden Gedanken, die er an Cardin nimmer richten mochte, um nicht unheimliche Antwort zu empfangen, trat er jedesmal in das heimliche Zimmer, wo er allein athmete, dessen tiefe Stille von keinem Ton gestört ward, wo er nichts hörte, außer dem eignen Herzschlag, dem fernen Gezwitscher der Vögel, oder dem linden Rauschen der Bäume.

So oft er auch eintrat, um sich diese Frage selber zu beantworten, er konnte es nie. Ein Anderes kam dann allgewaltig über ihn, ein Anderes, das er ganz begraben wähnte, das er errathen mußte Cardin zu entdecken: die Erinnerung!

Ein kleines Zimmer war's, dessen Fenster hinaus ging in die Weite nach Westen, wo die Abendsonne die Zinne der drei Gleichen fernab vergoldete.

Ein alter hölzerner Tisch stand da an der kahlen

Wand, darüber hing seine alte Violine und sah verwurfsvoll auf ihn nieder, auf dem Tische lag aufgeschlagen das letzte, süßeste Vermächtniß seines Vaters, die Kunst der Fuge, deren Titel und Seiten vollgeschrieben waren mit Bemerkungen und Liebeslehren an den Sohn.

Auch zwei vergilbte Notenblätter lagen da:

„Willst Du Dein Herz mir schenken?"

und

„Kein Blümlein wächst auf Erden." —

Hier sank er oft nieder in die Kniee, — das Herz zitterte in ihm und maß die Dauer seines Lebens mit schallendem Hammerschlag. Verweht war die kecke Frage nach Jenseits, Gott und Vater, verweht von der Erinnerung. Die Vergangenheit mit all ihren Schmerzen, mit all ihrer Lust, trat zu ihm und preßte ihn an sich. —

Wohl fehlte ihm der Glaube, wohl wußte er, daß diese Stunden die „kranke Stelle," wie der Doctor sagte, in ihm waren. Er wußte es, ja, — aber konnte nicht anders. Den Glauben an seinen Vater, ach! an ein Wiedersehn, er wollte ihn nicht lassen.

„Wenn's Trug, wenn's Narrheit ist, es zu glauben, so sei's! Ich muß es haben, um zu leben, und wenn

mich Trug und Narrheit glücklich macht, wer will meine Selbstbestimmung zähmen?!“ —

In diesen heiligen Stunden versenkte er sich ganz in gewesene Zeit, und mit der Andacht eines Mönchs bückte er über den alten Papieren, sog den Inhalt dieser Blätter ein, und ein Sehnen, ein Schmerz, unsäglich, unvertilgbar bemächtigte sich seiner. Dann öffnete er das Fenster, nahm die alte Violine in die Hand, und der scheidenden Sonne nach tönten seine tiefen, melancholischen Klagen, Tonseufzer einer ächzenden Seele, hinausgesendet als Tauben, ob sie vielleicht das Oelblatt aus der Sündfluth brächten, den Zweig des Friedens! —

Vier Jahre hatten beide Männer so gelebt, ihre Doctrinen erschöpft und wie Bienen den Gedankenhonig aus den litterarischen Blumen gesammelt, die immer in neuen, mannichfaltigen Formen von den Geistesgenossen Frankreichs an sie gesendet wurden. Sie hatten sich immer mehr ineinander eingelebt, waren immer vertrauter geworden. Trotzdem waren sie in letzter Zeit immer öfter in ihre Heiligthümer geschlichen, ohne dies gegenseitig bemerken zu wollen. Auch Cardin hatte sein Heiligthum. — Was er hier trieb, welcher Art die Feier seiner einsamen Stunden war, wußte nur er. Cardin hatte nie nach Friedemanns Vergangenheit ge-

fragt, ſich nie um ſein Geheimniß, oder was er in ſeinem Zimmer trieb, bekümmert. Ebenſowenig machte er über ſich Mittheilungen. Friedemann bemerkte wohl, daß Cardin ebenſo wie er, jetzt öfter in ſeinem Muſeum allein war, daß er ebenſo, wie Friedemann, ſehr ernſt geſtimmt war, wenn er heraustrat, aber, ſonderbar genug, war es gerade ein Tag im Jahre, wo ſich des Doctors Weſen merklich veränderte. Es war der fünfundzwanzigſte Auguſt. Mehrere Tage vorher war er ſchon einſylbig und meiſt für ſich in ſeinem Zimmer oder machte einſame Spaziergänge. Den bezeichneten Tag ſelbſt ſah ihn Niemand, erſt am anderen Morgen erſchien er wieder, bleich, matt, und es dauerte eine ganze Zeit, ehe er ſich in den alten Ton fand.

Friedemann war keineswegs neugierig, aber, obgleich er ſich vis-a-vis der Doctrin, ſeiner „kranken Stunden" wohl bewußt war und, oft beſpöttelt von Cardin, ſich der eiſernen, ſpiegelklaren Conſequenz im Denken und Handeln dieſes Mannes mit Beſchämung beugen mußte, und obgleich, wie's Friedemann ſchien, Nichts in der Welt die ruhige Weisheit Cardins trüben, die glatte Fläche ſeiner Seele bewegen, noch das Gemüth deſſelben, wenn er je eins beſeſſen, erſchüttern konnte, hätte der Schüler doch gern den Meiſter auf einer Schwachheit

des Herzens ertappt, um die eigene zu entſchuldigen, und war daher aufmerkſamer als ſonſt, wenn der Auguſt herannahte. So ſehr ſich Friedemann nun auch Mühe gab, irgend eine Bewegung zu entdecken, wenn Cardin wieder nachher zum Vorſchein kam, konnte er nichts an ihm entdecken, als Abſpannung. Der Doctor hatte ihm einmal auf ſeine ſorgliche Frage geantwortet:

„Ach was! ich habe angeſtrengt gearbeitet, daher kommt's!“ —

So war das erſte Viertel des fünften Jahres ihres Zuſammenſeins beendigt, und der räthſelhafte Auguſt nahte heran. Etwa acht Tage vorher ließ Cardin den Amtmann von Arnſtadt, ſeinen alten Baumeiſter, rufen und pflog eine lange Unterredung mit ihm, auch ſah Friedemann, daß der Amtmann etwas wie ein Document mit ſich forttrug. — Je näher der Fünfundzwanzigſte kam, deſto einſilbiger ward Cardin. Er ſchrieb viel Briefe philoſophiſchen Inhalts nach Paris, und wenn er auch mit Friedemann zuſammen im Studirzimmer war, ſchien doch Einer um den Andern ſich wenig zu bekümmern. Friedemann kam es aber vor, als wäre ſein alter Freund innerlich nicht ſehr ruhig.

Es war am 24. Auguſt. Strahlend leuchteten Himmel und Flur, die ganze Natur ſchien ſich in

Wollust zu dehnen. Daher erwachte Friedemann zeitig und war erstaunt, den Doctor, zum Ausgehn angekleidet, vor seinem Bett zu sehn, wie wenn er ihn betrachtete. Cardin schrak zusammen.

„Mein Gott, was wollen Sie, Doctor?“ —

„Dich zu einem Spaziergang wecken. Du schliefst aber so schön, daß es mir ordentlich leid that. Steh auf, ich erwarte Dich vor dem Hause!“

Cardin ging, Friedemann kleidete sich an.

„Sonderbar, was will der Alte? Er erschrak ja? — Sollte er öfters so zu mir kommen, wenn ich schlafe? — Manchmal in der Nacht ist mir's, als wenn noch Jemand in der Stube wäre, ich kann mich nur nicht ermuntern!“ —

Dieser Gedanke, der ihm, er wußte nicht warum, peinlich, gespenstisch vorkam, begleitete ihn vor's Haus und machte ihn ernst. Auch Cardin war's, und sie gingen Beide die Bergallee hinunter aus dem Garten und wendeten sich rechts durch die Schlucht, um in die Ebene zu gelangen, die von der Stadt durch Cardins Grundstück getrennt wurde. Sie gingen durch die Felder und athmeten die würzige Morgenluft in vollen Zügen.

„Friedemann,“ begann Cardin, „ich habe Dich nie

gefragt, was Du in Deinem Zimmer treibſt, dazu hab' ich kein Recht und keine Luſt. Ich wünſche Dir nur, daß es Deiner jetzigen Erkenntniß und Glückſeligkeit nicht ſchade. Du haſt mich gleichfalls meinen einſamen Stunden überlaſſen und mein Recht geehrt, ich danke Dir. Nach den Geſetzen der Natur aber wirſt Du mich überleben und ſo hinter das Geheimniß meines Sonderlebens kommen, ohne meinen Wunſch und mein Zuthun. Was Du da ſehn wirſt, wenn Du es recht und nach unſrer Denkweiſe betrachteſt, wird Dir die Wahrheit unſerer Philoſophie und zugleich die Urſache angeben, die mich zur Erkenntniß der Wahrheit geführt hat. Dies ſei Dir jetzt genug. Ich will mich aber mit Dir über ein paar Fragen verſtändigen, die noch unerörtert zwiſchen uns liegen, damit ſie Dir nicht etwa Qual machen, wenn Du ſie für Dich allein einmal ſelbſt behandeln müſſen.

Friedemann erbebte innerlich.

„Gott! Ewigkeit! Vater!“ tauchte es in ihm auf. —

„Glaubſt Du an einen Gott? — — — Nun, nun, Du ſchämſt Dich? Du glaubſt an ihn. Biſt Du ſo feige, was Du denkſt, zu verhehlen?“ —

„Nein! ich glaube an ihn!“

„Siehst Du? Nun, ich glaube ihn nicht. Weißt Du, warum?"

„Nein." —

„Weil ich ihn nicht weiß. Ich kann aber nur glauben, was ich weiß." —

„Ebensogut können Sie aber auch nicht sagen, daß er nicht ist, denn das wissen Sie ebensowenig." —

„Ja, das weiß ich. Ich kann sagen, daß er nicht ist. Seine Gegenwart kann ich nicht beweisen, aber seine Abwesenheit, folglich kann ich nicht glauben."

— — — — — — — — — — — — — —

Friedemann erschauerte in sich. Die Ueberzeugung, im Kampfe zu unterliegen, hinderte ihn, zu widersprechen. Er hätte, um sich zu schützen, sagen müssen: Schweige, ich will ihn glauben, das ist mein individuelles Recht. — Doch das hielt er für eine Feigheit, sein Stolz trieb ihn, zu sagen:

„Wie beweisen Sie das?" —

„Höre zu, es ist für Dich von unendlicher Wichtigkeit, es ist der Schlußstein der Weisheit, und ich benutze dies Gespräch, um an diese Frage anlehnend noch einmal unsre ganze Doctrin zu wiederholen.

Alles Andre zunächst bei Seite gelassen, wollen wir Gott an sich betrachten. Auf den ersten Blick mußt

Du einsehn, daß er sich nur in zwei Verhältnissen befinden kann, die einander ausschließen.

Gott ist entweder innerhalb der Welt oder außerhalb derselben.

Ist er innerhalb der Welt, so kann er nicht an einem bestimmten Punkte derselben, sondern muß überall, in jedem Dinge sein. Sonst wäre er ja nur ein Theil der Welt. Kann er aber ein Theil dessen sein, was er selbst ganz erschaffen? — Er ist also überall, in jedem Dinge. Er ist folglich das All selbst. Begreifst Du nun nicht, daß von einer Persönlichkeit Gottes nie die Rede sein kann, daß er folglich als solche schlechthin nicht ist?" —

„Auf diese Art muß ich's wohl, aber gesetzt, Gott wäre nicht in den Dingen, er stände außerhalb derselben, als Schöpfer, etwa wie der Künstler außerhalb seines Kunstwerks, so ist doch klar, daß er sonst keinen Zusammenhang mit ihr hat, als daß er ehemals die Veranlassung zu ihr war, daß er sie so, wie sie nach dem Ausdruck der Theologen mit Allem Guten und Bösen, mit all ihren Consequenzen, kurz so, wie sie ist, gemacht hat. Das Kunstwerk ist aber vom Künstler nur so lange abhängig, als er daran schafft. Mit der Vollendung wird es Individuum an sich, geht ihn nichts

mehr an. Für das vollendete, daseiende Kunstwerk ist der Schöpfer selbst nicht mehr existirend, ist fortan zu entbehren, denn es lebt an und für sich und nach dem Gesetz, das er hineingegossen; es ist da. Die Entbehrlichkeit Gottes für die daseiende Welt ist Thatsache, mithin haben wir uns nicht mehr um ihn zu bekümmern, denn die Welt ist eben da! Laß uns nun, nachdem wir seine Entbehrlichkeit bewiesen, zum Letzten schreiten und die Unmöglichkeit seines Daseins als außerweltlicher Gott beweisen. Daß er in der Welt, im All nicht ist, haben wir bereits gesehn. Außer dem All aber ist Nichts, denn das All ist eben zugleich Alles. Folglich, da Nichts außer dem All ist, kann auch Gott nicht außer dem All sein. Mithin ist Gott, da er weder im, noch außer dem All ist, gar nicht! — —

Friedemann fühlte sich grenzenlos elend. Seinen Verstand nahm die Logik Cardins gefangen, aber sein Herz krümmte sich jammernd unter der Geburt des Resultats. Ein Grauen überkam ihn, ein schreckhaftes Gefühl der Oede, die Welt schien ihm ihres Schimmers, ihres ganzen Inhalts beraubt. Seine innere furchtbare Bewegung verhinderte ihn daher, zu bemerken, in welcher Aufregung Cardin selbst war, wie alle Muskeln seines Antlitzes krampfhaft zuckten und er, mit sich selbst

in furchtbarem Kampfe, den innern Streit in der äußeren Discussion erstickte.

Mit Verzweiflung raffte Friedemann sich auf und sagte: „Und wie soll das Glück der Menschen sich gestalten? Wenn auch der Einzelne, der Weise, in sich und der Natur Befriedigung finden kann, sind Einer denn Alle? — Sieh' die Noth, die Armuth, den Geiz, alle Laster und Schmerzen der Menschen: sollen sie denn ewig währen? Im Himmel kein Gott, das Jenseits ein Traum, auf Erden nur Jammer! Ich kann das nicht fassen und verstehn!" —

„O ich will Dir sagen, warum es so ist! Weil die Menschheit noch nicht den alten Deus überwunden hat, weil das Herz ihnen noch Umstände macht. Laß Jeden erst in sich ehrlich die Selbstsucht erkannt und verstanden haben, dann ist die Menschheit glücklich. Aus Selbstsucht werden die Menschen sich vereinen und es redlich bekennen. Aus Selbstsucht werden sie lieben, arbeiten, hassen und müßig gehn, kurz Alles thun und lassen, und so aus Selbstsucht zur wahren Freiheit kommen. Das aber wird geschehn. In der Luft dieses Jahrhunderts liegt die Wiedergeburt der Menschheit!" —

„O, ich verstehe. Ihr meint, weil außer der Welt

nichts ist, werden wir auf sie selber um so ernster angewiesen? — Gut, gut! Laßt aber diese Lehre unter die Massen bringen, unter die rohen, darbenden, in Lumpen gehüllten Massen — was dann?" —

„Dann werden sie die Tyrannen verjagen und den Mammon! Es giebt nichts, was über mich geht, die Monarchie ist eine Priestererfindung." —

„Doch das Geld, der Besitz?" —

„Ist eine Usurpation! — Lies Locke, lies Morelly, lies alle die Weisen, den Stolz ihrer Zeit!" —

„Und was folgt daraus, mein Gott?!" —

„Daß die Welt einst republikanisch und die Güter der Erde Allen ganz gleichmäßig zu eigen gegeben werden wird. Dann aber ist die Menschheit glücklich!" —

„Ich erstarre!" —

„Warte noch ein Menschenalter, mein Sohn, und Du wirst Wunderdinge sehn. Die morschen Gesellschaften, die alten Staaten brechen schon allgemach zusammen, aber die echte Weisheit schreitet vorwärts, das ist mein Trost! — Laß uns zurückkehren."

Sie wendeten um und schritten lautlos ihrem Asyl zu. Betäubt, überwältigt vom Gedankenatlas, der ihm auf Kopf und Herzen lastete, setzte sich Friedemann an die Mahlzeit. Er konnte nicht essen. Auch Cardin ge-

noß wenig. Ein Glas Wein tranken ſie „auf's Wohl der Selbſtſucht!“ — — — — — — — — — —

Cardin zog ſich in ſein Cabinet zurück, auch Friedemann flüchtete in ſein Heiligthum.

Er konnte heute nicht leſen in der Kunſt der Fuge. Vergebens ſah die alte Vertraute ſeines Grames, das Barbiten, von der Wand auf ihn hernieder, vergebens pochte Erinnerung leiſe an ſein verſchloſſenes Herz. Er ſaß am offenen Fenſter und ſtarrte in die Landſchaft, dachte an das, was er vernommen, und verſuchte, die Eindrücke zu ordnen. — Ach, es war doch ſo öde, ſo leer ihm im Gemüth, was half es, daß ſein Kopf brannte in flackernden Gedanken! —

Er ſaß lange ſo. — Die Sonne ging unter, der Mond kam herauf, er ſaß noch immer ſo. — Es mußte ſchon ſpät ſein, als er auffuhr, ihm war, als habe Jemand die Thür geöffnet. — Es war finſter. Er ging aus dem Cabinet, ſtieg die Treppe hinab in ſein Schlafzimmer. Die Uhr zeigte auf Zehn. Er entkleidete ſich, verlöſchte das Licht und ging zu Bett. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Haus Cardins, wie wir wiſſen, lag einſam auf der Höhe des Berges.

Die beiden Knechte mit ihren Familien wohnten

jenseits und diesseits am Eingang des Grundstücks, am Fuße des Berges. Niemand bewohnte die Villa, als Cardin, Friedemann und Trude.

Der Raum war für die drei Menschen viel zu groß.

Wenn man durch die Thüre, welche, von Arnstadt aus gerechnet, an der westlichen Seite des Hauses lag, eintrat, stand man in der Sphinx-Halle, die wir schon kennen. Die mittlere Thür, mit der Aufschrift Daimon, führte in das gemeinsame Studir- und Wohnzimmer, das links und rechts nach den Flügeln des Gebäudes führte.

Die linke Thür führte in Cardins Privatgemächer. Das erste enthielt seine Sammlungen, im zweiten schlief er. Aus dem ersten Zimmer führte aber eine Treppe hinauf nach dem obern Theil des Gebäudes, einer thurmartigen Fortsetzung der Sphinxhalle. Dieser Theil des Gebäudes hatte zwei Zimmer, ein größeres und ein kleineres. Das erste war Cardin's, das andere Friedemanns Schlupfwinkel. Aus Friedemanns Cabinet führte, wie schon gesagt, eben eine solche Treppe hinab nach dem rechten Flügel, wo sein Schlafzimmer lag. Im Raum daneben, dessen Ausgang durch einen engen Corridor nach der Vorhalle führte, lag die fast zim-

merartig eingerichtete Küche. Hier ſchlief und wohnte Trude. — —

Friedemann zwang ſich umſonſt, einzuſchlafen. Ein Gefühl perſönlicher Bangigkeit und Furcht, wie er es nie gekannt, bemächtigte ſich ſeiner.

Die tiefe Stille, die ihm ſonſt doch ſo wohl gethan, peinigte ihn, und die wilden, verworrenen Gedanken des Tages kreuzten ſich im Fluge, ohne ihn zu verlaſſen. Je länger er lag, je aufgeregter wurde er, je lebhafter wuchs das Gefühl der Furcht oder Verahnung.

Ueber ſeinem Bett hing der Cavalierdegen, den er zu tragen pflegte, wenn er ausging. Er nahm ihn leiſe herab, unterſuchte Spitze und Schneide, und ihn neben ſich legend fühlte er ſich etwas ruhiger. —

Plötzlich hörte er oben ein Schluchzen und Wimmern, ein Rumoren ſeltſamer Art. Wie ein Blitz durchzuckte es ihn, daß um 12 Uhr der fünfundzwanzigſte Auguſt beginne, der geheimnißvolle Tag Cartin's. Faſt hatte er es im Gedankenwuſt des Tages vergeſſen. Was ging da oben vor? — War Jemand bei dem Alten? — Konnte Cartin nichts geſchehn? —

Schon wollte er, den Degen in der Hand, aus dem Bette ſpringen und durch's Studirzimmer nach des Doctors Treppe eilen, um nachzuſehn, als er über ſich

die Thüre seines Zimmers — seines Mysteriums — sich öffnen hörte. War's Geisterspuk, war's Traum? Wie konnte man hineingelangen, ohne durch sein Schlafzimmer zu gehn, ohne seine Treppe zu passiren?

Dieser Gedanke füllte ihn mit Wuth!

Auf einmal fiel ein Lichtstrahl durch die Oeffnung der Treppe, und das Schluchzen, obwohl leiser, kam näher, und eine Gestalt, die das Licht trug, begann die Treppe zu ihm herabzusteigen. —

Friedemann, dessen Adern zu springen drohten, beschloß, sich schlafend zu stellen, und nur, sobald er feindliche Absichten merke, aufzuspringen und zuzustoßen. Die blanke Waffe an sich gepreßt, lag er still und schielte durch die geschlossenen Wimpern. —

Der nächtliche Besuch hatte die letzten Stufen der Treppe erreicht und wendete sich zu dem Schlafenden. —

Es war Cardin. — Ja, Cardin leibhaftig, aber so, wie Friedemann ihn nie gesehn! —

Todtenblaß, in ein langes Kleid, wie ein Trauergewand, gehüllt, mit erhobener Leuchte, die sein Gesicht gespenstisch mit krassen Lichtern und tiefen Schatten überzog, stand er da vor ihm. Schluchzen hob krampfhaft seine Brust, Thränen rollten über sein Antlitz.

„O verzeih, verzeih mir, Friedemann! Ach, ich liebe

Dich ja so sehr und wollte Dich machen, wie ich bin, um Dich gegen das Leben zu stählen! Ich habe nur noch Deinetwegen Liebe zum Leben! — Verzeih mir!"

Und eben wollte er sich ihm nähern, ihn mit einer grenzenlosen Wehmuth und Innigkeit noch einmal ansehn, als es ihn jäh mit krassem Entsetzen durchschauerte.

„'S ist zwölf, 's ist zwölf! sie ruft mich! — Ach!!" und mit einem kurzen Schrei floh er aus dem Zimmer, die Treppe hinauf!

Die Thür von Friedemann's Zimmer droben flog zu, — ein ferner entsetzlicher Schrei, — ein dumpfer Fall! —

Hier galt kein Zaudern mehr. Mitleid und Entsetzen rissen Friedemann vom Lager auf. Den Degen in der Hand schlug er Feuer, hüllte sich in den Rock und, ahnend, daß sich da droben etwas Furchtbares begeben, ein tiefes Räthsel lösen müsse, eilte er die Treppe empor und betrat zögernd sein Zimmer. Ein flüchtiger Blick belehrte ihn, daß es leer, daß nichts von seinen Heiligthümern entwendet oder von der Stelle gerückt sei. Tiefes Schweigen rings um ihn. Er trat an die Wand, die an das Zimmer Cardin's stieß, und ein plötzlicher Zugwind, der die Flamme seines Lichts in

Gefahr brachte, zwang ihn, die Hand vor daſſelbe zu halten, ſo daß die Wand im Schatten lag.

Da bemerkte er einen Lichtſchimmer, der durch eine Fuge fiel.

Er trat näher. Es war eine Tapetenthür, die nicht ganz feſt zugezogen war.

Drinnen regte ſich gar nichts. —

Er faßte ſich ein Herz, zog die Thür leiſe auf und trat ein. —

Ein furchtbarer Anblick bot ſich ihm dar. —

Das Zimmer war ſchwarz tapezirt. Ein Kronleuchter mit 7 Kerzen brannte an der Decke. Auf einem Tiſch, der altarähnlich ſchwarz verhangen, flammten zwei Wachskerzen. Zwiſchen ihnen in einem ſchwarzen Kaſten, wie ein Bild aufgeſtellt, ſtand der bleiche Kopf eines ſchönen Weibes, das gewaltſam geſtorben war. Der Schädel ſchien über dem rechten Schlaf eingeſchlagen und blutig.

Das Ganze war nur ein Wachsmodell nach der Natur, aber mit ſcheußlicher Virtuoſität nachgeahmt.

An dieſem Tiſche, mit dem Kopf auf ein Buch, wie zum Gebete niedergefallen, lag Cardin. Der Stuhl, auf dem er vermuthlich geſeſſen, war umgeſchlagen. —

Cardin regte ſich nicht. —

Mit faſt bewußtloſem Inſtinkt legte Friedemann die Hand auf des Alten Achſel, um ihn wegzuziehn.

Cardin ſchwankte und rollte zu Friedemanns Füßen. —

Er war todt! —

Sein Geſicht war blaureth, — ein Gehirnſchlag hatte ihn getroffen.

Ein ſataniſch verzerrter Zug voll namenloſen Hohns lag auf dem Antlitz des verſtorbenen Daimon. —

Das Buch, auf dem ſein Haupt gelegen, als er ſtarb, war — die Bibel!

In ihr war eine Stelle vielfach unterſtrichen.

„Alle Sünden ſind den Menſchen vergeben, aber die Sünden wider den heiligen Geiſt ſind den Menſchen nicht vergeben!“ — —

Das Entſetzen gebot Friedemann, zu fliehen. Das Gefühl der Dankbarkeit und des Mitleids für den Mann, der ihm Alles geweſen, zwang ihn, zu bleiben. —

Langſam erſt gewöhnte er ſein Auge, das Schreckliche zu ertragen. —

Er ſetzte Cardins Leiche in den Stuhl und bedeckte ihr Geſicht mit den Falten des Gewandes: er konnte es nicht anſehn. Noch furchtbarer aber dünkte ihn, gerade in ſeiner Schönheit, das wächſerne Frauenbild mit ſeiner blutigen Stirn.

Er ermannte sich und wandte es um nach der Wand.

Neben der Bibel lag ein versiegelter Brief mit der Aufschrift: „Mein Testament, an Friedemann, meinen lieben Sohn." — Darunter: „Verflucht seist Du, so Du nicht thust, was ich hier drinnen will. Vor Allem laß mich und Alles um mich, wie Du's findest, nur dies Testament ist Dein!"

Friedemann steckte es hastig zu sich, und treu seiner Pflicht, obwohl mit schauderndem Widerwillen, brachte er den Todten in die vorige Lage, wendete das Medusenhaupt wieder auf ihn zu, ergriff schnell das Licht, und wie von Furien getrieben eilte er aus dem Zimmer, dessen Tapetenthür er schloß.

Alles Liebe, was sein kleines Eden barg, nahm er hastig mit sich, und als könne Cardin wieder erwachen und ihm nachkommen, schob er den Tisch vor die geheime Pforte, schloß sein Zimmer zweimal ab und gelangte, Angstschweiß auf der Stirne, hinab in seine Stube. —

Erst hier kam er zur ersten Reflexion. —

„Cardin, der Egoist, hatte ihn — von Herzen geliebt!"

„Cardin, der Egoist, war über der — Bibel — gestorben!" —

„Carrin, der Egoiſt, hatte ein Weib geliebt im Gemüth, und liebte ſie bis zum letzten Schlage, obwohl ſie todt war!“ —

Friedemann erbrach zitternd das Teſtament. —

„Mein lieber Sohn!

Letzter, einziger Menſch, den ich liebend beſeſſen, in deſſen Umgang ich glücklich war! Höre mich an und thue, was ich Dich bitte!

Von meiner Vergangenheit theile ich Dir nicht mehr mit, als Dir zur Erklärung Deſſen noththut, was Du geſehn. —

Ich war, wie Du ſchon weißt, lange Jahre Arzt in Paris und reich, daher meine philoſophiſchen Bekanntſchaften.

Ich hatte ein Weib. — Sie betrog mich. — Ich behandelte ſie in Folge deſſen hart, denn ich war in der Jugend geplagt von unſeligem Jähzorn. Ich reiſte mit ihr in die Provinz, wo ich ein Gut hatte. — Ihr Liebhaber kam ihr nach, und als ich von einem Ausflug nach der nächſten Stadt früher wieder kam, als ſie meinte, fand ich — Beide. — Er entfloh! — Ich erſchlug ſie, — am 25. Auguſt um Mitternacht! —

Ich machte mein Vermögen in Paris flüſſig und ging nach Deutſchland. —

Laß mich schweigen von Dem, was ich that, den Mord geheim zu halten, schweigen von dem, was in mir vorging!

Ich hatte eine Todtenmaske von Gyps von ihr genommen, in Deutschland fertigte ich das farbige Wachsbild, und stellte es mir ewig gegenüber.

Das hatte ich mir für's Leben auferlegt.

Ich habe sie geliebt und außer ihr nur Dich. —

Denke von mir, was Du willst, denke, meine Doctrin sei Lüge, — denke, mein ganzes Leben war ein Trugschluß, Du kannst es, denn Du bist schuldlos. Ich kann an Gott und Ewigkeit nicht glauben, denn wäre Beides wahr, so" — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

„Eine Copie dieses ganzen Schriftstücks liegt in des Amtmanns Hand.

Alles, wie Du es findest, wie es im Hause steht und geht, bleibt so, Du rührst nichts an. Die Arnstädter haben sich so lange über mich geärgert, sie sollen doch endlich Recht haben. Ja, ich bin der Daimon! —

Der Schlüssel, den Du beigeheftet findest, öffnet den Schreibtisch meines Schlafzimmers. Dort liegt mein augenblicklich noch baares Vermögen: es sind

tausend Dukaten und zehntausend Thaler in Papieren, deren Liste beigefügt ist. Nimm sie, sei Egoist und verwende sie nur für Dich.

Das Haus und der Berg gehören Niklasens Tochter, der Gertrud.

Verlaß sofort Arnstadt und, wenn Du's kannst — vergiß mich!

Wäre ich fromm, würde ich Dich segnen!

Cardin." —

Friedemann saß lange stumm und brütete über den Wechsel der Dinge, über das geheimnißvolle Hazard des Lebens. — Die Nacht rückte vor. Es war Zwei als Friedemanns Augen zufällig auf die Uhr fielen. Er raffte sich auf und kleidete sich vollständig an. In Cardins Schlafzimmer fand er das Geld, steckte es in eine Ledertasche, die er vorfand und unter die breiten Patten seiner Weste verbarg und eilte in sein Zimmer zurück. Die Kunst der Fuge, seine Brieftasche, die beiden theuren Notenblätter barg er sorgfältig in den Taschen seines Rocks, nahm die alte treue Violine unter den Arm und verließ das Haus. —

Hinab den Berg, über die Mauer des Grundstücks kletternd, erreichte er die Fahrstraße nach Erfurt. Noch einmal wandte er sich mit klopfendem Herzen um.

Da lag das ſtille Arnſtadt in argloſem Schlummer.

Oben aber auf dem Berge glänzte vom Thurm das geſpenſtiſche Licht aus dem heimlichen Zimmer des Daimon. Dort lag der Mörder vor ſeines Opfers Bild, der todte Egeiſt vor der Bibel, unbegraben und allein. —

Wie ein ſchwarzer zuſammengekauerter Rieſe mit einem glühenden Auge an der Stirn ſah der Berg geiſterhaft auf den Wandrer her.

Nachtfroſt ſchüttelte die Glieder des Hinwegeilenden!

XI.

Kehraus!

Und wieder dehnte ſich vor ihm aus die weite, unendliche Welt. Es war ihm, als ſei er dem Leben zurückgegeben und der Freiheit. Er begrüßte die menſchliche Geſellſchaft nach faſt ſechs Jahren als ein neuer Menſch.

Den ſeltſamen Ausgang, den ſeine letzte Lebensphaſe gehabt, die faſt thatſächliche Widerlegung, die Cardins Negation Gottes und der Ewigkeit in der Art ſeines Todes gefunden, hatte auf das Gemüth Friedemanns einen tiefen, ſchauerlichen Eindruck gemacht. Trotzdem aber, und obgleich er ſich ſagen mußte, daß Cardins Doctrinen die Grundſätze eines Mörders waren, fand er doch in ſeinem Herzen zu viel Gründe, das Verbrechen, obwohl nicht zu rechtfertigen, doch mit dem verzeihenden Auge der Dankbarkeit anzuſehn. Ferner

war ihm die Lehre der Selbstsucht in den letztverflossenen Jahren so zur andren Natur geworden, paßte so zu seinem ganzen Individuum, schien seinem Verstande so klar und logisch, daß er sie, da er dieselbe an sich für wahr hielt, deswegen nicht aufgeben konnte, weil sie von einem Verbrecher kam.

Das Ende des französischen Arztes hatte für sein Herz wie seinen Geist das Resultat, daß er in seinem Glauben an Gott und Jenseits nicht erschüttert wurde, aber dem Einen wie dem Andern die Selbstsucht inne wohnend und die Nothwendigkeit als über Gott und Ewigkeit thronend und sie bedingend voraussetzte. Er unterdrückte die Regungen seines Herzens, die Erinnerung an seinen Vater, an Cardin u. s. w. nicht, aber diese Gefühle bezogen sich eben auf seinen innern Menschen und die Vergangenheit allein. Seine Zukunft, die Außenwelt und sein Verhalten zu ihr, ward um so strenger nach den Dogmen seiner Selbstsucht gemessen. Sie war das allein Bewußte in ihm, und der Genuß der Gegenwart sein Motto. Er kümmerte sich weder um die nächsten Stunden, noch gelüstete es ihn, zu sterben. Dieser Entschluß entwickelte sich nach und nach immer mehr in ihm, und je weiter er sich von Arnstadt entfernte, je heller der junge Tag herauf stieg, desto

schneller sanken die furchtbaren Erlebnisse der letzten Stunden unter in seiner Seele, und er beruhigte sich bei der Ueberzeugung, daß der gigantische Heroismus, mit welchem Cardin sich dem ewigen Anblick des geliebten Weibes Jahre lang ausgesetzt, Gottes Allerbarmen gewiß erstritten habe. Als die Sonne bei Ichtershausen ihm strahlend aufging, hatte er, gen Arnstadt gewendet, für die verlorene Seele seines Wohlthäters ein leises Gebet gethan. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Zu Ichtershausen im Gasthofe nahm er ein Frühstück ein, und der Wirth besorgte ihm einen Wagen nach Erfurt. Von Erfurt fuhr er nach Weimar. Hier, wo seine Jugend ihn grüßte, wo so manche Stelle ihm traulich zuwinkte und Bilder aus dem tiefen Nebel der Jahre auftauchten, ging er das erste Mal mit sich zu Rathe, wohin er sich denn eigentlich wenden solle. — Seine bisherige Reise hatte einer Flucht geglichen, einer Flucht aus Verhältnissen, die für ihn nur Unheimliches haben konnten. Jetzt, an Thüringens Grenzen, mußte er für sein künftiges Wollen, sein Ziel einen Plan fassen.

Von Jugend auf war für Friedemann gesorgt worden. Geraume Zeit hatte er im Hause des Vaters

gelebt, ohne von den Bedürfnissen des Lebens einen eingehenden Begriff zu haben. In Merseburg war es der Seckel des Vaters gewesen, der seine Ansprüche bestritt, und wo letztere jenen überstiegen, half die communistische Gütergemeinschaft seiner Commilitonen.

Später in Leipzig wiederum der eigenen Sorge enthoben, war er in Dresden das erste Mal zu äußerer Selbständigkeit, zu einer Art Hausweſen gelangt. Genügsam im Genusse und ganz seinem ehrgeizigen Streben hingegeben, überließ er der alten Hanne das Regiment über sein Gehalt, und da dasselbe für jene Zeit höchst anständig war, blieb genug übrig, um sich, ohne Schulden zu machen, in allen ihm zugänglichen Kreisen standesgemäß zu bewegen. Während und nach der Krankheit wiederum der Sorge des Vaters anheimgegeben, hatten in Halle gleichfalls seine Bedürfnisse nie seine Einkünfte überstiegen und erst später geriethen seine pecuniären Angelegenheiten mit seinem Geiste zugleich in Verfall, und in der Art eines Bänkelsängers hatte er sich mit dem Barbiton nach Leipzig, von dort nach Arnstadt durchgeschlagen. Oft war er in Gefahr gekommen, unterwegs zu Grunde zu gehen, aber dem Sprüchwort gemäß, daß Kinder und Betrunkene nie Unglück haben, leitete ihn immer eine Art unsichtbarer Fürsorge, ein

glücklicher Zufall oder Inſtinct, und führte ihn endlich in Cardin's Haus. — Hier war er an die körperliche Bequemlichkeit, an die Faulheit, an das Raffinement des ſinnlichen Genuſſes gewöhnt worden, hatte des Meiſters Lehre gleich praktiſch gemacht, und nun, wieder hinausgeworfen auf den hohen Markt des Lebens, ohne Führer, als die errungene Weisheit und ſeinen Sonderwillen, fand er ſich im Beſitz eines Capitals, einer Summe blitzenden Goldes, die für ſeine damaligen Verhältniſſe allerdings ein ungeheurer Schatz war, ihm aber bei ſeiner Unerfahrenheit und Ungeſchicklichkeit, mit Geld umzugehn, noch zehnmal größer, ja als eine nie verſiegbare Quelle der Exiſtenz, des Genuſſes, erſchien. Er glich auf's Haar dem unreifen Mutterkinde, das mit ſtraffem Beutel freiheitstrunken in die Weite zieht und für „ſein gutes Geld" die ganze Welt einzuhandeln meint. —

In Weimar alſo machte er den erſten Plan zur Fortſetzung ſeiner Reiſe. Wohin wollte er? — Nach Naumburg zu Altmikol und der Mutter? — Nein! Was ſollte er dort? — Bei ihnen leben? Seine Unabhängigkeit verlieren? Sich ſcheel anſehn laſſen? Und mußte er dort nicht etwas thun? — In dieſer Umgebung, die an ihm, wie er ſich ſagen mußte, jetzt keine Freude mehr

haben konnte, wäre ihm nur das Herz ſchwer geworden, und er hatte gewiß wenig Luſt, ſich neuen Gefühlcujonaden auszuſetzen, oder ſeine Unabhängigkeit zu verlieren, die er durch Cardin's Geld ſo geſichert ſah. — Nach Dresden? Hm, warum nicht? Ei, er konnte ja auftreten! Wie, wenn er die ſtolze Antonie träfe und ihr zeigen könnte, wie gleichgültig ihm die Frauenzimmer ſeien? — Das kitzelte ihn! — Und von da nach Berlin! Dort wollte er als unabhängiger Künſtler einmal ſeine alte Kraft und Virtuoſität zeigen, beweiſen, daß nun erſt, ſeiner gewonnenen Weisheit zufolge, ſein wahrer Künſtlerſtern aufgegangen ſei!

Hätte er die falſche Aſtrua beſchämt, welcher Triumph!

Doch wozu ſo weit hinausdenken? Hatte er nicht Zeit? Was konnte er denn Wichtigeres verſäumen, als den Genuß der Minute?

Vor allen Dingen alſo wollte er reiſen und genießen. „Das Zukünftige findet ſich," dachte er.

Er nahm ein neues Fuhrwerk und verließ Weimar. Aus der ſtillen Abgeſchloſſenheit des Thüringer Waldes kam er langſam in die breite Strömung der Zeit und ihrer Verhältniſſe, betrat die Bühne des großen hiſtoriſchen Drama's, wo der Einzelne nichts, das Geld aber

eine Seifenblase ist, geschaffen, um zu verschwinden im Nichts! —

Das große historische Zeittheater! —

O, noch hatte das neue Drama nicht begonnen, das die Welt erschüttern sollte, noch war der Vorhang geschlossen, vor dem die ahnungsvolle Menschheit lauschend saß. Man hörte nur von ferne hinter der Gardine die Acteurs flüstern, die diplomatischen Regisseure umherschleichen und hin und wieder einen ungeschickten Statisten mit dem Schwerte rasseln. Das geheime Vorspiel, nur den Eingeweihten erkennbar, war begonnen, die dramatische Voraussetzung entwickelte sich erst, bis plötzlich jäh die Sturmglocke des Krieges ertönte, der trügerische, gemalte Lappen, der die Leidenschaften verbarg, emporrauschte und:

Blutiges Kampfspiel füllte die dröhnenden Schranken.

— — — — — — — — — — — — —

Blutiges Kampfspiel! — Zarte Frauenhände woben voll geschäftigen Hasses ringsum ein gewaltiges Netz, in welchem sie den preußischen Aar zu fangen meinten. Vier Weiber, die sonst wohl nie im Leben ein Plan vereint hätte, erhoben sich gegen Friedrich, um ihm die blitzende Krone vom Haupt zu reißen, seine Gewalt wie seinen Besitz auf den kleinsten Raum einzuschränken und

den Markgrafen von Brandenburg unſchädlich zu machen. Dieſe vier Frauen waren Eliſabeth von Rußland, Maria Thereſia von Oeſterreich, Joſepha von Sachſen und die Marquiſe de Pompadour. Sie alle hatte Friedrich erzürnt, hatte nicht nur ihre Herrſchereitelkeit, ſondern auch ihren Frauenſtolz mit manch witzigem Schlagwort verletzt, und Maria Thereſia ſetzte ſelbſt ihren monarchiſchen und ſittlichen Stolz bei Seite und nannte die kleine Poison „chère cousine,“ um Frankreichs Heere gegen ihren Erzfeind, den Ketzer, den Räuber Schleſiens zu bewaffnen. Ihr einte ſich die ruſſiſche Czaarin, die, eiferſüchtig auf Preußens Wachsthum, mit tiefſtem Zorn ihr allzuliebebedürftiges, veränderliches Herz von Friedrich bewitzelt ſah. Keiner ſchürte aber den Funken der Rache mehr, als Joſepha von Sachſen mit ihrem nunmehrigen Schildknappen Brühl. Und nicht genug, daß Siepmann den Zwiſchenträger geſpielt hatte, es war auch noch ein förmliches geheimes Comité in dem Grafen von Loos, Kanzler von Stammer, Herrn von Globig und der Gräfin Sternberg conſtituirt worden*), um in Wien namentlich die Flamme des Krieges anzufachen. Oeſtreich rüſtete, Frankreich und Rußland rüſteten, und

*) Leben Brühls in vertraul. Briefen, II. Bd. S. 157 u. 58.

Sachſen — wie Joſepha meinte — rüſtete auch. Hatte ihr nicht Brühl auf dem Papier 30,000 Mann gezeigt und die Summen, die Vorräthe, welche ihm zu Gebote ſtanden? — Lüge war's! Um ſo furchtbarere Lüge, als ſie das Königspaar in ſeinem kriegeriſchen Vorhaben ſicher machte, es in übermüthige Ruhe wiegte. — Durch die maaßloſeſte Verſchwendung Brühls und des Hofes, vor Allem durch die grenzenloſeſte Unordnung im der Verwaltung, die in den ſchuftigſten, geldgierigſten Händen lag, waren die Finanzen Sachſens ſeit lange im Grund zerrüttet, das Heer gänzlich vernachläſſigt und das Land, ſtatt mit baarem Gelde, mit Steuerſcheinen überſchwemmt, die der Noth, von welcher der Hof allerdings nichts ahnte, abhelfen ſollten.

Brühl, der die äußere Politik nun einmal in die Hände der Königin gegeben hatte, behielt das innere Regiment für ſich, und hatte dazu um ſo mehr Urſache, als er den Einblick fremder Augen hier am meiſten fürchten mußte. Niemand durchſchaute bei Hofe die Verhältniſſe, außer dem Churprinzen Chriſtian und deſſen Brüdern Xaver und Karl. Doch ſie waren durch Brühls Maaßnahmen ſo im Schach gehalten, ſo bedeutungslos, daß ihre Stimmen, wie ſelten auch erhoben, nutzlos verhallten.

Josepha und August brauchten, um Krieg zu führen, viel Geld und Soldaten, und — das Papier ist geduldig. Brühl machte ihnen vorläufig eine brillante Berechnung über die vorhandenen Geldmittel, in der Hoffnung, bis zum Ausbruch des Krieges alles Versprochene beschafft zu haben. Rüstete man denn in Wien nicht auch noch immer? So viel Zeit wie Andre hatte Sachsen doch auch? — Wohl sah der Herr „Miniſterregent" den Bankerott der Steuerkaſſe vorher, aber wenn erſt der Krieg da war, ließ ſich das leichter entſchuldigen, wenn man nur jetzt Soldaten und baar Geld in der Hand hatte! —

Leider ahnte Niemand im Entfernteſten, daß Friedrich Alles wußte, was vorging, daß er bereits im Japaniſchen Häuschen bei Sansſouci den Kriegsplan entwarf und nichts verſäumte, ſein ohnedies ſchlagfertiges Heer noch furchtbarer zu machen.

Die Tage des fröhlichen Berlin waren verrauſcht. Vorbei das glänzende und holde Jugendſpiel der Grazien und Muſen. Der Königliche Apoll war ernſter geworden und, nach den rings ſich erhebenden Wettern ſchauend, legte er leiſe die Leier weg, um ſich in den Schmuck des Mars zu kleiden.

Der große König hatte in den letzten zehn Jahren

manche bittre Täuschung erfahren, die seinen Charakter, seine Denkweise noch abgeschlossener gemacht hatten. Der heitre Lebensgenuß in der Umgebung seiner Lieblinge, der, eine Fortsetzung des Rheinsberger Jugendtraums, oft die Herrschersorgen von seiner Stirn gescheucht hatte, war ihm mannichfach vergällt. Wohl mochte es seine große Seele verschmerzen, daß ihm die Barbarina treulos geworden war, daß in seiner eigenen Familie so mancher tiefe Mißklang widertönte, so manche Kluft sich erweiterte. Mochte er sich auch endlich in das gemeinsame Schicksal aller großen Männer, mitten unter Menschen stets allein zu sein, gefunden haben, das konnte er nie verwinden, sich in Voltaire getäuscht zu sehn, konnte nie vergessen, daß ein Mann, der ihm als geistiger Träger der Zeit galt, von dem man Adel und wenigstens theilweise Ueberwindung seiner Schwächen hätte erwarten sollen, daß dieser Mann ebenso gemein wie schmutzig, ebenso Charlatan wie Neidhart sein konnte und mit der Schärfe eines Sokrates die Eitelkeit, Bosheit, Undankbarkeit und Frechheit eines Affen, wie die cynische Jämmerlichkeit eines Satyrs verband und sich in sinnlicher Sclaverei seiner Köchin unterwerfen hatte.*)

*) Das Bild dieser berühmten Köchin ließ Friedrich II. malen, es hängt noch auf Sanssouci. Diese Person, die Herrn Arouet

Friedrich II. hielt Voltaires Geist unendlich hoch, aber die Kränkungen, die die unverschämte Arroganz des Franzosen ihm bereitete, die öffentlichen Scandale, die derselbe mit dem Juden Hirsch, in der Diatride de Doctor Acacia gegen Maupertuis sowie gegen die Prinzessin Amalie veranlaßt hatte, weckten nicht nur die Verachtung des Monarchen gegen die Menschen mehr und mehr, sondern ließen ihn schmerzlich den lieben Jordan vermissen, den einzigen Menschen, mit dem er den innersten Herzschlag getheilt. Die Blume der Liebe war ihm nie freudig erblüht, um so mehr hatte er sich am Duft der Freundschaft gelabt, und als auch dieser welkte, zog sich der Einzige in die steinerne Feste seines Königlichen Ichs zurück, in den Panzer seiner individualistischen Weisheit. Er fühlte, daß das Leben für ihn keine Reize mehr hatte, daß er nur da war, um zu herrschen, da war um des Volkes und der Zukunft Derer Willen, die nach ihm kommen sollten. Sein Wesen nahm immer mehr die Einsamkeit und eiserne Hoheit antiker Heldengestalten an, und kein Fürst war jemals mehr, als er, sich bewußt, daß er nichts sei, als

vollständig beherrschte, ging in ihrer Unersättlichkeit so weit, den Philosophen sogar zu bestimmen, daß derselbe die Wachskerzen von den Kronleuchtern entwendete.

der Factor der Geſchichte, ein Werkzeug zur nothwendigen Entwicklung der Menſchheit. Dies ſein zu müſſen, zu wollen und zu können, war die Aufgabe ſeines Lebens. — Es giebt eine innere, unblutige Tragik, die ſtill in der Glorie des Erhabenen durch die Zeiten ſchreitet. — Friedrich II. war einer ihrer Repräſentanten.

Alle Fäden der Conſpiration, die die Cabinete, von Wien, Paris, Petersburg und Dresden vereinte, lagen in Friedrichs Hand, der Plan des Kriegs war fertig, er mußte reinen Tiſch mit ſeinen Feinden machen. Alles ſtand wider ihn auf, und Englands laue Freundſchaft ſchien nur ein ſchwacher Anker in dem Orkan, der ſchon mit ſeinen erſten Wetterzeichen ſich erhob.

Nur die Flöte war's, der er ſein Innerſtes enthüllte, die Muſik, in der ihm die Sonne des eignen Gemüths ſelbſtleuchtend und erwärmend aufging. Graun und Emanuel Bach, Kirnberger, Kittel, Benda und Quanz waren die Genoſſen ſeiner lyriſchen Stunden, und auch dieſe wurden um ſo ſeltener, je mehr das Kriegsgewölk emporzog, ja ſie dienten dann gerade oft als Maske, um ſein eigentliches Vorhaben zu verbergen. Unter die mannichfachen Veränderungen im Kunſtleben des Hofes und der Reſidenz gehörte auch das Verlöſchen

von Astruas Stern. Dies allbewunderte, schöne, angebete Weib, das sich 1747 wie ein strahlend Meteor erhoben, sie, die so ganz Künstlerin, so vollständig in der Musik aufgegangen war, daß ihr der größte Tondichter auch der liebenswertheste Mann war, sie, die zwei Brüder zum Wettkampf der Doppeleifersucht auf Kunst und Liebe sperrte, um beide hoffnungslos zurückzulassen, verlor plötzlich ihren ganzen künstlerischen Besitz: ihre Stimme. Aus den Höhen des Olymps geschleudert, fand sie sich auf der prosaischen Erde wieder und war nichts mehr, als jede Andre, ein verlassenes schönes Weib, dem Liebe noththat! —

Ihr Unglück bewegte die ganze Residenz, und Niemand war, der sich nicht der schönen Stunden erinnerte, wo sie ihn entzückt hatte. Friedrich, dem Graun in verzeihlichem Selbstbetrug Hoffnung gemacht haben mochte, sie geheilt zu sehn, schickte sie unweit Pankow auf's Land, um eine Milchkur zu gebrauchen. Vergebens! — Mit einer Pension von 1000 Rthlr. verließ die einst Vergötterte den preußischen Staat und trug ihre Thränen nach dem heimischen Italien.*) Zwei Jahre später starb sie, als die Berliner längst — eine neue Sänge-

*) Nach Mittheilungen des Herrn Hofrath L. Schneider.

rin hatten, die — „doch unvergleichlich!“ — ſang. —
— — — — — — — — — — — — — —

Krieg mußte ſein, denn zu viel des Haſſes war einmal vorhanden, das fühlte Friedrich. Seine Sorge war alſo, den Kampfplatz auf andren, als preußiſchen Boden zu verlegen.

Gleichwohl ward von Preußen nichts verſäumt, was zu gütlicher Ausgleichung beitragen konnte. Man erkundigte ſich bei'm Cabinet zu Wien, was denn die Rüſtungen zu bedeuten hätten. — Die Antwort war der Art, daß man kaum über die Abſicht Oeſtreichs unklar bleiben konnte.

Friedrich bot hierauf Sachſen eine Neutralitätserklärung an. Man machte darauf in Dresden leere Ausweichungen. Man wollte um jeden Preis Krieg! Gut denn, Friedrich war gefällig, er ging ſeinen Widerſachern entgegen, aber nur etwas zu früh für ſie, das war das Unangenehme! —

„Die Preußen ſind wieder da!“ tönte es angſtvoll durch Sachſen. Die geträumten Soldaten und Gelder Brühl's ſtanden auf dem Papier. Der Zuſtand der Steuerkaſſe, deren Coupons Niemand mehr nehmen wollte, mußte nun an den Tag kommen, Brühl ſah ſeinen Fall voraus.

Ein neuer Coup mußte helfen.

In der Stunde der höchsten Gefahr that ein Schlachtopfer noth, ein Sündenbock, der den Fluch der Finanzdesorganisation auf sich nahm.

Kriegsrath Karbe, einer der ausgesuchtesten Schurken, der langjährige Steuerexekutor seines Herrn, der, fett und frech geworden im Betrügen, als Mitwisser aller Intriguen dem Minister gefährlich zu werden begann, ward plötzlich an Brühl's Geburtstag nach heftigem Zank festgenommen, des riesenhaftesten Unterschleifs der Staatsgelder angeklagt, von Brühl's Creaturen, dem Ober-Amtmann und Hofrath Essenius unter Sauls Assistenz verhört, durch die Tortur zum Geständniß gebracht, zum Strange verurtheilt und aus besonderer Gnade Zeitlebens auf's Zuchthaus nach Leipzig gebracht.*)

Der verdammte Karbe, der hatte Alles gethan! doch die Zeit war zu kurz, um zu klagen, Brühl war ja nicht Schuld, der liebe Brühl, der so dienstfertig war, den man ja jetzt brauchte!

Hals über Kopf bezogen nun am 1. September 1756, statt der 30,000 Mann 17000 Sachsen mit 80 Kanonen ein Lager bei Pirna. August III. nebst Brühl

*) Brühls Leben in vertrl. Briefen II. Br. S. 86 bis 89.

und den beiden Prinzen Xaver und Carl folgten den Truppen nach, in unbegreiflicher Verblendung auf Oestreichs Hülfe rechnend, die man doch bei Kesselsdorf kennen gelernt hatte, wo nicht ein Mann zum Succurs geschickt wurde.

Wieder übernahm es die heldenmüthige Josepha mit dem Erbprinzen Christian, dem heranstürmenden Feinde die Stirn zu bieten, und erkannte jetzt, in einer freien Stunde vom Churprinzen und den wenigen Treuen, die zurückgeblieben waren, endlich überzeugt — zu spät die ganze Tiefe der Brühlschen Schuld, zu spät das Elend, welches der Minister und seine Handlanger über das Land gebracht hatten.

Jetzt freilich war keine Zeit zur Anklage, aber die Königin und ihre Umgebung beschlossen, alle Beweise gegen den Verhaßten zu sammeln, um seinen Fall bei geeigneter Zeit recht ausgesucht zu machen.

Inzwischen schritt das Unglück unwiderstehlich heran. Dresden glich einem Chaos von Wuth, Schrecken, Jammer und Verwirrung. Zum zweitenmal, mit doppelter Erbitterung, kam Friedrich, und man wußte, daß er diesmal keine Schonung üben werde. —

Von dem großen Drama, das auf dem Welttheater bevorstand, wußte Friedemann nicht das Mindeste. Er

hatte ein Fuhrwerk genommen und fuhr aus Weimar mit aller Behäbigkeit, die ihm sein Beutel gestattete.

Er vermied wohlweislich Naumburg und verließ die große Heerstraße, um über Jena, Gera, Greiz, Zwickau, Chemnitz, Freiberg und Tharand nach Dresden zu gehn. — —

Es hat einen besondren Reiz, mit dem Bewußtsein der Unabhängigkeit und des vollen Beutels bei herrlichem Wetter allein im Wagen zu sitzen und einsamen Wegs durch die bunte, stille Landschaft dahinzurollen! Wenn wir nun hinter uns weder Heimath noch Freunde oder sonst etwas Liebes zurücklassen, das unsre Gedanken in die schwindende Ferne zurück lenkt, wenn wir nicht einmal etwas dergleichen da, wo wir hinsteuern, anzutreffen hoffen, kurz so Alles, was wir besitzen: Gedanken, Gefühl, Geld, Eigenliebe, bei uns haben, wird uns eine engherzige, satanische, selbstzufriedene Wollust durchziehn und ordentlich eine Vornehmheit geben, die uns kitzelt!

„Omnia mea mecum porto!“

Aus dem Blauen in's Blaue! — —

Das war der innere Zustand Friedemanns.

Er konnte nichts im Leben bereuen, so tausendfältige Ursachen er auch dazu hatte. Um das zu können, hätte er sich selbst besser erkennen müssen und fühlen, daß es

an ihm allein lag, wenn er bisher ewig Schiffbruch gelitten. Jeder Egoist hält sich für absolut gut, seine Handlungen für unfehlbar, und wird der „erbärmlichen Welt" zehnmal eher sein Unglück zur Last legen, als sich selbst, und da die Selbstsucht, wenn sie gewisse Grenzen überschritten, nie auf ihr vernünftiges Maaß zurückzuführen ist, verbeißt sie sich so in sich selbst, daß nur die außergewöhnlichsten Ereignisse eine wahrhafte Umkehr möglich machen.

Den luftigen Gebilden seiner Phantasie oder seinen skeptischen Gedankenspielen schrankenlose Audienz gebend, rollte er sorglos seine Straße, die sich, je näher er nach Chemnitz kam, desto stärker belebte. In den Orten, die er unterwegs berührt, hatte man schon Bedenkliches vom Anmarsch der Preußen gemunkelt, so daß dem sorglichen Kutscher, als sie auch von Chemnitz fort waren, doch Angst wurde und er wacker auf die Gäule hieb, um Freiberg sobald als möglich zu erreichen.

Keinem war diese Kriegsnachricht wohl gleichgültiger, als unserm Friedemann. Im Gegentheil freute er sich auf den Tumult, und Friedrich erschien ihm willkommen als Nemesis für Brühl und das Dresdener Gelichter.

In Freiberg aber war ganz und gar der Teufel los, und was nur an Lüge und Uebertreibung möglich

war, wurde von der erhitzten Einbildungskraft der Leute erfunden. Aus dem Chaos aller widersprechenden Gerüchte erfuhr Bach wenigstens soviel, daß die Preußen noch nicht in Dresden seien, der König und Brühl aber sich in's Lager bei Pirna begeben hätten. — „Ha, die Alte mit der Tochter sind gewiß allein in Dresden! Gut, wenn der preußische Fritz in der Residenz aufräumt, will ich den Kehraus dazu spielen!" — Alle Furien des Hasses, der Schadenfreude und Rachewollust bemächtigten sich seiner.

Er wollte gleich weiter nach Dresden, der Kutscher aber schwor bei allen zehn Geboten, daß er nicht einen Schritt fahren werde.

Endlich gelang es dem Gastwirth, einen armen Teufel von Knecht zu bewegen, daß er einen erbärmlichen Karren anspannte. „Wenn Du mich nach Dresden bringst, ehe die Preußen drin sind, geb' ich Dir einen Dukaten Trinkgeld! Vorwärts!" —

Hastig füllte er seine leergewordene Börse aus dem unerschöpflichen Vorrath mit 10 Dukaten und eilte zum Wagen.

Wie die wilde Jagd ging's gen Dresden, und die Bilder der Verwirrung und Angst wuchsen mit jedem Schritte. Die bisherige behäbige Ruhe war Friede-

mann entwichen, und wie mit den Gefühlen des Haſſes die Erinnerungen mächtig in ihm wurden, ergriff ihn mit bachantiſcher Gewalt das Gelüſt, ſich je eher, je lieber in das Kriegsdrama zu ſtürzen. Es war ihm, als müſſe ſich in Dresden mit ihm etwas begeben, was ſo oder ſo ſeiner Zukunft einen neuen Anſtoß, einen Hintergrund geben würde. —

Friedemann war bereits unweit Tharand. Es mochte etwa 5 Uhr Nachmittags ſein, er konnte ſomit Dresden erreichen, ehe ihn die Dunkelheit überfiel.

Hier wurde es ſtiller. — Weder feindliches Militär, noch Fliehende waren zu ſehn! — War das die Ruhe der Verzweiflung? Waren die Preußen ſchon in die Hauptſtadt eingezogen? — Ohne ſich lange zu beſinnen oder die Zeit durch leere Fragen zu vertändeln, trieb Friedemann den Kutſcher vorwärts und paſſirte einen Abhang, an deſſen Fuße ſich Unterholz und junger Baumwuchs hinzog und ſich rechts mit den dunklen Waldungen verband, die fernab die Elbe einſchloſſen.

Der Weg durchſchnitt das Gehölz, und aus jenem richtigen Inſtinct, der gemeinen Leuten eigen iſt, murmelte der Kutſcher: „Hier iſt's nicht geheuer" und trieb ſeine Thiere zu doppeltem Eifer an. Wirklich bemerkte Friedemann, deſſen innre leidenſchaftliche Erregtheit ſeine

Sinnenthätigkeit doppelt entflammte, verdächtige Gestalten, die hier und da im Laube verstreut waren, mit glotzendem Blick dem vorbeieilenden Fuhrwerk nachschauten und für den einsamen Reisenden keine wünschenswerthe Staffage zur Landschaft sein mochten.

„'S sind Zigeuner, Herr! Wir müssen machen, daß wir aus dem Holz kommen! Sicher ist der Feind nicht weit, denn das Teufelsvolk liegt auf der Lauer, ob's nicht wo Nachlese giebt auf einem Schlachtfeld!" —

Plötzlich trabte ein zerlumpter Bube neben dem Wagen her, streckte die Hände empor und bettelte. Eben raunte der Kutscher: „Geben Sie nichts!" — als Friedemann schon ein Geldstück auf die Straße geworfen hatte, um sich von dem widrigen Kobolde zu befreien.

Kaum hatte sich dieser aber seines Fanges versichert, als schon drei bis vier Gestalten, Weiber, Männer und Kinder in fast ekelhafter Nacktheit sich links und rechts erhoben und in gräulichem Bettelchorus eine Hetzjagd begannen, die in Friedemann doch ernstliche Sorgen erregte. Da er nicht wußte, ob die Leute von Bitten zu Drohungen übergehen würden, und das ohnedies ermattete Pferd die schnellfüßigen Jäger nicht zu

überholen im Stande war, warf er eine Handvoll Münzen links und rechts aus dem Wagen, um die Gesellschaft zum Stillstand zu bewegen. Das war Oel in's Feuer! Achtlos ließ das Gesindel die Geldstücke liegen, welche von einer nacheilenden Arrieregarde aufgelesen wurden, und „gieb uns von Deinem Reichthum! gieb uns!" brüllte der infernalische Haufe. Plötzlich in einer Biegung des Weges scheute das Pferd!

Mit einem Ruck stand der Wagen. — Ein Baumstamm lag quer über der Straße. — Man konnte nicht weiter. Ringsum mit Blitzesschnelle drängte sich ein phantastischer Haufe schmutziger, barocker Gestalten, deren lederfarbene Haut das Abendlicht mit Bronce färbte. Auf einem buschigen Hügel stand eine Gruppe älterer Männer und Frauen, die die Horde zu leiten schienen.

Friedemann, wüthend und ohne die Gefahr der Minute zu beachten, erhob sich im Wagen.

„Was wollt ihr von mir? Hab' ich euch nicht gegeben?" —

„Gieb uns mehr! — Du bist reich!" —

„Her mit Deinem Gelde!" —

Friedemann verlor den Kopf nicht.

„Ruhig! Hört mich an! Ich muß nach Dresden.

Wenn ihr den Stamm dort wegnehmt, will ich euch mehr Geld geben. Wer mir aber zu nahe kommt, mag sich vorsehn!" Er zeigte drohend den entblößten Degen. —

Eine Pause erfolgte. —

Ein kurzer Ton, wie aus einem Kuhhorn, erschell vom Hügel. —

Der Baumstamm ward hinweggenommen und ein alter Kerl, in einen Fetzen Zeug gewickelt, kam von der Erhöhung herunter und streckte die dürre Hand in den Wangen.

Friedemann gab ihm eine Handvoll Silbermünzen.

„Mehr!"

„Da! Nun ist's genug!" —

Der Alte ging.

„He, Der hat Geld! Gieb mir auch, schöner Herr!" kicherte es von der andern Seite.

Friedemann wendete sich. Ein Frauenzimmer hielt ihm die Hand hin. —

Sei's, daß Friedemann von der frischen Jugend der schwarzäugigen Schönen angezogen, oder von Mitleid für diese übergroße Armuth erfüllt ward, sei's Uebermuth oder galanter Kitzel, kurz, er gab ihr drei Goldstücke. —

Das Frauenzimmer ſah ihn fragend an und dann das blitzende Metall!

„Hu, ſchmeißeſt Du ſoviel Geld weg? — Oho, wirſt's noch brauchen!“ und indem ſie ſich von ihm wandte, ſtieß ſie einen kurzen Pfiff aus. — Das Geſindel wich zurück, der Wagen rollte weiter. —

Betroffen und beleidigt ſtarrte Friedemann der beltelnden Schönen nach. Als der Wagen im Gehölz verſchwunden war, trat der Alte und die Schwarzäugige zu den Uebrigen, ſie unterredeten ſich lebhaft. Wenige Minuten ſpäter ertönte ein greller Schrei, und die ganze Sippſchaft war wie Spreu im Walde zerſtoben. —

Friedemann war froh, ſo davongekommen zu ſein. Er machte ſich zwar über ſeinen Leichtſinn im Geldausgeben Vorwürfe, doch er beſaß ja noch genug, und wirkliche Reue war ſeine Sache nicht. — Wie er gehofft hatte, war es. — Der Feind war noch nirgends zu ſehn, Dresden frei, und wie der Abend graute, fuhr er durch's Leipziger Thor in die Reſidenz ein. Er hatte keinen Paß, doch da er ſich über ſeine Perſon im Ganzen legitimiren konnte und geachtete Männer nannte, die ihn recognosciren würden, ließ man ihn paſſiren, nachdem man ihn vernommen hatte, ob er vom Feinde etwas wiſſe.

Er nahm in einer Ausspannung in der kleinen Meißnergasse Quartier und zog über seine alten Bekannten Erkundigungen ein.

Das von der Nähe der Preußen geängstigte Dresden war jetzt sicher kein Vergnügungsort, und unter den bleichen Gesichtern, den erschreckten Menschen, die trostlos hin und wieder rannten, war Niemand zu finden, der Friedemann Bach Auskunft ertheilen mochte.

Er machte sich daher selbst auf den Weg und lachte schadenfroh über das muthlose Treiben der stolzen Residenz.

Alles athmete Vertheidigung. Die Elbbrücke hatte einen Verhau erhalten, zwischen dem sich Fußgänger mühsam hindurch schleichen konnten, und Kanonen starrten vom jenseitigen Ufer. Das Brühlsche Palais war von Milizen besetzt, das Königliche Schloß von der Schweizer Kronen-Garde. Alle öffentlichen Gebäude schienen verrammelt und bewacht. Wer wollte in dieser Verwirrung und anbrechenden Dunkelheit noch einen Bekannten finden?

Friedemann kehrte zum Gasthof zurück.

Er verstand sicher nichts von Kriegskunst, aber sein gesunder Verstand sagte ihm, daß nur die Verzweiflung und der Wunsch, doch etwas gegen den Feind zu thun,

zu Maaßnahmen Veranlaſſung geben konnte, die, an ſich betrachtet, nur einen eingebildeten Schutz boten.

Als er im Gaſthof in ſein Zimmer trat, das einzige, welches damals für anſtändige Gäſte bewohnbar war, fand er es zu ſeinem höchſten Erſtaunen von zwei Fremden eingenommen. Er widerſetzte ſich dieſer Occupation auf's Heftigſte und verſprach ſogar dem Wirth eine beſondre Gratification, wenn er ihn von dieſer Schlafgenoſſenſchaft befreie. Doch da beide Fremde erklärten, ſie könnten nicht unter den Fuhrleuten und anderm Volk in der Wirthsſtube übernachten, da ſie Geld bei ſich hätten, und ſchließlich dem Wirth daſſelbe wie Friedemann boten, mußte ſich Bach bequemen, eine Nacht in ihrer Geſellſchaft zuzubringen. Einer der Fremden war eine hohe, ſchlanke Geſtalt, reiſemäßig gekleidet, von gutem Benehmen und viel Lebensart. Mit ihm ließ ſich allenfalls aushalten, doch der Andere war ein jüdiſcher Handelsmann, und vor Juden hatte Friedemann einen ungeheuren Abſcheu. — Wohl oder übel mußte er ſich dennoch in den Zwang des Augenblicks ſchicken.

Der Hebräer benahm ſich zum Glück höchſt beſcheiden, ſetzte ſich bei Seite allein an einen Tiſch, verzehrte ſtill ſein Abendbrod und legte ſich angekleidet auf's Bett.

Er wollte frühzeitig weiter: „eh' de ſchene Herrn Preißen können beſehn meinen Beutel!“ —

Indeß der kleine, verſchrumpfte Sohn Iſraels, die Hand auf der feſtgeſchnallten Geldkatze, entſchlummerte, ſaßen Friedemann und der Fremde, welcher im Controlebuch als Hans von Schackwitz, Fechtmeiſter aus Prag, ſtand, bei'm Abendbrod und einer Flaſche ſächſiſchen Weins, der höchſt ſauer war, und machten nothdürftige Bekanntſchaft. Namentlich war von dem neuen Kriegsunglück vielfach die Rede, und der Fremde zeigte Luſt, ſeine Dienſte der Sache Sachſens anzubieten. Friedemann Bach hütete ſich wohl, nähere Auskunft über ſeine Perſon zu geben. Die Anſtrengungen der haſtigen Reiſe und ſchließlich der dumme Wein hatten ihn müde gemacht. Nach lauer Unterhaltung und lebhaften Zeichen des Schlafs gingen Beide zu Bett. Friedemann, der außer dem Reſt in ſeiner Börſe, ſeine übrige Baarſchaft nebſt ſeinen Papieren in der Ledertaſche hatte, knöpfte behutſam den Rock über derſelben zu und legte ſich angekleidet nieder. —

Am andern Morgen, es war der für Dresden ſo verhängnißvolle 9. September, erwachte er etwas ſpät und war ſehr zufrieden, den Juden nicht mehr vorzufinden.

Dem Fechtmeiſter, der eben aufſtand, ſchien die Verminderung der Geſellſchaft ebenfalls ſehr angenehm.

Friedemann betaſtete heimlich von außen ſeine Taſche und fand, daß ſie in Ordnung ſei. Gern hätte er ſeine Baarſchaft gezählt, doch ſein Geneſſe hätte das für eine Beleidigung nehmen können. Andrerſeits wollte er das Geld nicht gern blicken laſſen. Sie frühſtückten zuſammen, und Friedemann begab ſich auf den Weg, um Hemilius, Herrn von Schemberg, Holzendorf und wen er ſonſt noch in Dresden glaubte, aufzuſuchen.

Der Fechtmeiſter begleitete ihn in die Stadt. Am Brühlſchen Palais trennten ſie ſich. —

Elf Jahre waren vergangen, ſeit Friedemann am letzten Carnevals-Abend auf dieſer Stelle ſtand, elf Jahre und welcher Umſchwung der Dinge! Damals lag die Welt golden vor ihm, durchduftet von dem Schimmer der Liebe, den Wonnen des erſten Kuſſes, und jetzt? — Dort ſtand der ehemalige Tempel ſeiner Seligkeit, das Palais Brühl, und ſah ihn ſpöttiſch mit öden Augen an. Da, faſt drohend mahnte ihn der graue Rieſenbau der Sophienkirche an das, was er beſeſſen und verloren. Dabei ſtand die ſtille Klauſe, in der er gewohnt, an jener Ecke das Haus Merpergers. — Ob ſie noch drinnen wohnen mag? — Oben an

ihrem Fenſter prangen noch Blumentöpfe, wie einſt, und es dünkt ihn, als ſehe ein blaſſes, liebes Geſicht auf ihn herab. Er grüßt! — Eine Frauengeſtalt beugt ſich nieder, haſtig tritt er näher! — O nein, eine Fremde! Erröthend eilt er vorüber. An der Ecke fragt er einen lungernden Buben, ob Merperger noch das Haus bewohne. Staunend ſieht ihn der Junge an. — „Nein, mein Vater wohnt hier und heißt Seiſing!“ —

Heulend zog das alte Weh in ihm herauf, heulend alle bittern Klagen ſeiner Seele, und — heulend wälzte ſich ein Volkshaufe plötzlich heran! —

„Sie ſind da, die Preußen! Sie werden ſengen, plündern und morden!“ Und durch das Getöſe knatterte in der Ferne das Gewehrfeuer, und der erſte Kanonenſchuß dröhnte durch die Luft. Ein wahrer Hexenſabbath! —

Umdrängt, umgarnt, rettete ſich Friedemann durch die Willsdrufer Gaſſe nach dem Altmarkt, eilte der Kreuzkirche zu und trat in's Cantorhaus, als eben die dieſſeitigen Kanonen an der Elbbrücke ihr hölliſches Concert begannen. —

Wie ſollte Homilius den Freund begrüßen, der mit der Kriegsnoth zugleich in's Haus trat, in einer Minute,

wo Jeder nur auf der Seinen Heil bedacht war? — Friedemann fühlte, daß er hier übrig war. Er war ärgerlich, daß er erst gekommen, und doch wollte ihn Hemilius nicht von sich lassen, nicht der Gefahr auf den Straßen aussetzen. Nach langem Disput vermochte Jener den Gast, zu bleiben, bis das Drama draußen entschieden sei.

Der Entscheid war kurz. Wenige Stunden genügten, das fast ganz entblößte Dresden zu nehmen, und das preußische Militär ergoß sich in alle Straßen.

Es war am nächsten Tage, den 10. September, als der erzürnte Preußenkönig zum zweitenmal Dresden in Besitz nahm und den Palast Moritzka bezog. Hierher eilte der Magistrat und alle Standespersonen, um den Eroberer zu erweichen, der geschworen hatte, diesmal „auszukehren." — Er kannte keinde Gnade, keine Rücksicht mehr, an Sachsen wollte er für all seine Feinde ein Exempel statuiren. Dresden ward in der Eile befestigt, und Hennicke, zur Zeit an der Spitze des Dresdener Magistats stehend, war der Erste, welcher die strengen Forderungen des Königs entgegennehmen mußte.

Auf Friedrichs Befehl besetzten seine Truppen die Wachen, die Thore und zur Hälfte mit den Schweizern

das Schloß, bemächtigten sich der Kriegsgeräthschaften, Artillerie und Munition, versiegelten die Kanzleien und schnitten alle Verbindung zwischen Dresden und dem Pirnaer Lager ab. Die Garde ward entwaffnet, das Münzamt aufgehoben, alle Königlichen Kassen in Beschlag genommen und endlich zu Torgau ein Kriegs-Directorium errichtet, wohin alle Einkünfte Sachsens entrichtet werden mußten. Bekannt genug ist die peinliche Stunde, in der Königin Josepha das geheime Staatsarchiv, dessen Verschluß sie hatte, mit ihrem Leben vertheidigen wollte. Dem Commandanten Wylich und Obersten Wangenheim war das undankbare Loos zugefallen, die Königin mit Gewalt von der Thür desselben zu entfernen. Die Beweise aller Verbindungen zum Untergange Friedrichs fielen in Preußens Hand, und mit brechendem Herzen sah die stolze Frau ihr Alles verloren. Bald darauf wurden sämmtliche hohe Chargen ihrer Dienste entlassen und wenige Tage später alle Schußwaffen des geleerten Zeughauses, 250 Stück Kanonen und Mörser, zu Schiff nach Magdeburg geschafft und die eisernen Geschütze, (ebenfalls über 200 an der Zahl) auf die Wälle Dresdens und Torgau's gepflanzt. Nur auf Bitten der Bürgerschaft entging das Japanische Palais dem Schicksal, in die

Elbe geworfen zu werden, ward aber durch Maquire in ein Strohmagazin verwandelt.

Gleich nach der Besitznahme Dresdens hatte König Friedrich den Belagerungszustand proclamiren lassen, in Folge dessen Jurisdiction und Polizei den Händen des preußischen Commandeurs von Wylich übergeben werden mußten, der sofort den Befehl erließ, daß alle Fremden, die nicht genau die Nothwendigkeit ihres Verbleibens in Dresden nachweisen und einen preußischen Legirschein lösen würden, bei Strafe des Stranges Dresden binnen 24 Stunden verlassen sollten.*)

Zu diesen Unglücklichen gehörte Friedemann.

Wohl einsehend, daß ihm hier keine Verwendung nützen und nur Homilius in Gefahr kommen würde, schieden beide Freunde ohne Schmerz, wie sie einander ohne große Freude wiedergesehen hatten. Es war Friedemann, als sei die Welt verkehrt und keiner Gefühlsäußerung mehr fähig, als wäre nur der Haß, der Raub die bewegende Ursache des Menschenlebens.

Er kam nicht ohne Schwierigkeiten nach seinem Wirthshaus, wo ihn auch gleich zwei ukermärkische

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. 256 u. 57.

Grenadiere in Empfang nahmen, um ihm den Weg aus Dresden zu weisen. Er zog seine Börse und bezahlte seine Zeche. Er bemerkte, daß er nur noch wenige Münzen bei sich hatte. „Sobald ich allein bin, will ich den Beutel wieder füllen," dachte er. — „Vorwärts," schnaubten die Grenadiere, und ehe er sich's versah, war er aus Dresdens Mauern, von Posten zu Posten transportirt, bis man ihn hinter Räcknitz auf freiem Felde losließ. — So, seine Violine im Arm, schimpfend und fluchend über diese Behandlung, gänzlich dem unbequemen Leben durch den Comfort des Daimen entwöhnt, machte er sich bittre Vorwürfe, überhaupt nach Dresden gekommen zu sein. Was wollte denn die ganze Reise heißen? —

Der gute Friedemann hatte halb wie ein Kind, halb wie ein Kunstgenie in's Blaue gehandelt; das hatte er davon! — Das Einzige, was ihn tröstete, war seine volle Tasche. Für Geld ist Alles zu haben! —

Er war allein auf dem weiten Felde.

Er ging abseits, wo Gesträuch ihn deckte, und warf sich in's Gras, um die Tasche zu untersuchen und neue Energie aus dem Anblick des Goldes zu saugen. Er schnallte ab.

Richtig, da war seine Kunst der Fuge, seine Notenblätter, seine Brieftasche und der Beutel, rund und schwer.

Triumph! Lächelnd öffnete er ihn.

— — — — — — — — — — — — — —

Blei, Nägel und Scherben!

— — — — — — — — — — — — — —

Er glaubte rasend zu werden. Hastig fuhr er nach der Börse, die er erst heute geöffnet hatte, um zu bezahlen. — Leer! Leer bis auf ein paar Groschen! — Ein Bettler für's ganze Leben, und nobel gewöhnt! Da hilf Dir, Menschenkind! — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Wer hatte ihn bestohlen? — Der Kutscher? Wohl kaum! — Homilius? Nicht denkbar! Er hatte doch, so lange er in Dresden war, die Tasche nicht geöffnet, hatte Alles aus der Börse bezahlt, die er in Freiberg mit 10 Ducaten versehn. — Im Gasthof? — der Jude! der Fechtmeister! — Ha, Einer von Beiden mußte ihm auf unerklärliche Weise das Geld gestohlen haben! — Hätte er nur noch die 3 Ducaten gehabt, die er leichtsinnigerweise der Zigeunerdirne hingeworfen!

Da stand er, der wie ein Cavalier in Dresden und Berlin einziehen wollte und die Weiber verhöhnen, die

ihn betrogen! Da ſtand er bleich, in ſich zuſammengeknickt, allein, wiederum arm, nein, tauſendmal ärmer und elender, denn je, auf weitem Feld! —

„Und wenn ich Dir Millionen gäbe und ließe Dich von mir, nach einem Jahr ſtändeſt Du wieder mit Deiner Vieline vor meiner Thür, hungrig und wahnſinnig, dann aber könnte ich todt ſein!“ hatte Cardin geſagt.

Er hatte Recht! —

„O Gott, allbarmherziger Gott, erhalte mir wenigſtens meinen Verſtand!“ betete Friedemann unter Thränen. —

Lade an Deinen reichen Tiſch das Elend und das Selbſtmißtrauen, ſtolzer Liebling der Muſen, dann wirſt Du Frieden haben! —

„Scherben und Blei.“

„Kehraus dieſer Welt! Verflucht und verdammt ſei jedes Menſchenantlitz in alle Ewigkeit! Es giebt nichts Heiliges im Himmel und auf Erden, nichts Heiliges im Herzen! Vermaledeit ſei Jegliches, was geweſen; ich habe nichts mehr zu verwetten, als dieſes lumpige, zerfetzte Leben, dieſes elende, fadenſcheinige perpetuum mobile meines Ichs, das mich anekelt und nur werth iſt, daß man's zertrümmre! — Verſtumme, wimmernder

Herzschlag, verhauche, bange, entmuthigte Seele! Ein kurzer Stoß und frei bist Du von Dir selber! —

Er riß den Degen heraus und zückte ihn gegen seine Brust, sie zu durchrennen. —

Da — vor seinen starren, verschwimmenden Blicken, stand plötzlich das gebrochene Bild Cardins, zusammengefallen über dem heiligen Buch, und zwischen den Kerzen grinste das Bild des erschlagenen Weibes! —

„Jede Sünde ist dem Menschen vergeben, aber die Sünde wider den heiligen Geist ist dem Menschen nicht vergeben!" —

Glühend brannte die Stelle auf dem Grunde seiner Seele und rettete ihn vom letzten, furchtbarsten Schritte — dem Selbstmord! —

„Hahaha, gut denn! Meinetwegen! Will doch sehen, wie lange dieses dumme Uhrwerk, das in mir zuckt und hämmert, nach den Gesetzen der Nothwendigkeit halten wird." Er warf die Waffe verächtlich weit von sich. Zischend fuhr der funkelnde Stahl durch die Luft. — Wie ein kurzes Gelächter scholl's hinter ihm. Er wendete sich um: es war nichts. —

Friedemann nahm die leere Tasche, steckte sein letztes Heiligthum, die Notenblätter, die Kunst der

Fuge, wieder hinein, ergriff die Violine, und wie er so dahin schritt, tönte wieder das alte:

„Willst Du Dein Herz mir schenken?“ — Höhnisch lachte er dazwischen. —

— — — — — — — — — — — — — —

Der abermalige Fall Dresdens scheuchte bald genug die Oestreicher auf, und was August III. und Josepha so sehr ersehnten, ein Hülfs-Corps unter Brown rückte von Böhmen heran, um den bei Pirna verschanzten Sachsen zu Hülfe zu eilen. Friedrich hatte das vorausgesehen und seine Dispositionen danach getroffen. Er eilte den Kaiserlichen bei Lowositz entgegegen und schlug sie am 1. October dermaßen auf's Haupt, daß sie sich eiligst über die Grenze zurückziehen mußten. Nach diesem großartigen Siege, der in Dresden von 40 Postillonen austrompetet*) wurde, der das Schicksal Sachsens entschied, schloß Friedrich das Lager bei Pirna ein.

Das Lager! „Wie glücklich“ schreibt ein Chronist jener verhängnißvollen Tage, „wäre Sachsen gewesen, wenn es die von Friedrich angebotene Neutralität angenommen hätte und seine Truppen auseinandergehen

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bt. S. 258.

lassen, dann sie nicht der Hunger zu schimpflicher Uebergabe gezwungen, da sie, Fluch der Erbärmlichkeit Brühls, nur auf 15 Tage Brod hatten und schon 3 Tage ohne Nahrung bei der entsetzlichsten Witterung Tag und Nacht unter'm Gewehr stehen mußten." Sachsen war am Rande des Verderbens, sein Schicksal kam den Oesterreichern zu Gute, die die 34tägige Sperrzeit bei Pirna benutzen konnten, ihre zerstreuten Kräfte zu sammeln und Böhmen vor Ueberrumpelung zu schützen." Von den 17000 Mann, die das Lager bezogen hatten, erlagen nach und nach 5000 Mann dem Hunger und dem Feinde. Die übrigen 12000 Mann, eingekeilt in die eigenen Schanzen, durch Noth und Wuth schon fast zu Desorganisation gebracht, mußten, nachdem die versuchte Retirade über die Elbe an der Entkräftung der Armen gescheitert war, ihren Befehlshaber Rutofsky an der Spitze, am 15. October die Waffen strecken.

Der König sammt den Prinzen und Brühl retteten sich auf den Königstein.

Auf dem Felde bei Pirna mußten die sächsischen Gemeinen und Unteroffiziere Preußen den Eid der Treue schwören, die Offiziere wurden gegen Ehrenwort, nicht mehr wider Preußen zu fechten, entlassen, und zehn Infanterie-Regimenter, die beisammen blieben, in Preu-

ßische Uniformen gesteckt, mit Preußischen Offizieren und Fahnen versehen, um sich gegen Böhmen vorschieben zu lassen. Alle Uebrigen, Cavallerie, Infanterie und Artillerie, wurden dem preußischen Heer einverleibt." —*)

Friedemann Bach, ohne Geldmittel, um schnell diesem gräulichen Tumult des Krieges zu entrinnen, hinter sich die Postenkette der Preußen, welche Dresden gegen Süden und Osten von Pirna und Böhmen abschnitt, vor sich Pirna, wo die letzte Scene dieser blutigen Tage sich eben abspielte, links die unüberschreitbare Elbe, rechts das offene, von Marodeurs, Plänklern und schwärmender Cavallerie verwüstete Land, hatte bei gutherzigen Bauern in Heidenau ohnweit der Elbe ein Versteck gefunden, wo er bei dem furchtbar hereinbrechenden Herbst-Unwetter wenigstens vor offenbarem Verkommen gesichert war. Nach dem Ausgange der sächsischen Angelegenheiten bei Pirna wurde die Gegend endlich etwas stiller.

Die Preußen besetzten die Ortschaften ringsum bis nach Königstein, wo der König saß, ob gefangen

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. S. 257 bis 59. Fernere Details über die Vorgänge zu Pirna melden: die Beiträge zu Brühls Leben. Gedruckt bei Peter Hammer. S. 23 bis 47.

ob nicht, war unentschieden. Das Wetter wurde inzwischen etwas besser und Friedemann, um nur aus dem Gewirr zu kommen, verließ sein Versteck und wanderte längs der Elbe bis Königstein, wo er eher hoffen durfte, die andere Seite des Flusses zu erreichen. Seine Lage, obwohl überall gleich trostlos, erhielt wenigstens dadurch eine Veränderung. —

Soweit das Auge reichte, ringsum Zerstörung. Die Felder und Wiesen vom Feinde zerstampft, die Dörfer, wenn auch nicht verbrannt und geplündert, so doch verlassen. Alle Wege bedeckt mit dem Transport Verwundeter, Gefangener und fliehender Bauerfamilien, die sich und ihre Habe aus dem Bereich des Kampfes zu bringen suchten. Zwischen den Feldern und Gebüschen aber trieb sich die Schaar der aus Dresden Verwiesenen, der Heimathlosen und des Gesindels ohne Namen umher, das, den Aasgeiern gleich, die Heere begleitend, aus der allgemeinen Verwirrung seinen verbrecherischen Nutzen zog. Angesichts des Städtchens Königstein stand Friedemann still. Er wußte, daß es von Preußen besetzt war. Wie sollte er hineinkommen? Als er über diese Frage sinnend vor sich hinstarrte, erblickte er plötzlich etwa hundert Schritte vor sich eine Gestalt an einem Feldrain sitzend, die plötzlich den Kopf emporstreckte und fragend

nach ihm hinblickte, als erwarte sie seine Ankunft.

„Ein Leidensgefährte, der auch nicht weiter kann,“ murmelte Friedemann, und jener Instinct, der Menschen von gleicher Lage zusammenführt, trieb ihn unwillkürlich an, sich der Person zu nähern.

Wie erstaunte er, als er in ihr jene Zigeunerin wiederfand, deren seltsam große, geheimnißvoll schöne Augen ihn bei Tharand so bezauberten, gegen die er zu seinem Unglück so freigebig gewesen war.

Langsam erhob sie sich, geisterhaft nickend, und reichte ihm die Hand.

Eigenthümlich von diesem Zusammentreffen berührt und nicht ohne Verlegenheit, daß er nun selber Derjenigen als Bettler gegenüber stand, die er im Uebermuth beschenkt, legte er seine Rechte in die Ihre.

„Aber was machst Du hier?!“ —

„Ich wartete auf Dich!“ —

„Auf mich? Mein Gott, wie konntest Du wissen, daß ich hierher kommen würde?“ —

„Du mußtest kommen, ich wußte es, und Du siehst, ich hatte Recht. — Frage nicht weiter! Du bist einer von den Klugen, die nach dem Warum haschen. Und wenn sie's wissen, wissen sie nichts. — Du hattest

Verſtand, ſo lange Du Geld hatteſt. Was biſt Du nun? Nichts!“ —

„Das iſt nicht ſchwer zu ſagen, Närrin; jedes Kind ſieht mir das an! Willſt Du mich verſpotten, ſo geh und laß mich! — Was haſt Du mit Deinen dummen Augen, daß Du mich ſo anſiehſt? Was ſoll das heißen, daß Du mich erwarteſt?“ —

„Ei, Du Kluger, weißt nicht, warum ich Dich anſehe, weßhalb ich Dich erwartet? — Frage den Gott, zu dem Du beteſt, daß er es Dir ſage! —

Es iſt ein Geiſt zwiſchen Himmel und Erde, ein Hauch, der den Menſchen begleitet und vorwärts zieht, daß er geht nach ſeiner Beſtimmung. Ich wußte, wir würden uns wiederſehen! — Willſt Du von mir gehen? — Allein in dieſer Welt voll Elend und ſelber elend? — Haben Dir die Mächtigen und Reichen ſo Gutes erwieſen, daß Du die helfende Hand der Bettlerin von Dir ſtößt?

Ueberwältigt, bleich, zitternd warf er ſich in's Gras. Im ſchmerzlichen Gefühle ſeiner Verlaſſenheit, verzagt und zugleich beſchämt, drückte er ſein feuchtes Antlitz gegen die Erde. —

Da fühlte er die Arme des fremden Mädchens ſich um ſeinen Nacken ſchlingen. Sie erhob ſein Haupt,

legte es in ihren Schooß und preßte es mit krampfhafter Gewalt an ihre pochende Brust.

„Sei gegrüßt von der Tochter der Armuth, Nacht und Schande, gegrüßt von dem Volk, das, verdammt von den Menschen, durch die Erde zieht ohne Ruh', ohne Heimath! Eine neue Welt und eine neue Sonne sollst Du schau'n, alle Qualen vergessen und glücklich sein!" — Und dieser große Blick, wie eine schwarze Sonne, senkte sich in sein gepreßtes Herz, die braunen Arme zogen ihn an den pochenden Busen der Tochter des fernen Süd, ihre Lippen senkten sich und küßten seinen Mund, und magnetisches Gluthfeuer rollte durch seine aufhüpfenden Adern! —

Es ist gut, daß man in den meisten Momenten des Lebens nicht weiß, welch ungeheure Veränderungen in uns vorgehen, und daß wir uns erst dann derselben bewußt werden, wenn sie sich bereits unabänderlich vollzogen haben. Wenn Friedemann sich in Arnstadt von seiner jetzigen Lage hätte einen Begriff machen können, wie würde er sich selbst verlacht, wie vornehm bedauernd die Achsel gezuckt haben, und doch lag er jetzt im Arm der Zigeunerin, die ihm im bittersten Augenblick seines Lebens, nachdem er das Anathema auf sein Geschlecht geschleudert, den Himmelsnektar mitleidiger Liebe auf die

Lippen goß. Da sind Dogmen nichts mehr, der Verstand zerbricht lachend in sich selbst, um ganz im Gefühl aufzugehen, und der erste Schatten vom Glück breitet sein liebend Helldunkel auf die Sorgen der Seele.

Friedemann erhob sich wie träumend. Eine Art Scham über seine Schwachheit wollte ihn beschleichen, da er aber sah, wie unbefangen das Mädchen war, als wenn das, was sie gethan, etwas ganz Natürliches sei, faßte er sich bald.

„Willst Du nun mit mir gehn?" —

„Ja, ich will. Wäre es auch nur um des Mitleids willen, das Du mir in diesem Augenblick geschenkt." — Mit diesen Worten reichte er ihr die Hand, die sie hastig ergriff und an ihr Herz preßte. Beide schritten lautlos der Stadt zu, und Friedemann, seiner neuen, wunderbaren Metamorphose nachsinnend, konnte sich nicht enthalten, seine Begleiterin mit jenem Gemisch von Theilnahme und Neugier anzublicken, die man für jeden fremden Helfer in der Noth empfindet, zumal wenn er vom andern Geschlecht ist. Das Mädchen hatte durch die Art ihres Mitleids ihn so gefesselt, daß er, ganz abgesehen von seiner Hülflosigkeit, sich willig einem magnetischen Trieb überließ, der ihn zwang, ihr

zu folgen. Sie war nicht über mittlere Frauengröße, von elastischen und schlanken Formen, die die Frische und saftige Fülle der Jugend an sich trugen. Ihr Teint war braun, ihr Haar tiefschwarz und fiel, zum Theil unter ein braunes Kopftuch gebunden, links und rechts in einem Zopf auf Wangen und Nacken. Sie trug einen vielfach geflickten Rock, dessen Grundfarbe, dunkelgrün und braun gestreift, schwer zu entziffern war. Ein gewöhnliches Mieder umschloß die üppige Fülle ihrer Brust, und ein langes wollenes Tuch, dunkelgrau und an vielen Stellen schadhaft, das sie mit Geschicklichkeit wie einen Mantel eng um den Leib zog, vollendete ihre Tracht, die sich kaum von der einer Bäuerin unterschied. Die Zigeunerin war keineswegs von jener Sylphenschönheit, die ein Romantiker so gern verherrlicht, ihre jugendlichen Züge waren sogar fast zu derb und ausgeprägt. Wangen, Mund und Kinn hatten etwas Kindlich-Naives, das sich auch in ihrem sonstigen Wesen aussprach und ihr etwas Flüchtiges, Muthwilliges verlieh. Die gewölbte Stirn, die scharf geschnittene Nase, vor Allem aber das feurige, große, fast drehende Auge bewies, daß in ihr nicht allein kräftige Leidenschaften, sondern auch ein eigenthümlicher Geist wohne, der, sei's zum Guten

oder Schlimmen, die Menschen zu erobern wußte und einen gebieterischen Zauber hatte. —

„Solche Augen hatte Antonie! So brannte ihr Kuß einst auf meinen Lippen!“ — murmelte er, als sie weiter schritten.

Rings war's still, der Abend streute seinen violetten Schatten und die Sterne tauchten verstohlen aus der tiefblauen Fluth des Himmels.

In langen, melancholischen Tönen sang das Mädchen ein Lied, dessen Verse er nicht verstand, doch das ihm wie ein Wehmuthseufzer durch die Seele zog. Plötzlich unterbrach sie sich.

„Siehst Du den hellen Stern dort?“ —

„Ja, warum?“ —

„Da! da! Ha, wie die Funken von ihm fallen! — Das ist der Stern Deines Vaters! — Komm weiter! Die Stadt ist dicht vor uns, dort glänzen schon die Gewehre! Hierher, durch's Feld! Rasch!“ —

Und ehe Friedemann Zeit hatte, sich von dem Eindruck ihrer Worte zu erholen und nach deren Bedeutung zu fragen, zog sie ihn plötzlich in einen Graben, der mit Gebüsch besäumt war. —

„Laufe, laufe! Die Preußen geben uns sonst heißes Blei! Hörst Du die Tritte? Sie kommen! — Dahin!“ —

Mit einer Bangigkeit und Schlauheit, die ihres Gleichen suchte, eilte sie im Graben vorwärts, Friedemann zur Eile anspornend. Diese schien auch um so gerathener, als ihnen eine Patrouille schon auf den Fersen war. Athemlos langten die Verfolgten endlich am Ufer der Elbe an.

„Kannst Du schwimmen?“ —

„Nein!“ —

Schnell hatte sie ihr Tuch abgenommen und wickelte es fest um ihre Hüften, so daß das eine Ende lang herabging.

„Fasse den Zipfel und komm!“

Mit den Füßen nach dem Grunde fühlend schritt sie in's Wasser hinein. Friedemann folgte ihr, die Violine und seine Tasche emporhebend. Das Wasser reichte ihnen bis unter die Arme, und mühsam dem Strom entgegen, einige Ellen vom Ufer entfernt, gingen sie im Schatten desselben bis zu ein paar Gehöften, die bis dicht an's Wasser ragten. Hier klommen sie an's Ufer und huschten durch die Lücke eines Zaunes, ohne von den rings umher aufgestellten Posten bemerkt zu werden. Sie befanden sich in einem kleinen Krautgarten, aus welchem sie durch eine angelehnte Plankenthür in ein enges Gäßchen gelangten, das, verschiedene Gärten

trennend, in eine breitere Straße mündete. Sie waren glücklich in Königstein. — Es war bereits finster. Alle Häuser lagen voll preußischer Einquartierung. Der Marktplatz, an dessen schmälerer Seite sie hinschritten, war in ein Bivouak verwandelt und der Tumult zwischen Soldaten, Marketendern und Krämern so bedeutend, daß Niemand die Fremdlinge bemerkte, welche in einer gegenüberliegenden Straße verschwanden, durch die man rechts in ein Sackgäßchen gelangte, das, zwischen Gärten gelegen, sich nur eines schmutzigen, ruinenartigen, augenscheinlich verlassenen Häuschens rühmen konnte. Sie traten in dasselbe, nachdem die Zigeunerin ein Erkennungszeichen mit dem Oeffnenden gewechselt, und gelangten durch einen finstern, dumpfigen Flur in einen Raum, der kaum noch den Namen einer Stube beanspruchen konnte. Das Dach, an vielen Stellen schadhaft, ließ der Witterung freien Eintritt, und die Dielen, verfault und herausgebrochen, dienten dazu, ein Feuer zu unterhalten, das auf einem Heerde brannte, um den drei Personen gelagert waren, die, in die phantastische Livree des Elends und Zufalls gekleidet, träumerisch in die Flammen blickten und kaum den Kopf wendeten, um die Ankömmlinge zu begrüßen. Das Mädchen nickte und wendete sich sogleich in unbekannter Mundart an

einen alten Mann, deſſen ehrwürdig grauer Bart ihm eine patriarchaliſche Würde verliehen hätte, wäre nicht ein Zug tiefſten Haſſes, grenzenloſeſter Bitterkeit ſeinem olivenfarbnen Antlitz aufgeprägt geweſen. Nachdem er ſie angehört, wendete er ſich an Friedemann.

„Ich heiße Dich willkommen, wie der Hirt den Wolf, wie die Eule den Tag. Es iſt Deine Beſtimmung, unſer zu ſein! — Ratji! ſo ſei es! Wir ſind an einem ſchlimmen Ort, wo der Tod lauert, verhalte Dich ruhig. Wenn ich Dir ſage, daß wir öſterreichiſche Spione ſind und uns unter den Preußen als Muſikanten umhertreiben, wirſt Du wiſſen, was Dich erwarten kann! — Du ſpielſt Violine, alſo können wir Dich wohl im Handwerk brauchen. Wenn Du aber Lärm machſt, fliehen willſt, oder uns verräthſt, ſtirbſt Du wie ein Hund! Wenn ſie uns hängen, hängſt Du auch! — Du biſt einmal bei uns, alſo laſſen wir Dich nicht. Da leg' Dich, wenn Du müde biſt! Wenn Du Hunger haſt, iß, da giebt's Brod und Speck.“ —

Das Mädchen wendete ſich hierauf, augenſcheinlich ſehr gereizt, an den Alten, der die heftigen Vorſtellungen der Tochter, denn das war ſie, mit ſanften Worten und Liebkoſungen zu begütigen ſuchte. —

Friedemann aber hatte ſich auf ein Bund alten

Strohs geworfen, das ihm in einer Ecke angewiesen worden, und überließ sich der äußersten Verzweiflung. — Er war grenzenlos elend! Angesichts dieser Menschen und des fürchterlichen, ebenso ehrlosen wie gefährlichen Gewerbes, welches sie ihm angekündigt hatten, aus dem Taumel der fast zauberischen Einwirkungen erwacht, die ihn halb willenlos dem Mädchen hatten folgen lassen, sah er in ihrem Beginnen gegen ihn nur eine nichtswürdige Verlockung, und ein namenloses Gefühl der Verachtung kam über ihn. Andern Theils war er sich wohl bewußt, daß ihm eben nicht Andres übrig geblieben, als ihr zu folgen, und daß sein Leben so elend und zerbrochen war, daß es wirklich auf Eins herauskam, unter welcher Form er sein Dasein hinschleppte.

Von der philosophischen Höhe seiner Selbstbestimmung herabgerissen, zum sclavischen Werkzeug des Abschaums der Menschheit, zum Genossen privilegirter Verbrecher erniedrigt, in ein Verhaben gezogen, das Tod und Gefahr in jeder Minute zum Begleiter hatte und dessen Ende nur der Galgen sein konnte, fühlte er Reue, tiefe Reue über den Leichtsinn, mit dem er sich in's Chaos der Ereignisse gestürzt hatte. Sein Stolz und sittliches Entsetzen verbot ihm, nur ein Wort diesen Elenden zu gönnen, sie mit Vorwürfen oder Bitten zu

ehren, deren Nutzlosigkeit er überdies einsah. Seine einzige Hoffnung war, daß sich ihm irgend eine Gelegenheit zur Flucht bieten würde. Wohin, — wußte er nicht. — Stumm und voll verbissenen Grimms verbrachte er so den Rest des Abends, ohne die dargebotenen Speisen anzurühren.

Er beschloß, auf seiner Hut zu sein, und das Gesindel, in dessen Hände er gerathen war, um so genauer zu beobachten, als er bemerkte, daß man ihn gleichfalls nicht einen Augenblick aus den Augen verlor.

Die seltsame Genossenschaft, welche um den niedrigen Heerd kauerte und von der unstäten Flamme in wahrhaft Rembrandt'scher Weise beleuchtet ward, bestand außer dem Alten und seiner Tochter aus einem etwa zehnjährigen Buben, der wie Quecksilber ab und zulief, bald die Stube längere Zeit verließ, bald wiederkehrte und Nachrichten brachte, kurz den Wachtdienst zu versehen schien. Den Beschluß dieser ehrenwerthen Gilde machte ein Mann in mittleren Jahren, dessen bartlose Galgenphysiognomie von hellerer Farbe war und nicht den Typus der Zigeuner trug. Er redete Deutsch, aber vermischt mit einer Masse zigeunerischer und jüdischer Gaunerausdrücke, die noch heute als das sogenannte Rothwelsch dem Criminalisten wohl bekannt sind.

Von Zeit zu Zeit vernahm man ein eigenthümliches Pochen, das standesgemäßen Besuch verkündete, der, von dem Jungen eingelassen, wichtige Geschäfte verhandelte, sich aber eben so rasch wieder entfernte. Friedemann machte die Bemerkung, daß die Bande ziemlich zahlreich sein müsse, und so wenig er von dem Kauderwelsch verstand, erfuhr er doch durch die häufigen Anreden, daß der Alte Dadi, das Mädchen Tswadei, der Junge Papinori und der andre Gauner Tzeukel hieß, daß ferner draußen wichtige Begebenheiten vorgingen und man wahrscheinlich noch diese Nacht Königstein verlassen würde. An letzteren Umstand knüpfte sich seine Hoffnung auf Flucht, und in diesem Gedanken schlief er, von Körper und Seelenmattigkeit bewältigt, ein. — — — — —

Wie lange er so gelegen, wußte er nicht, aber von einem sonderbaren Gefühl, einer angenehmen Berührung geweckt, öffnete er die Augen, richtete sich empor und bemerkte bei dem halbverlöschenden Feuer die Zigeunerin, welche vor ihm stand. —

Ehe er sich erheben konnte und sich seines wachen Zustandes ganz bewußt wurde, kauerte Tswadei vor ihm nieder, faßte seine beide Hände und sagte in schmerzlichem Tone: „Du verachtest mich!“ —

Unwillig aufspringend wollte er sie von sich stoßen,

doch ſie hatte ſich gleichfalls erhoben, und indem ſie mit einer finſtern Energie die Hand auf ſeine Schulter legte, ſagte ſie: „Bleib! — Ich weiß, Du willſt fliehen. Ich habe Dich errettet vor dem Schlimmſten, habe Dich hierher in das Verſteck Derer gebracht, die ich liebe, und ſie der Gefahr ausgeſetzt, verrathen zu werden. Magſt Du Die verachten, welche Dir Mitleid bot, aber nimmer werd' ich zugeben, daß die Meinen darum leiden ſollen, weil ich für einen Elenden Erbarmen hatte. Die Nacht iſt bald um, wir gehen aus der Stadt. Wenn wir im Freien und außer Gefahr ſind, ſollſt Du Deines Weges gehn, — wenn Du kannſt! So Du aber von hinnen ziehſt, ſage ich Dir, biſt Du verflucht und wirſt enden wie ein Thier!“ Mit einer ſtummen, gebieteriſchen Geberde nach der Thür weiſend, ſchritt ſie hinaus. Gedemüthigt faſt, und doch mit unerklärlicher Gewalt von dieſem zerlumpten Weibe voll diaboliſcher Schönheit angezogen, verließ Friedemann das Haus und folgte ihr durch mehrere Gärten und Gänge, bis ſie ſich jenſeits der Stadt befanden.

Sie traten auf's offene Feld hinaus, deſſen Reif wie Silber glänzte. Eiſige Kälte durchzuckte Friedemann's Glieder.

„Nimm meine Decke, Du biſt's nicht gewöhnt!“

„Du wirſt ſelber frieren, Towadei!“ — Sie wandte ſich nach ihm um:

„Ich friere nie. Die Kinder unſres Volks wiſſen nicht, was Hitze und Kälte iſt. Nimm.“ —

„Nein, nein! Ich bin ein Mann. Ich werde Armuth und Kälte tragen lernen.“ —

Sie ſchlug das Tuch wieder um ſich. —

Eine letzte Wendung um den Zaun, und etwas abwärts von ihnen lag die Straße, matt vom Mondlicht beſchienen; ihnen gegenüber ragte der Königſtein empor. —

„Kennſt Du den ſchwarzen Berg da?“ fragte das Mädchen.

„O ja, ich kenne ihn zu gut,“ und ein ſchwerer Seufzer rang ſich aus ſeiner Bruſt.

Da packte ihn Towadei heftig am Arm. Siehſt Du die Lichter dort im Walde, am Fuße des Königſtein?“

„Ja. Was ſoll das bedeuten? Sie flackern hin und her.“ —

„Der Tag der Vergeltung iſt gekommen! He, he, weißt Du, was die wirren Lichter bedeuten? Von dieſem Felſen flieht jetzt Brühl, land- und leutelos, ver-

höhnt und verachtet, unter'm Dunkel der Nacht und dem Mitleid des Feindes in die Weite, und die Flüche eines ganzen Volks sind sein Geleitsbrief!" —

— „Brühl? Weib, um des Allerbarmers willen, belüge mich nicht! Brühl flieht heute Nacht, verflucht, herabgestürzt vom Seckel seines Stolzes?!" —

„Ja, er muß fliehen!" jauchzte sie, und ihr Auge glänzte in wildem Entzücken. „Bhowanee, die alte Mutter des Hasses und der Liebe, sitzt zu Gericht und geißelt ihn!" —

„O Dank Dir, Mädchen, für diese eine Secunde des Entzückens. Hinab, daß wir ihn sehn!" —

Von allen Furien der Rachewollust getrieben, eilte er den Hügel hinunter, hinter sich die Zigeunerin! —

Sie gelangten auf die Straße, und indem sie auf einen kleinen Erdwurf zueilten, trafen sie auf den Dadi, den Jungen und Tzeukel, die, mit einer Clarinette, einem Tambourin und einer Steckfiedel versehen, einem Trupp wandernder Musikanten glichen.

In einer Lichtung des Berges bemerkten sie nun mehrere Fackeln, die sich um einen Wagen drängten. Plötzlich erloschen die Flammen, der Trab herbeieilender Rosse, das Rollen der Räder schlug an der Horchenden Ohr. —

Im Nu hatte Friedemann ſeine Violine im Arm und den Bogen in der Hand.

„Aufgeſpielt, Geſindel! Aufgeſpielt zum Kehraus für den Brühl! Hurrah, hopp! Huſſaſſa! Brrr!“ — und jauchzend und geigend tanzt im Mondenſcheine des todten Sebaſtian verkommener Sohn!

Hui ja! Wie ſie rennen, die blanken Roſſe, wie die Funken ſtieben!

Im Wagen, zuſammengequetſcht, in den Mantel gewickelt, ſitzt Brühl, Todesangſt und Scham auf der Stirn, denn die Roſſe laufen nicht ſchnell genug für das ſchuldbeladene Gewiſſen des Miniſters.

Plötzlich thut der große Brühl einen lauten Schrei, denn Friedemann iſt auf den Tritt geſprungen und ruft gellend:

„Glückliche Reiſe, Schwiegervater!“ —

„Friedemann Bach!!“ — ächzt der Miniſter.

Ein ſchallendes Gelächter erfolgte und Friedemann verließ den Schlag.

„Nach Polen, nach Polen!“ denn unter Brühl ſtöhnt die deutſche Erde! —

Damals war's freilich anders, als er verhängten Zügels, mit der Krone im Arm, denſelben Weg, doch rückwärts, fuhr. Damals lag das ſtolze Bewußtſein der erſten That auf ſeiner jugendlichen Stirn, ſeine

Brust dehnte sich voll gewaltiger Hoffnungen, und jetzt? — Alles verloren! — Ein Geächteter, vogelfrei im Lande seiner Träume. Ein Mensch, der um des lieben Lebens willen Minute um Minute, Meile auf Meile sehnsüchtig verschlang, hinter sich her den lachenden Hohn armer, landloser Gesellen, die sich geschämt hätten, ihm Gefährten zu sein. — —

Friedrich der Große hatte Sachsen erobert, aber er schonte die Ueberwundenen, schonte Brühls. —

Man ließ den Gestürzten fliehen, seinem Gebieter nach, um ihn nicht zum Gefangenen machen zu müssen.*)

*) König Friedrich ließ ihm sogar heimlich Relais bestellen, um sich nicht in die Nothwendigkeit versetzt zu sehn, härter sein zu müssen, als ihm nöthig schien.

XII.

In den Steinen.

Bleich und grämlich dämmert der Tag herauf. Einzelne Schneeflocken fallen hier und da, und der scharfe, eisige Morgenwind fegt Friedemanns zerrissenes Kleid. Er sitzt auf einem Meilenstein, die alte Violine auf's Knie gestemmt, sein Auge stiert den Weg entlang, den der Wagen Brühls genommen, und ein geisterhaft grinsender Spott flattert in unheimlichem Jubel über das Antlitz des Verlorenen.

„Man erwartet uns!“ sagte der Dadi und rüttelte Friedemann aus ödem Brüten. „Es wird hell! Die Preußen werden gleich ausrücken und das leere Nest einnehmen; wir haben keine Lust, ihnen in die Hände zu fallen!“ —

„Laß ihn, Vater,“ sagte das Mädchen, „die innere Stimme redet mit ihm, seine Seele wirft eine Schlangenhaut ab. Ratji, wir kommen!“ —

Der Dadi nickte und steckte die Clarinette in die Tasche, Tzeukel nahm seine Stockfiedel unter den Arm, der Junge schob das Tambourin auf die Schulter, und alle Drei schritten den Weg entlang und waren den Zurückbleibenden bald aus dem Gesicht.

„Nein, sagte Friedemann, verrathen werde ich euch nicht, denn Du hast mir Gutes erwiesen, Towadei. Aber ich gehe nicht mit euch! So elend und verlassen ich auch bin, lieber soll mich hinter'm nächsten Zaun der Teufel holen, als daß ich unter Dieben und Räubern mein Leben ende! Ehrlich will ich mich durch die Welt bringen, mir lieber mein Brod mit meiner Geige von Dorf zu Dorf erspielen, als mit euch länger umgehen!" Große Thränen rollten ihm über die Wangen, er schluchzte wie ein armes, verlassenes Kind. —

„Höre mich denn zum letztenmal, ehe Du in's Verderben gehst," sagte Towadei mit einer Mischung tiefsten Mitleidens und feierlichsten Ernstes. „Verflucht sei die Seele meiner Mutter, gepeinigt das Leben meines Vaters, Ratji, wenn ich lüge! Ich verspreche Dir, daß Du nie stehlen, nie etwas gegen Dein Gewissen thun sollst! Komm mit mir! Komm, eh' es zu spät ist!" —

„Mädchen, ich kann nicht! Wo Du die Macht über mich her hast, weiß ich nicht, aber Du übst einen ent-

ſetzensvollen Zwang auf mich aus. Ich empfinde das erſte Mal in meinem Leben Furcht. Ich fürchte mich vor Dir! O, mich haben Frauen ſchon ſo elend gemacht, Towadei! — Geh zu Deinem Vater!“ —

Towadei trat noch einmal zu ihm, faßte noch einmal ſeine Hand, ſah ihn voll unbeſchreiblichen Schmerzes an und ſagte: „Du willſt es ſo? — Dein Auge ſoll mich nicht mehr ſehn, es ſei denn, Du rufſt mich im Herzen. Eins nur ſage ich Dir: ſo gewiß Du verderben mußt ohne mich, ſo gewiß mein Volk elend iſt, ſo gewiß hätteſt Du bei uns eine heilige Freiſtatt gefunden! Wenn Dir die ehrlichen, guten, glücklichen Menſchen kein Erbarmen bezeigen, iſt nicht der Zigeuner beſſer, denn ſie, da er Dir hilft? In eurem heiligen Buch ſteht geſchrieben vom Mann aus Samaria, der ſich des Armen annahm, den die Leviten verſchmachten ließen. — Du fürchteſt Dich vor mir. Weißt Du, weshalb? — Weil Dein Verſtand ſich vor Dem ſträubt, was er nicht weiß! Ich ſtehe in der Hand Abaridſcheri, des Anfangloſen, des dreieinigen Gottes. Von ihm und ſeiner Liebe habe ich das Erkennen und wenn er unſer Volk damit geſegnet, mit dem Einzigen, was wir haben, ſo ſpricht der Herr aus ſeinen Kindern, daß auch der

verachtete Wurm geheiligt ist durch seinen Odem! — O komm, Lieber!" —

Laß mich! Laß mich, wenn Du ein fühlend Herz hast! Elend, wie ich bin, ohne Hoffnungen diesseits und jenseits, beschwör' ich Dich bei der Nacht, bei dem Nichts, das in mir und um mich ist, laß mir einen Augenblick Ruhe, sonst werd' ich wieder wahnsinnig! wahnsinnig, wie ehemals!" —

„Er hat bei der Alten geschworen!" murmelte Towadei. „Ich werde warten auf Dich." —

Lautlos standen die Beiden am Wege. —

In Friedemanns Seele wälzte sich der letzte Rest freier Selbstbestimmung mit der gramvollen Hoffnungslosigkeit seiner Lage im wüthenden Kampfe.

Wohin sollte er sich wenden? Nach Leipzig zu der öden Stätte, die er verlassen? Nach Arnstadt, wo er fremd war? Alles, was ihm im Leben theuer gewesen, war todt, verschollen, entfremdet. Wer wollte sich auch eines Vagabunden annehmen? Antoniens Andenken zuckte wie ein Geheul des Hohns durch sein Herz, Ulrike Doles, seine Schwestern, die Mutter, schwankten wie Schattengestalten einer vergangenen Welt durch seine wirre Seele! —

„Du hast Keinen mehr, Keinen, als mich!" sagte

Towabei, und ihr großes Auge ruhte klagend auf den bleichen Zügen Friedemanns.

Die Violine, das war das Facit ſeines Lebens.

Langſam erhob er den finſtern Blick und ſah das Mädchen, ſchön, engelſchön, trotz der Lumpen, mit ihren bittenden, zärtlichen Mienen vor ſich ſtehn.

„Ich will gehn — wohin Du Luſt haſt!“ ſtöhnte Friedemann.

Sein Entſchluß war gefaßt. Er hatte ſich aufgegeben! —

Das Steuer ſeines Lebensnachens war ihm in der Hand zerbrochen. An die erſte beſte Planke geklammert ließ er ſich von der Schickſalswoge treiben. Wohin ſie ihn ſpülte, wie er endete, gleichgültig war's ihm. Er ließ die Dinge auf ſich wirken, wie ſie wollten, er dachte nicht nach, empfand nicht, er lebte, weil er lebte, und konnte ohne Beſinnen jede Sekunde ſterben. — Gleichgültigkeit, Gedankenloſigkeit, Faulheit, drei treffliche Kumpane! Ratſi, Alles iſt eitel! —

Raſch erhob er ſich und eilte mit ſeiner Gefährtin den Uebrigen nach. Es war auch die höchſte Zeit, daß ſie ſich in Sicherheit brachten, denn der Trommelwirbel von der Stadt her meldete die anrückenden Preußen, welche den Königſtein in den Occupationsrayon ziehen ſollten.

Friedemann und Towadei erreichten ihre Genossen endlich dicht bei Kunersdorf.

Allesammt zogen sie durch das Oertchen und jenseits in einem Gebüsch gelagert nahmen sie einen kurzen Imbiß und einen Schluck Branntwein. Es war das Erste, was Friedemann seit gestern Mittag über seine Lippen brachte. Der Spritt stieg ihm in den Kopf und lullte sein wundes Herz, seine trüben, galligen Gedanken, das nagende Weh aller verlorenen Erdenfreuden in Vergessenheit.

Sie gingen weiter. Der Katzenstein blieb hinter ihnen, und sich östlich wendend suchten sie die Elbe zu gewinnen.

Ueberall war Zerstörung und Schrecken. Ausgebrannte Hütten, versprengtes Kriegsvolk und scheue Menschen, die den winzigen Rest ihrer Habe aus dem Bereich des Schreckens brachten. —

Klein-Gieshubel und Schönau vorbei, erreichten die Wandrer die Elbe, wo sonst eine Fähre stand, die nach dem Hirniskretscham hinüberfuhr. Sie war verschwunden. Tzoukel nahm ein Boot, das drunten am verlassenen Fischerhause stand, und sie ruderten vereint hinüber. Als sie jenseits ausstiegen, stieß Friedemann höhnisch den Nachen in den Strom zu-

rück und lachte, als er hinwegtrieb ſchwankend und leer.

„Brrr, das iſt das Leben!“ —

Sie gingen über den Hirniskretſcham in die Schluchten und betraten die ſogenannten Steine, jene wirre Maſſe geſpenſtiſcher Sandſteinfelſen, die, noch heute bewundert, ihre bizarre Geſtalt durch die reibende Gewalt präadamitiſcher Waſſer empfangen haben. —

Damals kannte man dieſe ganze Gegend noch wenig, ſelbſt Eingeborene betraten ſie nur mit abergläubiſcher Angſt, ja kaum der Krieg mit ſeinen Schreckniſſen konnte die armen Dörfler beſtimmen, in den vorderſten offeneren Felsmaſſen vorübergehenden Schutz zu ſuchen.

Es war Friedemann zu Muth, wie wenn er in den Hades geführt würde. Hinter ihm brauſte der Acheron, vor ihm klaffte der Mund der Unterwelt. Die Abendſonne gab dieſer barocken Steinwelt ſchärfere Lichter und hüllte die Spalten und Grotten in tiefe Nacht, über der ein letzter violetter Duft flatterte.

Die Reiſenden hatten faſt den ganzen Tag über an einer Strecke von wenigen Meilen zugebracht. Doch abgeſehen von den Beſchwerlichkeiten des Terrains und davon, daß ſie weitläufigere verſteckte Nebenwege zu ihrer Sicherheit einſchlagen mußten, ward ihre Wandrung oft

durch Commando's preußischer Soldaten unterbrochen, die auf Recognoscirung ausgingen und die Zigeuner zwangen, das erste beste Gestrüpp oder ein Felsspalte als Versteck zu wählen.

Die hierdurch stets rege erhaltene Besorgniß und Vorsicht hatte eine Einsylbigkeit des Gesprächs zur Folge, das nur leise, ja meist nur durch Zeichen geführt wurde, oft auch stundenlang ganz stockte. —

Als sie jedoch die Elbe im Rücken und die letzte Gefahr am Mauthhause zu Hirnisretscham überstanden hatten, schienen sie preußischerseits keiner Belästigung mehr ausgesetzt. Aus einer gewissen Lebendigkeit und Zuversicht dieser Leute schien hervorzugehen, daß sie sich ihrem Standquartiere näherten.

Dowabei begann mit halbem Ton eins jener einfachen, schwermüthigen Lieder zu singen, die der Zigeuner so leidenschaftlich liebt, besonders wenn er sich unter seines Gleichen weiß.

Der Dadi, dessen Benehmen gegen Friedemann bisher etwas Finstres, ja Gehässiges hatte, ward freundlicher und richtete einige Fragen an ihn, denen Bach mürrisch auswich. —

„Ihr habt mich nichts zu fragen!

Ich bin ein Vagabonde, der nichts ist und nichts

hat. Nennt mich Friedemann, dann ist's recht, alles Andre schert euch den Teufel! —

Sie hatten eine Strecke in den Steinen zurückgelegt, und die Sonne war längst hinter den Felswänden verschwunden, als der Davi sich in ernstem Tone zu Friedemann wandte.

„Höre! Du weißt selbst am besten, daß Du in der Welt weiter nichts mehr hast. Du gehörst unter die große Zahl aller Derer, die das Unglück ausgestoßen hat aus der bürgerlichen Gesellschaft. — Wo Du jetzt hinkommst, findest Du Leute, denen es geht wie Dir, die sich nicht besser und nicht schlechter dünken, als Du Dir selbst. — Wenn Du vernünftig bist, wird Dir's bei uns gefallen. Es soll Dir an nichts fehlen, Du darfst thun, was Dir behagt, und hast Du keine Lust zum Arbeiten, faullenze! Eins nur hast Du zu beobachten: Du mußt Dich unseren Gesetzen fügen." —

„Und wenn ich nicht will?" —

„Das findet sich, man wird Dich's lehren! —

„Mich's lehren? Das klingt wie Drohung! Und womit?" —

„Mit der Nacht!" —

„Mit der Nacht?" —

„Mit der Nacht und dem Tod!" —

Alle Drei ſtanden lautlos ſtill. Eine plötzliche Kälte glitt über Friedemann hin. Es war finſter geworden, nur der bleiche Himmel ſtand über ihnen.

„Haſt Du einen Begriff von der Nacht und vom Tode?“ — —

Friedemann war ſtill.

„Mach' Licht, Tzoukel!“

Der Gerufene ſchlug Feuer, hielt einen Schwefelfaden an den Schwamm und entzündete an dieſem eine kurze Harzfackel, die er aus einer Steinſpalte holte. Der Dadi nahm ſie und hob ſie hoch empor, daß der wirre Schein phantaſtiſch an den Felſen tanzte.

„Noch haſt Du die Wahl. Ohne Deinen Willen ſollſt Du, ſo will es unſer Geſetz, nicht in unſern Kreis treten. Biſt Du aber aufgenommen, ſo darfſt Du nicht mehr von uns weichen, denk' an die Nacht und den Tod!“ —

„Ihr Narren,“ lachte Friedemann, die ihr mir jetzt vom freien Willen redet! Beraubt, in der Nacht, in einer Einöde wollt ihr mich noch fragen, ob ich mit euch gehn will? Hahaha! Vorwärts! In die Hölle mit freiem Willen, mit Allem, was das Leben ſchmückt! Ich werfe mein ganzes Daſein hinter mich! Nur weiter, immer weiter, deſto eher iſt's aus!!“ —

„Weiter!“ — — — — — — — — — —

Das sogenannte Prebischthor war erreicht. Sie gingen den Kegel vorbei und verloren sich rechts in die tiefe Schlucht, deren vielfache Gänge sich nach den Karlssteinen, der hohen Wand, den Falken- und Riesensteinen hinstreckten.

Die Finsterniß des Waldes, durch den das matte Sternenlicht nur dünne Streifen warf, die Enge der Felsen an vielen Stellen, die Unbekanntschaft mit der Gegend, die ohne Führer selbst jetzt noch am Tage schwer zu besuchen ist, machte Friedemann beklommen.

Inwadei ergriff seine Hand.

„Ich bin bei Dir. So lange meine Hand in Deiner liegt, bist Du nicht verlassen!“

So mochten sie wohl zwei Stunden, ohne zu reden, gegangen sein, als Tzoukel einen mehrmaligen Schrei ausstieß, ähnlich dem Beutegeheul eines Wolfes.

Weit in der Ferne antwortete eine ähnliche Stimme.

Plötzlich führte der Hohlweg jäh hinab. Tief im Grunde zitterte ein Licht wie ein Leuchtkäfer hin und wieder. Bald hatten sie es erreicht. Es war ein kleines Feuer in einer Felskluft, um das etwa zehn bis zwölf Männer lagen, die sich rasch bei'm Nahen der Kommenden erhoben. Sie waren alle mannichfach be-

waffnet, und die nahen Schlachtfelder schienen einen nicht unbeträchtlichen Theil ihrer Garderobe geliefert zu haben.

„Ratji, wer giebt dem Feuer zu essen?“ sagte Tzeukel und blieb etwa zwanzig Schritt davon stehen.

„Tume ham maro?“ schell's herüber. —

„Mehom raja, tamle dadi, tschowo bhowané!“ gab der Dadi zurück. —

„Beerate, beerate! jamadar guru!“ —*) und ein ungeheurer Kerl von sechs Fuß Höhe, dessen natürliches Haar, vom Schmutz durchkleistert, wie ein Dach von Rinde auf seinem Haupte saß, schritt gravitätisch auf sie zu, und die Fetzen eines alten Grenadiermantels bedeckten mit Mühe die Fragmente seines Frieskittels und einer Hose, die einst von Sammet gewesen sein konnte.

Er verbeugte sich tief vor dem Alten, indem er in orientalischer Weise die Hände kreuzte.

„Kommt an's Feuer!“ sagte der Dadi. Sie traten an's Feuer.

*) Diese kurze Rede der Zigeuner, als eine Probe ihrer Sprache gegeben, heißt in der Uebersetzung:

„Seid Ihr von den Unsern?“

„Ich bin der Herr, der finstre Vater, das Kind der bhowané!

„Ich grüße Dich, grüße Dich, der Anführer Guru!“

Der mit dem Haarbach, den die Uebrigen Jamadar Guru, oder ſchlechtweg Guru nannten, nöthigte Friedemann zum Sitzen und reichte ihm ein Stück Speck und Brod dar, indeß ihm von der andern Seite Branntwein angeboten wurde, um ſeine ſtarren Glieder zu erwärmen. Der Hunger half ihm bald über manche Reinlichkeitsbedenken hinweg, und er aß tapfer.

„Willſt Du nun bei uns bleiben, mein Sohn?“ fragte ihn der Guru.

„Ja, ich habe keine Wahl mehr.“ —

„Das iſt gut; wie heißt Du?“ —

„Friede.“

„Höre, Friede, Du mußt uns jetzt Alles geben, was Du haſt.“ Und in demſelben Augenblick erhob ſich die ganze Rotte.

Friedemann ſprang auf und bemerkte jetzt erſt, daß ſich Towadei und der Alte nebſt ſeinen beiden Reiſegefährten entfernt hatten.

„Alles, was ich habe? Ich habe ja nichts? —

„Deine Kleider! Alles, bis auf's Fleiſch!“ —

„Teufel, dann bin ich nackt!“ —

„Narr, das iſt gut genug, 'runter mit dem Plunder!“ —

Friedemann kämpfte mit dem Gefühl der Scham.

„Ihr geht aber doch auch nicht ganz nackt!“ —

„'Runter oder — Ratji, wir ſchlagen Dich todt!“ —

Friedemann wollte ſich zur Wehre ſetzen, doch die Vernunft ſagte ihm, daß er verloren ſei.

Er begann, ſich zu entkleiden. Plötzlich fiel ihm ſeine Taſche ein, der einzige Schatz, den er bei ſich trug. —

„Hört, ich will euch Alles geben, aber die Violine und dieſe Taſche nicht! Darin ſind ein paar Andenken, die laſſe ich nur mit meinem Leben!“

„Zeig' her, was iſt's? Iſt's Gold?“ — und die Augen Guru's traten ihm vor Begehrlichkeit und Raubſucht aus den Höhlen.

„Nein! Laßt mir's, ſeht nicht hinein!“ —

Wir müſſen Alles wiſſen! —

„Bei meinem todten Vater, nein!

Nur der Towabei zeig' ich's oder dem Dadi!“ —

Eine Pauſe erfolgte.

„Gut, die Violine iſt Dein, die Taſche aber ſollſt Du dem Dadi zeigen, ſo lange behalte ſie.“ —

Friedemann entkleidete ſich raſch, drückte die geliebten letzten Schätze an ſeine nackte Bruſt, hüllte ſich in ein paar Lumpen, die man ihm hingeworfen, und kroch in den dunkelſten Theil der Kluft. Es war bitterlich

kalt. Seine geringen Habſeligkeiten wurden ſofort unter die Geſellſchaft vertheilt. Einer nahm das Hemd, Einer die Hoſe, Der den Rock, Jener die Weſte. Meſſer und Pfeife erhielt der Jamadar. Man ließ den Ankömmling dahinten in Frieden und unterhielt ſich in jenem gebrochenen Kauderwelſch, an das Friedemann nun faſt ſchon gewöhnt war. Er bemerkte, daß die Geſellſchaft in zwei Theile zerfiel; die eine Hälfte, welche ſich beſonders durch Schmutz auszeichnete, ſprach die erwähnte Mundart fließend. Dieſe benahm ſich auch wie die natürlichen Bevorrechteten, die andere, unter welche der Tzeukel gehörte, ſprach den eigentlichen Zigeuner-Dialect nicht, ſondern ein Gemiſch von Deutſch und Zigeuneriſch, das Rothwelſch, und fühlte ſich augenſcheinlich etwas gedrückt.

Auch hier noch Plebs und Adel!

So verging wohl mehr, als eine Stunde, und Friedemann hatte trotz des Froſtes einen kurzen Schlummer genoſſen, als man ihn weckte. Es waren mehrere Leute, die er noch nicht bemerkt hatte, hinzugekommen, darunter ein älterer Mann, Namens Hanick. Er brachte Friedemann einen Schafspelz, der zwar ſchmutzig war, aber warm hielt, ein Fuhrmannshemd und ein Paar Beinkleider, außerdem noch eine Pferde-

decke, deren man eine ziemliche Menge zu haben schien. Auf einen Wink Hanicks sein einziges Besitzthum, die Violine und die Tasche nehmend, ließ sich Friedemann vom Feuer weg durch die Finsterniß weiter führen. Nach einer guten Strecke, die sie durch die Steine weiter tappen mußten, wanden sie sich plötzlich in eine Seitenspalte und traten in eine Höhle, in deren Hintergrund ein großes Feuer knisterte. In einiger Entfernung davon lag ein Weib in mittlern Jahren mit zwei Kindern unter einer Decke, und unweit ein junger Mann, der schlaftrunken sein Haupt erhob; ein großer Hund fletschte die Zähne. Der Alte sprach mit dem Thier, das sich sogleich niederlegte, dann wies er Friedemann ein Bund Streh an und warf sich ohne weitere Umstände im nächsten Winkel nieder.

Friedemann that desgleichen.

Durch eine breite Bergspalte sah er den besternten Nachthimmel, und sein Herz ward zweifach schwer und bang in der Erinnerung des Verlorenen. Wie dünner Nebel zog es durch die Luft, mit geisterhaftem Wehen, Stimmen der Kindheit hallten ihm sehnsüchtige Weisen in's Ohr, und dumpf wie Orgelton schwankte das alte Lied in seinen Ohren: „Willst Du Dein Herz mir

ſchenken?“ — Unter ſtechendem Schmerz hoffnungsarmer Erinnerung ſchlief er ermüdet ein. —

Alles war ſtill in der Höhle. —

Da huſchte eine Geſtalt herein in weiter, mantelartiger Verhüllung, wie ein Geiſt, der dem Kirchhof entſtiegen: Towabei! Sie kauerte nieder zu ſeinem Haupt und nahm es leiſe in ihre beiden Hände:

„Nun hab' ich Dich!“ —

Berlin. Druck von W. Vormetter, Kommandantenstr 7.

Inhalt des zweiten Bandes.

		Seite
I.	Das Predigerhaus	1
II.	„Trotzdian: ich trotze!“	34
III.	Weihnachten	52
IV.	Dringende Einladung	70
V.	Das königliche Thema	89
VI.	So ist kein Ding vergessen	102
VII.	Auf dem Lande	118
VIII.	In der Stadt	164
IX.	Dich grüßen die Sterbenden	213
X.	Daimon	236
XI.	Kehraus	289
XII.	In den Sternen	347

Friedemann Bach.

Ein Roman

von

A. E. Brachvogel.

Dritter Band.

Berlin, 1858.
Verlag von Otto Janke.

BIBL
MEX

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
I. Eine neue Welt	1
II. Nebel auf dem Wege	42
III. Castrum doloris	76
IV. Der Hausfreund	95
V. Villeggiatura	116
VI. Rococo-Berlin	134
VII. Die seltsame Witwe	163
VIII. Der alte Müller	181
IX. Die unbekannte Oper	192
X. Das Versprechen des Königs	234
XI. Die Harmonie	251
Grüleq	260

Anhang: „Willst du dein Herz mir schenken?", Lied von J. Seb. Bach. — Hochzeitsarmen an Anna Magdalena. — Verzeichniß sämmtlicher bekannten Compositionen Friedemann Bachs.

I.

Eine neue Welt.

Mit Recht nennen wir unſer Jahrhundert ein erleuchtetes.

Wenn wir die Rieſenſchätze der Erkenntniß, die zahlloſe Menge der Erfindungen und Erfahrungen auf allen Gebieten des Verſtandes nur ganz oberflächlich betrachten, müſſen wir faſt erſchrecken über die Fähigkeit unſeres Geſchlechts, in alle Tiefen des Erkennens zu dringen und alle Kräfte der Natur zu nutzen, um ſich zum Beherrſcher dieſer Erde zu machen.

Wir zerſetzen alle Dinge der Natur in ihre chemiſchen Urbeſtandtheile, erſpähen den feinen Organismus der ſtillen Thier- und Pflanzenwelt und wie der gigantiſche Leib unſrer Mutter Gaea ſich gebildet. Alle Länder und Meere durchmeſſen wir, Zeit und

Raum wissen wir zu kürzen, unser Auge ragt hinein in des Aethers Ferne, in Welten, vor denen die Seele bangt, deren Maaße unaussprechbar werden, und unser Calcül rechnet künftige Existenzen auf den Bruchtheil einer Minute aus. —

Der fassende Verstand der Menschheit ist stolz geworden und eitel auf seine Herkulesarbeiten, stolz und mit Recht! Aber Eins ist ihm doch entgangen auf seinem Alexanderzuge. Ein kleines, enges Land ist's, um das er immer umherstreift, über dessen Grenzmarken er manchmal verstohlen schielt, mit dem er sich aber nicht recht befassen zu wollen scheint.

Dies kleine Land, das er noch nicht erobert, ist — das Herz, — das menschliche Herz! —

I, er kennt es ganz gut, der Herr Calculator. Hat er nicht jüngst erst so ein winzig Ding auf dem anatomischen Theater vor Augen gehabt und sein Secirmesser d'ran abgewischt? 'S ist ein Haut-Sack, der unsern Lebenssaft aus- und einpumpt, was ist da weiter? —

Aber was im Leben außer dem Blut noch drinnen ist, — was das sein mag, was dieses kleine enge Land oft schmerzlich zusammenpreßt, daß uns das Wasser in die Augen tritt, — was dies kleine Haus

vulkanisch ausdehnt in Entzücken, daß wir aufjauchzen müssen vor Jubel, trotz des Verstandes des weisen Professors, der drehen im Hirn kreuzwurzig Vortrag halt über das Thema: „Maaß zu halten ist gut!“ — das weiß der Anatom nicht. Was da drinnen rumort und kämpft und Hoffnung, Glauben, Liebe, Sehnsucht, Trauer, Haß, Mißtrauen, Neid, Stolz, Rache, Geiz, Edelmuth, Begeisterung, Eigennutz, Auferferung, kurz alle die treibenden Gewalten gebiert oder beherbergt, welche den Herrn Verstand um sich selber wirbeln, ihn terrorisiren, wenn er nicht gleich will, ihn verhöhnen, wenn er nicht weiter kann, seine Allonge abreißen und ihn mit Eselsohren krönen, wenn er sich verlaufulirt hat, — das ist das unenträthselte Geheimniß!

Dies enge, so oft unbeachtete Stück unsres Seins, das doch das Beste und Souverainste an uns ist, kennen wir so wenig, und doch ist's so weit, so unermeßlich weit, daß eine Ewigkeit nicht ausreicht, es ganz zu durchforschen.

Die menschliche Wissenschaft ist mit dem Herzen nicht weiter, als bis zu den Temperamenten gekommen. — Weiß man denn, was Leidenschaften sind? — Kennt man denn ihr Entstehen, Vergehen,

oder warum ſie kommen und weshalb ſie gehen, und das milliardenfache Irisſpiel ihrer Einigung oder Trennung?

Ah, man hat die Pſychologie, die Seelenlehre, die Metaphyſik, hat die Philoſophie aller Zeiten!

Proſit! Was thut die denn? —

Sie weiſt logiſch die Bildung des Denkvermögens nach, wie ſich Ideen etwa bilden, was die Außenwelt daran für Theil hat, wie ſich verſchiedene Ideen vermitteln, kurz der Verſtand weiſt ſich ſelber nach, er will auch einen Stammbaum haben.

Und *wie* er ſich mitunter nachweiſt, Gott ſei's geklagt! — Wo aber bleibt das Herz? das Herz? —

Ich denke, der Verſtand kann das entweder nicht allein, oder unterläßt es aus Politik. Vielleicht hat er Angſt, daß er ſich ſelber dabei verliert, wenn er ſeiner alten Herrin und Ehehälfte, dem Herzen, zu viel Aufmerkſamkeit ſchenkt? —

Und wenn man ſchon das Herz des einzelnen Menſchen ſo wenig kennt, wie will man das große, aufpochende Herz der Menſchheit ganz verſtehen, das die Geſchichte dieſer Erde vornehmlich macht? —

Das menſchliche Herz! — Nun ja, man kennt es ungefähr, aus mangelhafter Erfahrung, durch momen-

tane, vereinzelte Schilderung ſparſam erſchienener, bedeutender Menſchen.

Und dieſe Menſchen waren nicht verſtandeskalte Logiker, keine Anatomen der Pſyche. Es waren dithyrambiſch entzündete Geiſter, erfüllt mit einer eignen, innern, räthſelhaften Sonne, die dem Logicus nur ſelten auf den kahlen Scheitel brennt.

Werft euer Katheder über den Haufen und bückt euch tief, denn die Barden kommen gezogen aus dem heiligen Lande der Gefühle, greifen voll göttlichen Wahnſinns in's funkelnde Saitenſpiel und

„bringen euch Kunde vom Herzen!"

Sophokles, Euripides, Shakeſpeare, Leſſing, Göthe, Schiller — das ſind Herzenskenner! —

— Bei der geringen Kenntniß unſeres eignen Gemüths müſſen wir uns meiſt auf den Verſtand verlaſſen, und wo der im Leben uns betrügt, wo der uns keinen Ausweg mehr bietet, zertrümmern wir, oder überlaſſen uns verzagt dem Schickſalsſpiele des äußern Lebens und einer Art Inſtinct, der uns leiſe dahin zieht, wo wir es nie geahnt. — Wie viel ſehr verſtändige Menſchen verfolgen nicht mit größter Präciſion einen L[illegible]sweg! — Nach einem Dutzend Jahren befinden ſie ſich irgendwo, mitten in Anſchauungen,

Verhältnissen und Thätigkeiten, über deren Möglichkeit sie ehemals mit vieler Sicherheit gelächelt haben würden.

Dann, Angesichts der Erinnerung, kommt eine närrische Bewegung über sie, treibt ihnen unwillkürlich etwas Salzwasser in's Auge, das nicht aus dem Sensorium kommt, und der Blick zieht sich magnetisch hinauf zum Himmelsblau! — Pereat die Logik! — Das Herz ist ein räthselhafter, dunkler District in uns, eine neue, wunderbare und liebliche Welt, die sich Dem erschließt, der ihre Pforten zu öffnen weiß. Das Herz ist die heilige Brücke, von Sonnenstrahlen gewoben, die die Erde mit dem All, die das Diesseits mit dem Jenseits verbindet.

Die Kenntniß des Herzens ist die Weisheit Gottes! —

— — — — — — — —

Friedemann Bach's Leben war bis jetzt ein Schiffbruch gewesen, und nach jedem Schiffbruch war wieder sein Nachen flott geworden, schoß geblähten Segels hinein in den Wogengischt, um abermals zu stranden.

Er verstand eben nicht zu steuern. —

Aus dem poetischen Gefühlsleben der Kunst und Jugend hinausgeworfen, hatte er sich spät, aber dann

ſo energiſch in das reine Verſtandesleben, die abſtracte Speculation, geſtürzt, daß er ſein altes Gemüth nicht wiederfinden konnte. Er hatte die Doctrin an Cardins Hand verfolgt, bis er auch mit ihr zu Ende kam, bis ihm des Meiſters Tod doch einen zu großen Beweis gab, daß er ſeine „poſitive Anſchauung" einſchränken müſſe. Der Beſitz eines Capitals, das er für unverſiegbar hielt, hatte aber die egoiſtiſche und materielle Richtung ſeines Charakters unterſtützt, und er war im ſchönſten Zuge, im Genuß unterzugehn. Da verlor er mit ſeinem Gelde Alles. Vor ihm war nichts! — Was nach jener letzten Kataſtrophe eingetreten, war grenzenloſe Abſpannung. Seine Seele hatte ſich im Kampf des Lebens übermüdet und willenlos ließ er ſich treiben, wohin der Strom führte. —

Als er in ſpäter Nacht unter fremdem, unheimlichem Volk endlich ſein brennendes Auge ſchloß, ſank er in einen tiefen, gar nicht endenwollenden Schlaf, den nur Der kennt, der nach anhaltendem Leibes- und Seelenkampfe das erſte Mal dieſe heilige Wohlthat der Natur genießt. Es war, als fielen die Glieder von ihm ab vor übergroßer Schwäche, und ſein letzter Gedanke war, daß dieſer Zuſtand mit dem Tode enden,

daß ſein Leben ſo verrinnen möchte in die unendlichen Weiten des Weltraums. —

In tiefſtem Schlafe, wo, wie die Medicin ſagt, das Nervenſyſtem des Hirns, wo jede höhere geiſtige Function ihre Thätigkeit einſtellt und die Seele untertaucht in die unerforſchten Tiefen ihrer verborgenen Natur, iſt es die höchſte Wonne, daß man nichts weiß, ja daß man nicht weiß, daß man nichts weiß!

Langſam erſt, wenn die Natur ihr Hauptwerk des Mitleids vollbracht, ſteigen hin und her, gleich Luftblaſen aus ſtillem Waſſer, ahnende Empfindungen auf, daß man iſt, — dann zerplatzen, verwehen ſie und ſteigen wieder in neuer Geſtalt empor. In ſolchen Momenten iſt's dann, als wenn das tiefe Dunkel um uns wiche, und einzelne gelbe Reflexe, wie Blitzfeuer, und dazwiſchen violette Schattenſchleier vor unſerem geſchloſſenen Auge vorüberhuſchten. Dann iſt's wieder, als wenn man ſeine eigene Pupille ſehen könnte, einen großen, ſonnenhellen Kreis mit violettem Kerne. Dann ſpielt's grün und roth dazwiſchen, und ein weißer Schleier, blendend wie Schnee, zieht endlich über uns hin. Wir athmen hoch auf und ein Blüthenduft ſchauert auf uns nieder! Da ſtrecken wir, Wonne ſchlürfend, alle Fühlfäden mit erhöhten Pulſen

weit aus und die Capsel des Schlafs, die Decke des Auges, zerreißt — wir sind erwacht! —

So war es Friedemann, als der Schlummer zögernd von ihm wich.

Tiefe Nacht, undurchdringliche Finsterniß lagerte um ihn und ein feuchter, süßbetäubender Duft umspielte ihn mit lauen Wellen. Eigenthümliche Bangigkeit und das schmerzlich schreckhafte Gefühl des Alleinseins packte ihn und rüttelte ihn empor. Rasch erhob er den Oberkörper und, sich auf die Hand stützend, schaute er umher — in die schwarze Wüste, die rings um ihn war.

In diesem Augenblick erdröhnte ein tiefer, schwankender Ton, wie wenn ein metallenes Becken erklänge, und ein langsamer, ernster, fast klagender Gesang rauschte von vielen unsichtbaren Stimmen auf ihn nieder.

„Mutter der Armen, o Nacht! o Nacht!
„Hast den Verlor'nen zurückgebracht,
„O Nacht!
„Herrin von Liebes- und Todesweh,
„Gepriesen sei'st Du, Bhewané!
„Schwarze Bhewané!"

Wie melancholisches Wogenspiel am Gestade des Meeres hob und senkte sich mit wechselnden Rythmen

der ſonderbare Sang, und geiſterhaft verſchwimmend plauderte der Schluß: „Bhowané, bhowané! ſchwarze Bhowané!“

Das Erſte, was Friedemann bei'm Dröhnen des Metalls überkam, war jähe Furcht und das Gefühl der Hülfloſigkeit. Er ſprang auf und tappte in der Finſterniß um ſich, ohne einen Stützpunkt oder Gegenſtand zu erhaſchen. Als das Lied aber langſam ſich erhob, horchte er auf. Es war ihm klar, daß irgend eine feierliche Handlung vor ſich ging. Der tiefe Schmerz, die geheimnißvolle, finſtre Gläubigkeit und ein fremder, ſüdlicher Zauber, der dieſe getragenen Melodien durchſtrömte, machten auf ihn einen unbeſchreiblichen Eindruck. Ihm war, als wenn dieſe nächtigen Genoſſen, ſelber unausſprechlich elend, ihn, den Unglücklichen, grüßten, und eine tiefe, kindliche Rührung, die er lange Jahre nicht empfunden, kam über ihn, und eine Sehnſucht nach Liebe, nach einem heiligen Etwas, an das er ſich klammern könne, das ihn mit trauten Armen an ſich zöge, an deſſen aufpochender Bruſt er ſich ausweinen dürfe, packte ihn mit ſteigender Gewalt, und das Grab des Vaters, Alles, was er verſäumt und geirrt, rüttelte mit ſchwerer Reue an ſeiner Seele!

Hoch auf ſchrie er in Schmerz und Verzweiflung!

Da erglomm vor ihm ein Lichtfunken, ziſchte zur Flamme empor und breitete ſich plötzlich zu hellem Sprühfeuer aus, welches, züngelnd und emportanzend, das Innere einer großen Höhle zeigte, an deren Wänden dicht gedrängt, ringsum die gebräunten, bettelhaften Zigeuner, Männer, Weiber und Kinder hockten und ihm ihre Arme entgegenſtreckten. Vor ihm aber, hell von der Flamme beleuchtet, ſaßen drei Geſtalten im Dreieck, Rücken an Rücken auf einem ſchwarzen Tuche am Boden. Die Gruppe, ſo einfach ſie war, erinnerte lebhaft an jene indiſchen Götterbilder der Trimurti, die uns in den Pagoden des Ganges mit myſtiſchem Zauber entgegenſtarren!

Alle Drei waren in leinene Tücher gekleidet, deren Weiße grell vom übrigen Dunkel und der Bronce ihres Teints abſtach und die ſhawlartig um ihre Glieder gewunden waren. Links ſaß der Tadi, das Oberhaupt dieſer Genoſſenſchaft. Er trug als einziges Abzeichen ſeiner Würde eine kurze Peitſche von Riemen, deren Enden breiter wurden, dem Pädum ähnlich. In der Mitte befand ſich Towadei, die eine Mandragora in der Hand hielt, deren ſeltſam geſtaltete Haarwurzeln wie ein Büſchel über ihre Hände herab-

hingen. Rechts aber hockte der Papinori, jener Wächter im einſamen Hauſe zu Königſtein. Noch nicht im Stadium der Mannbarkeit, machte ſeine Erſcheinung ſogar einen kindlichen Eindruck. Sein Kopf, von der Pelzmütze, die er ſonſt trug, befreit, war kahl geſchoren bis auf eine einzige ſchwarze, ſehr lange Locke, die in der Windung eines S auf ſeine rechte Schulter fiel. Außer einem Stück Linnen, das er um die dünnen Schenkel gewunden, war der Knabe nackt. In ſeiner Hand hielt er das Eiſen einer Senſe, deren Schneide gleich einer Säge gezahnt war. —

Wäre Friedemann's Zuſtand in der letzten Zeit nicht ohnedies ſo nervös und reizbar, nicht ſo abnorm geweſen, hätte er ſich im vollen Beſitz ſeiner ſonſtigen Verſtandeskälte befunden, er hätte in dieſem Augenblicke vielleicht gelacht, oder ſich über das, was man mit ihm vornahm, als über eine betrügeriſche Gaukelei empört.

Dem aber war er jetzt ſehr fern. Die Qual der letzten Zeit, beſonders das Ende Cardins, das plötzliche Elend, die gewaltſamen und neuen Eindrücke, denen er ſich unterworfen ſah, die Stimmung, in die ihn das Lied verſenkt, und endlich die Verzweiflung, die ſich bleiern auf ihn gelagert hatte, ſchienen einen

neuen Zwitterzuſtand in ihm herbeizuführen, von dem er ſich eben ſo wenig Rechenſchaft geben konnte, wie wollte. —

Ehe er Zeit zur Ueberlegung gewann, traten vier Männer auf ihn zu und ſchüttelten ihm die Hand unter ihnen der Guru und Hanick.

„Bekrate, bekrate! ſcholl's brauſend von allen Lippen."

Er ward von den Vieren zwiſchen das Feuer und die Triasgruppe geführt, und man nöthigte ihn, ſich niederzulegen. Eine Schüſſel mit Milch ward Towadei gereicht, und indem ſie den Kopf leiſe hin und wieder neigte, badete ſie die Mandragora und ſang halb murmelnd eine kurze Strophe, die leiſe von den Andern wiederholt ward. Einen Theil der geweihten Glücksmilch goß ſie Friedemann auf den Unterleib mit einem zweiten netzte ſie ſeine Bruſt, mit dem dritten befeuchtete ſie ſeine Stirn.

„Schetrar! Du ſollſt Schetrar heißen!" ſagte ſie laut.

„Schetrar*)!" rief die Verſammlung, „bekrate Schetrar!"

Friedemann ward von Towadei aufgerichtet. Die

*) Schetrar heißt: „der Geiger."

Trias löſte ſich. Papinori verſchwand, der Dadi trat zu Friedemann und küßte ihn. Dann legte er ſeine Hand auf deſſen Schulter.

„So ſei denn mein Sohn und unſer Bruder! Gedenke der Nacht und des Todes. Liebe uns, wie wir Dich lieben werden, und ſei treu. Thöricht ſind noch Deines Hirnes Gedanken, zähme ſie im Gemüth und lerne in aller Noth zufrieden ſein!“ — Er nickte ihm zu und wendete ſich. Die Zigeuner umdrängten Friedemann, ſtreckten ihm die Hände entgegen und ſchüttelten ſie mit lebhaften Verſicherungen der Liebe.

„So lange Du bei uns biſt, ſollſt Du nicht Mangel leiden,“ ſagte der Guru, „die große Mutter, die uns beſchützt, wird ſich auch Deiner annehmen, und wir werden Dich nicht verlaſſen. Wenn Du allein und in Gefahr biſt, — ſage dies!“ — und er raunte ihm die Loſung zu und ging. —

Noch einmal erſcholl das Loblied der Nacht! — —

Dann ward die Höhle leer. Nur das Feuer brannte hell und Towadei ſtand neben ihm. —

Das war Friedemanns Zigeunertaufe.

Todt war er für die Welt, ausgelöſcht ſein Name aus dem Gedächtniß der großen bürgerlichen Geſellſchaft.

Er hieß Schetrar und war ein Landſtreicher. —

— — — — — — — — —

So himmelweit, wie die jetzige Lebensweiſe Friedemanns von der in Arnſtadt entfernt war, ſo grell, wie die jetzige Dürftigkeit von dem Luxus bei Gardin abwich, ſo verändert war auch Friedemann und, ſonderbar genug, mußte er ſich ſelbſt geſtehn, daß er ſich den Umſtänden nach ganz wohl befinde. Er hatte ſich daran gewöhnt, ſich äußerlich der Welt gegenüber aufzugeben, einer Welt, deren Zuſtände er nachgerade zu verachten angefangen. Er wendete ſich mit einer Art Dankbarkeit dieſem elenden Volke zu, deſſen Mitglied er war, und das ihm mit Samariterliebe beigeſprungen, da ihm nichts mehr übrig geblieben war, als der Tod. Er fand ſich in ſeine neue Lage um ſo mehr, als dieſelbe das Arnſtädter Lazaronileben, das beſchauliche Faullenzen, welches ihm ſchon zur andern Natur geworden, zu befördern und fortzuſetzen ſchien. So einfach die Nahrung war, die man ihm bot, ſo ſehr ſeine ganze Umgebung dem Urwald- und Troglodytenleben der Indianer glich, ſo lebte er doch ſorgenlos und in den Tag hinein, und wenn er am hellen Feuer ſaß und ſeine Violine ſpielte, hatte er an dem braunen Auditorium, das ſich ju-

beinb um ihn ſammelte, ein ſo begeiſtertes Publicum, als er je eins in ſeinen beſten Zeiten geſehen hatte.

In den erſten Tagen beſchäftigten ihn ſeine neuen Bekanntſchaften, die er zwiſchen den verſchneeten Steinmaſſen in ihren zahlloſen Schlupfwinkeln aufſuchte. Er fand überall gute Aufnahme, viel Neugier und geſchwätzige Traulichkeit, doch über dies Alles breitete ſich ein leichter, geheimnißvoller Trübſinn, der Zeugniß gab, daß ſich dies Volk ſeines Elends wohl bewußt war. Der Tadi, welcher ſich Anfangs gegen ihn nichts weniger, als freundlich, betragen hatte, ſchien nach der Taufe mehr Zuneigung für ihn zu empfinden, und das Gefühl der Gemeinſchaft, welches allein den Armen mit ſeiner Lage zu verſöhnen vermag, gab Friedemann eine gewiſſe Zufriedenheit, die eines beſſern Looſes würdig geweſen wäre.

Gleichwohl iſt die Seele des Menſchen ein zu raſtlos arbeitendes Ding, als daß ſie ſich ſo bald und ohne Weiteres einer Trägheit ergeben ſollte, die dem Körper ſo unendlich leicht fällt, und je weniger Friedemann für ſeine leiblichen Bedürfniſſe zu ſorgen brauchte, umſomehr erwachte die Thätigkeit ſeines Geiſtes, und zahlloſe Fragen bedrängten ihn plötzlich, beſonders da die übrigen Glieder der Horde ihrem obſcuren Ge-

werbe nachgingen oder mit ihren Familien lebten und ihn alſo meiſt ſich ſelbſt überließen. —

Die Höhle, in der man ihn in die Gemeinſchaft aufgenommen, und die der gewöhnliche Sammelplatz des Abends war, war ihm zur Reſidenz angewieſen worden, die er des Nachts nur mit dem Guru und Papinori teilte. Sonderbar, diejenige Perſon, welche Friedemanns Gedanken am meiſten in Anſpruch nahm, die ſchwarzäugige Towadei, ſchien ihn am meiſten zu vermeiden, und je weniger er ſie ſah, deſto mehr beſchäftigte er ſich mit ihr, und ſein Herz begann, an ihr unbewußt einen immer größeren Antheil zu nehmen, ſich immer mehr nach ihr zu ſehnen, je achtloſer ſie ihn nunmehr in den kurzen Augenblicken, wo ſie ſich trafen behandelte. — —

So ſaß er auch, verſunken in mancherlei Erinnerungen, Bilder und Vorſtellungen, eines Tages in der Höhle allein. Seine Violine hatte er eben hingelegt und ſtarrte in die Flamme, die vor ihm kniſterte.

„Welchen Urſprung hat dieſes rätſelhafte Volk? — Was treiben ſie, um ſelbſt dieſe kärgliche Exiſtenz zu ermöglichen?

Warum hat Towadei mich hierher gelockt und meidet mich nun? —

Warum die dunkle Drohung, im Fall ich der Horde entfliehen wolle? —

Was ſoll das Ritual bei meiner Aufnahme bedeuten? —

Woher hat das Mädchen eine ſolche Macht über mich, daß ſie mich hierher locken konnte, daß ich mich, meinem Verſtande zuwider, nach ihr ſehne?"

In demſelben Augenblick fühlte er eine Berührung, und als er ſich wendete, ſtand Towadei vor ihm. —

Lebhaft ergriff er ihre Hand.

„Warum haſt Du ſo lange gewartet, ehe Du kamſt, Mädchen? — ich habe mich ſo geſehnt nach Dir," ſetzte er unwillkürlich hinzu und erſchrak faſt über den zitternden Ton der eigenen Stimme, erſchrak über die eigene Scham, die ihm glühend über die Schläfe rollte.

„Ich hab' es gewußt, Schetrar, und bin darum gekommen. Viele Fragen trägſt Du in Deiner Seele und viel iſt's, was Du wiſſen mußt, eh' Du dem Geringſten unter uns gleich biſt. — Höre mich. Ich will Dir erzählen die Geſchichte meines Volks, — ſie iſt traurig.

Wir haben ein fernes, ſchönes Vaterland, das wir nie wiederſehen ſollen. Unſere Lieder, von Vater auf

Kind, erzählen von ihm und von den hohen Palmen am heiligen Strome, aus dem die Blumen der Liebe blüh'n. Unſer Volk war das erſte der Welt und kam aus der Hand der Urmutter Bhowané, der das heilige Wort der Welt gegeben ward. Als aber das Uebel in die Welt kam und der erſte Tod, ward das heilige Reich getheilt in fünf Theile, und unſer Volk, Schetrar, ward der letzte Theil und verflucht vor den andern Menſchen und genannt Schudra.

So lebte es ſeit undenklicher Zeit gequält und verachtet im eigenen Lande und hatte nichts als Elend. Aber Bhowané, die ewige Mutter der Liebe und des Haſſes, hat uns dafür die Herzen der Menſchen und ihre Furcht gegeben, hat uns beſchenkt mit dem Wiſſen künftiger Zeit und mit der Falſchheit der Schlange.

Als aber der Qual zu viel ward und in ewiger Wandlung der Anfangloſe zum ſiebenten Male niederſtieg, wandten ſich die Kinder der Nacht zu ihm und ſeinem neuen Glauben. Doch die Macht des Schwertes ſiegte und die Schudras wurden getödtet, verſtreut, gejagt aus dem heiligen Lande ihrer Jugend, und gingen gen Norden immer weiter bis hierher, den Fluch im Herzen. Aber Bhowané, unſere Mutter, zieht mit, wir ſind ihr geweiht im Tode, ſie wird

uns wandeln in ein neues Kleid und zu neuer Liebe und unſere Thränen rächen an der verdammten Menſchheit!“ —

So wenig Friedemann den vollſtändigen Sinn der Erzählung faſſen konnte, ſo ergriff ihn doch die Hoheit und Gewalt des Schmerzes, der in den Worten des Mädchens lag. Ein düſterer Adel und eine ſtrenge Kindesgläubigkeit lag in ihren pulſirenden Zügen und verlieh ihr eine Schönheit, ihrem glühenden Auge einen verzehrenden Zauber, daß Bach nicht widerſtehen konnte.

„Und willſt Du wiſſen, was wir treiben?“ ſtieß ſie heftig aus. „Willſt Du es wiſſen? — — Wir thun zweierlei. Wir lieben einander in unſerem Elend und tragen es, wir haſſen, betrügen, beſtehlen, verrathen die Menſchen, verachten ſie, wie ſie uns von je gethan! — Haſt Du draußen den Krieg geſehen und das Blut? So treiben ſie's unter einander, und wir gehen und holen die Beute von den Feldern des Todes. Wir ſind ihre Späher, die ſie gegen einander brauchen und die ſie Alle verrathen. Zu uns, den Unglücklichen, ſchleichen die gepreßten Herzen und erfragen die Zukunft, und wenn ſie ſie wiſſen, fluchen ſie uns, nennen uns Betrüger, und das enthüllte Geheimniß wird ihnen ſelber zum Unglück. Das iſt

unser Gewerbe! Was die Menschen wegwerfen und verschmähen, sammeln wir, was ihnen schimpflich erscheint, uns ist's Gewinn. Wir haben uns keines Schmutzes zu schämen und keiner Schande, denn wir sind verachtet, und nichts, Schetrar, ist uns zu ekel und schlecht, es ist doch erschaffen aus der Hand des Ewigen. Verachtest Du uns auch?" — und ihre Hand voll tiefer Bewegung auf Friedemanns Schulter legend, schaute sie ihn an. —

„O nein, Tewadei, ich verachte Euch nicht. Ich müßte mich selbst verachten!" —

Da beugte sie sich nieder zu ihm und küßte ihn. Friedemann aber in unwillkürlicher Bewegung umarmte sie und hielt sie an sich gepreßt.

„Tewadei! Mädchen! Sage mir, warum hast Du mich hierher gebracht — und nun hast Du mich gemieden?" —

Da erzitterte wie vom glühenden Hauch durchbebt die Zigeunerin.

„Frage mich nicht, Schetrar, frage mich nicht!" und sie sank weinend zu seinen Füßen.

„O wenn Du es weißt, Manraja,*) habe Mitleid mit mir, und verachte mich nicht!" —

*) Mein Herr!

„O ich weiß es, Towadei! — Du haſt mich hierher geführt, weil Du mich liebſt, und Liebe iſt's, nun fühl' ich's, die mich Armen folgen ließ und errettet hat vor dem Schlimmſten. Geſegnet ſei dieſe Stunde!" —

Jauchzend hielten Beide ſich umſchlungen, glühend an's Herz gepreßt hielt Friedemann das braune, in Wolluſtſchauern gefeſſelte Weib und ihm erglänzte zum erſten Mal im Leben Erfüllung ſeines Liebesglücks. Eine neue Welt ging ihm von heute auf, und Dankbarkeit gegen die Fügungen des Lebens, die ihm im größten Grame das erſte echte Glück bereitet, und ſtille Genügſamkeit mit ſeinem Looſe lagerte ſich um ſein Herz, das ſich wieder den Wonnen des Daſeins erſchloß!

In dieſer heiligen, ſeligen Minute ſanken Beide auf die Kniee, und die Arme emporgehoben zum Himmel ſtimmte mit zitternd jauchzendem Ton die Tochter des Paria das heilige Liebeslied ihres Volkes an:

„Geboren unter'm Wunderbaum
Im Paradies der Sonne,
Lag Kamadewa einſt im Traum
Voll höchſter Lebenswonne
Der Liebe, der Liebe, der Liebe!

Als nun der holde Gott erwacht
Und ſeine Augen ſcheinen

Hat er mich ſtündlich angelacht,
Und ich begann zu weinen
Der Liebe, der Liebe, der Liebe!

Darum, mein Süßer, merke fein,
Auf Ehemann's Geben:
Was lebt, ſoll auch geliebet ſein,
Denn einſtmals kommt der Tod
Der Liebe, der Liebe, der Liebe!

Plötzlich endete ſie den Geſang mit einem kurzen, ſchneidenden Ton. Ihr Körper erzitterte und raſch, wie von einem unheimlichen Gefühl der Ahnung gepackt, erhob ſie ſich, ſtrich das Haar aus der Stirn und ſtarrte vor ſich hin.

„Gott, was iſt Dir, Mädchen? Sage, was geht in Dir vor?“ flüſterte Friedemann.

„O laß mich, Lieber!“ ſagte ſie gepreßt. „Deine Seele iſt noch nicht offen genug dem Geheimniß und Dein Verſtand kann's noch nicht faſſen. — Eines Tages ſollſt Du es wiſſen. Traue mir, Manraja! Ich thue Alles im Angeſichte des Herrn der Zeit! — Bekrate!“ —

Sie küßte den Verwirrten, kreuzte die Arme über die Bruſt und ließ ihn allein mit ſeinen Gedanken.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Frühling mit seinem Grün, seinem ersten Sonnenschein war gekommen und hatte das seltsame Volk, das die Steine bewohnte, aus den Höhlen und Baracken gelockt, vom Qualme des Hüttenrauchs befreit. —

Friedemann hatte sich unter diesen kulturlosen Fremdlingen nunmehr ganz eingelebt, mit ihrem elenden Beruf versöhnt. Er begriff, daß den Leuten kaum etwas Besseres übrig blieb, wenn sie nicht ihre Sitte opfern wollten. Er hatte überdies selbst zu gehässige Begriffe von der Welt da draußen, als daß er nicht einsehen mußte, wie eng ihre Philosophie mit der seinen zusammenhing.

Nach und nach hatte er jeden Einzelnen der Horde kennen gelernt, bemerkte mit Vergnügen, daß man ihn liebte, und that hin und wieder Blicke in ihren kleinen Staatsmechanismus, der ihm, so possierlich und bettlerisch er aussah, doch wohl that.

Bei Cardin hatte er im Morelly gelesen, daß jeder getheilte Besitz die Grundlage jedes socialen Uebels sei, und hier sah er die vollendetste Gütergemeinschaft. So betrügerisch und verschmitzt diese Leute andern Menschen gegenüber waren, so musterhaft ehrlich waren sie unter einander. Dem Zigeuner ist es ein unaus-

löschlicher Schimpf, eine Sache für sich zu behalten. Gewissenhaft liefert er jeden Lappen an den Tadi in den gemeinsamen Schatz und empfängt seinen Antheil, ohne nach dem eines Andern zu schielen, und das wollte bei einem Volke viel sagen, welches sonst die Begehrlichkeit selbst war. Die Ehrfurcht, welche Groß und Klein dem selbst gewählten Anführer erwies, der dies Häuflein Elender mit großer Kraft, ja mit einer Macht über Leben und Tod regierte, die Sorgsamkeit, mit der hingegen der Tadi für die Bedürfnisse und Beschäftigungen eines Jeden sorgte, zugleich ihr Priester und König war, schienen bei näherer Bekanntschaft Friedemann manchem civilisirten Reiche wünschenswerth, und er befand sich hier das erste Mal in seinem Leben in dem Falle absoluter Glückseligkeit. —

Wie wenig braucht doch der Mensch im Ganzen zur Zufriedenheit!

Bei alle dem erfuhr er von dem Glauben und den Sitten dieser Leute blutwenig. Sie kamen und gingen, ohne daß er von ihrer Hantirung mehr sah, als die Gäste, die sie gelegentlich beimbrachten. Alle Fragen über so manches Räthselhafte wies Towadei liebend zurück und vertröstete ihn auf spätere Zeit. Ihre Gespräche, wenn sie sich zu objektiveren Dingen

als der Liebe erhoben, standen meist da still, wo Friedemann Neugier verrieth, und die duftigen Sagen ihres Volks, gelegentlich auch die Erklärung einzelner Symbole war Alles, was der Neophyt erringen mochte. Auch was seine Liebe anbetraf, schien sie vor der Hand nur zärtlicher Austausch ihrer Gefühle zu sein. Dowadei besaß die natürliche Kunst, den Geliebten zu reizen und zu fesseln, ohne ihn ungeduldig zu machen. Sie entzog sich ihm stets da mit liebevoller Schelmerei, wo sie fürchten mußte, daß er kühner werde. —

„Du mußt mich erst ganz kennen lernen, erst ganz wie ich werden, ehe Du mein Mann sein kannst, Manraja!“ sagte sie einst. „Du hast noch Gedanken, die nicht taugen, Dir fehlt noch Eins. Dann erst bin ich Dein! Warte auf den Frühling! —

Nun war endlich der Frühling da. Die Lerchen schwirrten, die Wiesen grünten, das junge Laub streckte seine zitternden Zweige über die Felsen und umzog die Berge mit tausendfältigem Schmuck. — Statt der Höhlen und Erdlöcher wurden nun luftige Zelte auf den Felsen, in den Gründen und über einsamen Waldwiesen aufgeschlagen, ein fröhliches Naturleben voll Finkenschlag und Sonnenschein, voll Blumenduft und

Sterngefunkel begann, und weit, unendlich weit und still war die Seele Friedemanns, des aus der Welt Verschollenen! — — — — — — — — — — —

Towadei begann jetzt Kräuter zu sammeln, die, sorgsam getrocknet, in den Apotheken der Marktflecken und Städtchen verkauft wurden. Friedemann pflegte sie zu begleiten. Diese Wanderungen mit der Geliebten hatten einen namenlosen Reiz für ihn, und je mehr sich alle seine Empfindungen ihr gegenüber erschlossen, desto erstaunter ward er über diese vielfachen natürlichen Kenntnisse, die eigenthümlichen Anschauungen, die diesem Mädchen eigen waren und bei ihr Alles das zu ersetzen schienen, was man sonst Bildung und Wissenschaft nennen mochte. Die Gespräche, welche sie pflogen, waren nicht allein lehrreich für Friedemann, sondern schienen ihm auch eine innere Genugthuung zu gewähren, die er bis jetzt beim stolzesten Streben nie empfunden hatte.

Das Territorium der Zigeuner lag gerade auf der sächsisch-böhmischen Grenze und umfaßte jene zahlreichen, dichtbewachsenen Felsgruppen, welche zwischen dem Prebischkegel und den Falkensteinen einerseits, andrerseits zwischen dem Steinberge bis über Dittersbach hinauslagen.

Durch die Invasion der Preußen war die Grenzcontrole ganz unterbrochen, und so konnte die Horde, ohne beunruhigt zu werden, ihr Wesen treiben und sich, je nach der Gefahr, in das eine oder andere Gebiet zurückziehen.

Eines Tages gingen Friedemann und Towadei von der hohen Wand, wo zur Zeit das Hauptquartier lag, hinunter auf Dittersbach zu, den Kamnitzgrund entlang, um wundenstillende Kräuter zu suchen, die namentlich in den Lazarethen viel begehrt wurden. Diese heimlichen Thäler lagen in süßer Vergessenheit, keine Ahnung des Wehs und Elends, das eben die bange Welt durchzog, hatte Raum in ihnen. —

„Da Du die Heilkräuter so genau kennst, Kind, verstehst Du wohl selbst auch etwas von den Krankheiten?“ —

„O ja, Einzelnes. Die Quelle der Uebel ist oft verborgen, und man muß meist das ganze Leben eines Menschen kennen, wenn man ihm helfen will. Vieles weiß ich auch nicht. Wer kennt wohl Alles?“ —

„Aber ihr steht bei einem großen Theil des Volkes doch in dem Rufe, daß ihr alle Uebel heilen, ja daß ihr besprechen, Zauberei treiben, Glück und Unglück

bringen könnt. Manches, was Du mir ſelbſt geſagt, iſt mir geheimnißvoll und —"

„Und Du möchteſt es wiſſen! — Einſt ſollſt Du es auch. Was Du aber von den Leuten ſagſt, iſt richtig und falſch, wie Du's nimmſt. Die, welche glauben, daß wir alles das können, was Du ſagſt, die können wir auch heilen, bezaubern, glücklich und unglücklich machen, denn der Glaube thut's eben!

Ich habe Macht über Dich und Du über mich, weil wir uns lieben.

Wäre dem nicht ſo, denkſt Du nicht, daß Du mich verlachen würdeſt? — Manche wollen auch betrogen ſein, und was haben wir für Urſache, gegen unſern Vortheil das nicht zu thun, was die Leute doch von uns denken, wenn wir's auch laſſen? — Manches bin ich im Stande zu thun, worüber Du ſtaunen würdeſt, aber iſt es darum ein Wunder? — Niemand vermag etwas zu thun, was nur Gottes iſt, und wenn es Wege der Natur giebt, die nicht Jeder kennt, ſind ſie darum weniger natürlich?" —

„Aber es giebt doch deren, Towadei?" —

„Ja, deren giebt's, Manraja. Aber wer ſagt Dir denn, daß nicht eben Alles um Dich noch unerforſcht iſt? Weißt Du denn, wie der Kieſel ſich bildet, damit

er gerade ſo wird, wie er iſt? Haſt Du das Leben der Pflanze und des Thiers je ſo ergründet, daß es nicht im letzten Keime ein Etwas giebt, was Du nicht weißt? — O noch mehr, Schetrar! Wenn ich Dir nun ſage, daß Du noch nicht das rechte Auge haſt, mit dem Du die Dinge anſehen mußt, wirſt Du nicht lachen? Urtheile, ob ich Recht habe. — Sieh jene Pflanze mit dem ſchlanken Stengel, den breiten, vollen Blättern, der ſtrahlenden Blume! Und wenn in ſie nun die Natur eine Ahnung vom Menſchen, ein Stück ſeines Weſens gelegt hätte? — Wenn ihr Gelehrten anfangen wollt, zu denken, müßt ihr erſt etwas annehmen, von dem ihr zu denken beginnt.

Nimm an, daß dieſe Pflanze einmal beſtimmt iſt, Thier und Menſch zu werden, nimm einmal an, daß der Stein Sehnſucht zum Pflanzendaſein hat! Gewöhn Dich, die ganze Erde als ewige Wandlung zum Menſchen hin anzuſehn! Iſt das nicht unermeßlich ſchön, muß denn das Lüge ſein?“ —

Und ſie war unter den Blumen auf die Kniee geſunken, liebend ihre Arme ausbreitend, wie wenn ſie unter Geſchwiſtern ſäße.

„Du haſt Recht. Das zu denken iſt ſchön!“ — „Und alles Schöne iſt Wahrheit, Manraja!“ —

„Aber wenn der Menſch ſo das Vorbild aller andern Weſen iſt, warum iſt er denn ſo elend, warum ſo ſchlecht, warum verbittert er ſich und allen Andern die karge Spanne des Daſeins, das nichts iſt, als ein ewiger Gram und Irrthum? — Erkläre mir das!“ und eine ſchmerzlich trübe Wolke lagerte auf Friedemann's Stirn. —

„Weil er ein Menſch iſt! — Alle andern Weſen haben ihn zum Vorbild. Unbewußt der Natur und ihren Geſetzen anheim gegeben, wandern ſie im Wechſel der Zeit ſeiner Verkörperung zu. Es iſt die Beſtimmung jedes Stoffes, der von Gott ausgegangen, durch den Menſchen hindurch zu ihm zurückzukehren. Der Menſch allein ſteht einſam. Mit ihm iſt der Kreis der ſichtbaren Welt geſchloſſen. Er hat Alles unter ſich, über ſich nichts, wonach er ſtreben kann. — Was über ihn hinausliegt, kann er nur ahnen, erſehnen. Er iſt eben beſtimmt, ſich nach ſich ſelbſt zu bilden, und das iſt der Grund ſeines Irrthums. — Wenn Dein Streben zerbrach, ſo war's irrig begonnen. Oder biſt Du ſicher, daß Du Dich als Menſch ſo gut gekannt? —

„Der Mensch steht allein, er ist bestimmt, sich nach sich selbst zu bilden. Da ist also die Selbstsucht Nothwendigkeit für ihn. Das hab' ich längst erkannt!“ —

„Falsches hast Du erkannt! Die Selbstsucht ist keine Nothwendigkeit für ihn! Daß er selbstsüchtig zu sein sich *bestrebt*, ist eben sein furchtbarster Irrthum und die Quelle all seines Jammers!“

„Das ist aber ein Widerspruch, Mädchen! Wie kann er sich durch sich selbst bilden, wenn er sich selbst nicht als sein Höchstes ansieht? Jedes lebendige Wesen hat seine Persönlichkeit. Wozu ist es denn da, als um sie zu entfalten? —

„Lüge! Thorheit! Das ist es nicht! Wenn Du Dich auch ganz kennen lerntest, wenn Du tausend Jahre Dich selbst in Dir suchtest, Du würdest nicht weiter kommen, als Du jetzt bist. Wenn wir uns zu Dem machen könnten, was wir in unserer Selbstsucht wollten, wir würden uns an Gottes Stelle setzen.

Brauchst *Du* denn das zu wollen, was die Natur allein an Dir vollzieht, *ohne Dein* Zuthun? Ist es nicht Deiner würdiger, *das* zu thun und zu wollen, was die Natur nicht mehr *allein an Dir* zu vollziehen vermag, wo ihre Grenze endet und *Dein*

Reich beginnt, das die Kette der Wesen mit dem unendlichen Gott vereinen soll? —

Du brauchst gar nicht selbstsüchtig zu sein, Manraja, die Natur sorgt allein dafür, daß Deine Eigenthümlichkeit sich entfaltet, daß Du Dich findest und verstehst. Je mehr Du Dich auf- und allem Andern anheimgiebst, desto mehr findest Du Dich überall. In Dir — nie! Ist das nicht klar?" —

„Aber, mein Gott, warum sind denn die Menschen selbstsüchtig? Warum müssen sie denn irren?" —

„Weil der Irrthum allein zur Wahrheit führt, weil die Menschen sich in sich selbst suchen und — nicht finden müssen, um sich im All zu besitzen! Jede Creatur muß abfallen vom Ganzen, um in höherer Schöne zum All zurückzukehren, das ist das Urgesetz der ewigen Wandlung." —

Friedemann stand still und sann. Endlich sagte er gepreßt:

„Und giebt es kein Gesetz in der Natur, das den Menschen sicher leitet?" —

„Das giebt es, Lieber! Sieh mir in's Auge! Sieh den hüpfenden Bach, die schwellende Blume! Hörst Du den lockenden Vogelgesang? —

„Als nun der beide Gott erwacht,
Und seine Augen scheinen,
Hat er mich fröhlich angelacht,
Und ich begann zu weinen
Vor Liebe, vor Liebe, vor Liebe!

Und in des Mädchens glühenden Kuß verstrickt, rief Friedemann: „Ja, die Liebe!“ Und „Liebe, Liebe!“ flüsterte es ringsum auf sonniger Flur, und das Echo sang es leise wieder.

„Liebe, ja Liebe!“ —

„O, Manraja, ergieb Dich mir ganz, ich werde Dich leiten! Sieh, so lange des Vaters Liebesauge Dich bewacht, bist Du sicher gegangen. Da, wo Du von ihm wichst, Dich selber als etwas Neues, Unerhörtes zu geben meintest, begann Dein Abfall. Zertrümmert und elend bist Du zurückgekehrt, bist — mein. Begreifst Du das Lied, das Dich begrüßt in der Höhle? Die Mutter der Armen, die Nacht, Bhowané, hat Dich, den Verlorenen, wiedergegeben dem großen All und Gott. Ich die Liebe!“ —

„Ja, mein süßes, liebes Mädchen, und innig dankbar bin ich dem Geschick für diese Stunde. O plaudere mit mir weiter von all den hohen Dingen Deiner Seele, daß mein Geist sich dehne und mein Herz wie-

der groß und frei werde — Sprich, wo hast Du die vielen Gedanken her?“ —

„Sie stammen aus dem Glauben und Wissen meines Volkes, aus der Erfahrung und dem Verkehr mit der großen, unendlichen Welt. Glaube nicht etwa, daß ich so viel gelernt habe, Manraja. — Vieles Wissen macht es nicht, daß man die Welt kennt. Wenig kann man immerhin wissen, wenn man in dem Wenigen nur Alles hat.“ —

„Aber, wie soll ich das verstehen, Kind?“ —

„Das ist leicht. Sieh, man kann sehr klug sein, aber man weiß eben darum nur tausend Einzelheiten. Es ist so, wie wenn man jeden Halm ansieht — kennt man darum die Wiese? — Wenn Du die heiligen Gesetze Gottes in Allem erkennst, kennst Du dann nicht Alles viel besser, als wenn Du tausend einzelne Dinge hast und das Gesetz nicht. — Das ruht aber in uns von Anbeginn, und es in uns zu entdecken, überall und in allem Andern wiederzufinden, ist unser Können. Und dies Gesetz ist die Liebe!“

Sie nahm ihre Kräuter, blickte Friedemann trostreich lächelnd an, wendete sich und schritt zurück. —

Mit traumhaftem Gefühl folgte ihr Friedemann.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war an einem lauen Sommerabend.

Friedemann hatte inniger, als je, die Geliebte gedrängt, sich ganz mit ihm zu vereinen und nach der Sitte ihres Volkes sein Weib zu werden. Auch diesmal, wie sonst, hatte sie ihm gesagt: „Noch nicht, Geliebter. Bis Du mir gleich bist.“— Und ihm schien fast, daß sie traurig werde. Dann hatte sie ängstlich gesagt: „Warum willst Du die Sehnsucht so schnell im Genuß ersticken? Weißt Du denn, was folgt?“ — Als sie dann seine Verstimmung bemerkte, bat sie ihn endlich zögernd, Abends nach dem obern Karlsstein zu kommen, wo sie Kräuter sammeln wolle.

Jetzt war er eben auf dem Wege dahin. —

Alles so still und friedlich. Leises Zirpen und hin und wieder das Summen einer Biene, das Schwirren eines Insects, welches die Luft durchtändelte.

Die Sonne war schon tief gesunken und vergoldete die Spitzen der Berge. Tiefes Blau lag in den Thälern, und leise zog ein dünner Heger aus den Gründen über die Waldwiesen hin und spann phantastische Feenschleier. —

Er hatte vielfach nachgedacht über Alles, was ihm Towadei bisher gesagt, was er bei ihr erlebt und empfunden hatte. Die Violine, seine ewige Begleiterin,

im Arm, schritt er bergan und gab in einzelnen abgerissenen Passagen die Stimmung seines Innern wieder, so oft der ebnere Weg es verstattete. Schon sah er sie dort oben. Sie saß auf der vorderen Zinne des Felsens und sah gen Westen, der scheidenden Sonne nach. —

Unwillkürlich blieb er stehn und spielte in langsamen Accorden die Melodie des Kamarewaliedes. Sie wendete das Haupt, winkte ihm und wiederholte singend die heiligen Strophen.

Und wie so Ton um Ton herniederquoll in's Thal, löste sie, erglüht im Sonnenpurpur, die dunkle Haarfluth, die wie ein Schlangenheer niederrollte, öffnete die Spangen ihres Mieders, als wenn's zu eng für ihr Aufathmen sei, und der Abendwind tändelte das Tuch hinweg, das ihre Brust verhüllte.

Fliegenden Pulses, seine Schritte beschleunigend, erreichte Friedemann die letzten Höhen und wollte das Mädchen, überwältigt von ihrem Zauber, an sich pressen. „Nein, o nein. Warte noch! Dieser Augenblick ist heilig. Komm, setze Dich zu mir, daß ich mit Dir rede, Geliebter!“ —

Er lagerte sich schweigend, fast unwillig, neben sie in's Gras, und sie ergriff seine Hand. Weit hinab

sahen sie durch das Geklüft in's Bilathal bis jenseits nach Stimersdorf. Rechts drüben lag der Prebischkegel mit dem Thor, und die Elbe blitzte fernab zwischen dem Grün der Wälder.

„Sieh jene große, leuchtende Kugel, die eben gen Westen taucht! Nicht wahr, Du weißt auch, daß sie die Mutter unserer Erde ist, so wie die Erde die Mutter des Mondes, der dort bleich herüberschimmert?" —

„Ja, Towadei. Alle Planeten unseres Systems sind der Sonne entsprungen, sagen unsre Weisen!" —

„Und die andren Sterne, die zahllosen, welche Du verstreut siehst, hängen auch zusammen unter einander. Sie gleichen einem riesigen Volke, wo nach und nach die Alten sterben, indeß die Kindeskinder noch im Keimesnebel schlafen. Das ist das Jenseits der Erde!

So nahe ist's den Menschen, und sie verstehen es nicht. — Angesichts dieser Ewigkeit, die uns entgegen schaut, sollst Du mich Alles fragen und ich werde Dir antworten nach meinen Kräften! —

„Du hast mich mir selbst, meiner Eigensucht entrissen und in den Schooß der Liebe zurückgeführt, Mädchen. Ich habe stets in meinem Herzen an Gott, an die Ewigkeit, an die Menschheit geglaubt, aber

mein Verstand hat diesen Glauben bezweifelt, weil er ihn nicht fassen konnte. Kannst Du die Zweifel lösen? Ach, ich ahne die Wahrheit im Herzen, aber mein Hirn sucht Gründe dafür.

Wenn Gott da ist, wie soll ich und wo ihn denken? Wenn er dies leuchtende All geschaffen, ist er dann in ihm und wo, oder ist er außer ihm und wo? Wir Menschen sind einmal Rechner und hängen am Raum!"

„Ich kann Dir Gott allein in seinen Werken zeigen, denn der Theil kann nimmer größer sein, als das Ganze.

Ich zeige ihn Dir an seinem erhabensten Werke, am Menschen, an Dir selber.

Was ist das Größte an Dir, das Dich vor dem Thiere auszeichnet?" —

„Daß ich meiner selbst mir bewußt bin, daß ich denke und" —

„Dein Gedanke, Geliebter! Dein Gedanke ist Dein Höchstes! — Stelle Dir nun vor, Du seist der Weltbau. — Dein Gedanke, das ist der Gott in Dir. Wo Du ihn vernahmst, Du weißt es nicht, weißt ja nicht einmal, ob er nicht lange vor Dir schon in anderer Art gewesen! — Wie Dein Gedanke in Dir ist

und zugleich außer Dir im weiten Raum, ſo iſt der Schöpfer dieſer Welt in ihr und außer ihr, begrenzt und ſchrankenlos, wandelt Welt aus Welt ein, und Dein tönendes Herz, Dein ſtolzer Zweifel ſagt ſelber Dir: Er iſt!“ —

„Er iſt!“ brauſte das Echo und die Sterne glänzten hernieder. — — — — — — — — — — —

„Liebſt Du mich wahrhaft, ſo, daß Du Dich an mich ketten willſt durch Zeit und Raum, bis wir zuſammen verſinken im Quell des ewigen Urweſens, ſo ſchwör's bei der Nacht und dem Tode. Schwör's, Manraja!“

Da erhob ſich Friedemann, trat, umſchlungen von ihr, an den Rand des Felſens, und glühenden, thränenumſchleierten Angeſichts, das Auge erhoben zum Sterne der Liebe, that er den Schwur. —

„Bei der Nacht und dem Tode, ich bin Dir zu eigen für alle Zeit.“ —

Da ſanken ſie einander in die Arme, Welt und Zukunft zerrannen vor ihren Blicken! — — — —

Und Alles ward ſtill, nur die Nachtigall erhob tief unten ihre Stimme und ſang von Liebe. — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die neue Sonne erhob sich langsam, und glühender Ost verscheuchte die selige Nacht.

Langsam aus dem Taumel der Wonne fanden sich die Gatten in die Wirklichkeit. Ein unbekannter Schmerz, eine ahnungsvolle Trauer senkte sich auf sie nieder.

Towadei warf sich plötzlich an Friedemanns Brust und weinte bitterlich.

„Es liegt ein Nebel auf unserm Wege, Geliebter!“ —

„Aber wir werden stets vereint bleiben!“ sagte Friedemann beklommen.

„O,“ flüsterte Towadei, „sich hier vereint hinabzustürzen in den jähen, den Grund und zu zerschellen, das wäre Seligkeit! — Seligkeit und — Sünde! — Komm zu meinem Vater, daß er seine Hände auf uns lege!“

II.

Uebel auf dem Wege.

Friedemann Bach, dem der Panzer seiner Selbstsucht, die Doctrin Cardins, geborsten war, hatte sich aus der einseitigen Speculationssphäre des Verstandes an der Hand der Liebe, umgeben von der hohen, geheimnißvollen Einfalt der Natur, umdrängt von einer fast patriachalischen Gesellschaft, dem Gemüthsleben, dem alten, poesievollen Eden seiner Jugend wieder zugewendet. Je mehr er einsehen lernte, daß mit der Speculation, der reinen Verstandesherrschaft nichts gethan sei, um so tiefer versank er nicht nur in die wonnevollen Schauer der Liebe und Religiosität, sondern auch in die tiefe, nebelhafte Mystik der Naturanschauung, die dem Zigeunervolke ganz besonders zur andern Natur geworden ist. Er war, wie bei Allem im Leben, auch hier Mensch der Extreme und ohne die

nöthige Kraft und den Willen, an den Grenzen ſtill zu ſtehn, wo Verſtand und Herz ſich ſcheiden.

Am Allerwenigſten beſaß er die Freiheit und Stärke, beide ſtets im Kampf begriffenen Gegenſätze zu verſöhnen, ſie in einem höheren Dritten, der Vernunft, zu verbinden und ſo endlich menſchlich unabhängig zu werden. —

Dies hatte Towadei mit der zwiefachen Weltklugheit des Weibes und der Zigeunerin bald erkannt und zugleich, daß das einzige Mittel, ſein und ihr Glück für immer zu ſichern, darin beſtehe, ihn immer tiefer in dieſe Myſtik der Liebe zu verſtricken, ihn von ihr vollſtändig abhängig zu machen. — Darum hatte ſie ſo lange gezögert, ehe ſie ſein Weib wurde. — Ihr feines Ahnungsvermögen, gepaart mit der wunderbarſten Welt- und Menſchenkenntniß, flüſterte ihr, als ſie kaum ſein war, leider ſchon die Beſorgniß zu, daß mit der Erreichung ihres Glückes auch ſchon die Wandelbarkeit deſſelben drohe, und oft, wenn ſie allein war, beängſtigten trübe Bilder ihre Seele. Dann zog ſie um ſo eifriger alle die kleinen geheimen Künſte zu Rathe, die, als Erbtheil ihres Stammes, ihr probat zu ſein ſchienen, um ſich Friedemann's immer feſter, enger zu verſichern. —

Letzterer ging indessen in seiner Liebe und der eigenthümlichen Welt, die ihn umgab, so auf, daß man glauben mußte, dieser Zustand der glückseligsten Zufriedenheit sei gar keiner Veränderung mehr fähig. Alles Streben, jeglicher Ehrgeiz war aus ihm gewichen und hatte der Landstreichernatur Platz gemacht, die sich in ihm seit jenem Momente ausgebildet hatte, wo Lucifer in die Flamme versank und er das Grab des Vaters umschlungen hatte. Die Tasche, in der der Rest seiner Künstler-Existenz ruhte, genoß die Ehre jenes Palladiums, verschlossen gehalten, stumm verehrt, aber nie zu seinem eigentlichen Zwecke benutzt zu werden. Selbst die Violine war ihm nur noch ein Mittel, sich zu zerstreuen oder seine Gedanken, seine Einbildungen zu beflügeln. — In diesem seinem Leben war auch der Zusammenhang mit den übrigen Gliedern der Horde, so freundschaftlich er sich gestaltet, doch nur sehr einseitiger Art, und so wenig man geneigt war, ihn in den Angelegenheiten dieses kleinen Staats für voll anzuerkennen, so wenig war er geneigt, sich in sie zu mischen. — Er bemerkte darum auch Vieles nicht, was ihm bei näherer Einsicht besorglich erschienen sein würde. —

Der Dadi hatte immer einen Rest von Kälte gegen

ihn, weil er ihm die Tochter, die er glühend liebte, vom Herzen gerissen hatte und — nicht ihres Stammes war. Der Haß, den der Alte jedem Nichtzigeuner nachtrug, war nicht einmal durch den Gatten seines Lieblings zu besiegen. Dies Verhältniß erweiterte aber die Kluft zwischen Tochter und Vater.

Andrerseits lag es nahe, daß Tswadei, um jede Möglichkeit des Verlustes ihres Glücks zu entfernen, den Wunsch hatte, die Horde möge sich an Orte zurückziehen, die den Wechselfällen des Geschicks, wie der Tücke der Menschen weniger ausgesetzt seien. Hierzu schien der Tadi aber nicht geneigt. Er hatte ihrem Wunsche im Betreff Friedemanns genügt, hatte ihr den Mann, dessen Bild sie jahrelang mit sehnender Ahnung geträumt, trotz seiner eignen Abneigung gegen Friedemann gegeben, war aber nichts weniger, als gesonnen, nun auch noch ihre Wünsche da zu befriedigen, wo sein und der Horde Vortheil mit in Frage kam. —

Das wechselnde Kriegsglück, die zahlreichen Schlachtfelder, die in Böhmen, Schlesien und Sachsen so reiche Beute gaben, der Schleichhandel, welcher durch die aufgehobenen Grenzcontrolen in voller Blüthe gestanden war und die Gesetzlosigkeit, die der Krieg hervorge-

rufen hatte, waren ihm eine viel zu lockende Aussicht, als daß er einer verlichten Aengstlichkeit der Tochter wegen hätte sich in Gegenden zurückziehen sollen, wo nicht der zehnte Theil von müheloser Beute, wie hier, zu hoffen war, und man sich um des lieben Lebens willen zu dürftiger Arbeit wenden muste. Der Zigeuner ist ein Feind der Arbeit.

Was den Tatz aber ganz besonders an diese Gegend fesselte, war, daß er mit seiner Horde in Kaiserlichem Solde als Spion stand. Das Häuflein seiner Genossen, etwa zwanzig Familien stark, lebte völlig unbemerkt in diesen zahlreichen Schluchten. Mit den Localitäten aufs Engste vertraut, waren die Zigeuner leicht bei herannahender Gefahr im Stande, in den zahlreichen Klüften, Hohlwegen und Spalten wie Wasser in einem Siebe zu verrinnen und sich nach geheimer Verabredung wieder zu vereinen, wenn die Noth vorüber. Diese scheuen, gewandten und boshaften Kinder der Natur waren ganz geeignet, den Oesterreichern als Spione zu dienen, und indem sie unter allerlei Formen sich in die Garnisonen, nach Dresden, kurz überall hinschlichen, waren sie wirklich am besten im Stande, von jeder Regung Friedrichs Nachricht zu geben.

Auf ſolchen Entdeckungsreiſen befand ſich nun faſt immer die Hälfte der Bande. Um nun aber ein Standquartier zu errichten, in welchem alle Nachrichten der Zigeuner ſich vereinigten, von wo aus dieſelben für alle Fälle an die öſtreichiſchen Generale gelangen konnten, hatte ſich der gute, patriotiſch geſinnte Pfarrer von Tittersbach entſchließen, ſeine geiſtliche Würde auſſer Augen zu ſetzen und in ſeinem Hauſe eine Art geheimen Comptoirs für Nachrichten zu etabliren.

Ein bitterer Feind des ketzeriſchen Friedrich, empfing er alle Nachrichten des Tarl und ſeiner Leute, überſetzte ſie in's Griechiſche und ſendete ſie durch ſeine berittenen Ackerknechte, die alſo ewig auf der Landſtraße lagen, an die öſtreichiſchen Befehlshaber, welche ſie durch den Feldkaplan überſetzen ließen.

Friedrich II. wunderte ſich oft, wie genau die Feinde unterrichtet waren, und wenn er dennoch glückliche Coups ausführte, hatte er's ſeiner entſchloſſenen Schnelligkeit und der Präziſion ſeiner Truppen oft allein zu verdanken. Unter ſolchen Umſtänden nun nahm der Herr Pfarrer von Tittersbach die Zigeuner unter ſeine Fittiche, ſo daß ſie von öſtreichiſcher Seite nicht das Geringſte für ſich fürchteten.

Wenn der gute Pfarrer aber meinte, sich auf die Treue der Zigeuner verlassen zu können, irrte er sich gewaltig, und während ihm hier die Bewegungen der Preußen mitgetheilt wurden, verrieth der Tadi inzwischen in Dresden die leiseste Schwenkung der Oesterreicher. Der Tadi wollte sein Metier ausnutzen, wußte er doch, daß das Ende des Krieges auch seinem Geschäft Eintrag that, bei dem er seinen Haß so gut wie seine Habsucht befriedigte. — Das Ende davon war, daß er dabei von beiden Seiten das Schlimmste zu gewärtigen hatte, und Tomadei fürchtete nicht mit Unrecht, daß eines Tages ein Wetter heraufsteigen werde, dem die Horde nicht gewachsen. —

Von diesen Dingen hatte natürlich Friedemann keine Ahnung. —

Die Eroberung Dresdens, die Flucht des Königs und Brühls nach Polen, die Wegnahme des Staats-Archivs, wie die Strenge, mit der Friedrich in Sachsen aufgetreten war, hatte ganz Europa zu einem Schrei des Schrecks und der Wuth getrieben. Wie ein Wetter erhob sich die Meute seiner Feinde, um ihn zu vernichten und seine Länder unter sich zu theilen.

Das deutsche Reich, schon zu einem sehr abstracten

Begriffe herabgesunken, gab auf einmal ein seit lange nicht mehr dagewesenes Lebenszeichen: es that Friedrich den Zweiten von Frankfurt aus in die Reichsacht. Die gemeinsten Mittel wurden aufgewendet, um Preußen in den Verdacht der Ländergier und Eroberungssucht zu bringen. Hierauf antwortete Friedrich nur durch das bekannte Memoire raisonné, vom Legationsrath von Hertzberg verfaßt, worin die diplomatischen Aktenstücke seiner Feinde über den Theilungsplan Preußens veröffentlicht wurden. Algarotti trat als politischer Reclamist und Kämpfer für seinen Königlichen Freund auf, und die öffentliche Meinung wendete sich langsam, aber deshalb um so nachdrücklicher, auf Friedrichs Seite.

Inzwischen begann der Stern des Heldenkönigs langsam zu erbleichen. „Das Glück ist ein Frauenzimmer und ich bin nicht galant!“ sagte er. — Wie Keulenschläge fielen äußere Mißgeschicke und jede Art geistigen Wehs auf Friedrichs Seele. Seine letzte glückliche Schlacht bei Prag kostete ihn auch seinen liebsten Freund, Schwerin.

„Drauf rückte Prinz Heinrich heran,
Wohl mit achtzigtausend Mann,
Meine ganze Armee wollt' ich d'rum geben,
Wenn mein Schwerin noch wär' am Leben!“

So ſang das preußiſche Volk, theilnehmend an ſeines Königs Schmerz.

Dieſem erſten Unfall folgte der Tag von Collin, und zu Friedrichs Schmerz um die erſte verlorene Schlacht geſellte ſich die Nachricht vom Tode ſeiner Königlichen Mutter. — „Die Philoſophie iſt gut, um vergangene oder künftige Uebel zu mildern, aber wider gegenwärtige kommt ſie nicht auf*)!“

Die Ruſſen, 100,000 Mann ſtark, dringen unter Lewald in's Herz von Preußen, die Schweden ſtürzen ſich auf Pommern, und im Süden und Weſten ſammeln ſich Franzoſen, Oeſterreicher und Mitteldeutſche Truppen, um die Reichsexecution gegen Friedrich zu vollſtrecken.

Marſchall d'Eſtrées ſchlug demnächſt die verbündeten Hannoveraner unter Cumberland bei Haſtenbeck unweit Hameln. Die Kaiſerlichen unter General Haddik, aber rückten voll kühner Energie, mit nur 4000 Mann gegen Berlin und zwangen die Reſidenz, Contribution zu zahlen. Preußens Untergang ſchien beſiegelt.

---

*) Dieſer Ausſpruch, wie der tiefe Schmerz Friedrichs über das Weh jener Tage, ſpiegelt ſich namentlich in ſeinen damaligen Briefen an d'Argens.

Habsburg, das sich von je gerühmt, Träger Deutschlands zu sein, bot nicht nur die Russen, nein selbst die Franzosen auf und warf sich ihrem Uebermuth, der vom Volke ebenso gehaßt wie verachtet ward, vertrauend in die Arme. Bereits hatte sich die öffentliche Meinung dem Recht Friedrichs zugewendet, und als er, gleich einer Windsbraut, herneilte und die Franzosen unter Soubise bei Roßbach total aufs Haupt schlug, da brach des ganzen deutschen Volks Begeisterung, das ihn als Träger seiner Sache ansah, in helle Flammen aus:

„Und wenn der große Friedrich kommt,
Und kloppt nur auf die Hosen;
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen!“ —

Sofort wandte sich England ernstlich dem preußischen Bündnisse zu, und Pitt, eben erst an's Ruder gelangt, unterstützte Friedrich. Doch dieser so glänzende Erfolg war nur vereinzelt, ja er erbitterte des Königs Feinde nur noch mehr. Das Geschick schien ihm nichts ersparen zu wollen, es trieb ihn bis auf die äußerste Grenze menschlichen Schmerzes, bis zum höchsten Gipfel des Herrscherelends, um ihn nur desto strahlender mit dem Diadem des Ruhms zu schmücken.

Wenn man das Elend und Verderben überſchaut, das in den beiden Jahren 57 und 58 über ihn hereinbrach, ſo kann man nicht begreifen, wie eine menſchliche Natur das auszuhalten, noch weniger, wie ſie ſiegreich daraus hervorzugehen im Stande war.

Den Prinzen Heinrich an der Saale gegen die Franzoſen zurücklaſſend, eilt der Monarch nach dem bedrohten Schleſien, findet Winterfeld an ſeinen Görlitzer Wunden verendet, den Herzog von Bevern geſchlagen und Breslau, in Folge Verraths von Seiten des Erzbiſchofs Schaafgotſch, von den Oeſterreichern genommen.

Hohn und Demüthigung aller Art floß von den großmäuligen Gascognerlippen der Feinde und beſudelte die Berliner Wachtparade, als der Tag von Leuthen anbrach, die franzöſiſchen Generale bei Liſſa gefangen wurden und Schleſien gerettet ward!

In dunkler, ſternenloſer Nacht, auf der Wahlſtatt des Todes, unter Sterbenden und Leichen brauſte heller denn Orgelton und Glockenklang aus allen Kehlen:

„Nun danket Alle Gott!“

Wie glücklich Friedrich nach dieſem Tage war, beweiſt der Brief an ſeinen Bruder Heinrich, der mit

den Worten beginnt und ſchließt: „Mein liebes Herz!“ — Das preußiſche Volk jubelte, Jung und Alt ſchmückte ſich mit den Vivatbändern, und Gleim's Sieges-Hymnen

„Held Friedrich zog —“ und
„Es lebe durch des Höchſten Gnade —“

ſchallten ſchmetternd durch die Lande und verſchönten des Aermſten Hütte mit dem Roſenſchimmer der Begeiſterung.

Breslau und Schweidnitz waren wiedererobert und Friedrich, als Sieger von unnachahmlicher Mäßigung, ſendete an Maria Thereſia ein Verſöhnungsſchreiben.

Es fruchtete nichts, der Haß einer Frau iſt zu zähe. —

Die launiſche Bellona wandte Preußen nochmals den Rücken. Die Olmützer Belagerung mußte Friedrich aufgeben, nachdem ihm der ganze Belagerungspark vernichtet worden, er zog ſich nach Böhmen zurück, um ſeine Kräfte zu erholen.

Inzwiſchen waren die Ruſſen auch nicht müßig geweſen, und nachdem ſie das nördliche Preußen verwüſtet, machten ſie ſich unter Fermor an die Feſtung Küſtrin. Das Erſcheinen des Königs aber zwang ſie, ihr Vorhaben aufzugeben, drängte ſie zur Schlacht

und vernichtete sie bei Zorndorf. Darauf wendete sich Friedrich nach Sachsen. Er eilte den beiden finstersten Tagen seines Lebens zu, seinen Hamletsstunden.

Der Ueberfall bei Hochkirch! Keith fiel und zugleich mußte der König seine Lieblingsschwester, die schöne und geistreiche Markgräfin von Baireuth, beweinen. Der Selbstmordgedanke kam über ihn! — „Ich führe bei mir, was mich tröstet!“ —

Mühsam von diesem Schlage sich aufrichtend, eilte er nach Schlesien, um Neiße, dann nach Sachsen, um Dresden zu entsetzen. Die Reichsarmee hatte diese Residenz berannt, und Schmettau, der es mit den Preußen hielt, drohte die Vorstädte anzuzünden. Da Daun dies nur für eine Drohung hielt und zur Belagerung schreiten wollte, machte der preußische Befehlshaber seine Ankündigung wahr und ließ obenein den Oesterreichern sagen, daß er sich Straße um Straße vertheidigen und einen Schutthaufen zwischen sich und dem Feinde lassen würde. — Als Friedrich zum Entsatz kam, zog sich Daun zurück.

Inzwischen ward aber General Wedell, der Berlin decken sollte, bei Kai von den Russen unter Soltikow geschlagen. Letzterer vereinigte sich nun mit Laudon

und, unwiderſtehlich geworden, brachte das alliirte Corps dem herbeieilenden Friedrich bei Kunersdorf den ſchwerſten Schlag bei! An dieſem Tage ſank Ewald Chriſtian von Kleiſt, der Sänger des Frühlings, betrauert von allen Freunden der jungen deutſchen Litteratur, in's Heldengrab, ſein prophetiſch Lied erfüllend:

„Vielleicht ſterb' auch ich
Den Tod für's Vaterland!" —

In Folge dieſes entſetzlichen Unglücks, das zum zweiten Male und, wie es ſchien, für immer den preußiſchen Adler in den Staub warf, übergab der muthloſe Schmettau Dresden an die Reichsarmee!

Dieſem Elend ſetzte die Schlacht bei Maxen, wo Finkenſtein vor den Oeſterreichern das Gewehr ſtrecken mußte, die Krone auf. — Nur einen ſchwachen Lichtblick gewährte inzwiſchen der Sieg, den Ferdinand von Braunſchweig über die Feinde unter Broglie und Contades bei Minden errang. So ging das Jahr 1759, das furchtbarſte des ganzen Krieges, zu Ende, und Preußen ſchien unfähig, länger die Prüfungen des Geſchicks zu ertragen.

Die Erſchöpfung von beiden Seiten war ſo groß, daß im nächſten Jahre die Operationen erſt ſehr ſpät

ihren Anfang nahmen, und wieder begannen sie mit Friedrichs Unglück! —

General Fouqué ward von Laudon bei Landshut geschlagen und die Festung Glatz fiel. Friedrich, der Dresden unter jeder Bedingung wiedererobern wollte, mußte unter den furchtbarsten Anstrengungen hiervon abstehen und eilte seinem gefährdeten Schlesien zu, wohin sich Laudon mit dem Hauptcorps gewendet hatte. —

Der Dadi mit seiner Bande fühlte sich während dieser Zeit in den vielfach verschlungenen und zerklüfteten Gründen, deren Mittelpunkt die hohe Wand bildete, um so sicherer, als die Preußen nunmehr nordöstlich über Stolpen abgezogen waren.

Sachsen und besonders die nächste Umgegend Dresdens war auf's Gräulichste verheert durch die ewige Kriegsnoth, die gleich schweren Gewittern in einem Gebirgskessel sich gar nicht mehr hinwegwälzen wollte, und, verzog sie sich ja auf Momente, nur mit größerer Wuth wiederkehrte.

Aller Schrecken aber vereinigte sich in Dresden selbst, wo die Zerstörung ihren Thron erbaut hatte!

Die unglückliche Stadt, zweimal bereits von den Preußen erobert, endlich vom Reichsheere besetzt und

durch Friedrich zum drittenmal belagert, war durch das letzte Bombardement in ein Chaos von Trümmern verwandelt worden. Ganze Straßen und Stadttheile waren durch die Geschosse rasirt, die Kreuzkirche eine Ruine, die öffentlichen Gebäude zu Magazinen und Casernen verunstaltet, die Privat-Paläste Aschenhaufen.

Der eidlich angegebene Verlust an Privatgebäuden betrug allein 1,176,405 Thaler. Das Sechsfache ist aber nicht zu wenig, was an Kirchen und andern öffentlichen Monumenten der Baukunst zu Grunde ging*).

Nicht genug des Jammers, den die Belagerung verbreitet hatte, waren es auch noch die Reichstruppen, besonders die Oesterreicher, die mit aller Wuth der Unbildung und des Katholicismus ihre Lust darin suchten, die ohnedies entsetzten Einwohner den Säbel fühlen zu lassen, obgleich sie deren Freunde und Verbündete waren. Die Erpressung und Maltraite, die äußerste Rohheit, welche alles Gefühl der Ehre erstickte, fand namentlich in den berüchtigten pappenheimischen Wallonen, die sich schon im dreißigjährigen Kriege an Magdeburg unsterbliche Lorbeern der Bestia-

*) Diplomat. Geich. Dresd. IV. Bd. 287 bis 90.

lität errungen, ihre Schildträger und außer dem directen Morde ſchien dieſen Leuten keine Grenze für ihre Ausſchweifungen geſteckt zu ſein*). Ihr Unweſen wurde endlich ſo arg, daß der öſterreichiſche Commandant ſelbſt Tag und Nacht Patrouillen durch die Straßen ſchickte, um unter den Ruinen bei ſeinem eignen Volk wenigſtens einen Schein von Geſetzlichkeit zu erhalten. Zu Hunderten zogen die Dresdener bettelarm aus den Thoren und flüchteten auf's Land. Das jüngſte Gericht ſchien den Leuten weniger ſchrecklich, als dieſe Thränentage. — — — — — —

Während Friedemann und Towadei in ihrer Abgeſchiedenheit hiervon nichts ſpürten, die übrigen Glieder der Horde aber der reichen Ernte nachgingen, die die Zerſtörung bot, waren die Oeſterreicher der Doppelverrätherei des Dadi doch endlich auf die Spur gekommen.

Von jeher war es Sitte geweſen, die Zigeuner als eine Art Vieh anzuſehn und zu mißhandeln, und der Aberglaube, die Furcht der Menge vor ihren Künſten, war ihr einziges Schutzmittel. Wenn dies

*) Hierüber, wie über den ganzen Zuſtand Dresdens Dipl. Geſch. Dresd. IV. Bd. S. 292 bis 300.

ſchon in gewöhnlichen Zeiten der Fall war, verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß man im Kriege gar kein Erbarmen mit ihnen hatte, zumal man ſie für die gefährlichſte Art der Verrätherei beſtrafen wollte. Dem öſtreichiſchen General lag nicht allein daran, ſich der ganzen Sippſchaft zu bemächtigen, ſondern auch ein Exempel an allen zu ſtatuiren.

Man machte den Tadi alſo ſicher, indem man den Pfarrer in Ditterbach anwies, mit ihm nach wie vor in Verkehr zu bleiben. Dieſer gab dem Commandanten genau das Standquartier und die ungefähre Zahl der Bande an, und es ward beſchloſſen, die zügelloſen Wallonen angemeſſen zu beſchäftigen, indem man ſie zur Maſſacre gegen die Zigeuner ausſendete.

Bei Menſchen, die durch die Unſicherheit ihrer Exiſtenz immer gefährdet ſind und auf der Schaukel des Schickſals ſchweben, iſt jene inſtinctive Eigenſchaft der Seele, die wir Ahnungsvermögen nennen, oft auf eine ſo fabelhafte Weiſe ausgebildet, daß dieſelbe manchmal in der Klarheit des Sehergeiſtes auftritt. Nicht allein bei den Naturvölkern iſt dies der Fall, ſondern dieſelbe Erſcheinung kann man bei Seeleuten, Jägern, Schäfern und allen Denen wahrnehmen, die mit der Natur in engſtem Verkehr ſind und dadurch einen

hohen Grad von Beobachtungsgabe für ihre Wechselfälle erwerben. Ein Vorgefühl nahenden Mißgeſchickes war's, was Towadei weinen machte, als ſie das Lied in der Höhle ſang, als der erſte Morgenſtrahl das Ende jener Nacht der Seligkeit und Liebe verkündet hatte. Dieſe Ahnung ward bei ihr zur Ueberzeugung, als der Tadi mit der Störrigkeit des eiferſüchtigen Vaters und Stammherrſchers ſich weigerte, einen Ort zu verlaſſen, der von Tag zu Tag weniger Sicherheit gewährte. Was ihm aus ſeiner Doppelrolle für Folgen erwachſen mußten, konnte er ſich leicht ſelbſt vorſtellen, aber die Habgier, ſowie das Vertrauen zu dem Pfarrer, der freundlicher, als je, war, verſchloſſen die Stimmen ſeines Innern, welche jetzt in ihm ebenfalls ahnend und warnend erwachten.

Er begnügte ſich, ſeine Leute dichter als ſonſt zuſammenzuhalten, ihnen Wachſamkeit zu empfehlen und im Uebrigen ſeiner Klugheit und Gewandtheit zu vertrauen. —

Eines Abends ſaßen Towadei mit Friedemann vor der Höhle. Den ganzen Tag über war ſie entſetzlich unruhig geweſen und hatte heimlich manche Thräne geweint. Ihre düſtre Stimmung hatte ſich auch Die-

len der Bande mitgetheilt, denn Towadei „wußte mehr als andre Menſchen.“ —

Der Tadi, endlich ſelbſt ſcheu gemacht, beſchloß, nur die Rückkehr mehrerer ſeiner Leute zu erwarten, die ſpäteſtens dieſe Nacht erfolgen ſollte, um dann den andren Morgen aufzubrechen. Dies hatte er angekündigt und Alles ſetzte ſich in Bereitſchaft. —

„Und warum, mein Weib, geben wir denn aus dieſen ſtillen Thälern, von dieſen einſamen Höhen, wo wir ſo glücklich waren?“ —

„Weil uns Gefahr droht, Manraja! Die feindlichen Menſchen ſind's, die uns vertreiben werden. O, wenn ich hätte wählen dürfen, wir wären ſchon längſt fortgezogen zu einem Ort, wo wir ſichrer ſind. Der Tadi aber wollte nicht,“ und mit einer plötzlichen Angſt und Bangigkeit ſetzte Towadei hinzu:

„Ach, ſchlafe die Nacht nicht, Lieber, und wenn Gefahr droht, weiche nicht von meiner Seite. Wenn wir uns von einander verlieren, finden wir uns nimmer wieder! — Doch nein, nein! Eine innre Stimme ſagt mir laut und klar, daß wir im Tode bei einander ſein werden, unzertrennlich ſollen wir aufſteigen in der Wandlung. Wenn nicht all mein Fühlen und

Wiſſen, alles Heilige in mir Lüge iſt, ſo werden wir uns nicht trennen!“ —

„Nie, mein einziges Weib!“ rief Friedemann, und ſie mit aller Inbrunſt ſorglicher Liebe an ſich preſſend, bot er alle Künſte der Ueberredung auf, die Wolken ihrer Stirne zu verſcheuchen. Und es gelang.

In ſtiller Nacht, wo ringsum Alles ſchlief, nur das Heimchen zirpte, und der Leuchtkäfer ſeine glühenden Spiralen zog, lag ſie ſelig in ſeinen Armen.

In glühenden, nicht endenwollenden Küſſen ſuchte ſie das ahnungsvolle Stöhnen ihres Herzens zu erſticken und aus dem tiefen, unergründlichen Brunnen der Liebe alle Waſſer zu ſchöpfen für die lange Wüſte der Zukunft, die ſie vor ſich zu ſehen meinte. —

Auch der Dadi wachte, fern ab von ihnen und allein. —

Die Nacht verſtrich langſam und die Leute kamen nicht. Sicher war ihnen etwas zugeſtoßen. —

Die vier Feuer, die ſonſt in den vier Weltgegenden des Lagers zu brennen pflegten und bei denen die Wache ſich befand, hatte der Dadi heut verlöſchen laſſen, die Leute wachten im Finſtern, ihre Hunde neben ſich. — Langſam graute jetzt der Tag.

Plötzlich begannen die Hunde zu heulen. Zuerſt

der nach dem Prebiſch zu, dann der auf Dittersbach, endlich der nach dem Niederkarlſtein. Nur der vierte, der zwiſchen Rudolph und Falkenſtein, blieb ruhig.

Der Tadi ſprang auf und ſtieß einen kurzen Schrei des Entſetzens aus:

„Sie kommen doch!“ und alles Blut wich aus ſeinem Geſicht. —

In demſelben Augenblick ſtürzte Towadei, Friedemann nach ſich ziehend, aus der Höhle.

„Tadi, Tadi! die Hunde ſchlagen an, die Peiniger kommen! Ringsum, hörſt Du, ringsum! Sie machen ein Keſſeltreiben auf uns! Bhowané, hilf, ſchwarze Bhowané!!“ —

„Nein, nicht ringsum, am Falkenſtein iſt's noch ſtill!“ ſchrie der Alte, und ſein Widderhorn an den Mund ſetzend gab er das Signal.

Mit Gedankenſchnelligkeit lebte die ganze Gegend. Die Horde begann ſich zu ſammeln. Da aber die Zugthiere noch nicht beladen, die Karren noch nicht beſpannt waren, ſchleppte jeder ſeinen Beutetheil und, was ihm ſonſt lieb war, zu dem Tadi. Es gab eine grenzenloſe Verwirrung.

Die Männer mit Waffen, wie ſie der Zufall gab, die Weiber, ihre Kinder auf dem Rücken, an der Bruſt

oder an der Hand, ſo ſammelten ſie ſich zu einem dicken Knäuel. Der Dadi trat vor ſie. Die Weiber und Waaren in der Mitte, bildeten ſie einen Kreis!

Bhowanè, Mutter des Elends, ſei mit uns! Kommt, Schudres, an den Falkenſteinen iſt's noch ſtill. Mir nach!" —

In der rechten Hand eine Piſtole, einen Pallaſch am Riemen um's Gelenk gehangen, im linken Arm einen Sack mit ſeinen Liebesſchätzen, ſtellte er ſich an die Spitze des Zugs.

Towadei folgte ihm, Friedemann an der Hand feſthaltend, welcher, ſeine Taſche um den Leib, die Violine an einen Knopf ſeines Kittels gehängt, in der rechten Hand ein Zimmermannsbeil trug.

„Halt' Dich dicht hinter mir, mein Kind, und Du, Schetrar, ſieh zu, ob Du für Dein Weib was dran ſetzen kannſt! Vorwärts!" —

Die Karren waren unterdeß beſpannt. Nordöſtlich ſetzte ſich die Bande in Marſch.

Das Geheul der Hunde von Süden, Weſten und Norden kam immer näher, das Häuflein der Zigeuner drang, ſo raſch es gehn wollte, vorwärts. Plötzlich erſcholl auch von dem Falkenſtein her die Meute. „Wir ſind im Sack!" ſtöhnte der Dadi. „Laßt die

Güter im Stich!“ schrie er, und Karren, Thiere, Waaren wurden auf einen Fleck gebracht.

„Habt Acht auf das Signal und den Sammlungsort!“ — Alles stand still. Ein kurzes Aufathmen!

In diesem Augenblick erschien zeternd und schreiend die Zigeunerwache mit den Hunden, hinterdrein die reitenden Wallonen, deren geschwungene Säbel im Sonnenaufgang glänzten.

Das Horn des Dadi erscholl, und im Nu, mit Zurücklassung aller Beute, stob die Horde nach allen Seiten auseinander. Theils erklommen sie die Höhen, theils verschwanden sie im Gestrüpp, in den Spalten, kletterten auf Bäume oder suchten zwischen und unter den Pferden der Wallonen hinweg zu entwischen.

Es war ein entsetzliches Schauspiel, eine Menschenhetze, die nur mit den Indianerkämpfen in den Wäldern Amerika's verglichen werden konnte.

Mit jauchzendem Hurrah warfen sich die Reiter, so gut es die Unebenheit des Bodens gestattete, mit Hiebwaffen und Carabinerschüssen auf das nackte Volk, dessen machtloser Widerstand nur ihre Todesqual verdoppelte. Ein Theil der Wallonen, die abgesessen

waren, kamen indeß über die Höhen her und trieben die Entrinnenden zurück. —

In wenig Augenblicken war diese stille Trift mit blutenden, sterbenden Männern, Weibern und Kindern bedeckt, und ein gräuelhaftes Schauspiel der Menschenschändung, eine Orgie des Bluts und der viehischen Gemeinheit, begann, wie sie nur zu der Hunnen oder Tamerlan's Zeiten Sitte war.

Viele von den Zigeunern erlagen der Wuth der Angreifer und wurden getödtet oder gefangen genommen. Die Mehrzahl jedoch, vertrauter mit den Schlupfwinkeln der Gegend, als die Feinde, entrann, besonders die Unverheiratheten, welche nicht Weib und Kind zu schützen brauchten.

Entweder hatten die Kaiserlichen die Kopfzahl der Horde zu gering angeschlagen oder ihre Disposition doch nicht klug genug berechnet. Hätte der Kommandant in Dresden Infanterie mitgegeben, so entkam nicht Einer.

Wüthend, daß ihnen so Viele entwischten, warfen sich die Wallonen von den Gäulen, um die Flüchtlinge zu verfolgen.

Das Hauptaugenmerk ihres Offiziers aber war, sich des Dadi zu versichern, und er hatte denselben

kaum erspäht, als er auf ihn mit Dreien seiner Leute Jagd machte.

Der Alte, Towadei mit sich ziehend, suchte einen Spalt zu gewinnen, der, überwuchert von Gestrüpp, in eine Schlucht mündete, die zwischen Simmel- und Rudolphstein hinlief.

Er stürzte, gefolgt von Friedemann und der Tochter, darauf zu. Unglücklicherweise aber ward ein Karrengaul scheu und raste mit dem Wagen vor die Oeffnung hin. Die Stränge rissen, und das Thier schoß weiter.

Der Tadi schrie auf, er hatte eine Kugel im Unterleib. Doch mit furchtbarer Gewalt sich an den Wagen drängend, schob er einen Ballen vor sich hin.

„Towadei, kriech' unter'm Wagen weg in die Schlucht!" — und er parirte die Hiebe des Offiziers mit seiner Waffe. Friedemann aber, Towadei hinter sich drängend, warf das Beil einem Wallonen an den Kopf, daß derselbe blutend in den Sand kollerte.

Da empfing der Tadi vom Pistol des Offiziers einen Schuß in's Hirn und brach, auf den Ballen sinkend, zusammen!

„Komm!" schrie Towadei, bückte sich und zog Friedemann an sich.

Der Offizier erhob den Säbel, um ihr den Kopf zu spalten, aber in diesem Augenblick schlug ihn Friedemann mit der Violine so heftig in's Gesicht, daß er zurücktaumelte. Bach verschwand blitzschnell unter dem Wagen und folgte seinem im Gestrüpp hinkriechenden Weibe. — —

Der Tadi war todt, das Ziel der Expedition erreicht, aber wüthend gemacht durch Friedemanns Schlag, befahl der Offizier, den Wagen fortzuziehen, und verfolgte mit zwei Soldaten die Entweichenden.

Kaum bemerkte Towadei, daß sie verfolgt würden, so erklomm sie mit Friedemann links die jähe Höhe und eilte auf ihr hin, ohne zu wissen, wo sie hinabkommen würde. Trotz ihrer Gewandtheit aber ließ sie die Angst und der Schmerz um den verlorenen Vater nicht so rasch, wie sonst, vorwärts kommen. Ihre Treiber, die schweren Reiterstiefeln von sich werfend, folgten ihnen.

„Bhowané! Bhowané!“ und die Hände ringend eilte die Arme, Friedemann hinter sich, weiter, und die Kugeln prasselten um sie her.

Barmherziger Gott, da kommt ein steiler Abhang! Unten liegt eine von Gebüsch verhüllte Schlucht, drü-

den ein Felshaufen und ein Hügel, der sich senkt und tief in's Gehölz führt.

„Schetrar, wir sind verloren! Schnell, gleite die Schlucht hinab, Du rollst auf die Bäume, wir müssen uns trennen. Vergiß den Sammelort nicht! Rasch, rasch!“ —

Kaum hatte sie's gesagt, als die Wallonen auch jauchzend heraneilten.

Mit mechanischem Instinct, nicht wissend, was er that, bückte Friedemann auf der Felskante nieder, gab sich zurückschnellend einen Stoß und rollte mit furchtbarer Geschwindigkeit hinab. Die Sinne schwanden ihm. —

Towadei hingegen, die Entfernung der Felskante jenseits der Schlucht messend, nahm einen kurzen Anlauf und übersprang den Raum von zehn Fuß wie eine Katze und, indem sie einen Strauch erfaßte, hielt sie sich aufrecht, gewann die Plattform und stand athemlos still.

„Verflucht! kann die Canaille springen!“ stöhnte der Offizier. „Aber Du bist zu hübsch, Du entgehst mir nicht, ich komme hinüber!“

Und ohne den Widerspruch seiner Leute abzuwarten, nahm er den Anlauf und sprang. In dem Augen-

blick aber, wo er glücklich die Kante erreichte, gab ihm Towadei mit aller Gewalt einen Stoß.

„Das ist für den Tadi, bekrate, Bhowané!“ — Mit entsetzlichem Geschrei stürzte der Wallone in die Tiefe. —

Bleich, flatternden Haares, mit dem Gelächter der Wuth und Verzweiflung verließ die Zigeunerin die jenseitige Klippe und verschwand im Gebüsch. —

Tief erschreckt stierten die Reiter hinab auf den Leichnam ihres Offiziers, dann kehrten sie, alle weitere Verfolgung aufgebend, zurück auf die Wahlstatt des Gemetzels, wo eben der Trompeter die Leute zusammenblies. —

Nach einer Stunde Rast suchten die Wallonen den Körper ihres Führers. Sie fanden die Schlucht nicht mehr und mußten endlich alles Nachforschen aufgeben. Er war todt, so viel war gewiß.

Der Wachtmeister sammelte die Leute und nahm die Leiche des Tadi über's Pferd. Die Gefangenen wurden an den Sattelgurt der Gäule gebunden und unter Säbelhieben zum Gehen gebracht. —

Die Gegend ward wieder öde, nur die Todten und die verstreuten Waaren blieben zurück.

Zwei Stunden später regte sich langsam links das Gebüsch. Towadei schlich hervor. —

Jammernd suchte die Tochter den Vater! — Dann wendete sie sich und verschwand wieder in den Windungen des Gebirges. Sie suchte ihren Friedemann in den Schluchten. —

Den Leichnam des Offiziers fand sie im Gesträuch. — Friedemann fand sie nicht mehr! —

Sie begann erst leiser, dann laut das Kamadewalied zu singen, damit er sie erkennen möchte.

„Was lebet, soll geliebet sein,
Denn einstmals kommt der Tod
Der Liebe, der Liebe, der Liebe.

Kein Blatt regte sich. —

„Er wird schon bei den Andern sein, am Sammelplatze, ich muß die Nacht erwarten." —

Da plötzlich hörte sie in der Ferne einen Gesang von vielen Stimmen:

„So wandern wir durch Wald und Feld.
Uns treibt nicht Lust, noch Weh,
Denn weit genug ist ja die Welt,
Die Nacht ist unser Himmelszelt;
Gegrüßt sei Bhowané! Bhowané!" —

Das war das Zeichen. — Sie ging ihm nach und fand den Rest der Horde. — Friedemann war nicht darunter!

„Nebel auf dem Weg!“ schrie sie auf, und raufte ihr Haar, dann sank sie auf einem Steine zusammen.

Der Guru wollte sie bewegen, mitzugehen.

„Zieht Eures Weges, Bhowanè schütze Euch! Ich gehe nicht weiter, bis ich ihn habe! — Geht!“ kreischte sie, „oder ich verfluche Euch im Namen der Alten. — Wenn's aber Nacht ist, blickt nach Tittersbach, Schudres!“ — Still, trübe und lautlos zog das Häuflein weiter und überließ sie ihrem Schicksal. —

Sie ging zurück, ging bis zur Elbe, dann hinüber bis nach Ottendorf, flüchtig wie ein Reh, in halbem Wahnsinn!

Sie fand Friedemann nicht! —

Die Nacht brach an. Tiefe Ruhe deckte die Steine.

In Tittersbach war die Abendglocke längst verklungen, Alles schlief. — Da schwankte ein Schatten aus dem Gehöft des Predigers.

Der Hofhund knurrte, dann war er still und blieb ruhig liegen. Die Gestalt öffnete leise die Hausthür, zog den Schlüssel ab, zog die Thür nach außen zu, verschloß sie und warf den Schlüssel in den Brunnen, dann huschte sie weg.

Eine Stunde später brannte das Pfarrhaus lich-

terlob. Der Hund lag vergiftet bei der Hütte. Innen tobte der Prieſter und ſchrie um Hülfe!

Endlich gelang es den Bauern, ihn ohnmächtig und voll Brandwunden aus den Flammen zu ziehen.

„Das waren Mordbrenner!“ riefen die Bauern.

„Zigeuner waren's!“ ſagte ein altes Weib. „Das kommt, wenn man mit ſolchem Volke zu thun hat, ſtatt ſich lieber um das heilige Amt zu bekümmern!“ —

Auf der hohen Wand allein und lachend ſtand Towadei und ſchaute hinüber in die Flammen! —

— — — — — — — — — — — — — —

Friedemann, durch den Stoß betäubt, war im Grunde der Schlucht ohnmächtig liegen geblieben. Ein kleines Waſſerbecken, das ſich durch den Regen gebildet, hatte ihn aufgenommen. Das Waſſer, in der engen Schlucht von der Sonne nicht beſchienen, war kalt wie Eis und brachte ihn bald wieder zu ſich. An allen Gliedern gelähmt, richtete er ſich auf und vergegenwärtigte ſich ſeine Lage. Mechaniſch ſich betaſtend, bemerkte er zu ſeiner Freude die Taſche, die unverletzt war. Die Violine hatte er eingebüßt. — Als ſich ſeine Sinne etwas geordnet, war ſein erſter bewußter Gedanke: Towadei. Mit aller Kraft der Liebe raffte er ſich empor und ſuchte aus der Schlucht heraus-

zukommen. Da bemerkte er den Körper des Wallonen.

„Gott sei Dank, sie ist ihm nicht in die Hände gefallen!“ murmelte er.

Rasch entschlossen, bewaffnete er sich mit dem Säbel des Offiziers, der noch in dessen gekrümmten Fingern hing, und erreichte mühsam den Ausgang.

„Wie aber find' ich sie wieder?“ — Eben wollte er nach ihr rufen, als er das Retraite-Signal der Wallonen hörte. „Bei Gott, sie sind noch in der Nähe. Sie werden kommen, ihren Offizier zu suchen und mich finden!“

Ohne sich zu besinnen, floh er gradeswegs durch die Felsen, der Richtung entgegen, woher der Schall der Trompeten gekommen war. Er gelangte endlich auf einen Fußweg, der nördlich führte.

Er mußte die Nacht abwarten, wenn er das ihm bekannte Zeichen der Zigeuner finden wollte.

Es war die Sterngruppe des großen Bären oder Wagens, dessen Deichselstern er drei Stunden nachgehen mußte, ehe er das erste Wegzeichen der Bande fand. Der Hunger und die Erschöpfung trieb ihn aber an, menschliche Wohnungen aufzusuchen, und so erreichte er Ottendorf.

Die Barmherzigkeit einer alten kinderlosen Frau versorgte ihn mit Speise und Trank. Er schlief ermüdet ein und bat sie, ihn, wenn es dunkel würde, zu wecken. —

Als der Abend anbrach, verließ er das Dorf und ging dem Zeichen nach. Da er aber schon zu sehr aus der Haupt-Richtung war und von den andern Vorgängen nichts wußte, traf er weder die Zigeuner, noch Towabei.

Mit Tagesanbruch langte er, nachdem er sich vielfach verirrt, in Neudörfel an.

Verzweifelt und unfähig, länger die Schmerzen, die auf ihm lasteten, zu ertragen, sank er auf den Stufen der hölzernen Dorfkirche zusammen.

„Hahaaha! Wir werden stets vereint bleiben! Lüge, Lüge, Alles ist Lüge! O Weib meiner Seele, komm wieder!“ —

Denn einstmals kommt der Tod
Der Liebe, der Liebe! — —

III.

Castrum doloris.

Der siebenjährige Krieg neigte sich seinem Ende zu. Kein Land Europa's war von der Zerrüttung seines industriellen Wohlstandes und seiner Finanzen befreit geblieben. Mitteldeutschland, vornehmlich Sachsen, Schlesien und endlich die Mark glichen Wüsteneien.

So rege die gegenseitige Erbitterung auch sein mochte, war doch die allgemeine Erschöpfung, das Versiegen des Bedarfs an Kriegsgeräth und Mannschaft so bedeutend, daß die Bewegungen beider Parteien schon begannen, sich selbst überdrüssig zu werden.

Die öffentliche Meinung, jene große Macht, die, trotz aller Indolenz gegen sie, schließlich immer das Schicksal jeder Sache besiegelt hat, hatte sich für den Helden Friedrich entschieden und im Schooße der feindlichen Höfe selbst genoß er stiller und heißer Sympa-

thien von gewichtigen Personen, die sich seines Ruhmes zu ihrem Schaden freuten und sein Mißgeschick bedauerten, so sehr es ihnen zu statten kam.

Während Friedrich die Belagerung Dresdens aufheben mußte, ward ihm in Schlesien Schweidnitz wiedergewonnen, und Laudon, der Breslau bedrängte, das von dem muthigen Tauentzien vertheidigt ward, mußte dem heraneilenden Corps des Prinzen Heinrich weichen. Die Oestreicher wendeten sich demnächst nordwärts auf Liegnitz zu, um sich mit den Russen, wie damals bei Kunersdorf zu vereinen. Hier aber trat ihnen Friedrich entgegen, schlug sie total, und die Fluthen der Katzbach mischten sich damals zuerst mit dem Blute geschlagener Feinde. Dadurch wurden alle Entwürfe derselben auf Schlesien vereitelt und Friedrich konnte sich mit dem Heerhaufen Heinrich's, seines Bruders, vereinigen.*)

Inzwischen aber zitterte Berlin vor den herannahenden Russen. Czernitscheff, Tottleben und die Oestreicher unter Lascy besetzten es endlich, und die Russischen Soldaten, die Berlin, Potsdam und Charlot-

*) Auf jenen Tag dichtete Gleim das prächtige Lied:
„Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seiner Schlacht ꝛc."

tenburg verwüsteten, stürzten auch Friedrichs Statuen vom Sockel und zertrümmerten sie. Glücklicherweise war der Schreck größer, als der wirklich angerichtete Schaden.

Der Astronom Professor Bernhard Euler that in Charlottenburg der Zerstörung Einhalt, indem er sich auf seinen Freund Iwan Schuwalew, den Günstling Elisabeths, berief, und mit dessen Rache drohte.

Der kranke Seydlitz aber donnerte in Berlin gegen die Barbarei, und dem Kaufmann Gotzkowsky, welchem Rußland sehr verpflichtet war, gelang es, die Residenz und Potsdam vor dem Aergsten zu bewahren.

Sofort stellten die Russischen Feldherren jegliche Maaßregel gegen Berlin und die Königlichen Schlösser ein, wie sie denn überhaupt durch ihr ganzes Benehmen zeigten, daß es ihnen keineswegs an Adel der Gesinnung fehle.

Die Oestreicher dagegen hausten, besonders in Charlottenburg, mit vandalischer Wuth.

Friedrich eilte zur Rettung der Mark, die Russen gingen demnach über die Oder zurück, und Laçy vereinigte sich in Sachsen mit Daun. Hierher eilte ihnen aber der König nach und hieb, von Ziethens Energie unterstützt, die Oestreicher bei Torgau zusam-

men. Den Winter über brachte Friedrich II. in Leipzig zu, wo er mit Gellert bekannt wurde, dem einzigen deutschen Dichter, von dem er etwas hielt.

Der König erkundigte sich, seines Versprechens eingedenk, überall nach Friedemann, jedoch ganz vergebens.

Im folgenden Jahr begann der Feldzug matter, denn je. Die Oestreicher und Russen rückten wieder nach Schlesien, wurden aber bei Bunzelwitz gezwungen, unter Butturlin über die Oder, unter Laudon und Czernitscheff nach dem Gebirge zurückzuweichen.

Noch einmal kehrte das Glück dem Preußenkönig den Rücken, ehe es sich ihm ganz zuneigte. Schweidnitz fiel nämlich in Laudon's Hände, Georg II. von England starb, Pitt trat zurück, und Georg III., durch seinen preußenfeindlichen Günstling, Lord Bute, bestimmt, entzog dem König die stipulirten Hülfsgelder. Zu gleicher Zeit kam Magdeburg durch Trencks Anschlag in höchste Gefahr, den Feinden zu unterliegen, was aber zeitig genug entdeckt und vereitelt wurde.

Schon fürchtete man, den Krieg wieder in's Endlose verlängert zu sehn, als Elisabeth von Rußland plötzlich starb und Peter III. den Thron bestieg.

Sofort zog dieser, ein begeisterter Verehrer Frie-

drichs, seine Truppen von der östreichischen Allianz zurück und überließ die Festung Colberg wieder den Preußen. Ja noch mehr, er schloß mit dem König ein Schutzbündniß, und Maria Theresia mußte die einst verbündeten Russen nun unter Czernitscheff gegen sich gewendet sehn.

Demzufolge schlossen auch die Schweden eiligst Frieden, und sämmtliche Preußische Staaten waren befreit. Zwar ward Peter III. von den Bocharen und seiner eignen Gemahlin entthront und Letztere als Katharina II. ausgerufen; jedoch, durch mancherlei Rücksichten bestimmt*), begnügte sie sich, ihre Allianz mit Preußen zu lösen, ohne gegen dasselbe feindlich aufzutreten. Bald darauf ward Schweidnitz wieder preußisch, Friedrich schlug die Oestreicher bei Burkersdorf, Prinz Heinrich mit Seydlitz das Reichsheer bei Freiberg und Ferdinand von Braunschweig die Franzosen bei Cassel. Oestreich, durch zahllosen Mißgeschick und muthlose Erschöpfung gebrochen, außerdem ernst-

*) Friedrich hat vielfach das Benehmen des Czaaren Peter gegen seine Gemahlin getadelt und sich nicht gescheut, ihm brieflich dasselbe nicht nur als unpolitisch, sondern höchst ungerecht darzustellen. Das kam Friedrichen jetzt bei der überdies friedlich gesinnten Dame zu Statten.

lich von den Türken bedroht, sehnte sich nunmehr nach dauerndem Frieden und ergab sich in das Unvermeidliche, den Verlust Schlesiens.

Preußen, vorher nur ein halb gekanntes, wenig beachtetes Land, hatte eine Weltbedeutung errungen, und Friedrichs Name ging über die ganze Erde, besungen in zahllosen Liedern, gepriesen von allen Lippen!

Der Held selbst, nachdem er seine Lande vom Feinde rein gefegt, saß zu Meißen im unglücklichen Sachsen und wartete auf den Feind, „ob er vielleicht noch was wolle!“

August III. und Brühl waren in Polen. Der Churprinz nebst Gemahlin hatte am Hofe seiner Schwiegereltern zu München ein Asyl gefunden. Die Königin allein war nach dem furchtbaren Schlage von 56 in Dresden zurückgeblieben, eben so die Ministerin Brühl.

Josepha war im Innersten vernichtet und ihr ganzes Trachten nur noch darauf gerichtet, im Lager des Feindes selbst Pläne gegen ihn zu schmieden und möglichst zu seiner Demüthigung beizutragen.

Friedrich sah das Treiben seiner „chère pauvre cousine de Saxe“ längere Zeit mit an, und so streng seine sonstigen Maaßregeln waren, beobachtete er doch

immer noch eine gewisse Rücksicht gegen sie. Da aber ihr Aufenthalt in Dresden ihm nach und nach gefährlich zu werden begann und mannichfache Anzeichen ihrer Pläne ihm nicht verborgen blieben, entzog er ihr einfach die monatlichen Gelder für sich und ihren Hofstaat, eine Summe von 174.000 Thlrn. Als Josepha gegen diese Maaßregel protestirte, ließ ihr Friedrich sagen, „daß sie sich deswegen nur an ihren Gemahl wenden solle." *) Den Tod im Herzen verließ sie Dresden, und nachdem sie einige Zeit in München verweilt hatte, trat sie, an Leib und Seele gebrochen, ihre Reise nach Polen an. Ihr fester Entschluß war, Brühl, den bösen Engel Sachsens, zu stürzen. Alles, was ihm irgend zur Last gelegt werden konnte, hatte sie gesammelt: in ihren Händen war der Beleg der Medaillonangelegenheit, der Depeschenverrath, das unzählbare Material zum Beweise der finanziellen Betrügereien, und Alles war so klug eingerichtet, daß des Ministers Untergang gewiß war.

Da, — unweit ihrem Ziele, ohne den Gatten gesehn zu haben, starb sie! —

---

*) Diplom. Gesch. Dresd. Bd. IV, S. 259 bis 63.

Fast schien's, als sei das Schicksal selber mit Brühl im Bunde.

Zu derselben Zeit wurden von Friedrich sämmtliche Güter des Ministers, im Betrage von 7 bis 8 Millionen, zu Gunsten des Staats confiscirt, und die Gräfin Brühl, welche das Unglück ihrer Familie aufzuhalten meinte, wenn sie auf eigne Hand intriguirte, ward durch eine Cabinetsordre Friedrichs II.*) nach Polen zu ihrem Manne verwiesen. Ehe sie aber zu ihm reisen und ihn von den Gefahren, welche seiner warteten, unterrichten konnte, erlag auch sie ihren vielfachen Leiden, ohne den Namen einer rechtschaffenen Frau, den sie in ihren spätern Jahren unbezweifelt verdiente, dem Urtheil der Welt abgezwungen zu haben.

Unter all dem Unglück, das Dresden, besonders als die Reichsacht über Preußen gesprochen ward, traf, war die Vernichtung des Hotels Brühl das erste. Friedrich befahl seine Zerstörung. Die Gehälter aller Hof- und Staatsbeamten wurden alsdann auf den vierten Theil herabgesetzt und die Königliche Oper ent-

*) Dies Cabinetsschreiben befindet sich: Leb. u. Charak. Brühls in vertl. Bez. 1764. III Thl. S. 112 u. 13.

lassen, in Folge wovon Hasse mit Faustinen nach Italien zurück ging. Man kann sich hierbei schwer des Gedankens erwehren, daß der sonst so großdenkende Friedrich hierbei nicht aus einem gewissen Rachegefühl gehandelt habe, das der Sieger wohl hätte bemeistern können. Wenn man aber bedenkt, daß Sachsen eigentlich am ganzen siebenjährigen Kriege Schuld trug, daß speciell Brühl und die Königin stets bemüht gewesen, jedes Moment der gütlichen Einigung zu ersticken; wenn man ferner bedenkt, wie das Leiden seines eignen Landes, welches einen Weltkrieg ertragen mußte, die Zerstörung seiner Schlösser, die Verluste seiner theuersten Freunde, das Herz des Königs erbittern und ihn, je länger die Zerwürfnisse dauerten, um so leidenschaftlicher machen mußten, so kann man den Fluch der Kriege überhaupt nur bedauern, der die Gemüther der Menschen, selbst der edelsten, nicht zu ihrem Vortheile verwandelt! —

Im Jahre 1762 begann die Friedenssonne endlich verstohlen ihre ersten matten Strahlen auf das öde Sachsen zu ergießen.

Churprinz Christian nebst seiner Gemahlin Antonie traf wieder in Dresden ein und begann der furchtbaren Hungersnoth durch Ankauf von Lebens-

mitteln aus Böhmen abzubelfen. Die Bewohner strömten weinend vor die Thore, ihrem geliebten Prinzen entgegen, von dem sie in der Zukunft das Höchste hoffen durften, und die Freude nahm zum erstenmal wieder Besitz von ihren lang gemiedenen Tempeln, den Herzen der Menschen.

Christian ermunterte liebevoll die Trostlosen zur Duldung, begnadigte Verbrecher, unterstützte, wo er konnte, und verbreitete Betriebsamkeit, Lust zum Anbau und Hoffnung unter Dresdens Bürgern.

In seinem Namen machte nunmehr dem in Meißen weilenden König Friedrich der Staatsminister von Fritsch einen Besuch mit der Anfrage, ob Preußen wohl zum Frieden geneigt sei.

Friedrich, der den Prinzen Christian persönlich sehr hoch schätzte, ging willig darauf ein, und so begannen die ersten Verhandlungen, welche endlich den Frieden von Hubertsburg zur Folge hatten.

Man sagt immer, der Friede nach einem langen Kriege habe etwas Freudiges. — Daß er ein glückliches Ereigniß sei, braucht kaum erwähnt zu werden. Es giebt aber auch glückliche Ereignisse, wo die Freude eine ganz eigne Sache ist. So lange der Krieg die Parteileidenschaften entfesselte, verschmerzte man das

Elend des einzelnen Tages in der Erregung, die noch kommende Uebel andeutete. Man war mitunter ordentlich froh, wenn eine harte Stunde überſtanden war, man hatte das doch hinter ſich! — Mit dem Momente des Friedens fühlte aber jeder die erlittenen Verluſte um ſo tiefer, da kein neuer mehr bevorſtand. Die Kälte, die Reflexion trat ein. Man mußte ſich eben mit dem Leben einrichten, wie ſich's nun geſtaltet hatte, und alle Wunden klafften um ſo weiter auf, als man ſie nun ſorgſamer betrachten konnte.

König Auguſt III. kehrte mit Brühl, dem Unzerſtörbaren, nach Dresden zurück. Auch ſie hatten in Polen ſehr trübe Tage gehabt. Das Königliche Anſehen war daſelbſt ſeit dem Verluſt Sachſens ſehr geſunken, und die Treuloſigkeit und Kälte dieſes Landes in den Tagen der Noth hatten daſſelbe in den Augen des Königs nur um ſo verächtlicher gemacht. Doch auch ſein Einzug in Dresden war traurig genug. Er war alt geworden und wunderlich, und ſeine Joſepha, die er ſonſt ſtets vernachläſſigt, fing an ihm zu fehlen. Das Volk, das ſich jetzt ſchon dem Churprinzen Chriſtian im Herzen zugewendet, hatte bei Weitem den Jubel nicht für Auguſt, welchen er hoffte,

denn Brühl, der verwünschte Brühl war an seiner Seite.

Der Minister, sonst so strahlend, so siegesstolz, war gebückt und finster geworden. Sein Palast war öde, zertrümmert! — So begannen August und Brühl die Zügel des Regiments wieder zu erfassen.*) —

Friedrich der Große kehrte gleichfalls in seine Staaten zurück. — Berlin jauchzte und schmückte sich, seinen Helden zu erwarten, und als der alte Ziethen mit seinen Husaren und der Herzog von Braunschweig einrückten, war die Begeisterung endlos.

Mit welcher Sehnsucht erwartete man den geliebten, bewunderten König selbst, wie wollte man seine Wiederkehr mit allen Liebesspenden ehren, deren der Patriotismus fähig war. An diesem Tage standen Tausende, wie bei einer Völkerwanderung, vor dem Frankfurter Thor und harrten ihres Monarchen. — Er kam nicht. —

Der große, ruhmreiche Fürst, der Held seines Jahrhunderts, kam nicht freudestrahlend zurück, um mit dem Liebeswinke seiner blauen Augen hoch herab vom tanzenden Schimmel die Residenz zu grüßen. —

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 287 bis 306.

Wohl war er der Einzige seiner Zeit, dem alle Herzen entgegentönten, — doch alt, von der Gicht geplagt, vom Schicksal unwirsch gemacht, voll Gram im Herzen. Ueber Kunersdorf ging er, und hier, am Orte seiner schwersten Stunden, allein auf jenem Hügel steht er, sieht in das leere Feld, aus dem die Saaten wieder aus den Gebeinen seiner Braven keimen, und Thräne um Thräne rieselt leise hinab auf die staubige Uniform, hinab auf den blitzenden Stern und badet ihn.

Suum cuique! Jedem das Seine! Dem Könige Ruhm und — Gram! — Die Geister seiner abgeschiedenen Lieben, seiner hohen Mutter, der lieben Schwester von Baireuth, Jordans, Winterfelds, Schwerins und einer Reihe endlos bleicher Gesichter schwankten schattenhaft seiner Seele vorbei und grüßten ihn.

Spät in der Nacht, begleitet von seinem Adjutanten Rüsus und dem Kabinetsrath Eichel, kam er nach Berlin. Das war sein Einzug!

Das Erste, was er befahl, war ein solennes Te-deum, das mit allen musikalischen Kräften der Residenz abgehalten werden sollte. Schon war Alles bereit und man erwartete den Hof in großer Galla. — Da tritt Friedrich allein in die Kirche, setzt sich weit

hinten in's Gestühle und giebt das Zeichen zum Beginn. In sich zusammengesunken, horcht er den brausenden Klängen des Lobgesangs, denkt der Vergangenheit nach und den Dornenkronen seines Lebens. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war im Oktober desselben Jahres. Der Hof zu Dresden begann seine Winterlustbarkeiten, um sich für die lange Entbehrung jeglichen Vergnügens zu entschädigen. Man versäumte nichts, was der öffentlichen Meinung, dem Stolze des Volkes schmeicheln konnte, und war durch die neue Gestaltung des Theaters, durch Vogelschießen und öffentliche Belustigungen bemüht, die erduldeten Trangsale möglichst vergessen zu machen. Der Mittelpunkt des Interesses bei Hofe war nunmehr der Churprinz und besonders dessen Gemahlin Antonie, eine Dame voll Liebenswürdigkeit und Talent, die nun, nach dem Tode der Königin, die Honneurs zu machen hatte. König August selbst versank immer mehr in Passivität, welche eigentlich das Grundwesen seines Charakters war.

Sei es Rücksicht für den alten König, dem man den gewohnten Gefährten nicht rauben wollte, oder daß beim Tode Josepha's die erforderlichen Beweise, welche allein den Sturz des allmächtigen Ministers

bewirken konnten, verloren gegangen waren, kurzum Brühl war nach wie vor im Amte. Doch wie verschieden von ehemals war sein ganzes Wesen! Die Zeiten der Intriguen, des Krieges, der Leidenschaften waren vorüber. Vorbei die glatte Galanterie der Schäferspiele, das geschmeidige Wort, welches die Menschen zu fangen wußte! — Eine lange, hagere, halbgekrümmte Gestalt mit finsterem Blick, gekniffener Lippe, deren Lächeln eine beißende Ironie war, mit gallig grangelblicher Haut, ein Hofpetrefakt — das war Brühl!

Allein, wie er in der Welt stand, von seinen Kindern sogar gemieden, umgeben von Leuten, die ihn in tiefster Seele verachteten, höhnisch alle seine Empfindungen aus den Runzeln seines Gesichts zu lesen suchten, um ihn zu bewitzeln, hatte er nur den König, der ihm noch wohlwollte, und das wedelnde Gesindel unter ihm, das von seinem Augenwinke abhing. —

Am 5. Oktober, gerade, als man die Vorbereitungen zur Oper Leucippe traf, die am Namenstage des Königs vom Hofe selbst aufgeführt werden sollte, ward August III. bei'm Diner, während er sich mit dem gegenübersitzenden Brühl unterhielt, vom Schlage gerührt! Alles sprang auf, man brachte ihn in seine

Gemächer, die Aerzte kamen — August III. war todt! —

Brühls Antlitz wurde aschfarben, seine Augen umflorten sich, er taumelte! — Alle Anwesenden fühlten, was in ihm verging. — Der Oberhofmeister des Churprinzen, Baron von Wackerbarth, sein ärgster Feind, hielt ihn aufrecht und geleitete ihn hinaus. — Er stieg in den Wagen, sein erster Cavalier begleitete ihn. — Als er in die Räume seines kaum einigermaßen von den Nachedenkmalen Friedrichs befreiten Palastes trat, stieß er seinen Begleiter von sich, richtete sich steif auf, ein Glührоth überflog sein welkes Gesicht, und er durchschritt die Salons und Corridore, so einsam, so verödet, wie er selbst, und trat in sein Zimmer. Hier sank er laut.os in die Ottomane. So saß er, ohne Thränen, stumm und bleich, den Rest des Tages, die ganze Nacht. So fand ihn der Baron von Wackerbarth am andern Morgen.

„Ich weiß, was Sie mir bringen, Herr Baron!“

Brühl ging in die Ecke des Zimmers, wo ein Bild gegen die Wand gekehrt stand. Er wendete es um, stellte es auf einen Stuhl und setzte sich ihm gegenüber. Es war das Bild seiner todten Frau. —

„Sie kann es ja auch wohl mit anhören, Herr Baron. Bitte, reden Sie!“ —

„Herr Graf von Brühl: im Namen unſers Durchlauchtigſten jetzt regierenden Churfürſten Chriſtian habe ich Ihnen zu melden, daß Sie vom heutigen Tage an Ihrer ſämmtlichen Bedienſtungen überhoben ſind. Ich hoffe, Sie werden mich der peinlichen Pflicht entbinden, Ihnen die Gründe anzugeben. Da Sie aber der hochſelige Monarch ſo lange ſeines Vertrauens gewürdigt, wünſcht der Durchlauchtigſte Churfürſt, Ihnen das Peinliche einer offiziellen Entlaſſung zu erſparen und giebt Ihnen anheim, Ihre Demiſſion aus Geſundheitsrückſichten zu erbitten. Ihr Gehalt bleibt Ihnen auf Lebenszeit, doch kann ich Ihnen die Mittheilung nicht erſparen, daß Sie noch im Laufe des Tages Ihr Privatvermögen dem beſtellten Commiſſarius, der unter Aufſicht ſeiner Hoheit des Prinzen Xaver handelt, zu übergeben haben!“

„Ah, Sequeſtration!“ lächelte hämiſch Brühl. Er ging an ſeinen Schreibtiſch, zog die Cabinetsordre Auguſt's, welche jede Dispoſition des Staats über ſein Vermögen ausſchloß, hervor und präſentirte ſie.

Baron Wackerbarth zuckte die Achſeln. Brühl

faßte, immerzu höhniſch lächelnd, die Hand des Oberhofmeiſters.

„Ich danke Ihnen und bin überzeugt, daß der Tag Ihnen große Freude macht. Grüßen Sie alle meine Feinde und ſagen Sie denſelben, daß ich ihnen nicht lange mehr Gelegenheit geben werde, mich zu beſpötteln!“

„Von heute ab haben Sie keinen Feind mehr, Herr Graf!“ und Wackerbarth wendete ſich zur Thür.

„O doch, Einen noch habe ich!“ —

Der Oberhofmeiſter verließ das Gemach.

„Noch Einen!“

Brühl trat vor den Spiegel und lachte. „Den da! das iſt er. Es iſt der letzte!“ —

Er ſetzte ſich nieder und ſchrieb ſeinen Abſchied. —

Ein Cavalier trug ihn fort. Der Miniſter verſank vor dem Bilde ſeines Weibes in Nachdenken.

Nachmittag kam der Commiſſar. Brühl übergab ihm den Nachweis ſeiner Angelegenheiten und ſein Teſtament mit einer Bittſchrift an den Herrſcher in Betreff ſeiner Kinder. —

Es war Abend. Winterluft, ſchneidend und naß. Brühl wickelte ſich in den Mantel und betrat die große Halle des Königlichen Schloſſes, wohin ſich

die Leute drängten. Hier war das Castrum doloris, das Trauergepränge um August III. —

Theilnahmlos umwogte ihn die Menge.

Er verrichtete im Winkel ein Gebet, dann entfernte er sich. —

Es war Nacht, als er nach Hause kam. —

Frost schüttelte seine Glieder. Er legte sich zu Bett und befahl, daß man ihm das Bild seiner Frau gegenüber hänge. —

Am 28. October, drei und zwanzig Tage nach dem Tode seines Herrn, starb Heinrich Graf von Brühl.

IV.

Der Hausfreund.

Ein seltsam peinliches Gefühl beschleicht uns, wenn wir bedenken, daß das Ende aller Dinge der Tod ist, daß Jeder von uns, er thue, was er wolle, gelte noch so viel, nehme eine Stelle ein, welche es sei, von der Zeit hinweggerafft wird und eine Lücke läßt, in die ein Andrer mit andren Ideen, andrem Wesen tritt und sich da häuslich niederläßt. Man ist eigentlich nur da, um die Stätte für den Nachfolger zu bereiten.

Das ist für den Weisen ein Trost, für den Thoren eine Qual. Etwas Melancholisches hat es in gewissem Sinne immer.

Die Materialisten mögen nun sagen, was sie wollen, und uns die Seligkeit preisen, sich total in die Natur aufzulösen, in die absolute Ruhe des Nichts

zu verrinnen, — sie können sich doch nicht davor behüten, daß ihnen im Augenblicke des Sterbens bei diesem Gedanken recht flau zu Muthe wird.

Nur für Den mag er etwas rein Freudiges haben, dessen Leben nur Elend und Qual bot, der Keinen unter dem Rasen liegen hat, dem sich seine Seele lechzend zu vereinen sehnt. Für ihn ist der Gedanke des Nichtswerdens gut.

Der platte Materialismus ist die Religion des Elends. Je größer die Armuth, die Qual der Existenz wird, desto zahlreicher werden die Jünger dieses Glaubens. Die freie Menschheit wird ebensowenig dem Materialismus, wie der Orthodoxie huldigen. —

Eine liebe, freundliche Sitte ist's aber, die Gräber der Verstorbenen mit Kränzen zu schmücken, die Asche der Verblichenen mit dem Duft der Rosen, dem kühlen Immergrün zu segnen. — Der Allerseelentag, wie der Sterbetag unsrer Geschiedenen, sind ganz besonders dieser frommen Libation von Blüthen geweiht, und jedes Land, jede Stadt hat ihre stillen Trauertage, wo das lebende Geschlecht hinauszieht, um den alten Bund der Geister aufzurichten, den Regenbogen zwischen hier und dort.

Ein solcher Tag ist unter andern der St. Johan-

niotag für Leipzig. Da zieht das ſonſt ſo ſpeculirend-regſame Völkchen hinaus auf den Johanniskirchhof, beladen mit Blumengehängen, und ſchafft einen Doppelſommer auf dem Felde des Todes. Treten wir ein!—

Dort, nicht allzuweit von der Kirche, liegt Sebaſtian Bach. Freilich, nun liegt er nicht mehr da, ſeine Gebeine ſind längſt irgendwohin gebracht, in den allgemeinen Kehricht des Knochenhauſes. Wo er einſt ruhte, iſt nun ein kahler Platz, den die Häuſer der gefräßigen Stadt umnagen, und Gellert's Gruft ſteht wie ein Geſpenſt, eine Todtenvedette, allein und hält Wache, bis ſie auch verſchwinden wird. — Damals aber hatte man noch Ehrfurcht, Liebe und Schmerz für den Pſalmenſänger ſeiner Zeit, und die Künſtler aller Länder pilgerten zum Grabe ihres Propheten*). —

*) Ich war unlängſt in Leipzig mit den Meinen und eilte auf den Johanniskirchhof in meiner Unſchuld. — Der Todtengräber ſagte mir: man habe Sebaſtians Gebeine „weggeſchafft." — Wohin, wußte er nicht. Nicht einmal den Fleck, wo der alte Bach gelegen, kannten die Leute genau! Nächſtens geht es, wie man mir ſagte, dem armen Gellert auch ſo! — Soll ich's Wuth oder Elel nennen, was in mir aufſtieg? — Beſchämung war's ſicher, die mich überkam, als ich hinwegging. — Zufällig mußte ich gar noch

Um's Jahr 1767, am Johannistage, war schon in aller Frühe Bach's Grab mit Kränzen von unbekannter Hand geschmückt. Um eilf Uhr nach dem Gottesdienste bewegte sich langsam ein schwarzer Zug durch den Eingang des Friedhofes. Es waren die Thomasschüler, Paar um Paar, geführt von ihrem Rector, dem Hofrath Geßner. Sie umringten das Grab des geliebten Lehrers, und indem Kranz auf Kranz herniederglitt, stimmten sie unter Leitung ihres Cantors das Lied Sebastians an:

„Wenn ich einmal muß scheiden!" —

Gellert und Mitzler traten heran und sprachen zuckenden Antlitzes ein Gebet, und die Professoren des Augusteum's und zahlreiche Freunde spendeten ihm den Friedensgruß. —

Als endlich Alle hinweggegangen, blieb der nunmehrige Cantor allein am Grabe, neben sich seine Frau, seine drei Kinder, und ein tiefer Jammer schien

---

an der rechten Seite der Kirche vorbei, wo mir das prunkvolle, in die Kirchenwand gemauerte Grabmal eines Leipziger Kaufmanns und Senators gezeigt ward. Da nämlich hielten über seiner schleimigen Dukatenseele zwei Engel einen Wechsel an unsern Herrgott! „Seligkeit nach Sicht!" — Den Tag vergesse ich nie im Leben!

D. Verf.

die Gruppe zu durchſchauern. Dann gingen ſie auch. — Das Grab war jetzt ein verlaſſener Blüthenberg, ein Hügel von duftenden Kränzen. Doch nein, noch ein Spätling, ein Nachzügler kommt. Ein Bettler, von Alter und Gram, Elend und Leidenſchaften zerfetzt. Er ſinkt in die Kniee, ſtützt das Haupt auf den Leichenſtein und die Blumen grüßen ihn und weinen unter ſeinen Thränen. Nach langer, ſtummer Pauſe erhebt er ſich und geht. — „Schlafe in Frieden! O läge ich ſtatt Deiner hier und Du lebteſt!“

— — — — — — — — —

Der Cantor iſt längſt daheim mit den Seinen. Das Mittagseſſen iſt vorbei, er geht in die alte Unterrichtsſtube, die wir Alle kennen. Frau und Kinder ſind im Wohnzimmer. — Durch die Thomaspforte kommt der einſame letzte Gaſt von Sebaſtians Gruft hereingeſchwankt, ſieht ſich überall fragend um und wirft ſeinen Blick verſtohlen auf jene Thür. Niemand kennt ihn mehr. Schwere Seufzer ringen ſich aus ſeiner Bruſt. — Da —, er horcht hoch auf! Tönt nicht aus jenen heimathlichen Räumen der Ton des Cembalo? — Ja wohl! Das Haus iſt bewohnt. Gardinen an den Fenſtern. Da in der Wohnſtube blühende Roſenſtöcke! Und ſieh: ein Kinderhaupt hebt

ſich am Fenſter empor, lugt hinaus in die ſonnige Welt und lächelt, nickt und lächelt! — Zögernd tritt der Fremde näher, öffnet die Hausthür, tritt ein und klopft an die Thüre der Wohnſtube. — „Herein!“ — Er ſtutzt. Kennt er die Stimme? — Leiſe öffnet er die Thür und verbeugt ſich. — Am Fenſter ſitzt eine Frau in mittlern Jahren, neben ihr die Kinder. —

Langſam erhebt ſie ſich, und den Ankommenden mißtrauiſch betrachtend, fragt ſie: „Was will Er?“ — Nichts, verehrte Frau! Nur beſcheiden erkundigen will ich mich, wer jetzt hier Cantor iſt! —

Da vorwärts ſtürzend und des Fremden Arm ergreifend ruft ſie: „Alle guten Geiſter! Friedemann Bach!!“ —

„Ulrike!“ ſchreit der Erkannte, „Ulrike Merperger!!“ —

Die Thür öffnet ſich und der Cantor tritt ein.

„Doles!“ —

„Friedemann!“ —

und die Freunde ſtürzen ſich in die Arme und ſchluchzen, Lippe an Lippe!

„Nein!“ und Friedemann reißt ſich los. „Sie iſt Dein Weib, Ihr ſeid glücklich. Lebt wohl, ich muß fort! Lebt wohl!“

Da hielten ihn Ulrike und Toles umklammert. „Bleibe, Freund!“

„Bleiben Sie, lieber Friedemann!“

„Nein, ſo gehſt Du nicht, ich laſſe Dich nicht, Bruder!“ Toles ſprang an die Thür und verſchloß ſie. „Du bleibſt, Friedemann, ſonſt biſt Du meineidig. Haſt Du mir nicht verſprochen, daß Du zu mir kommen willſt, wenn Du in Noth biſt? Weißt Du's noch, Friedemann? So laſſe ich Dich nicht! In dem Zuſtande nicht! Das muß erſt anders mit Dir werden, und ich und die Ulrike wollen ſo lange an Dir arbeiten, bis Du an Leib und Seele geſund wirſt und Deinem Namen keine Schande machſt! Dann, wenn Du nicht bleiben willſt, iſt's zum Gehen noch Zeit genug!“ —

„Hahaha! Mit mir ſoll's anders werden? Bei fünfzig Jahren noch anders? hoho! — Meinetwegen, ich bleibe, aber meine Schuld iſt's nicht, wenn's Euch dann leid wird, daß Ihr Euch einen Kerl, wie mich, auf den Hals geladen habt!“ —

„So wahr mir Gott helfe,“ und Toles nahm wieder Friedemanns Rechte, „ſo wahr mir Gott helfe, das ſoll mir nie leid werden, Bruder! Des Himmels

Gnade hat mir Segen und Glück beſchieden, und ich will theilen mit Dir, redlich, wie ein Bruder!“ —

Friedemann preßte ihn heftig an ſich und indem er Ulrikens Hand an ſeine Lippen drückte, ſtrömten die Wogen namenloſeſten Schmerzes aus ſeiner zermarterten Seele. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Friedemann Bach lebte von dieſem Tage an in dem Hauſe ſeines Freundes. —

Doles wie Ulrike unterließen nichts, was die zarteſte Aufmerkſamkeit irgend erfinden konnte, um der Lage des Freundes alles Peinliche zu benehmen und ihm ſein Unglück weniger fühlbar zu machen. Das kleine Stübchen, welches Sebaſtian einſt inne gehabt, ward Friedemann eingeräumt, und Ulrike ließ es ſich eiligſt angelegen ſein, ſeine Toilette ſo einzurichten, daß er überall erſcheinen konnte.

Erſt, als er ſo äußerlich honnet gemacht worden, ward er den erſtaunten Honoratioren und der officiellen Welt Leipzigs wieder vorgeſtellt, die ihn lange für todt hielten.

Man mußte aus der Noth eine Tugend machen und den Leuten vorreden, daß er ſo lange im Oeſter-

reichiſchen geweſen ſei. Ueber ſeine wahren Erlebniſſe ſchwieg er hartnäckig, ſelbſt gegen ſeine Freunde.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man neugierig war, ſein gerühmtes Orgelſpiel wieder einmal zu hören.

Toles, der ſich wohl denken konnte, daß Friedemann lange nicht mehr vor den Pfeifen geſeſſen habe, ward höchſt unruhig, als er bemerkte, wie ſorglos Friedemann dieſer Production entgegen ſah. Wie erſtaunt war er aber, zu hören, daß Friedemann an ſeinem alten Genius nicht nur nichts eingebüßt hatte, ſondern dem Gewaltigen, Erhabenen ſeiner Spielweiſe auch eine Innigkeit, einen wehmüthigen Schmelz der Melodie, eine religiöſe Begeiſterung vermählte, die ihm an demſelben bisher unbekannt war. Den Hörern ſchien's, als wenn der Geiſt des Alten auf Aetherwogen durch die Räume der Kirche glitt. Als er zum Schluß mit bitter gekniffener Lippe noch das alte Lied: „Willſt Du Dein Herz mir ſchenken?" fugirte und Toles bedeutend anblickte, erſchauerte dieſer, und Ulrike brach in heimliches Schluchzen aus. — Allen Andern war's eine unerhörte Leiſtung, dieſen Beiden aber ein furchtbarer Beweis, wie tief das Elend dieſes Mannes gehe!

Friedemann Bach war alt geworden, er neigte sich hart den Funfzigern zu. Nun, wo er von den Lappen des Elends, dem Schmutze des Landstreichens befreit war, sah man erst recht, wie alt er geworden. Nicht, daß er etwas offenbar Greisenhaftes an sich gehabt hätte, im Gegentheil, sein schlanker Körper, der magrer als je war, hatte noch eine gewisse Elasticität, er war einer von den Menschen, die unfähig zu sein scheinen, eigentlich alt zu werden, an welchen die Zeit wenig Veränderungen bewirkt. Was ihn alt machte, war der Gram, das ruhelose Leben, das sich in der Hautfarbe, in den zahlreichen Falten seines Gesichts, in der gebückten Haltung des Kopfes zeigte. Bei gutem Leben, Künstlerglück und Herzensruhe hätte er zweifelsohne zehn Jahre jünger ausgesehn, als er wirklich war. —

Eine mürrische Schweigsamkeit war das Grundwesen seines Benehmens. Wollte man ihn zum Reden bringen, oder zeigte man ihm Theilnahme, so ward er empfindlich, reizbar und ätzend grob, oder zeigte einen leichtfertigen Hohn des Lebens, der die Leute von ihm scheuchte. Dabei hatte er einen unauslöschlichen Hang zum Nichtsthun, zum Hindämmern, und wenn er sich, durch irgend welchen Anstoß,

daraus emporriß, vollbrachte er Alles mit einer Art Gewaltſamkeit, einer eiligen Haſt, die das Verſäumte nachholen zu wollen ſchien.

Der Unglückliche, welcher im Leben nichts errungen hatte, war geiſtig inſofern alt geworden, als er nur noch in Erinnerungen lebte. Daher wußte er ſelbſt nicht, was er in der Welt werth, und war unfähig, ſeinen noch immer unter den Menſchen lebenden Ruf zu benutzen, um wenigſtens das Mögliche zu erreichen. —

Seinen Ruf! Eigenthümlicherweiſe hatte Friedemann in gewiſſem Sinne Ruf. Nicht allein, daß das Andenken an ſein Orgelſpiel in Dresden, Leipzig und Halle noch nicht erloſchen war, auch ſeines Vaters Tod hatte dazu beigetragen, daß die Kunſtfreunde ihre Augen auf Den gerichtet hielten, der nach aller Ausſage dem Vater an Talent, wie an Virtuoſität am ähnlichſten war. Gerade, daß er mit des Vaters Tode verſchwunden war und man ſtets erwartete, ihn da oder dort als Lumen auftauchen zu ſehen, dazu die zahlloſen Anekdoten, die man bei ſeinem Verſchwinden in Dresden und Halle über ihn in Umlauf gebracht, hatten ihn zu einer künſtleriſchen wie menſchlichen Monſtroſität bei den Leuten gemacht.

Er ſelbſt begriff das nicht und hielt darum das Andrängen der Leute für malitiöſe Neugier und rohen Eingriff in ſeine Privatverhältniſſe und ſeine Vergangenheit, und wies ſie mit aller Rauheit ſeiner bittern Natur ab. —

Sein Leben war von jenem Augenblicke, wo das Band der Liebe mit Towadei zerriſſen worden, wild! unſtät, von Mangel und Schwermuth erfüllt geweſen.

Lange hatte er ſich in der Umgegend der Elbe umhergetrieben, ehe er es aufgab, die Verlorene wiederzufinden, und verzweifelt die Gegend verließ. Ein bettelnder Organiſt war er von Kirchſpiel zu Kirchſpiel gezogen, hatte bei den Pfarrern Almoſen geſucht, ihre Orgeln geſpielt und ſich endlich wieder in Beſitz einer Violine gebracht. Bald in den Kirchen, bald in den Kneipen ambulirend, ſeinen Namen ſorgſam verbergend, war er, ein ewiger Jude der Muſik, Jahr aus Jahr ein umhergeirrt und hatte den Trieb des Schaffens verloren. —

Das Verhältniß mit der Zigeunerin und die eigene Welt, in der er mit ihr gelebt, hatte, obwohl es den letzten Reſt künſtleriſchen Ehrgeizes in ihm getödtet, in ſeinem Innern, wie wir wiſſen, auf's Wohlthuendſte gewirkt. Jene Zeit, der eigentliche Frühling ſeines

Lebens, hatte ihn von der Spekulation wieder zur Empfindung geführt, und zwar mit solcher Gewalt, solcher Abhängigkeit, daß der Moment der gewaltsamen Trennung von Towadei mit einer Furchtbarkeit auf ihn eindrang, ihn in eine Hülflosigkeit versetzte, die nur Der kennt, dem mit eins Mutter, Erzieher, Ernährer, Geliebte und Freund in einer Person entrissen wird.

Durch die Welt schweifend, und in der Begierde, die Geliebte zu suchen, nur von der Hoffnung des Wiederfindens geleitet, träumend von entschwundenem Glücke, im Kampfe mit den Bedürfnissen des Wanderlebens, hatte er in einer Gefühlslethargie zugebracht, die gewissermaßen ein Interregnum in seiner geistigen Ent- oder Verwickelung erzeugte und der Vorläufer eines Zustandes war, der seinen Charakter vollständig abzuschließen schien. Die Verachtung der Menschen, welche unter den Zigeunern noch zugenommen, war zum überzeugungsvollsten Dogma in ihm geworden.

Bei all seinen zahllosen Fehlern und dem größtentheils selbstverschuldeten Unglück fiel es ihm, außer in kurzen Momenten, nie ein, eine wahrhafte Reue über sich zu empfinden, die zu einer Umänderung sei-

nes Wesens hätte führen können. Er hielt eben die übrige Gesellschaft für schofel und warf ihr allein die Schuld seines Unglücks in den Schooß. Sein Egoismus machte ihm weiß: Er habe Recht in Allem, er sei vortrefflich, er leiste etwas, aber das Menschengesindel, die erbärmliche Zeit, wisse ihn nicht zu schätzen und zu verstehen. Sein ganzer Ideen- und Gefühlsgang bewegte sich in diesem Kreise, und seine Verachtung der Außenwelt war ein immerwährendes Selbstlob. Es fehlten nur noch wenige Momente, um ihn endlich ganz auf die Spitze der Selbstverliebtheit zu heben, von der herab er als Beispiel der individualistischen Charaktergattung, als Beispiel seines ganzen Jahrhunderts gelten konnte, und wo ihn nichts weiter erwartete, als ein kurzer, momentaner Stoß, der ihn umklappte, ihm die Augen aufriß, um endlich klar zu sehen und — zu sterben. —

Er hatte die Theorie der Selbstsucht allerdings überwunden, gerieth aber immer mehr in die Praxis derselben. Diese ward nach außen hin nun so schroff, so eigenwillig und grell, daß sie meist gradezu lächerlich und kindisch wurde, ja oft in vollständig blödsinniger Form auftrat. So unter Andrem nahm er es Ulriken innerlich furchtbar übel, es that ihm entsetzlich

weh, daß dieſes Weib, welches er rauh genug mit ihrer Liebe abgewieſen, ſich ihm nicht aufgehoben, ſich nicht wie eine Nonne einer ſehnſuchtsvollen jungfräulichen Einſamkeit gewidmet, — kurz Toles geheirathet hatte. Ebenſo konnte er es Toles nicht vergeben, daß er nicht allein ſeines Vaters Stelle, ſondern auch Ulrikens Herz eingenommen hatte. Wenn auch immerhin die alte Freundesliebe in dieſe Dinge hineinſpielte, machten ſie doch Friedemann innerlich nur verbiſſener und verleiteten ihn oft zu Thorheiten, die die Menſchen ihm noch mehr entfremdeten.

Aus dieſer Zeit datirten nun auch jene mannichfachen verſchrobenen Streiche, die er an Toles, an Forkel und andern Leipziger Freunden beging und die zu all den Anekdoten Veranlaſſung gaben, die über ihn nachmals im Publikum umgingen und ſich hier und da bis heute erhalten haben.

Alle Plagen jedoch, die Toles und Ulriken durch ihn bereitet wurden, vermochten die Gatten nicht von dem Liebeswerk abzubringen: Friedemann, ſo weit es überhaupt möglich, ſich ſelbſt zu entreißen und ſeinem Talent, wie dem Leben wiederzugeben. Innige Liebe und tiefes Mitleid ließen die Gatten Alles anwenden, ja ſie achteten weder ſeines ungezogenen, oft rüden

Wesens, noch seiner barocken Ansichten, und es war oft komisch genug anzusehn, wie sie ihn, als wäre er ein Bube, abkapitelten, sich mit ihm stritten, oder ihn zur Thätigkeit spornten. Toles zog hierbei meist den Kürzeren, denn in solchen Momenten trug Friedemann eine Gehässigkeit sondergleichen zur Schau.

„Halt's Maul, Herr Thomasorganist! — Du kannst freilich gut Redensarten machen. Erst hast Du auf meinen Vater geschimpft wegen der Fuge, und bist selber ein Esel. Hast aber doch recht schön meines Vaters Nest einnehmen können! Ein schöner Nachfolger! Bei'm Satan, die paar Bissen, die ich esse, willst Du an mir abbläuen? Hahaha!" — Dann, auf's Tiefste gekränkt, sprang Toles auf und schlug die Thür hinter sich zu und Ulriken traten die Thränen in die Augen. Da stürzte denn Friedemann gewöhnlich hinter ihm her, fiel dem Freund um den Hals und rief: „Ich bin ein gemeiner Lump, Bruder, aber warum warst Du auch so dumm und nahmst mich auf! — Ach, ich bin zu unglücklich!" — —

Am besten wurde Ulrike mit ihm fertig. Einmal besaß sie als Weib eine viel biegsamere Fertigkeit, bei ihm zu erreichen, was sie für gut hielt, dann übte sie vielmehr Nachsicht mit seinen Schrullen, endlich

aber fühlte ſich Friedemann ihr gegenüber bedeutend im Unrecht. Sie hatte um ihn gelitten, ſie hatte ihn gepflegt! Er rechnete ihr das hoch an, was er vom Freunde als eine Sache anſah, die ſich von ſelbſt verſtände. — Ulrike erzielte auch bei ihren Bemühungen um ihn nach und nach mehr Reſultate, als Doles. Sie brachte es dahin, daß Friedemann nach langen Jahren wieder Geſchmack am Schaffen, am Componiren fand. Da die erſten Verſuche glücklich ausfielen, reizte die Freude, die jeder Schöpfer an ſeinem Geſchöpf hat, Friedemann zu neuer Thätigkeit, und eine Reihe Compoſitionen erſtanden, die um ſo mehr bewundert wurden, als ſie die einzigen waren, die dem Geiſte des todten Sebaſtian näher ſtanden. — Dieſe Thätigkeit und die Unterrichtsſtunden, welche ihm Doles verſchafft hatte, milderten in etwas ſein Weſen, gaben ſeinem Charakter eine ſtillere Melancholie, die nicht ohne Selbſtgenüge war und ihn der Theilnahme Andrer würdiger machte.

Ulrike, von ihren Erfolgen ermuntert, ſchloß ſich ihm mehr an, fühlte noch inniger den Gram dieſes Mannes. Je näher aber Friedemann dem Weibe trat, deſſen Liebe er einſt verſchmäht, je mehr er ihren Werth erkannte, je lebhafter er fühlte, welch hohes Paradies

die Familie ſei, deſto verzweifelter wurde ſein Herz und ein Reuegefühl überkam ihn, ein Etwas, wie Liebe für ſie. Indem er ſich ihr und ihren Einwirkungen überließ, ward ihm die Zeit zurückgerufen, wo Towabei ſeine Gebieterin war, und halb bewußtlos überließ er ſich dieſen erotiſchen Zwittergefühlen, die nur traurige Folgen ſowohl für ihn als den Kreis ſeiner Freunde haben mußten.

Ulrike war weit entfernt, nur in Gedanken eine Untreue an ihrem Gatten zu begehen, aber die tragiſche Wirkung, die der in ſich gebrochene erſte Liebling ihrer Seele für ſie hatte, das Beſtreben, ihn zu retten, rief gleichfalls einen Zwitterzuſtand in ihr hervor, der der Liebe nahe kam.

Doles merkte dies und tiefe Verzweiflung bemächtigte ſich ſeiner.

Wie gern hätte er den Störer ſeines ſtillen Glücks zum Hauſe hinaus gejagt! Konnte er aber den Freund, dem und deſſen Vater er ſo viel verdankte, in's Elend ſchicken?

Er beſchloß, auszuhalten, ſo lange es ginge, ja er ließ es geſchehen, daß der Klatſch der Nachbarinnen Friedemann den „Hausfreund" nannte.

Gleichwohl nahm aber ſein Weſen, ohne es zu

wollen, eine Bissigkeit gegen Friedemann, gegen Ulrike an, die die Verhältnisse des Hauses ganz umzukehren drohte.

Er zog sich mehr in sich zurück, wie alle Verletzten, war stumm, wenn er mit Ulriken allein war, und behandelte die Kinder härter, als sonst seine Art war. Dies erreichte seinen Höhepunkt! —

Friedemann erwachte! Als wär's ihm von Gott eingegeben, sah er den tiefen Riß, den sein Dasein in der Familie erzeugt hatte.

Nachdem er einen furchtbaren Wuthausbruch von Doles ausgehalten, ging er auf sein Zimmer.

Ulrike wollte Doles besänftigen, doch dieser stieß sie von sich und verließ das Haus.

Weinend setzte sich das arme Weib, die nun erst klar sah, zu den schreienden Kindern. —

Spät Abends erst kam Doles wieder, eben als Ulrike nach langem Warten zu Bett gehen wollte. Friedemann hörte die Schlafstubenthür zuschlagen und verschließen. —

Er hatte soeben einen Brief geschrieben und versiegelt. „An Bruder Doles." —

Er schnallte seine alte Tasche um, nahm die Violine, Hut und Stock, und schlich die Treppe hinab.

Er legte das Ohr an die Schlafstubenthür. — Heftiges Schluchzen von innen. —

„Nein, leugne es nicht, Ulrike, sei ehrlich zum armen Doles, Du liebst ihn nicht mehr! Friedemann, o Friedemann, Du bist mein Unglück!“ —

„So wahr ich meinem seligen Vater Frieden wünsche, Doles, ich habe nur Mitleid für Friedemann. Ja, ich liebe ihn noch, aber wie die Schwester den unglücklichen, verlorenen Bruder. Kannst Du je glauben, liebster Freund, daß ich Dich nur einen Funken weniger lieb habe?!“ —

„O!“ stöhnte er, „hätt' ich gewußt, ich würde dem Friedemann so theuer seine Hülfe bezahlen müssen, ich wäre lieber damals zu Dresden auf dem Stroh gestorben!“ —

Friedemann hörte nicht weiter zu. Er grinste und nickte. Dann schloß er die Hausthür auf, trat hinaus, schloß ab, schob den Schlüssel durch eine Lücke der ausgetretenen Schwelle und that ein paar Schritte in's Freie. —

So mitten auf dem kleinen Kirchplatz stehend, sah er hinüber zum Vaterhause. —

„Lebt wohl, o lebt recht wohl! Euch soll der Friedemann nicht mehr stören! Der letzte Rest der

Menſchheit verſinkt, die letzte Thräne ſteigt mir in's Herz. Euch ſoll der Friedemann nicht mehr ſtören!" —

Er drückte den Hut tief in's Geſicht und ging. — Toles und Ulrike ſahen ihn nicht wieder.

V.

Villeggiatura.

Etwa anderthalb bis zwei Meilen von Potsdam liegt ein reizendes Landgut, trefflich bewirthschaftet und, trotz der vergangenen Kriegswetter, im besten Zustande. Die Häuser des Dorfes, links und rechts mit einer gewissen Behäbigkeit an die Straße gelagert, blicken blank und schmuck über die Zäune. Es ist Erntefest! — In der Dorfschenke, die sehnsüchtig ihren Arm mit dem Kruge weit hinaus streckt, als gält's ein Lebehoch der Menschheit, wird wacker aufgespielt, gejauchzt und getrunken, und die weit geöffneten Fenster der Schenkstube lassen vermuthen, daß es dem dichtgedrängten Publikum da drin doch etwas um Luftverbesserung zu thun sein muß. Ein flüchtiger Blick hinein zeigt uns den blitzenden Erntekranz, der nach herkömmlicher Art an der Decke schwebt,

die von einer Holzsäule getragen wird, welche zugleich den Mittelpunkt bildet, um den die ewig in sich zurückkehrende Spirale der Tänzer sich bewegt. — Behäbige Bauern mit langem Rock und Lederhosen, den Dreimaster schräg auf dem nachdenklichen Haupt, stehn an der Thür und berechnen Getreideconjuncturen, junge Burschen in kurzer Jacke blicken nach den Schönen ihrer Wahl, die, in schwarzen Hauben mit langen Bändern, aus der Schleifengarnitur ihres Kopfes wie Kropftauben gucken und den Henkelthaler auf dem braunrothen Halse blitzen lassen.

Verfolgen wir den Dorfweg weiter, so führt er uns auf den Herrenhof, ein hübsches, einstöckiges Gebäude mit zahlreichen Wirthschaftsanhängseln, Ställen und Remisen. Hinter demselben liegt ein prächtiger Garten mit holländischen Anlagen. Die Gartenfront des Hauses ist eigentlich besser und mehr für den Luxus berechnet. Die Fenster und Glasthüren eines Sommersalons laufen hier auf eine kleine Erhöhung aus, die, von einigen Sandsteinfiguren und vielen Blumen geschmückt, durch einige Stufen mit der Hauptallee des Gartens in Verbindung steht, und diese mündet wieder in ein Sommerhaus, eine Art offnen Tempel, der, etwas erhöht, eine liebliche Ansicht über

die Felder, Waldungen und Wiesen gestattet, welche von den Potsdamer Bergen in der Ferne begrenzt werden.

In diesem Sommerhause befindet sich eine große Gesellschaft, der man's an Kleidung wie Ton der Unterhaltung anmerkt, daß es Leute der Residenz sind, die sich hier zusammengefunden. — Der Besitzer des Gutes, jener bläßliche Herr in den vierziger Jahren dort, der die Honneurs macht, ist uns nicht unbekannt. Es ist der Tribunals- und Hofrath Friedrich von Eichstädt. Jene stattliche Dame mit einer Gruppe Herren in eifrigem Gespräch, ist Frau Antonie von Eichstädt. Die lange und glückliche Ehe dieser Beiden ward durch Nichts getrübt, als den Tod ihrer Schwiegereltern und den Mangel an Kindern. Wie sehr auch Herrn und Frau von Eichstädt Letzteres namentlich mit jedem Jahre fühlbarer ward, so that es doch ihrer gegenseitigen Zuneigung nicht den leisesten Eintrag. Selbst von großer geistiger Begabung, wußten sie, vermöge ihrer hervorragenden Stellung, wie ihres Reichthums, einen Kreis von Männern und Frauen an sich zu ziehn, welcher der Elite der Kunst und Wissenschaft damaliger Zeit entnommen war. Besonders Frau von Eichstädt galt für das Muster jener

geiſtreichen und liebenswürdigen Damen, die in Berlin den Ton anzugeben pflegten, und einheimiſch in ihren Cirkeln zu ſein, galt für eine Ehre, um die man ſich eifrig bewarb.

Es war ihnen zur ſüßen Gewohnheit geworden, das Erntefeſt auf ihrem Landſitze zu verleben und jährlich einige Zeit dem Treiben der Reſidenz zu entfliehen.

Hierher folgte ihnen denn meiſt eine Schaar Auserwählter, denen ein dolce far niente unter dieſen ſchattigen Eichen und Linden ebenſo erſehnt war.

Neben der Frau des Hauſes ſitzt ein kleines, jüdiſch ausſehendes Männchen, deſſen ſchmale Lippen lächelnd zuſammengekniffen ſind. Er iſt etwa vierzig Jahr alt und ſein Rückgrat hat ſich durch anhaltendes Bücher-Studium gekrümmt. — Es iſt Moſes Mendelsſohn, der Freund Leſſings, der große Philoſoph und Litterator. Er hört, ſich hin- und herwiegend, dem Diſput ſeiner ſchönen Freundin zu, welchen ſie mit Emanuel Bach führt, der Vorwürfe von ihr empfängt, daß er Berlin verlaſſen und nach Hamburg gehen will. — Jener würdevolle, ein wenig corpulente Mann, der mit dem Herrn von Eichſtädt converſirt, iſt Profeſſor Ramler. Die hagere Geſtalt

mit edlem, melancholiſchem Geſichtsausdruck, der Schillern ähnlich ſieht, und eben dem Fräulein von Geuder, der Hofdame der Königin, Andeutungen über Perſpective und Luftton giebt, iſt der Hiſtorienmaler Bernhard Rode. Daneben ſteht der Herr von Merker, Kammergerichts-Aſſeſſor, ein Kunſtdilettant von Talent. Außer dieſen älteren Perſonen iſt aber ein Flor junger Damen und Herren zugezogen, die den hervorragendſten Familien der Berliner Welt entſprungen ſind und Alles *repräſentiren*, was Galanterie und Nobleſſe, Mode und Grazie in Preußens Metropole aufzuweiſen hat. Weder Flacon noch Fächer, weder Schminkfläſchchen, noch eau de luce fehlen, und wenn die Damen als jüngſte nouveautés de Paris die bekannten Beutel à la Pompadour tragen, ſo erſcheinen die jungen Herren à la cacadu friſirt und das Zöpflein ſpielt mit naiven Windungen auf dem reich geſtickten Rock von Atlas oder heller Seide. —

Der Kaffee war bereits eingenommen, das junge Völkchen, welches ſich nie ganz frei in der Nähe der Gelehrtheit befindet, eilte zu jenen mannichfachen verliebten Spielen im Freien, von denen, außer dem Reifenſpiel, nur „Blindekuh," „Stirbt der Fuchs" und „Amor" auf uns gekommen iſt.

„Sie ſind zu bitter, lieber Bach, in Ihren Urtheilen, ſo gerecht ich dieſelben auch in mancher Beziehung finde. Es iſt wahr, unſre Berliner Muſik iſt im Sinken. Seit Graun todt iſt und Se. Majeſtät, von Alter und Sorgen geplagt, ſelbſt nicht mehr ſo eifrig wie ſonſt der Kunſt pflegt, entweicht die Muſe langſam aus den Mauern. Sicher können Reichardt und Benda den großen Meiſter nicht erſetzen, ſo kunſtgerecht ihre Arbeiten ſind, ſind ſie doch zu verſtandeskalt, aber —"

„Verſtandeskalt, meine Gnädige! das iſt das rechte Wort! Und nicht etwa in Berlin, nein überall in Deutſchland iſt die Muſik jetzt ſo! Verzeihe mir's unſer Freund Mendelsſohn hier, aber unſre ganze jetzige Zeit iſt verſtandeskalt. Jene Orthodoxie, die zwar ihre großen Schattenſeiten hat, jene Orthodoxie, die die Leute in kindlicher Glaubens- und Begriffseinfalt hielt, iſt verloren gegangen, und mit ihr der zwar altväteriſche, aber ſtrenge Ernſt, auf dem die höchſte Weihe der Muſik beruht. Sie iſt eben eine Herzenswiſſenſchaft, die abſtirbt vor dem anatomiſchen Meſſer der Philoſophie. Mag es wie Minauderie und Arroganz im Munde des Sohnes klingen, Madame, aber ich behaupte, daß die ernſte, die höchſte

Bedeutung der Muſik, die der Kirche, ſeit dem Jahre 50, ſeit meines Vaters Tode ſchlafen gegangen. So lange er lebte, war die Muſik noch eine Macht der Glaubenslehre und in ihrer ſchönſten Mannbarkeit, jetzt in der neuen Atmoſphäre der Toleranz iſt ſie erblichen!" —

„Und wenn Sie das ſo lebendig fühlen, ſagte Mendelsſohn, wenn Sie ſelbſt wiſſen, was zur Wiederbelebung des Kirchenſtyls noththut, warum ſchaffen Sie nicht ſelbſt Werke in dieſem Sinne, da Sie doch ſo viel Schönes ſchon componirt haben? Warum gehen Sie ſogar von Berlin, dem Centralpunkt des Nordens, fort, wo allein alle Beſtrebungen weitgreifende Wirkung haben?" —

„Das allerdings, Verehrter, ſchlägt mich!" Und Wehmuth umſpielte Emanuels Lippen. „Es ſoll mich aber nicht abhalten, freimüthig zu antworten. Wie ſehr ich Recht habe mit Dem, was ich ſagte, jene Kunſt ſei wirklich verloren, erhellt daraus, daß auch ich viel zu ſehr Menſch dieſer Zeit bin, als daß ich meinem Vater nachſtreben könnte. O ich habe es oft verſucht, aber weiß auch zu wohl, daß es Nichts iſt im Vergleich zu ihm! Einer, Einer allein, wenn er noch lebte, wäre fähig, meinen todten Vater

wirklich zu erſetzen: mein Bruder Friedemann Bach!“ —

Die Unterhaltung ſtockte. Frau von Eichſtädt hatte ſich betreten fortgewendet und gab einem Diener Befehle.

Emanuel ſah trübe vor ſich hin. —

„Nun, mein lieber Freund,“ und Mendelsſohn nahm Bachs Hand in die ſeine und drückte ſie, „ich, der ich ein Vertreter dieſer neuen Toleranz, dieſer Verſtandesaera bin, beweine es mit Ihnen, daß nur die Vergangenheit jene ſchöne Kunſt zu treiben fähig war. Glauben Sie mir aber, thöricht wär's, ſich gegen die ſieghaften Ideen zu ſtemmen, die viel Uebel, aber noch mehr Segen im Gefolge haben, Segen für die ganze Menſchheit. Die Schlacken bleiben endlich doch einmal am Wege liegen, und jenes Gefühl, dem die Tondichtungen Ihres Vaters entſtammen, wird wiederkommen in reinerer Geſtalt, und dann wird man erſt recht einſehen, was Sebaſtian Bach geweſen iſt!“ —

„Nein, nein, Moſes, das kommt nicht wieder!“ —

„Es kommt wieder! Spät, ſehr ſpät vielleicht, aber es kommt doch wieder!“ —

Die Geſellſchaft erhob ſich.

Die Sonne hatte ſich geſenkt, die Muſik im Dorfe ſchallte näher, das junge Volk kam aus dem Garten herbei geeilt und rief: „Sie kommen, ſie kommen!“ —

Es war ein ſonſt auf dem Lande üblicher, jetzt wohl meiſt vergangener Brauch, daß die Bauern am Erntefeſte, wenn der Abend kam, ihrem Gutsherrn den Erntekranz brachten, der mit mancherlei Ceremonien unter Muſik im Flur des Edelhauſes aufgehangen wurde. Dafür erhielten die Leute ein kleines Tractament an Eſſen und Trinken.

Das Wohlſein der Herrſchaft ward ausgebracht und dann in die Schenke zurückgezogen, wo der Tag mit Sang und Tanz beendet wurde.

Demgemäß verſammelte ſich lächelnd die noble Geſellſchaft auf der Terraſſe des Pavillons und ergötzte ſich an dieſer ländlichen, komiſch ſteifen, aber gut gemeinten Ceremonie.

Eine Art Marſch aufſpielend, erſchienen die Muſikanten im Gefolge des Kranzes, vor dem der Schulze wie eine Fregatte einherſchwankte, und fröhlich folgten die Landleute je zu Zweien, ein Männlein und ein Fräulein!

Der Schulze hielt ſeine Rede, der Erntekranz ward aufgehängt und der Augenblick der höchſten Ehre für

das Dorf erſchien. Der Gutsherr nämlich bot der Schulzin, der Schulze der Gutsherrin fein ſäuberlich den Arm und ein ſogenannter Zweitritt unter dem Kranze erfolgte. —

„Wahrhaftig, die Leute ſpielen gar nicht übel! Ich habe noch keinen falſchen Ton gehört und es liegt Sauberkeit und Beſtimmtheit in ihrer Art!“ ſagte Emanuel.

„Es ſind böhmiſche Muſikanten dem Ausſehn nach,“ antwortete Mendelsſohn. „Sie ſind ihres Talents wegen bekannt und ziehen durch die ganze Welt! —

„Unſern jungen Freundinnen zuckt's durch alle Glieder. Sehen Sie nur, die kleine Geuder iſt ſchon ganz Tanz!“ lachte Rode.

„Nun, wenn ich wüßte, daß ein Impromptu der Geſellſchaft wünſchenswerth wäre und die Leute etwas Vernünftiges aufſpielen könnten, würde ich, während die Bauern hier poculiren, ein petit Entremet dansant vorſchlagen,“ ſagte lächelnd Frau von Eichſtädt.

„Ach ja, ach ja!“ riefen die jungen Damen.

Herr von Eichſtädt trat zu den Muſikanten und erkundigte ſich, ob ſie ſich wohl getrauten, der Gutsherrſchaft zum Tanze aufzuſpielen.

„Wir können Alles, Ew. Gnaden," näſelte der kleine Klarinettiſt, „Sarabanden, Menuett, Polonaiſe, Gique und Galliarde, was befohlen wird!" —

„Prächtig! Reizend!" jubelte das junge Volk und das Engagiren begann. Selbſt die älteren Herren wurden nicht verſchont, und Frau von Eichſtädt forderte lachend den kleinen Mendelsſohn zur Polonaiſe auf: „wenn Ihnen der Maimonides und der Phaedon noch ſoviel Athletik übrig gelaſſen haben, Herr Philoſoph!" —

„Ich will mein Beſtes thun, verehrte Frau. Freilich werd' ich mich neben Ihnen ausnehmen, wie der Pavian neben der Gazelle!" —

Die Muſiker wurden von dem alten Kammerdiener im Saale aufgeſtellt.

„Thut euer Möglichſtes, Leute, und macht's gut. Es giebt keine, berühmte Muſikkenner in der Geſellſchaft, hört Ihr?" —

Der lange Violiniſt lachte, der Klarinettiſt nickte vergnügt, die andern Beiden brummten, und eine ſchmucke Polonaiſe beginnend, eröffneten ſie den improviſirten Ball, deſſen Reiz beſonders in dem plötzlichen Arrangement lag.

Die Geſellſchaft betrat, einer Schlange in ihren

langen Windungen vergleichbar, den Salon. Die ſtrahlenden Wachskerzen und das helle volle Mondlicht, welches, mit der lauen Abendluft vereint, durch die geöffneten Glasthüren und Fenſter des Gartenſaals drang, erzeugte ein feenhaftes Mischlicht, das die Geſellſchaft mit wundervollem Duft umzog. „Eine ſolche Beleuchtung habe ich ſelten geſehen," ſagte Rode zu dem athemloſen Fräulein von Alvensleben.

„Sehen Sie nur, wie brillant die hellen Habite der Herren und Damen ſich ausnehmen! Bei Gott, ſeit ich eine Villeggiatura an der Brenta genoß — und das iſt lange her — habe ich ſolchen Farbenſchmelz nicht mehr empfunden!" —

„Und haben wir denn hier nicht eine wahrhafte Villeggiatura?" fiel Frau von Eichſtädt ein. „Draußen den heimlichen Garten, im dunkeln Blaugrün mit den ſilbernen Wipfeln, den vom Mondſtrahl beſtreuten Pfaden, wie gemacht zum heimlichen Koſen, zum tändelnden Schäferſpiel? Dann die Villaggios in Rembrandt'ſchen Gruppen und hier den Flor tanzender Göttinnen, die herniederſteigen zu den Menſchen und ihre Freude theilen?" —

„Villeggiatura!" riefen entzückt alle Anweſenden.

„Ja, Villeggiatura, das iſt der rechte Name! Laſ-

ſen Sie uns dies Feſt in der Erinnerung Villeggiatura nennen!“ rief Rode mit künſtleriſcher Begeiſterung. —

Ein Tanz folgte dem andren. Man war ſo in der Seligkeit des Allgenießens, daß man den Moment nicht genug auskaufen zu können meinte.

Endlich ſiegte die natürliche Ermüdung und der Appetit über den Enthuſiasmus.

Man ließ ſich zu einer höchſt reichhaltigen Mahlzeit nieder, und der perlende Wein hob die poetiſche Stimmung von Minute zu Minute. Geiſtreiche Witzworte weckten fröhliches Gelächter, manch leiſer Händedruck, manch galanter Flüſterton jagte die Röthe des ſchämigen Schrecks auf die Wangen der duftenden Mädchen.

Die Muſikanten hatte man in einer Ecke reichlich bewirthet und es herrſchte nur eine Stimme des Erſtaunens über ihr wirklich tüchtiges Spiel.

„Ich möchte wohl wiſſen, ob die Leute auch noch Beſſ'res, als Tänze, executiren können?“ äußerte Emanuel zu Herrn von Eichſtädt.

„Wir wollen ſie fragen, mein Lieber!“ —

Beide begaben ſich in die Ecke des Salons, wo die Muſici ſich's wohl ſein ließen.

„Hört, Leute!“ sagte Eichstädt, „Eure Tanzmusik gefällt mir. Wir möchten aber auch einmal etwas Anderes hören. Könnt Ihr uns wohl ein Concertstück, ein Solo oder sonst etwas Hübsches vortragen?“ —

Der kleine Klarinettist zuckte mit den Achseln. „Nein, Ew. Gnaden, so weit haben wir's nicht gebracht. Aber der Lange da,“ und er zeigte auf den Violinisten, der eben einem Glase Wein hinunterhalf, „wenn der aufgelegt ist, der kann's, das ist ein Teufelskerl!“ —

Eichstädt ersuchte den Violinisten, ein Solo zu spielen.

Der Angeredete richtete seine zusammengesunkene Gestalt empor, schob die schmutzige Halsbinde zurecht, zupfte an den Fetzen seiner welken Busenkrause, und ein stolzes Lächeln leuchtete aus seinem verkommenen, durchfurchten Antlitz.

„Sehr wohl, Ew. Gnaden. Befehlen Sie Violine oder Clavier?“ und er machte eine Bewegung nach dem gegenüber an der Wand stehenden Instrumente.

„Clavier spielt Ihr auch?“ rief Emanuel. — „Nun denn, Clavier!“ —

„Das ist sonderbar!“ sagte er zu Eichstädt, als sie auf ihre Plätze gingen. „'S ist doch traurig, daß man unter so elenden Lappen oft das Talent begraben findet! Pah, und wir Künstler in sogenannten glänzenden Verhältnissen, was haben, was sind wir?!“ —

Eine Todtenstille trat ein, denn der hagere Violinist hatte das Instrument geöffnet und sich gesetzt. Seine Finger fuhren wie ein Flüsterhauch über die Tasten, um die Stimmung zu prüfen.

„Was befehlen Sie? Eine Sonate, eine Phantasie, eine Fuge?“ —

Eben wollte Emanuel kopfschüttelnd aufstehen, als Frau von Eichstädt eine Phantasie forderte. —

Kein Hauch bewegte sich ringsum.

Der Musiker begann. Es war ein einfaches Thema, abgerissen, verflatternd, so hingeworfen, wie wenn ein armer, wandernder Kerl auf der Landstraße ein naives Volkslied vor sich hinträllert. Die Melodie hatte so etwas kindlich Frisches, so viel Urkomisches an sich, daß die Gesellschaft unwillkürlich lächeln mußte. Dazwischen fuhr's hin und wieder, wie ein unendlicher Schmerz durch die Tasten, und das Thema wandelte sich in schwermüthige Klageseufzer

einer einſamen, verlorenen Seele, die vor des Lebens Unwettern zagt, die ſich aufbäumt zu raſendem Kampfe, zum letzten, äußerſten Ringen, und unter des Schickſals Schlägen ächzend zuſammenbricht und verklingt! — Aber dem letzten Scheidenden, der das ermattete Herz leiſe aufzitternd verläßt, vermählt ſich ein fernes Klingen aus der Höhe, ein ſüßes Palmenrauſchen aus beſſern Sphären, das ſich herniederſenkt und das wimmernde Elend mit unvergänglichen Blumen der Freude zudeckt. Die Schaaren des Himmels ſteigen nieder, es kommt der todte Vater zu ſeinem ſterbenden Sohn, die Himmel träufeln den Nectar-Thau der Geneſung, und aus den ewigen Urtiefen des Weltraums klingt es:

„Kein Hälmlein wächſt auf Erden!“ —

— — — — — — — — — — — — — —

Zitternd, in athemloſer Rührung ſitzt die Verſammlung, gefangen von gewaltigem, namenloſem Zauber!

Da ſpringt Emanuel Bach auf, bleich und entſetzt!

„Das, — das iſt — Das iſt mein Bruder Friedemann, oder der Satan!“ —

Kreiſchend verhallt der Accord! Empor fährt der

Unglückliche! Tief blicken sich die beiden Männer in's Auge!

„Friedemann!“ —

„Emanuel!“ —

und die Brüder liegen einander in den Armen, und Friedemann weint vor Seligkeit und Freude, daß er den Bruder wiedersieht, daß der ihn an seinem Spiel erkannte!

Alles ist verworren, erstaunt und sprachlos aufgesprungen. Frau von Eichstädt, wie träumend, tritt auf die Brüder zu.

„Um Gotteswillen, Emanuel, sagen Sie mir, ist das wirklich — Friedemann Bach?!“ —

Da fährt der Verschollene jäh empor. Der Ton ist ihm bekannt. Starr, leichenhaft, blickt er die Sprecherin an.

„Antonie Brühl!!! — O, verflucht und verdammt sei diese Minute! Ja, Friedemann Bach ist's, — in Lumpen! Weg von mir, ich mag Dich nicht sehen. Der Teufel segne mein Kommen!!!“ —

Er riß sich vom Bruder, der ihn noch halb umschlungen hielt, stürzte nach der Thür, schleuderte den Diener bei Seite, der ihn halten wollte, und verschwand im Dunkel des Gartens. —

Emanuel eilte ihm nach! — Vergebens: er iſt verſchwunden! —

Die Diener durchſuchen den Garten, reitende Boten umtraben die Felder — er iſt verſchwunden!

Bleich und entſetzt umſteht die glänzende Verſammlung die bewußtlos in ihres Gatten Arm geſunkene Antonie! — Am Fenſter ſteht Emanuel, blickt hinaus in die Nacht und weint bitterlich!

„Villeggiatura!“ murmelte Bernhard Rode. Und der kleine Moſes Mendelsſohn flüſtert ſeinem eignen Herzen nachdenklich die Frage zu: „Iſt der Geiſt über uns ein Gott der Rache oder ein Gott der Liebe?“ —

VI.

Rococo-Berlin.

Wir betreten das alte Berlin von 1784! —

Alles, was es geworden, die vorherrschende Stellung als Trägerin germanischer Bildung, als Weltstadt, verdankt es Friedrich dem Einzigen.

Im Mittelalter unter dem ersten Churfürsten noch höchst unbedeutend, umfaßte es nichts, als jenen Theil, welcher von Neu-Cöln am Wasser bis zum Mühlendamm, von der Gracht bis zum neuen Museum geht, ferner die Königsstadt vom Mühlendamm bis zur Neuen Friedrichsstraße, von der Waisenbrücke bis zur Garnisonkirche, also das sogenannte Cöln und Berlin. Alles, was später angebaut wurde, wie: der Friedrichswerder, Neu-Cöln, Neustadt, Friedrichsstadt, Köpnicker-, Stralauer-, Königs-, Spandauer-Vorstadt und Voigtland waren das

Werk Friedrichs des Großen und seiner beiden Vorfahren.

Von Friedrich des Großen Tode an bis heute, so sehr Berlin in jeder Beziehung durch innern Glanz, wie die Aufführung der riesigsten Bauten gewonnen, hat sich seine allgemeine Gestalt nur in sofern erheblich verändert, als die Köpnicker-Vorstadt, von der alten Jakobsstraße an, ebenso die Spandauer-Vorstadt von der Linienstraße bis über das Invalidenhaus ausgedehnt, und der ganze, vor und zwischen dem Hallischen und Potsdamer Thore gelegene, Häusercomplex geschaffen wurde.

Lassen Sie uns nun in's Innere der Stadt treten, wir sehen da manchen lieben Bekannten. —

Doch halt! Nicht so rasch! —

In unserer modernen Toilette würde man uns für geschmacklose Narren halten, die Straßenjugend Spreeathens, damals genau so rangenhaft wie heute, könnte uns moralisch leuchten, denn nebenbei gesagt, — aber ganz heimlich, — die Polizei der guten Metropole von Anno 84 ist noch erbärmlich schlecht, ebenso wie die Beleuchtung. — Also Vorsicht!

Wenn es Winter wäre müßten wir nothwendiger-

weiſe eine Quiree, die Dame eine Pelzpalatine nebſt Muff tragen.

Da wir von Stande ſind — und wir ſind hoffentlich alle von Stande — rufen wir bei dem weiten Wege jene beiden lungernden Rothröcke, die dort am Thor neben der Portechaiſe ſtehen, denn wir ſind im bloßen Kopf und tragen den Chapeaubas im Arm. — Der Steifrock der Gnädigen mit ſeinen Bambusſtrippen iſt zurecht gedrückt, mein Stahldegen aus dem Gehäng genommen, wir ſitzen. — Es iſt nur gut, daß ich meinen Stehrock von roſa Atlas nicht anhabe, er wäre hin auf alle Zeit! —

Nun ſehen Sie ſich um, meine Cloe! —

Ich werde Sie übrigens nicht durch den Anblick aller winklichten und ſchon bekannten Straßen ermüden, es kann nur meine Sache ſein: Sie dieſes Leben und Weben, die verſchiedenen Merkwürdigkeiten der alten Stadt ſehen, einige Meinungen und Geſpräche der Leute erlauſchen zu laſſen, oder den Perſönlichkeiten des Tages vorzuſtellen. —

Das iſt das Halle'ſche Thor, welches wir paſſiren. Ganz wie jetzt guckt der Steuereinnehmer herein. Der Platz, den wir betreten, heißt das Rondel; von der Belle-Alliance und der Victoria weiß man noch nichts.

Wenn's beliebt, laſſen wir uns bis zum Dönhofsplatz durch die Lindenſtraße tragen, von dort aus gehen wir.

Der Bauſtyl iſt etwas platt und hat wenig Stuck, denn der König will nicht, daß man die Häuſerbauten durch zu viel Ornamente vertheuere.

Unſer erſter Blick fällt auf das Palais des Staats-Miniſters von Blumenthal.

Weiterhin folgt rechts das Kammergericht oder Collegienhaus. Hier blicken in ihren ſchwarzen Mänteln gravitätiſch einige Collegien-Aſſeſſoren und Notare von der Rampe herunter. Eben hält des Juſtiz-Miniſter von Carmers Equipage, des geiſtreichen Geſetzgebers, dem wir das Landrecht verdanken, davor. In dieſer Gegend iſt Advokatenkleid, Mäntelchen und Allonge vorherrſchend, ſie iſt vornehmlich der Sitz der Juriſten.

Die Jeruſalemer Kirche dort hat noch ihren zierlichen Thurm reinſten Rococoſtyls, ebenſo wie die Parochialkirche, von der gerade das Glockenſpiel herübertönt.

Im zweiten Viertel der Jeruſalemerſtraße, rechts im Hauſe der Frau von Karlowitz wohnt der Königliche Medailleur, Daniel Friedrich Loos. —

Das große Gebäude an der Feilnerſtraße iſt die Kaſerne der Garde du Corps von der ein wohl erhaltenes Exemplar, ſteif wie ein Bleiſtift Wache hält. 'S iſt Einer von den Schwadronen Seidlitzens, die ſo große Thaten verrichteten. Aha! Das pausbäckige Geſicht dieſes Ukermärkiſchen Bauern unter'm Dreiſtutz mit gepichtem Schnurbart kommt Ihnen doch wohl etwas ehrwürdig vor? —

Wir münden in die Commandantenſtraße ein. Dort drüben rechts kaſernirt das Regiment Ramin, links wenden wir uns nach dem Dönhofsplatz. Er iſt allerdings ohne den waſſerſpeienden Löwen, ohne den Treubund, ohne die brillanten Läden ſpäterer Zeit, aber die Hökerinnen ſind gerade ſo gemein und unverſchämt wie jetzt.

Hier weht uns das erſte Mal der echte Berliner Jargon an. — Steigen wir aus! —

Durch das Gewühl hindurch, beim Meilenobelisken vorbei, führe ich Sie an der linken Seite hinab. Rechts dort drüben liegt das Haus des Banquier Behrend, daneben das des Urſinus, ein Name, der im Pitaval wiederklingt. Links im Uhdenſchen Hauſe wohnt der Kapellmeiſter der großen Oper, Reichardt, der Nachfolger Grauns.

Sehen Sie das Eckhaus da drüben, an der Jerusalemer- und Krausenstraße? — Es gehörte dem Tribunals-Rath Friedrich von Eichstädt. Nun ist er todt. Die Wittwe hat es an einen Tischlermeister verkauft und sich die erste Etage Zeitlebens vorbehalten. Der uralte Lakay, der so trübe an der Hausthür lehnt, ist uns bekannt! — Herr, Du meine Zeit! Das ist ja der ehemalige lustige Müller von Trotha! — Doch wir dürfen uns nicht versäumen, Verehrte! —

Die Jerusalemer-Straße rechts hinab, der Leipziger- und Kronenstraße vorbei, passiren wir die Schinkenbrücke, und betreten den Schinkenplatz. Hier ist die Hausvoigtei, an die, nach der Oberwallstraße zu, der Jägerhof stößt, in dem Graf Sigismund von Rhedern seinen Sitz hat. Als Curator der Akademie der Wissenschaften, versammelt er in seinem Hause die Elite derselben. Euler, Berneulli, Achard, Gleditsch, Castillon, Prevost, Borelli, Beausobre, Merian, Abbe Pernetti, Thiebault und Rammler sind seine Freunde. — Der französische Schliff, die glatte Chevalierie, die sich durch die Berliner Volksderbheit hindurchwindet, beginnt hier vorzuherrschen. Ueberall begegnen wir einem schwatzhaften Refugié, einem Fechtmeister, Tanzmeister, Maler, Kaufmann, Handwerker

oder Fabrikanten de Paris, die brillantesten Läden prangen mit französischen Namen und schon der gewöhnliche Mann beginnt seine Rede mit Gallicismen zu mischen.

Die Niederwallstraße rechts hinab, erblicken Sie links ein stattliches Gebäude, das Hotel des berühmten Ministers Herzberg, dieses edlen Dieners des Vaterlandes in allen gefahrvollen Stunden.

Durch die nächste Quergasse treten wir in die Kurstraße, die wir links hinabschreiten. Dort rechts die winkliche Gasse hinein geht nach Raules-Hof, an der Ecke aber steht das Eldorado aller Derer, bei denen Gold „nur Chimäre" ist, das Leihamt.

Im Weiterschreiten kommen wir bis zur Jägerstraße, die gerade auf das rechts liegende Fürstenhaus stößt, einen geräumigen Pallast, der zur Aufnahme aller fürstlichen Fremden dient, welche den preußischen Hof besuchen.

Wenn wir von hier einen Blick in die Jägerstraße hinabwerfen, bemerken wir links das Königliche Bankhaus, welches an den Jägerhof grenzt, rechts hingegen in dem Eckhause an der Jägerbrücke wohnt Raumann, der berühmte sächsische Opernkomponist, der eben auf einige Zeit nach Berlin gekommen.

Der Werdersche Markt mit seinen alten Fleischscharrn!

Dort steht rechts das Werdersche Rathhaus, in welchem sich zugleich das Gymnasium befindet, an dem Gedicke, der Quälgeist unserer Jugend, welcher sich mit vieler Gravität in den Basedow'schen Streit eingelassen, als Schulmonarch thront und die alte Wissenschaft gegen den Untergang in moderner Bildung schützt. Die Werderstraße entlang kommen wir bis zur Schleusenbrücke. Hier fesseln eine Reihe interessanter Gebäude der Unter- und Oberwasserstraße, deren Fronten dem Kanal zugewendet sind, unsere Aufmerksamkeit. Die Rückseite der alten Münze, das Schickler'sche Haus folgen dicht an einander. Ohnweit davon liegt das Palais des Grafen Wartensleben. Bei der Jungfernbrücke im Barez'schen Hause wohnt der berühmte preußische Kupferstecher Daniel Berger, dessen Blätter noch heut von den Liebhabern als große Seltenheit gesucht werden.

Ueber die Brücke hinweg, zwängen wir uns die enge Straße bis zum Schlosse hindurch, hier findet seit alter Zeit immer das ärgste Drängen statt. — Das Schloß! — Nun wird Alles breit und licht. —

Majestätisch prangt die Riesenfronte, von der alten

Domkirche nicht mehr behindert, und wendet ihre Portale der breiten Straße zu.

An der Ecke des Schlosses haltend, wenden wir uns um. Die mit Colonaden versehene Häuserreihe links, welche über den weiten Platz nach der Königsstraße hinüberschaut, ist die Stechbahn. Hier standen im Mittelalter die Schranken, in denen die Brandenburgischen Markgrafen und Fürsten ihre Tourniere und Gesellenstechen zu „Schimpf und Ernst" hielten.

Rechts die Straße, welche das Hauptportal des Schlosses begrenzt, ist die Schloßfreiheit. Unter den Gebäuden, welche dem Schloß gegenüberliegen, zeichnen sich das Audibert'sche, Palmié'sche, vor Allem das Spener'sche Haus aus. Hier war zu jener Zeit die Redaction und Expedition der Haude- und Spener'schen Zeitung, hierher schlich nächtlicher Weile im Schlafrock der große Friedrich, als er noch Kronprinz war, um des Lieben, verpönten Flötenspiels willen, und conzertirte heimlich beim alten Spener. — Wir schreiten über den Schloßplatz hinweg, an den zahlreichen Miethskutschen und Sänften vorüber, nach der breiten Straße.

Mit der Ritter-Akademie und dem Königlichen Stalle links, lassen wir des großen Porporinos Woh-

nung hinter uns, aus der uns seine süß-klagende Stimme in Solfeggien berüberröhrt; wir kommen rechts an den brillanten Häusern von Saltzmann, Moreau und Merk vorüber. Dabei ist das Voßische Haus mit der Zeitung. An dieser Ecke ist die Probstgasse. Einen Abstecher machend, eilen wir hinein und treffen nahe bei der Kirche auf ein unscheinbares Haus, von welchem wir nicht ahnen werden, daß in ihm Gotthold Ephraim Lessing gewohnt hat. Hier entstand der Plan zu Emilia Galotti, die Minna von Barnhelm, der Cyklus der Litteraturbriefe, wahrscheinlich auch die Idee zum Nathan. In grader Linie forteilend, über den Petriplatz hinweg, erreichen wir die Scharrnstraße, an deren Mündung rechts am Wasser einst Graun, der Schöpfer des Todes Jesu, die ewige Lerche, welche mit zahllosen Opern die Carnevals der Residenz geschmückt, gelebt hat.

Seit ihm sind die Berliner ein singendes Volk geworden. Da, die kleine Rätherin, der das Chignon so reizend kleidet, deren Busentuch die blendenden Achseln kaum bedeckt und dem unverschämten Lüftchen freien Durchmarsch läßt, belehrt uns gleich davon,

„Kommt ihr Mädchen, spinnt, ach spinnt,
Denn die Zeit verrinnt, geschwind,“

trällert sie.

O sie ist eine fanatische Liebhaberin des Theaters, sie kennt die Emilia Galotti, den Lear, den Ugolino und Hamlet, hat auch den Götz von Berlichingen von einem gewissen Herrn Göthe gesehen, der Werther's Leiden geschrieben, das sie immer mit zu Bette nimmt.

Wenn sie Sonntags mit ihrem Liebsten, dem Actuarius, nach Menadiers Weinberg, nach Katschi's oder Jouanne's Kaffeegarten geht, trägt sie ihren Pompadour und den Italiener, so gut wie eine Andere. Doch wir schwatzen! Lassen Sie sie laufen mit ihrem kecken: „Singe nur, schmachtender Schäfer,“ dem Lieblingsliede aller Grisetten, der Bravourarie aus Laura Rosetti, welche André componirt hat. —

In unsern Cours zurückgekehrt, dem Kölnischen Rathhaus vorbei, schlendern wir dem Mühlendamm zu. Das Haus vis-a-vis der breiten Straße, später durch d'Heureuse bekannt, ward einst vom Feldmarschall Derflinger erbaut und bewohnt. —

Der ehrwürdige Mühlendamm nimmt uns auf mit seinen hebräischen Anklängen, und das Haus der

reichen Banquiers, Gebrüder Ephraim, links an der Poststraßenecke, blickt mit seinem vergoldeten Balkon auf acht Säulen, welche sich die reichen Söhne Israels in einem stolzen Augenblicke als Siegesandenken vom geplünderten Schlosse Hubertsburg aus Sachsen herüber kommen ließen, stolz zu uns hernieder. Hier wohnt der Leibarzt des Königs, Gothenius.

Bald hätte ich Ihnen jenes kleine Gäßchen, zwischen den Colonaden des Mühlendamms zu zeigen vergessen. Es ist die Fischerbrücke, wo auf der Insel die berühmte Manufaktur der Gebrüder Wegely liegt, und Fasch, der nachmalige Stifter der Singakademie wohnt.

Der Molkenmarkt. Das stattliche Gebäude rechts, jetzt das Polizei-Präsidium, ist zur Zeit die Königliche Tabacks- und Kaffeeadministration. Da, wo wir in die Spandauerstraße treten, hat Lange der berühmte Chemiker M. H. Klaproth seinen Sitz und im Halbkreis um die Nicolai-Kirche sich reihend, deren Orgel Sebastian Bach gespielt hat und wo Spalding im protestantischen Freimuth seine berühmten Kanzelreden hielt, gelangen wir die Spandauerstraße hinab auf die Königsstraße.

Das Gewühl um uns, ist ein Beweis, daß hier Handel und Industrie ihren Sitz haben. Laden auf

Laden drängt sich, und die Rollwagen mit Colis versperren den Weg unaufhörlich. Das Berlin'sche Rathhaus. Hier thront der Magistrat der Residenz mit dem Stadtpräsidenten Philippi der zugleich Polizei-Director ist, nebst Ransleben, Wackenroder, dem Director des Stadtgerichts Buchholz und Syndikus Troschel.

Wenn wir an der Front des Rathhauses stehn und nach der Churfürstenbrücke sehen, bemerken wir das Eckhaus links am Wasser. Es ist das Posthaus mit der Amtswohnung des Generalpostmeisters Minister von Terschau. Um die Ecke herum, hart am Wasser, hat Abbé Frederic Ancillon der französische Kanzelredner, seine Wohnung.

Die nächste Ecke der Königsstraße bildet die Judenstraße. Rümpfen Sie nicht das Näschen, Verehrte, das jüdische Element, durch Friedrichs Toleranz erstarkt, ist in Berlin nicht mehr zu dem Koth und der Verworfenheit des Mittelalters verdammt, und so gut wie wir berufen, nicht nur den materiellen, sondern auch den geistigen Interessen der Menschen zu dienen. Moses Mendelssohn, der Philosoph wohnt hier, beim goldenen Stern in der Spandauerstraße in dem schmucklosen Hause, das die Gedenktafel trägt. Hier in enger Zelle schloß er mit Lessing jene geistige Coalition, die die

pedantische Herrschaft Gottscheds stürzte, dem Humanismus die Pforte öffnete und den heimischen Boden düngte, auf welchen deutsche Litteratur mit tausend Blüthenzweigen sich erhob.

An der Ecke der Jüdenstraße rechts liegt das Gouvernementshaus in dem Johann Heinrich von Möllendorff, der Gouverneur von Berlin residirt.

Die Königsstraße weiter schreitend, kommen wir links an der Ecke der Klosterstraße zu der Wohnung des berühmten Verfassers der Erdbeschreibung, des Oberconsistorialraths Anton Friedrich Büsching. Die Ecke gegenüber, durch das Stadtviertel bis zur Königsmauer gehend, liegt der Kalandshof, eine Masse alter weitläufiger Gebäude, die seit grauen Zeiten den Kalandsbrüdern, einer geheimen Genossenschaft gehörten, welche in Worten und Werken Menschenliebe und Erbarmen übten. Den Templern einerseits ähnlich, hatten sie große Reichthümer und Vorrechte; jetzt ist der Kalandshof Eigenthum der Regierung.

Schräg über von ihm bei der neuen Friedrichsstraße hat Bildhauer Taffart, der Schöpfer der Pyrrha, der geopferten Liebe und der Statue Keiths, sein Atelier.

Die Klosterstraße links hinab, das Lagerhaus und

graue Kloſter im Rücken, paſſiren wir das Haus Bernhard Rodes, des Hiſtorienmalers.

Die Biſchofsſtraße vorüber, begegnen wir der Marienkirche, wo Faſch mit ſeinem Schüler, Zelter, den Orgeldienſt verſieht und den Uebergang zu der neuen Muſik, zur Melodie, der Aera des Volksliedes und Mendelsſohn'ſchen Romantik begründet.

Ueber den Marienkirch-Platz ſchräg hinweg, betreten wir durch die kleine Quergaſſe die Spandauerſtraße wieder, an deren Ende die Garniſonkirche liegt. Hier wird alle Jahre Grauns Tod Jeſu am Charfreitag aufgeführt und ſein, wie Ramlers Name knüpfen ſich unvergeßlich an dieſe Mauern.

Am Ausgang der Spandauerſtraße faſt, beim Wurſthof vorbei, Angeſichts der Kirche, wohnt Profeſſor Ramler, der bekannte Dichter.

Indem wir in die neue Friedrichsſtraße einbiegend, uns links wenden, wird die Straße breiter und freier von Gewühl. Ueber die Friedrichsbrücke kommend betreten wir wieder ariſtokratiſche Regionen. Das im Halbkreis erbaute Orangerie-Haus, mit den ſeltenſten Gewächſen verziert, durch bedeckte Gänge von Ulmen und Ligustrum links und rechts umgeben, welche den neuen Packhof verdecken, wendet ſeine ſtrah-

lende Front der andern Breitseite des Königlichen Schlosses und dem Lustgarten zu, nach welchem die Orangenbrücke führt, welche nun sammt dem Kanal verschwunden ist und dessen Platz vom Museum eingenommen wird.

Statt der Granitschale liegt, rings umgeben von Laubgängen und verschnittenen Hecken, ein kolossaler Neptun. Weiter hin prangt eine blüthenstreuende Pomona, während links und rechts Reihen von Statuen die Perspective beleben. Zwischen ihnen hindurch sieht man am Kanal in der Kastanienallee die schöne Welt spazieren.

Vor dem Schloß ist eben Parade.

Die Militairmusik spielt den Dessauer, die Bajonette funkeln, das Volk drängt sich heran und umsteht in einzelnen Gruppen hier und da irgend einen betagten Invaliden, der von Roßbach, Prag und Leuthen erzählt, wo er sein Bein verlor. Mitunter hört man auch Gleims Kriegslieder summen: „Gottlob, daß ich nicht Kaiser bin" — oder „Auf tapfere Krieger, auf in's Feld." Da seht, die glänzende Suite! An der Spitze Kronprinz Wilhelm und der Herzog von Braunschweig, und „Hurra," tönts durch die Reihen die Regimentsmusik spielt: „Held Friedrich, zog" —

Er ist's — er ist's wirklich, der greise Held! — Krumm gebückt hockt er auf dem Schimmel, und sein Falkenauge blitzt durch die Colonnen seiner Braven deren Antlitz sich in Begeisterung röthet. Der alte Fritz hält die Parade.

Hut ab vor dem Zopf und dem Krückstock, ein ganz Jahrhundert ruht in diesem Anblick! — — —

Wie wir über die Hundebrücke schreiten, präsentirt sich uns rechts das Zeughaus, links das Palais des Prinzen von Preußen, hinter welchem das Haus, des Markgrafen von Schwedt und daneben das Jaster'sche Haus was Posne erbaut und bewohnt hat, sichtbar ist.

Neben dem Zeughause weiterhin begegnen wir der sogenannten Kastanienplantage, in deren Grunde das Korsika'sche Gasthaus liegt, eine vielbesuchte Tabagie, wo die Bürgerbälle abgehalten werden. Nicht weit davon, hinterm Gießhause liegt das Hôtel des Ministers Fürst von Kupferberg. Ueber die Kanalbrücke gekommen liegt vor uns der Opernplatz. In malerischer Perspective breiten sich die Linden aus, unter denen, so wie heute, die schöne Welt zusammenströmt, um sich zu begaffen und Toiletten zu zeigen. Rechts von uns prangt das Palais des Prinzen Heinrich mit anmuthigem Park. Das Eckgebäude

daneben ist der Königliche Marstall und das Observatorium. Wissenschaft und Pferde müssen sich hier vertragen.

Hinter dem Marstall, vis à vis dem Observatorium liegt das eigentliche Academiehaus. In ihm wohnen der berühmte Naturforscher und Physiker Achard, Director der Akademie, und der Astronom Bernoulli. Wir eilen zurück nach den Linden ohne Kirnberger in der Mittelstraße zu besuchen. Dem Prinzen Heinrich gegenüber prangt das neue Opernhaus, das Graun einst mit seiner Rodelinde eingeweiht, wo die reizende Barbarina, die Cochois getanzt, wo Astruas und Salimbenis, Porporinos und Mara-Schmäblings Stimme erklungen. Die Melodien von Grauns Opern, deren Stoff und Plan der große Friedrich selbst bestimmt*), welchen die Hofpoeten Botarelli, Filati und Landi unter Algarottis Leitung ausführten, klangen noch im Herzen der gebildeten Welt wieder. Mit dem Alter Friedrichs und Grauns Tode war die höchste Kunstepoche vorüber. Reichardt vermochte seinen Vorgänger nicht mehr zu erreichen, Franz Bendas zauberische Geige entzückte die Welt nicht mehr und

*) Z. B. den Montezuma und Cerislan (vide Briefwechsel mit Algarotti.)

selbst Agricola's lyrische Begabung blieb weit hinter Graun zurück.

Die Aera der Musik begann zu sinken, eine andere mächtigere Nebenbuhlerin erhebt sich aus den Windeln, stößt sie vollends vom Throne und beginnt die Massen zu begeistern!

Erlauben Sie, daß ich Sie zu deren Hoflager führen darf.

Wir gehen demnach zwischen dem Opernhause und der Bibliothek vorbei, wenden der Hedwigskirche den Rücken und betreten die Behrenstraße.

Betrachten Sie jenes einstöckige Haus rechts. Hier im ersten Stock wohnte unlängst Mirabeau, als er in diplomatischen Angelegenheiten in Berlin war, nun hat er Wichtigeres in Paris zu thun, und verständigt sich vielleicht bereits mit Philipp Orleans, dem nachmaligen Egalité, vor dem Robespierre ausspie, weil er ein „Tod" als Votum über seinen Bruder gab. Daneben liegt das Marschallsamt, das Herrn von Arnstedt, von Pritwitz und Hofrath Bovet zu Chefs hat. Jenes Grundstück daneben, Nr. 42 müssen Sie jetzt betrachten, mit seinem breiten Hofgebäude.

Bemerken Sie jenes kleine Häuflein Herren und Damen, die lebhaft gesticulirend auf und abwandeln mit

der idealen Verſchwommenheit im Blick, der pathetiſchen Grazie der Bewegung? Das iſt die Döbblin'ſche Geſellſchaft, die hier Komödie ſpielt und ſowohl der Königlichen Oper wie der franzöſiſchen Schauſpielergeſellſchaft, die auf dem Gendarmenmarkt Poſto gefaßt hat, in nächſter Nähe ein böſes Parole bietet. Schräg über wohnt der geniale Dobrowiecki, er ſchaut eben herab, und winkt Mamſell Döbblin, der er etwas zurufen möchte. Als ſie mit Madame Mecour unter ſein Fenſter tritt, wirft er ihr Bonbons in den Buſen! 'S iſt ein Sakkerloter! — So tändelnd und leichtfertig dieſe Leutchen ausſehen, ſo ſind ſie's doch, die, als ächte Prieſter nationeller Bildung, Tag für Tag dem Volke die Nahrung deutſcher Poeſie reichen, und, trotzdem ſie mit dem Franzoſentum, der Ariſtokratie, der Nebenbuhlerſchaft der Oper und franzöſiſche Truppe, wie der Verachtung des Hofes gegen deutſche Kunſt zu kämpfen haben, Begründer des deutſchen Schauſpiels waren. Oft allerdings mußte Döbblin zu Ballets, Operetten und plumpen Schnurren wie: Arlequin als Bettler ꝛc. greifen, um nur die Maſſe ins Haus zu ziehen, aber er hatte den Ruhm, wie ſein Genoſſe Schröder in Hamburg, die Shakespeare'ſchen, Leſſing'ſchen und Göthe'ſchen Dramen in Berlin heimiſch ge-

macht zu haben. Statt der einſt vorherrſchenden Muſik begann die Literatur ihre Gewalt über die Gemüther zu üben. Ramler, Gleim, Göckingh, Kleiſt, Bürger, Gellert, Pfeffel, Uz, Lavater, Göthe, Klopſtock, Claudius, Holtey, Miller, Graf Stollberg, Meißner, Voß, Leſſing bewegten alle Herzen und Kant wie Mendelsſohn brachten den deutſchen Gedanken zu Ehren. Hier war's, wo Brockmann zuerſt den Hamlet, die kleine Döbblin die Ophelia ſpielte und beide einen Triumph feierten, wie er nie erhört war. Hier weinten Tauſende um den zu früh geſchiedenen Sänger des Nathan, der Emilia Galotti und Sara Sampſon, als Döbbelin Leſſings Todtenfeier auf offener ſchwarz verhangener Scene zum Beſten der Armen beging. Veredlung der Herzen, Reinigung der Geiſter war die Deviſe dieſer Zeit und Ehre im Grabe dem letzten Lampenputzer und Setzerlehrling, der ihr als Knappe dienen konnte! —

Bei der Charlottenſtraße angekommen, ſchlage ich ihnen einen kurzen Abſtecher in dieſelbe vor. Auf dem Gendarmenmarkte, zwiſchen den beiden Kirchen ſteht das franzöſiſche Komödienhaus. Gegen die Jägerſtraße gewendet ſehen wir am Eingang derſelben, nach der Jägerbrücke zu, links die Lotterie-Direktion, rechts

das von Boden'sche Palais. Wenden wir uns um, so bemerken wir das Eckhaus der Jägerstraße und Friedrichsstraße rechts. In ihm wohnt die Prima Donna der großen Oper, Madame Carrara. Wenn wir aber zwischen die Comédie francaise und deutsche Kirche treten und in die Taubenstraße nach dem sogenannten Bullenwinkel hinblicken, liegt bei der Seehandlung ein Gebäude, das Voltaire einst bewohnt, und aus dessen Fenstern er höhnisch lächelnd zuschaute, als der Henker auf dem Gendarmenmarkt seinen Docteur Acacia verbrannte. Nicht weit von diesem Platze in dem zwischen der Charlotten- und Friedrichsstraße befindlichen Viertel der Mohrenstraße liegt das Englische Haus, wo der Adel seine Reunions- und Bälle giebt. Wir eilen in die Behrenstraße zurück, an dem Hause des Professor Samuel Formay vorüber und gelangen durch die Friedrichsstraße nach den Linden.

Gleich links steht das Hotel Podewils, rechts wohnt der Artist Bellaspica, weiterhin die Malerin Teerbusch. Mehr nach der Wilhelmsstraße zu hat der Staatsminister von Görne seinen Sitz. Auf der andern Seite hat der Sopranist Concialini die ehemalige Wohnung der Mara inne. Concialini gegenüber liegt der Gasthof zum Hirsch, das Palais Arnstedt und die

Stadt Rom. Bei dem Hause des Professor Anieres, dem Mediciner Baylies, und dem berühmten Gleditsch vorbei, werfen wir auf die andere Seite einen kurzen Blick, auf jenes Haus mit dem Thürmchen, welches der Astronom Ehlert Bode bewohnt, es ist der Tempelhof.

Die Linden schließen mit dem Brandenburger Thor.

Von dem Triumphsthore mit der Victoria ist freilich nichts zu sehen und der heutige Pariser Platz heißt das große Quarée. Dort wohnt der Chevalier de Happé, Hofrath des Königs.

Die Wilhelmsstraße breit und voll Paläste, gewährt nächst dem Lustgarten und den Linden den imposantesten Anblick. Hier liegen die meisten Ministerien und Gesandtschaften.

Zunächst erblicken wir rechts das Hotel des Ministers Grafen Osten-Sacken, das fürstlich Braunschweig'sche Palais und das Haus des Grafen Becs. Weiter hinauf kommt das Hotel des Grafen Schulenburg. Ihm gegenüber liegt das Haus der Schwerine und wo jetzt Prinz Carl residirt, ist das Johanniter-Ordenshaus, in ihm hat Prinz Ferdinand seinen Sitz. Es füllt die ganze eine Seite des Wilhelm-

platzes der holländiſche Anlagen trägt. Mitten auf ihm ſtehen die Statuen Winterfelds und Schwerins. Dem Platz gegenüber erblicken wir im Weiterſchreiten das Hotel der Grafen Finkenſtein und Solms.

Ehe wir in die Leipziger Straße einbiegen, gehen wir die Wilhelmsſtraße hinab bis zur Kochſtraße.

Derſelben vis à vis erblicken wir rechts das hohe von Arkaden umgebene Palais der Prinzeſſin Amalie, die einſam und trübe ihre Tage zwiſchen Agrikolas Muſik und ſpöttiſchen Stadtgeſprächen hinbringt. Ihr Herz weilt fern bei dem armen Freunde in Paris, deſſen ruheloſes und reizbares Gemüth erſt unter der Guillotine Frieden vor ſich ſelber erlangen ſollte. Dort unten in der Kochſtraße wohnte der greiſe Ziethen, ein gottesfürchtiger Held, der nur gelebt, um Preußens Adler durch die Welt zu tragen. —

Zur Leipziger Straße zurückgekehrt, ſchreiten wir dieſelbe hinab dem Potsdamer Thore zu. Das weitläufige prächtige Gebäude rechts gehört dem Kaufmann Gotskowsky, dem Begründer der Berliner Porzellanmanufactur, jenem aufopfernden Patrioten, der die Reſidenz vor der Plünderung der Ruſſen behütete und den General Tottleben zur Milde umzuſtimmen wußte. Daneben liegt ſeine Porzellanmanufactur, die

nunmehr in Königlichen Besitz übergegangen ist. Ohnweit davon prangt der Gräflich Reus'sche Pallast und das Löben'sche Haus, in dem das Ritterschafts-Collegium sich befindet. Der Platz am Potsdamer Thor heißt das Achteck, durch dessen Blumenanlagen wir die Stadt verlassen.

Meiner Treu eine solche Rundreise kann wohl müde machen, und ich wünschte darum, meine Gnädige, Ihnen zum Schluß eine jener alten guten Berliner Tabagien vorzustellen und zugleich unsern erschöpften Lebensgeistern beizuspringen.

Vom Thor bis zum Hofjäger hin, der gleichfalls ein Schankprivilegium hat, dehnen sich eine Reihe Etablissements, in denen sich das hungrige und durstige Berlin nach des Tages Last und Hitze wie Sonntags zu divertiren pflegt. Es sind die Kaffeegärten von Richard, Michaeli, Tackermann und Taroni. Mittelst eines Fuhrwerks begeben wir uns zu Taroni, in der Nähe des heutigen Odeums.

Hier ist das Eldorado des gemüthlichen Berlin, und wenn Sie, meine Verehrte, Ihre Ansprüche einschränken wollen, wird man Sie nach Wunsch bedienen. Durch das Haus und den kleinen Vorhof gelangen wir in den dichtbelaubten Garten,

wo „Herr Taroni, ein luſtiger Newſchandeller“ mit grünbeſchürztem Schmerbauch, uns empfängt. Sein Vater hatte ſchon das Local inne, und trotz ſeines Reichthums iſt er dem Grundſatz treu geblieben, nie zu pumpen, es ſei denn den Offiziers von der Gendarmerie, die dafür auch Sonntags ein halbes Dutzend Trompeter hergeben, um das Publicum zu unterhalten.

Hier vereinigen ſich Abends die wackern Bürger um die Spenerin, Voſſin oder die Monatszeitung zu leſen, und bei einer „Blonden,“ die nie ohne „Offizier“ erſcheinen darf, ihr Bedenken über Europas Lage zu äußern.

Man erhält, wenn man von Stande iſt, jenen Pavillon links eingeräumt, falls er von Offizieren entblößt iſt, und kann ein Glas Punſch oder Wein und „warm Mittag oder Abendbrod“ erhalten. Am meiſten wird hier Kaffee getrunken und „Kringel geſtippt“ und auf dem Tummelplatz weiter hinten vereint ſich in geſelligem Gleichheitsbeſtreben die Modiſtin dem Kaufmannsdiener, der Tailleur dem Hutmacher, der Referendarius der ſchüchternen Tochter des Italienerwaarenhändlers und beginnen ein patriarchaliſches Pfänderſpiel.

Wenn dann der Abend herabſinkt, wandeln die Pärchen

auf den ſchmalen, ſchattigen Wegen am Schafgraben, deſſen Fluthen melancholiſch dahin murmeln, beſteigen wohl auch eine Gondel, um den canal grande entlang bis zu den moorigen Lagunen des Thiergartens oder durch die Charlottenburger Brücke nach den hochfluthenden Waſſern der Sprea zu rudern.

Dann tönt von zitternden Mädchenſtimmen herüber das ſchöne Lied:

„Willkommen im Grünen, ihr Schönen,
Willkommen in Flevens Revier," —

und langſam wickelt der Familienvater die Pfeife aus der Taſche, öffnet den Tabacksbrief welcher in römiſcher Toga den Helden Friedrich als Bildniß trägt, um in „altem feinen Knaſter" die Mühen des Tages zu vergeſſen, indeß die Hausfrau aus dem Pompadour „das Strickzeug" zieht, die Familie zu beſocken.

Dort unterhält ſich eine Gruppe von der neuen Erfindung des Luftballons und wie neulich der Hof zugegen war, als Achard die Montgolfiere ſteigen ließ.

Der Plebs iſt hier troz aller Gemüthlichkeit verbannt, darauf hält Herr Taroni mit eiſerner Strenge. Dienſtboten, gewöhnliches Militair und Geſellen fühlen ſich nur in den Gefilden des Moabiter Landes,

in Stralau, dem duſtern Keller, dem Nollkrug, dem Stelzenkrug, bei Spiegelberg's oder in der neuen Welt wohl. Tarenis Garten iſt eine „Bürgertabagie."

Das iſt das Berlin der Zopfzeit.

Seine Außenſeite hat etwas Zwitterhaftes. Halb deutſch, halb franzöſiſch hat es ſich leider etwas den arroganten Pariſer Ton angewöhnt, durch den jeder Tümmling die Oberhand über den Beſcheidenen gewinnt, trotzdem aber iſt die Reſidenz wieder ſo urdeutſch, als ſich nur irgend eine „Stadt im Reiche" zu ſein rühmen konnte, und gerade hier im Norden zuerſt erhob ſich die Oppoſition gegen das galliſche Weſen in Schrift und Wort und ſollte in den Freiheitskriegen 1814 und 15 mit dem Schwert beſiegelt werden.

Kein Zeitabſchnitt war ſo geeignet, als der vom ſiebenjährigen Kriege bis zum Ende der Napoleoniſchen Herrſchaft, das preußiſche Nationalgefühl zu ſtärken, zu erheben und dem Volke jene ruhige Würde, jene fröhliche Genugthuung zu geben, mit welcher es jetzt die Errungenſchaften ſeines Geiſtes wie ſeines Schwerts, ſeiner Induſtrie, ſeiner Künſte und Wiſſenſchaften genießt, und die es zum moraliſchen Herrſcher im deutſchen Norden, zum Träger geiſtiger Hoheit und

Schöne gemacht haben, wenn immerhin auch der Fremde zuerſt auf etwas Schlacke ſtößt, die ihm den Eintritt verleidet.

„In Berlin, ſagt er,
Muß man ſein, ſagt er,
Denn da iſt, ſagt er,
Alles fein, ſagt er!

VII.

Die ſeltſame Witwe.

In allen Städten, groß und klein, giebt es ſogenannte ſtehende Figuren, Allerwelts-Charaktere, kurz Menſchen, die durch die Sonderbarkeit ihres Lebens, die verſchrobene und lächerliche Art, ſich zu kleiden oder ihre Neigungen und Gewohnheiten zu äußern, nicht nur die allgemeine Aufmerkſamkeit erregen, ſondern der Bevölkerung zum Spiel des Witzes, zur Erfindung poſſierlicher Anekdoten Anlaß geben. Wer erinnert ſich hierbei nicht jener mannichfachen Figuren, die nur erſcheinen dürfen, um Lachen zu wecken, und die von jedem Kinde gekannt ſind. Namentlich war dies in früherer Zeit der Fall, und ich brauche hier nur des grauen Friſeurs und der tauben Louiſe zu erwähnen, die ebenſogut ihre zeitweiſe Berühmtheit hatten, als der „liebe Auguſtin“ in Wien und An-

dere mehr. Sehr oft stammen dergleichen Leute sogar aus höheren gesellschaftlichen Regionen.

So hatte auch Berlin zur Zeit unserer Begebenheiten mehrere Personen, die, sobald sie sich öffentlich zeigten, nie ungerupft davonkamen.

Zu ihnen gehörte Frau von Eichstädt, wohnhaft am Tönhofsplatz. Herrin eines ungeheuren Vermögens, bewohnte sie mit ihrem steinalten Kammerdiener, dem ehemaligen Müller von Trotha und einer Köchin die ganze erste Etage des Hauses allein.

Sie war die größte Musikärrin Berlins, und kannte alle deutschen, italienischen und französischen Meister aus dem Grunde.

Alle Tage machte sie, ihren Kammerdiener hinter sich, einen Gang durch die Stadt und wählte jedesmal einen andern Weg. Sowie sie irgendwo vorbei kam, wo eine Violine, eine Cymbel oder sonst ein Instrument ertönte, blieb sie stehen, hörte ein Weilchen zu, trat dann in's Haus und suchte den einsamen Musikbeflissenen auf, riß ihn durch eine Menge Fragen über seine Verhältnisse, seine Lehrer, seine musikalischen Bekanntschaften aus seinen Träumen und ging dann wieder ihres Weges. Es war eigen genug,

daß sie nur Männern ihre Visite machte, Musik von Damen ertönte nicht für sie. —

Kein Wunder, daß sie bald überall verrufen und zum Gespött ward, ja, daß man von ihr die gemeinsten Dinge sagte. Soviel sie nun auch verhöhnt, so oft sie mit Grobheiten und Schimpfworten von Denen vertrieben ward, in deren Heiligthum sie drang, sie ließ sich nicht stören.

In neblen Kreisen „die seltsame Wittwe" genannt, wurde sie vom Pöbel „die Musikantenschachtel" gescholten. Da sie aber reich war und von keinem Bedürfnigen, den sie besuchte, schied, ohne freigebig zu sein, ward sie nach und nach immer willkommener und ihr Geldbeutel wurde durch erlogene Geschichten und erheuchelte Armuth in bedeutendem Maaße in Anspruch genommen.

Die alte Dame schien auf ihren Wanderungen irgend etwas mit namenloser Hast zu suchen. Wenn sie ermüdet mit ihrem Diener heimkehrte, seufzte sie: „Es ist wieder nichts!" und überließ sich der tiefsten Verzweiflung.

Ehe sie sich zu Bette begab, schlug sie eine Art Oktavbuch auf und trug die Namen aller Derjenigen, die sie an diesem Tage besucht hatte; mit allen Re-

benumſtänden ein. Ihr Nachtgebet war nur: „Laß mich ihn finden, Herr!“ —

Dies Leben hatte ſie ſeit dem Tode ihres Mannes, des Tribunalraths, geführt. Früher war ſie die ſchönſte und eleganteſte Frau der Reſidenz geweſen, deren Salons von Allem, was geiſtreich war, beſucht wurden.

Dies hatte ſich ſchon zwei Jahre vor ihres Mannes Tode geändert. Eine plötzliche Traurigkeit, eine tiefe Verzweiflung war über ſie gekommen, hatte das eheliche Glück der Gatten untergraben und die vornehme Welt bis auf ein paar alte Freunde verſcheucht, die ihr auch nach ihres Mannes Hintritt treu geblieben waren und den Grund ihrer Sonderbarkeit zu begreifen ſchienen. Es waren Moſes Mendelsſohn und der Hiſtorienmaler Rode.

Da die alte Dame es oft genug laut ausgeſprochen, daß ſie zwei Drittel ihres koloſſalen Vermögens Demjenigen noch bei ihren Lebzeiten verſchreiben würde, den ſie für den größten Muſiker erachte, kann man ſich leicht einen Begriff machen, daß ſie von den Tonkünſtlern ihrer Zeit ſehr umdrängt ward, die ſich willig Alles von ihren Launen gefallen ließen. Daher kam es, daß faſt alle Abend bei ihr ein muſikaliſcher Cirkel

war, wo nichts gespart wurde, was den Glanz des Hauses bekunden konnte, und Reichardt, Agricola, Fasch mit seinem Schüler Zelter und André, ja auch der berühmte Naumann, welcher von Dresden herüber-gekommen war, um einige Monate im Spreeathen zu verleben und seine Lieblingsoper Gora zur Aufführung zu bringen, waren die Gäste der seltsamen Wittwe, ohne darum ihre Vertrauten zu sein. —

Eine andere stehende Berliner Figur, doch aus entgegengesetzten Regionen, war der „alte Musikant." Es war ein langer, magrer, verwitterter Kerl, wohl in den Siebzigern.

An der Grenze der höchsten Dürftigkeit stehend, war seine Garderobe nur ein Conner von Lumpen, in denen ein Loch dem andern guten Tag bot. Wo er wohnte, wie er lebte, war den Leuten unbegreiflich. daß er aber ein verkommenes Genie war, und wenn er wollte, Dinge leistete, die alle andern Künstler er-bleichen machten, das wußte man. Er war aber nie festzuhalten, und so oft ihm ein Posten in irgend einer Kapelle angetragen wurde, schlug er ihn aus oder ver-sah sein Amt so lüderlich, daß kein Auskommen mit ihm war. Dabei war er grob, wie Sackleinwand, blamirte den Concertmeister, wo er nur konnte, hetzte

das Orchester gegen ihn, kurz brachte nur Unfrieden in die Kapelle.

Da er nun in Allem, was er that oder sprach, Recht hatte, und sein Hochmuth eine Folge seines erdrückten Genies war, hatten die Musikmeister arge Manschetten vor ihm, und indem sie ihn ob seiner Künste beneideten, hielten sie ihn von ihren Kreisen möglichst fern, um nicht ewig von einem Menschen beunruhigt zu werden, der von Unterordnung gar keinen Begriff hatte. Die Folge davon war, daß er in immer größere Dürftigkeit versank.

Sein Name, seine Herkunft war Jedem ein Räthsel, und er vegetirte schon lange Jahre in Berlin unter dem Namen des alten Musikanten.

Oft, wenn wo ein Concert war, wenn eine Oper oder die Kirche beginnen sollte, erschien er. „Steh auf!“ schnauzt er den Violinisten, Organisten oder Cymbalspieler an, denn er nannte Jedermann „Du,“ und dann wagte Niemand zu widersprechen, sondern überließ ihm das Instrument. Man konnte sicher sein, daß, wenn er freiwillig irgend eine künstlerische Pflicht übernahm, dem Auditorium ein Genuß bevorstand, wie er, bei der neusten Musikrichtung immer seltener zu werden begann. Der alte Musikant componirte

auch, da ſich aber die Muſiker gegen ihn verſchworen hatten, war es klar, daß Alles Schund war, was aus ſeiner Feder floß, daß es keinem Kapellmeiſter einfiel, ſeine Sachen zu ſpielen, ſchon um ihm nie den Taktſtock überlaſſen zu müſſen. So emſig der arme alte Kerl nun auch arbeitete und ſeine Compoſitionen zu verwerthen ſuchte, (er lief wie ein Briefträger mit den Partituren umher, dedicirte ſie, ſetzte Himmel und Hölle in Bewegung,) man beachtete ihn nicht. Er galt als ein Narr in jeder Beziehung. Trotz ſeiner Grobheit und dem Unheimlichen ſeines Weſens war dieſer Mann äußerlich ſehr entfernt, ſich unglücklich zu fühlen.

Er hatte eine Philoſophie des Nichts, eine poſſenhafte Ironie des ganzen Daſeins, ja er machte ſeine eigenen Beſtrebungen lächerlich und ſtellte ein Glas Schnaps und eine Wurſt als das Einzige hin, was der Beachtung werth ſei.

Wenn es ihm darum zu thun geweſen wäre, ſeine Beredtſamkeit zu zeigen, hätte man ihn für einen Sophiſten des Alterthums halten können, doch er bewies zu oft, daß es ihm um gar nichts mehr zu thun ſei, und ſchwieg gerade da, wo man ihn durch tolle Behauptungen zum Reden zwingen wollte. Meiſt ge-

mein und grob, konnte er mitunter um eine Kleinigkeit chevalereskartig sein, kurz, „er ist toll!“ sagten die Leute und so nannten sie ihn auch den tollen Müller.

Nur wenn er etwas getrunken hatte, und das geschah oft genug, war er finster.

Wehe dem Instrumente, das dann in seine Gewalt gerieth. Der Satan schien in den Saiten seinen Wohnsitz aufgeschlagen zu haben! — — — — —

Ein lauer Frühlingsabend wehte durch die Akazien und Lindenbäume des Tönhofsplatzes und streute die Blüthen auf die geschäftig Vorübereilenden nieder, als Frau von Eichstädt, später als sonst, von ihrer Wanderung zurückkehrte. Gewisse Dinge hatten sie auf eine Spur geleitet, die, wie sie am Morgen glaubte, zum Ziel ihrer Mühen führen konnte. Man hatte sie wieder einmal, wie schon so oft, getäuscht. Mit einem Seufzer, den der alte Müller aus innerer Ueberzeugung wiederholte, übergab sie ihm die Palatine und trat in ihr Zimmer, wo sie ihren Freund Moses traf, der in einem Buche geblättert hatte.

Er trat theilnehmend zu ihr und küßte ihre Hand.

„Sie sind heute länger geblieben, als sonst?“ —

„Und bin doch wie immer vergebens gegangen, mein Freund! Wenn ich ein Mann wäre, würde man mich den ewigen Juden der Musik nennen. Ach, dieser täglich sich wiederholende Hohn der Leute, die stets neue Enttäuschung, das nagende Weh in mir, das mich mit einer ewigen Buße belegt, trägt mir nicht die geringste Aussicht auf Erlösung ein! —

Ihre Thränen rannen über das bleiche, gefurchte Gesicht. —

„Da ich ein alter Freund und Mitwisser Ihres Geheimnisses bin, fühle ich mich schon seit langer versucht, Ihnen das Nutzlose Ihres Beginnens auseinander zu setzen, das Ihnen nichts, als ewig neue Schmerzen und liebloses Spott bringt."

„Das weiß ich, mein Bester! Denken Sie denn, ich sei so stumpf, die zahllosen Qualen nicht zu empfinden, die mir täglich erwachsen? Meinen Sie, daß ich mir nicht schon oft genug Alles gesagt habe, was Sie mir sagen können?" —

„Wenn er nun aber todt ist?" —

„So ist es meine Buße, meine Pflicht, ihn so lange zu suchen, für lebend zu halten, bis der Beweis seines Todes in meinen Händen ist. Wenn er auch im äußersten Elende lebte, er, — er kann nicht so ver-

gessen, wie ein Anderer, gestorben sein. Eine Seele wird doch von ihm wissen, wird sein letztes Wort, seine verklingenden Seufzer gehört, ihm die müden Augen zugedrückt haben!" —

„Muß er denn aber hier leben? — Woher wissen Sie denn, daß er in Berlin sein muß?" —

„Er war hier! Ich habe ihn kurz nach meines Mannes Tode gesehen, aber ich verlor seine Spur. Ach, es ist so lange her. Er muß noch hier sein. In diesem Zustande konnte er nicht weiter, das Elend birgt sich am sichersten im Schatten der Paläste. Eine innere Stimme sagt mir: er ist hier! Ich werde, ich muß ihn finden, lebend oder todt, und sollt' ich an meinem Sterbetage noch den letzten Gang nach ihm thun!" —

Mendelssohn ergriff ihre Hand.

„Es schmerzt mich, daß Ihnen nicht zu helfen ist."

„Den Verdammten ist nicht zu helfen, außer durch Gott, Moses. Die Vernunft und Philosophie ist eine schöne Sache, aber für die Unglücklichen, die Herzkranken ist sie nichts. Sie deduciren mir meine Thorheit, Lieber, und ich weiß allzugut, welche Närrin ich bin, aber Sie können mich doch nicht glauben machen, daß ich ein Unrecht begehe!" —

„Nein, das thun Sie nicht!“ —

„O noch mehr! Wenn ich von heute ab meine Nachforschungen unterließe, so eitel dieselben sein mögen, könnten Sie, der Sie mein Inneres kennen, mich dann lieber haben oder mehr achten? Nein! Ich wäre eine vernünftige Frau! Wenn ich gestorben bin, werde ich vernünftig sein!“ —

„Sie haben Recht,“ antwortete Moses trübe, „Das Menschenherz ist ein unerforschlich Ding, es macht uns Kluge zu Narren. Wenn wir das Herz nur erst verstehen lernten!“ —

— Ein Geräusch von außen störte das Gespräch. Die Thür öffnete sich und zwei Herren traten herein. Naumann, eine corpulente, stattliche Gestalt mit etwas hochmüthiger Noblesse, der es jedoch nicht an Gutmüthigkeit gebrach, war der Erste. Hinter ihm folgte ein hagres, bewegliches, etwas kokett zierliches Männchen: der Königliche Kapellmeister Reichardt, der bei vielem Talent, vollgepfropft mit Freigeisterei und Republicanismus, eine unglückliche, unbesonnene Suada hatte und sich nachträglich mit den gelöpften Kartenkönigen um Amt und Stellung brachte. —

Wenige Augenblicke später erschien auch Rode nebst Plümike, dem Dramaturgen des Döblin'schen

Theaters, der sich, ein Nacheiferer Lessings, durch die Miß Jenny Warton, den Volontair und die Genoveva einen geachteten Namen erworben hatte.

Frau von Eichstädt's sorgenvolle Mienen glätteten sich zu conventioneller Höflichkeit, und unter lebhafter Conversation und erheucheltem Interesse wußte sie tyrannisch das Weh ihrer Seele zurückzupressen, sich in eine Stimmung hineinzulügen, von der sie sonst weit genug entfernt war.

Man hatte sich um das Canapee gelagert, auf welchem Moses und die Dame des Hauses Platz genommen hatten, und unterhielt sich von dem Allerlei des Tages, während Erfrischungen herumgereicht wurden.

„Nun, mein Philosoph, wendete sich Reichardt zu Mendelssohn, was sagen Sie jetzt? Die Amerikaner haben nicht blos das Joch des Mutterlandes abgeschüttelt und die Republik constituirt, sondern Mama Britannia auch gezwungen, ihre Unabhängigkeit anzuerkennen. Franklin und Washington glänzen auf der Zinne des Jahrhunderts, und der junge Achill, der Alcibiades des Umsturzes, Lafayette, ist in Paris mit einem Enthusiasmus empfangen worden, der seine Grenzen fand. Ich höre, er wird nach Berlin kommen,

um den geeigneten Weg anzubahnen, wie die junge Republik an Sr. Majestät Hofe repräsentirt werden solle!" —

„Ist's möglich?" riefen Naumann und Rode.

„Ganz gewiß, ich hab' es aus guter Quelle. Er kommt!" triumphirte Reichardt.

Moses lächelte. „Lassen Sie ihn immer kommen! Ich denke, er wird finden, daß Berlin noch nicht Paris, am wenigsten Amerika ist. Die Vorgänge da drüben, welche zweifelsohne in sich ihre Berechtigung tragen, sind kaum auf Frankreich anzuwenden." —

„Das wollen wir sehn, Herr!" fuhr Reichardt heftig dazwischen. Wir wollen sehen, ob das alte Europa so lendenlahm ist, um nicht einmal gegen die Tyrannen, die Könige und Pfaffen, auszuschlagen. Warten wir es ab! Rousseau hat es den Franzosen schon gesagt, und wir haben mit den Jesuiten einen ganz hübschen Anfang gemacht. Warten Sie's nur ab!" —

„Das thue ich auch, mein Lieber. Ich bin keineswegs so hastig und besorgt für die Entwickelung der Geschichte, wie Sie, Bester, obwohl ich weder ein Amt noch eine Pflicht habe, die mir dankbare Toleranz gegen die Tyrannen auferlegte. Ich halte

Europa weder für so lendenlahm, noch so muthwillig, wie Sie, und gesetzt auch, daß in Frankreich eine zweite Auflage des Republicanismus stattfände, beweist das etwas für uns? Sie sind excentrisch, ich ruhig, Sie sind ein Mann der That, ich einer der Reflexion. So wenig wie zwei Charaktere dasselbe sind oder denken und thun, ebensowenig zwei Völkerindividuen. Wir Deutschen haben in unserer Beschaulichkeit von jeher mehr erreicht und uns dabei nicht so tiefe Wunden geschlagen, wie die belle France. Lassen Sie die lieben Jacques bons hommes für uns die Resultate liefern, wir werden den Profit der Schlußfolge nehmen, ohne solche Narren zu sein, Dinge nachzuäffen, zu denen uns alle Vorausbedingungen fehlen. Was wir bisher in der Geschichte gethan, Herr, thaten wir für die ganze Menschheit, wir sind ein bauendes Volk; was die Franken bisher machten, war meist für sich selbst, sie sind ein wesentlich zerstörendes Volk. Lassen wir ihnen das Vergnügen!" —

Der Philosoph wendete sich mit einem leisen Anflug mitleidiger Verachtung von dem erhitzten Reichardt, der, kupferroth werdend, eben eine heftige Gegenrede loslassen wollte.

Raumann hatte ſich aber bereits an's Clavier geſetzt und unterbrach mit ſeinem wohlklingenden Bariton das politiſche Geſpräch, indem er Reichardt's berühmte Arie: „Weh, unter allen Qualen," die derſelbe auf Friedrichs Befehl für die Mara zu Haſſes Artemiſia*) als Einlage componirt hatte.

Frau von Eichſtädt führte den aufrühreriſchen Tondichter zum Inſtrument und legte den Finger auf den Mund. Mendelsſohn blickte Rode ſchalkhaft an, der ſich auf die Lippen biß, und trat hinter Raumanns Stuhl.

Die Arie war beendet. Eine künſtleriſche Stimmung hatte den Platz der Partheileidenſchaft eingenommen.

Mendelsſohn legte ſeine Hand auf Reichardts Schulter. Sehen Sie, lieber Freund, hier ſind Sie Herr und Meiſter! Und das Lied iſt ein deutſches, ein echt deutſches, Beſter! Wir Beide verſtehen von der Politik nichts, glauben Sie 's mir. Das Reich der Empfindungen, des rein menſchlichen Fühlens und Denkens iſt unſer Beſitz. Bleiben wir dabei. Das

*) In dieſer Form zuerſt den 5. Januar 1778 mit Reichardt's Muſik in Berlin gegeben.

nehmen uns die Franzoſen nicht weg. Würde ich politiſch, ſo hörte ich auf, Philoſoph zu ſein; und Ihnen kann auch nur Schlimmes daraus erwachſen, ich prophezeihe es Ihnen!“ —

Reichardt nahm Mendelsſohns dargebotene Hand, drückte ſie und ſchwieg nicht ohne Beſchämung.

Man ſpielte noch Vielerlei durcheinander.

Es war warm geworden im Zimmer und die Fenſter wurden geöffnet. Die Dämmerung zog herauf, man brachte Licht, und Naumann ſpielte eine Bach'ſche Sonate. Mendelsſohn und Rode ſtanden mit Plümike am Fenſter. —

Voll und klar rollten die Töne unter den Fingern des Dresdener Muſikers hervor und quollen heraus in's Freie, flatterten über den Dönhofsplatz, um unter dem Grün der Bäume zu erſterben.

„Sehen Sie jenen langen Burſchen da unten? Der ſteht ſchon eine ganze Weile und hört zu!“ — ſagte Moſes leiſe.

„Man kann ſein Geſicht nicht mehr erkennen, aber mir däucht, ich habe ihn im Leben ſchon geſehn!“ flüſterte Rode.

„Wenn ich nicht ſehr irre, iſt das jener ſonderbare Kerl, der unter dem Namen des alten Muſikers

in ganz Berlin bekannt und verrufen iſt," meinte Plümike.

„Er ſchüttelte mehrmals mit dem Kopfe, gewiß iſt ihm was nicht recht." —

Der Zuhörer auf der Straße verrieth allerdings große Mißbilligung in allen ſeinen Bewegungen. Als Naumann aber die Sonate beendigt, rief's mit Stentorſtimme herauf: „Falſch, niederträchtig falſch! Den Schluß hat Bach niemals componirt! Ein Pfuſcher iſt d'rüber gekommen!" —

„Die Stimme kenne ich!" ſchrie Frau von Eichſtädt und ſtürzte an's Fenſter. Er iſt's! Moſes, er iſt's!" —

„Raſch, Plümike, kommen Sie! den Menſchen müſſen wir haben!" rief der Philoſoph und beide Männer ſtürzten hinaus.

Frau von Eichſtädt hielt ſich mühſam an Rode aufrecht. Die Andern umſtanden ſie erſtaunt und theilnehmend.

„Plümike, der Menſch iſt des berühmten Bachs Sohn Friedemann. Es bleibt bei Ihnen, auf Ehrenwort!" raunte Mendelsſohn dem Dichter zu, als ſie die Treppe hinabeilten.

„Auf Ehrenwort!“ — — — — — —
— — — — — — — —

Nach einer Stunde kehrten Beide zurück. Es war ſpät. Er war nicht mehr zu finden geweſen. — —
— — — — — — — — —

Antonie wachte unter furchtbaren Martern die ganze Nacht.

„Herr, mein Schöpfer, laß es Tag werden, daß ich ihn ſuchen kann!“ — — — — — —
— — — — — — — —

Sie ſuchte ihn Tag um Tag. — Vergebens.

VIII.

Der alte Musiker.

Den Morgen, welcher diesem Vorgange folgte, befand sich der Musiker Naumann in seiner Wohnung, die an der Jägerbrücke lag. Der Componist hatte gestern Abend die Bekanntschaft Plümikes gemacht und denselben auf den nächsten Tag zu einem petit déjeuner eingeladen, denn er hatte den Stoff zu einer Spieloper auf dem Herzen und wünschte den Rath des Dichters einzuholen.

Plümike saß also gemüthlich mit Naumann bei'm Rheinwein und Lachs, ließ sich Scene für Scene explieiren, machte seine Bemerkungen und versprach die Angelegenheit zu erwägen und, wenn sich nicht neue Bedenken fänden, das Libretto zu übernehmen. Er bat sich vierzehn Tage Bedenkzeit aus, gelobte Discretion, und das Geschäft war vorläufig abgethan. Nachdem

ihm Naumann Dies und Jenes vorgespielt und Beide ihre Meinungen über die jetzige Berliner Musik ausgetauscht hatten, kamen sie auf das gestrige Erlebniß.

„Erklären Sie mir nur um Gotteswillen diese Angelegenheit, Herr Plümike! Wer ist dieser sogenannte alte Musiker, daß Frau von Eichstädt bei'm ersten Ton seiner Stimme in solche Bewegung gerieth, daß Sie und Mendelssohn bis in die Nacht hinein auf ihn Jagd machten? — Der Mensch muß jedenfalls gewußt haben, daß ich concertire, denn als Sie fort waren, befragte Rode den alten Diener der Gnädigen, welcher mittheilte, daß der Mann schon lange zugehört und, als ich Reichardt's Lied gespielt, sich an der Thür erkundigt habe, wer da oben Musik mache. Hat er mich oder Frau von Eichstädt insultiren wollen? Und dann die Bestürzung der Gesellschaft? Ich verstehe das nicht!" —

Plümike, seines gegebenen Wortes eingedenk, schüttelte lächelnd den Kopf — „Sie müssen die Geschichte nicht schlimmer nehmen, als sie ist. Ich glaube nicht, daß der Mann Ihnen eine Beleidigung zufügen wollte, es liegt so in seiner tollen Manier, seine Nase überall hineinzustecken, wo sich's um Töne handelt. Was nun unsre gute Freundin anbelangt, so werden Sie

längſt von ihren Marotten unterrichtet ſein. Irgend ein Vorgang in der Familie, der Verluſt eines muſikaliſchen Freundes vielleicht, hat ihr die Manie eingeimpft, Allem, was zur Tonkunſt gehört, nachzuſpüren. Sie iſt augenſcheinlich krank. Was jedoch davon die Urſache iſt, hat ſie bis jetzt verſchwiegen. Es ſcheint, als ſuche ſie Jemand, wen, mag Gott wiſſen, ſicher iſt der Erſehnte todt. Daß Mendelsſohn und ich hinunterliefen, um des Menſchen habhaft zu werden, iſt eine Pflicht des Mitleids gegen die Dame. Moſes ſprach unlängſt mit ihrem Hausarzt, der der Meinung war, daß man ruhig auf all' ihre Sonderbarkeiten eingehen müſſe, wenn man die ſeit Jahren eingewurzelte Monomanie nicht zum Wahnſinn treiben wolle. Ich brauche Sie, verehrter Herr, nicht erſt um Stillſchweigen zu erſuchen. Die Arme iſt ſchon genug im Munde der Reſidenz, daß Sie ſich leicht denken können, welch' neue Anbeute für den Leumund dieſe Anekdote abwerfen würde!" —

„Meines Schweigens können Sie ſich verſichert halten. — Es iſt kaum zu glauben, welcher Seltſamkeiten die menſchliche Natur fähig iſt!" —

Das Geſpräch ward durch Naumanns Bedienten unterbrochen, der eben eintrat.

„Was soll's?"

„Herr Kapellmeister, mit Respect zu vermelden, draußen steht ein Mensch, der sehr schofel aussieht, aber den Herrn sprechen will. Er sagt, wegen der Bach'schen Sonate von gestern Abend." —

Naumann und Plümike fuhren auf!

„Lassen Sie ihn jedenfalls ein!" sagte Plümike.

„Er soll hereinkommen! — Vielleicht erhalten wir Licht über die Sache." —

Die Thür öffnete sich. Der alte Musiker trat ein, und Naumann ging langsam mit vornehmer Miene auf ihn zu.

Das Künstlerblut des eitlen Musikers empörte sich bei dem Anblick dieses Lumpen, der sich über sein Spiel ein freches Urtheil erlaubt hatte.

„Was will Er?!" —

„Ich will den Kapellmeister Naumann sprechen." —

„Der bin ich. Was hat Er mir zu sagen? Will Er seine ungewaschene Kritik von gestern fortsetzen? Er sieht gerade aus, als ob Er mich verbessern könnte!"

„J, das will ich gar nicht. Sie will ich gar nicht verbessern, Herr Kapellmeister. Wer soll wohl die Arbeit übernehmen, wenn er Ihren dicken Bauch und das Fettgesicht sieht? Aber die Bach'sche Sonate

will ich verbeſſern. Die iſt falſch! Den Schluß hat Bach nicht gemacht, das iſt nicht wahr. Von Ihrem Spiel red' ich nicht, das iſt leidlich, aber die Compoſition iſt verhunzt. Wer Bach'ſche Sachen ſpielt, ſoll ſie recht ſpielen, oder mag's ſein laſſen!" —

Naumann war außer ſich vor Zorn.

„Iſt mir ſo was vorgekommen! Thut der Kerl nicht gerade, als wenn er der Herr Apollo ſelber wäre? Ich, ich werde noch toll! — Setz' Er ſich doch ſelber hin, zum Kuckuk, und ſpiel' Er's beſſer. Aber wohl gemerkt, arretiren laß' ich Ihn, Scandalmacher, wenn Er nicht zeigt, wie man Bach'ſche Sachen ſpielen muß!" —

„Na, was haben Sie ſich denn? Dazu bin ich hergekommen. Macht die Ohren auf, Herr Kapellmeiſter aus Dresden, daß Ihr den Schluß richtig hört, polyphoner iſt er gewiß, als die Clemenza!"*)

Naumann ſtand vor dieſer gewichtigen Grobheit ſtill! Der Muſiker machte indeß ruhig das Cembal auf und ſetzte ſich vor's Inſtrument.

---

*) **La Clemenza di Tito**, welche Naumann 1769 zur Vermählung des Churfürſten von Sachſen in Dresden componirte.

„Die Noten, ich will Ihm die Noten geben," ſagte Raumann verblüfft.

„Ach was, Unſinn! ich kenne den Bach auswendig!" —

„Den ganzen Sebaſtian Bach auswendig? Das iſt eine verdammte Aufſchneiderei! —

Der Muſiker unterbrach ihn, indem er das Inſtrument probirte.

Raumann trat verlegen zurück.

Die Sonate begann.

Nicht allein, daß der alte Muſiker das Tonwerk mit einer Innigkeit, Reinheit und Routine ſpielte, daß Raumann mit jedem Tacte ſich mehr und mehr verfärbte, er fügte dem Ganzen einen Schluß bei, den der Dresdener Muſiker noch gar nicht kannte, welcher aber als Krone des Ganzen ihm nun erſt die Tiefe des muſikaliſchen Gedankens erſchloß und einen paniſchen Schrecken vor der Bedeutſamkeit dieſes alten, verhärmten Menſchen einjagte.

„Aber verzeihen Sie mir! Um Gotteswillen, wer iſt denn das, der ſolche Sachen ſo ſpielen kann und dennoch im Elend ſitzt? Wie kommen Sie zu dem Schluſſe?" —

Der Alte ſtand vom Clavier auf. Tiefe Röthe

überflog sein trübes Antlitz, das vor Bewegung zitterte, und mit dem Ausdruck tiefster Schüchternheit und Scham trat er dicht zu Naumann.

„Ich muß wohl meines Vaters Stücke am besten kennen!“ —

„Friedemann Bach!“ schrie Naumann auf.

„Er ist es doch, das ist also der Verlorene!“ murmelte Plümike.

„Ja, ich bin's! — Das ist mein Stolz, aber auch mein Elend!“ —

Mit dem Ausdruck tiefsten Schmerzes preßte er die Hände vor's Gesicht.

Die Gestalt des stolzen, groken Naumann im brekatnen Schlafrock krümmte sich zusammen. Ein paar Thränen perlten ihm nieder, und der berühmte Componist bückte sich tief, nahm die Hand des greisen, bettelhaften Friedemann und drückte sie an seine Lippen.

„Erlauben Sie mir, Herr Bach, daß ich Ihnen im Staube danken darf. Was ich geworden bin ward ich durch Sie, durch das hohe Beispiel, das Sie mir gaben! Erinnern Sie sich wohl in Dresden des Bauerjungen, der immer auf den Chor kam, um Sie zu hören, des armen Tölpels, dem Sie wohlwollten, der Sie besuchen durfte und dessen roheste

Anfänge Sie ermunterten? Gott, Du Ewiger und Unerforschlicher! Du führst uns doch wunderbare Wege! Das, Plümike, ist der erste Musiker, der noch auf Erden lebt, Keiner war größer, nur sein Vater!"

„Ich erinnere mich Deiner sehr wohl, Raumann. Du bist ein tüchtiger Kerl geworden, und mich freut's, daß Dir der Hochmuth nicht gar so in's Gehirn gestiegen, daß Du meiner vergessen. Wenn diese Thränen nicht Lüge sind, so bitte ich Dich und den Herrn Theaterdichter da auch, daß Ihr aus Ehrfurcht vor meinem seligen Vater, aus Mitleid mit meiner Lage gegen jede lebende Seele schweigt, daß ein elender, vergrämter Kerl, wie ich, der Sohn des großen Sebastian ist. Es giebt ein Ding, das heißt Scham, und seit ich Lumpen trage, habe ich meinen ehrlichen Namen abgelegt. Sollte Gott mir jemals, trotz meines Alters, vergönnen, daß ich ein Werk schaffe, welches so entzückt, daß alle Welt fragt: Wer ist der Componist? — Dann werd' ich sagen: ich bin's, Bach's Sohn! So lange aber will ich ein Bettler bleiben, und Fluch und Verdammniß dem ehrlosen Hunde, der verräth, daß Friedemann noch athmet!" —

„Bei meiner Seligkeit, nie, mein Meister!" rief Raumann. —

„Nie!“ betheuerte Plümike.

„Darf ich denn aber nicht fragen,“ flüſterte Naumann, „ob ich irgend im Stande bin, hochgeehrter Herr Bach, Ihnen zu dienen, um meinen Dank für das, was Sie mich einſt gelehrt, abzuſtatten?“ —

„Almoſen?“ ſchrie Friedemann.

„Nein, nein! O wo denken Sie hin! Meine Dienſte nur, Herr Bach! —

„Ich dank' Euch ſchön, Naumann. Jetzt nicht. Der Meiſter darf ſich vom Schüler nicht protegiren laſſen. Um Euch aber nicht wehe zu thun, will ich Euch ſagen laſſen, wenn ich einmal krank bin und mir gar nicht mehr helfen kann. Wenn Ihr aber meinen Namen verſchweigt, will ich Euch noch auf dem Todbette lieb haben!“ —

„Soll ich denn meinen Gönner nicht wiederſehen? Wollen Sie mir denn nicht die Ehre anthun, mich wieder zu beſuchen, oder verſtatten, daß ich zu Ihnen kommen darf?“ —

„Zu mir? Hahaha, in das Hundeloch? Nein, nicht einmal wiſſen ſollt Ihr, wo ich ſtecke. Aber kommen will ich hin und wieder, — wenn Ihr allein ſeid, heißt das. Sonſt nicht! — Lebt wohl!“ —

„O leben Sie tauſendmal wohl, Herr Bach, und

gedenken Sie Ihres Schülers, der Ihnen ſo gern dienen möchte!“

Und der reiche Naumann geleitete den armen Friedemann mit ſcheuer Ehrfurcht bis zum Hausflur.

Plümike ſtand ſinnend. Er ahnte nun den Zuſammenhang des Geheimniſſes, und ein plötzlicher Gedanke, wie dem Sohne Bach's zu helfen ſei, zuckte durch ſeine Seele.

„Naumann, ich habe einen Gedanken! Ihm nach, in einer Stunde komme ich wieder!“

Plümike eilte haſtig hinab und traf Friedemann gerade noch, als er über die Jägerbrücke ſchritt.

„Ein Paar Worte noch, geehrter Herr. Ich habe die Idee, eine Art Oper oder beſſer ein muſikaliſches Drama zu ſchreiben. Darf ich mir anmaßen, Sie um Ihre Beurtheilung des Plans zu bitten? Vielleicht wären Sie geneigt, die Compoſition zu übernehmen, und ich hätte die Ehre, meine ſchlichten Verſe durch Sie gekrönt zu ſehen.“ —

Friedemann Bach ſtand ſtill. Eine ſtolze, ſelige Verklärung ſpielte um ſeine Züge. —

„Ha, das iſt gut! Das ließe ſich hören!“ Dann aber mißtrauiſch zurücktretend, betrachtete er den Poeten.

„Und was wollen Sie auf den Zettel ſetzen bei der erſten Aufführung?“ —

„Laſus und Lydie, dramatiſche Oper vom alten Muſiker, Text von Plümike.“

„Das iſt was andres! — Laſus und Lydie! Hum! — Gut denn, wo wohnen Sie?“ —

„Behrenſtraße 57.“ —

„Morgen Nachmittag komme ich. Ich finde Sie allein und Sie ſchweigen über die Geſchichte. — Ich will ein namenloſer Bettler bleiben bis nach der Aufführung von Laſus und Lydie. Guten Morgen!“ —

— — — — — — — — — — — — — — —

Plümike hielt reinen Mund, er ging zu Naumann zurück und ſagte, Friedemann habe ihn abgewieſen!

— — — — — — — — — — — — — —

IX.

Die unbekannte Oper.

Die wenigen herben Worte, welche Friedemann unter den Fenſtern der Dame Eichſtädt ausgerufen, hatten genügt, dieſelbe in der Ueberzeugung zu beſtärken, daß Friedemann noch lebe. Ihre Anſtrengungen, ihn wiederzufinden, waren gleichwohl fruchtlos geweſen, denn man kannte ihn nur unter einem Namen, der kein Name iſt, und ſelbſt die polizeilichen Nachweiſe jener Zeit waren ſehr lückenhaft und ungenau, ſo daß ein armer Teufel ſterben und verderben konnte, ehe man hinter ſeinen Aufenthalt kam, zumal wenn er wie Friedemann wiederum bei Leuten einwohnte.

Als Antonie damals zu Trotha das Verhältniß Friedemanns zur Aſtrua und zwar in der übertriebenen Darſtellung des damals verdrängten Nebenbuhlers Emanuel, ſeines Bruders, erfuhr, hatten Haß

und Verachtung den letzten Reſt der Zuneigung ertödtet, welche ſie dem Jugendgeliebten bisher gewidmet. Durch Friedrich von Eichſtädts warme Neigung gefeſſelt, ſchloß ſie um ſo williger mit ihm den Ehebund, als ſie in den alten Eichſtädts wahrhafte Eltern gefunden und ſelbſt ihr Pflegevater Brühl die Verbindung gern geſehen hatte. So genoß ſie in einer langen Reihe von Jahren des ungetrübteſten häuslichen Glückes, und inmitten ihrer neuen Verhältniſſe verſchwand ihr ſelbſt jegliches Andenken an Friedemann, der indeſſen, ein wandernder Muſikant, bald zerlumpt und hungrig, bald wohlhabend und verſchwenderiſch, aller Herren Länder durchzog.

Friedemann, deſſen Liebe zu Antonien noch viel früher, wie wir wiſſen, erkaltet war, der ihr nie verzeihen konnte, daß ſie ſich ſeines Elends auf dem Königsſtein nicht angenommen hatte, und feſt der Meinung war, ſie ſchäme ſich ſeiner, haßte und verachtete ſie um ſo mehr, als er in ihr allein die erſte Urſache ſeines ganzen künſtleriſchen und menſchlichen Unglücks ſah.

Unter den Zigeunern verlebte er eigentlich die Roſenzeit ſeines Lebens und genoß eine Seligkeit der Liebe, die ihm in Tawadel's Armen nie enden zu

wollen ſchien. Beide, Antonie, wie Friedemann, ſtanden hier auf dem Höhepunkt ihrer Trennung, ſie befanden ſich gegenſeitig in poſitiver Untreue und zwar mit vollem Bewußtſein!

Als Friedemann nun auch von Towadei geriſſen wurde und ſein Wanderleben wiederum begann, blieb ihm die alte Sehnſucht nach dem verlorenen Glück des Zigeunerlebens, aber um ſo tiefer und mit den Jahren immer ſtärker wachſend grub ſich der Haß gegen Antonie in ſeine Bruſt. Jedes neue Unglück, das ihn traf, wälzte er, weit entfernt, in ſich ſelber die Hauptſchuld aufzuſuchen, auf Antonie, als den Urgrund ſeines trüben Geſchickes, zurück.

In Antoniens Leben gingen inzwiſchen auch Veränderungen vor, die den lieben Kreis, in dem ſie ſich heimiſch gefühlt, verengten. Wie ungetrübt ihr eheliches Verhältniß mit Friedrich auch ſein mochte, der leiſe nagende Schmerz der Kinderloſigkeit, das Bewußtſein, der höchſten Früchte des Lebens entbehren zu müſſen, lag immerhin ſchwer auf ihrem Herzen. So lange ihre Schwiegereltern lebten, welche von Trotha, das ſie dem älteſten Sohn, Georg, überlaſſen hatten, nach dem andern Gute bei Potsdam gezogen waren, lebte ſie abwechſelnd auf dem Lande und in

Berlin. Die Schwiegermutter ſtarb aber und Herr Abraham zog nach Berlin zu ſeinem Friedrich und nahm den alten Müller als Kammerdiener mit, der ſeine Sabine längſt verloren hatte und gar nicht mehr ſo fröhlich war, wie ſonſt in der Mühle im Trothaer Grunde. Noch kleiner ward die Familie, als auch Abraham ſtarb und ſeinem Friedrich das Gut bei Potsdam und den Müller hinterließ.

Je fühlbarer Antonien und ihrem Manne die Kinderloſigkeit mit den Jahren wurde, deſto mehr ſuchten ſie die Cirkel der Reſidenz auf und ſchufen ſo um ſich ein geiſtiges Reich, ein Paradies der Kunſt, das ihr herannahendes Alter verſchönen ſollte. Zu ihren Freunden durften ſie die Beſten ihrer Zeit rechnen, und ihr Salon galt für den geſuchteſten in ganz Berlin.

Inzwiſchen begann Antonie wieder, an Friedemann und zwar milder, gerechter zu denken. Dazu gab Emanuel, ſein eigner Bruder, die Veranlaſſung. Er hatte ſich nach vergeblichem Ringen um Aſtruas alleinigen Beſitz in Wuth und Eiferſucht gegen Friedemann verhärtet, doch als er nachgerade bemerkt, daß auch Friedemann bei ihr nicht zum Ziele kam, ja daß ſie ihn verabſchiedete, als er erfuhr, daß ſein Bruder ſogar

ſpurlos aus Halle verſchwunden, wich die Leidenſchaft des Grolls der alten, tiefen Liebe, und jammernd zog ſich ſein Herz über den Doppelverluſt des Vaters und Bruders zuſammen.

Zuerſt hatte er es abſichtlich vermieden, Friedrichs Haus zu betreten, denn der Frau zu begegnen, die ſeinem Bruder einſt ſo nahe geſtanden und, wenn auch ſchuldlos, die Urſache ſeines Unglücks geweſen, mußte ihm peinlich ſein, zumal er mit Friedrich eng befreundet war. Mit der Zeit aber ebnete ſich auch dies. Der Zufall, welcher ſo oft den Vermittler im Leben macht, brachte Emanuel und Antonien auf ſo zarte und argloſe Weiſe zuſammen, daß Beide keinen Grund ſahen, eine Bekanntſchaft zu unterbrechen, die einmal gemacht war und die Friedrich doch ſo gern ſah. Durch Emanuel ſelbſt, nachdem er mit ihr vertrauter geworden, wurde Antonie über Friedemanns Schickſal enttäuſcht. Antonie ſah in ihm nicht mehr den erbärmlichen, treuloſen, ſondern den unglücklichen Zu ndgeliebten, deſſen künſtleriſche Größe und Schönheit im Staube lag, der vergeſſen und verſchollen war unter den Menſchen.

Von dieſem Tage an hatte ſie ſtillen, verborgenen Gram im Herzen und das Band zwiſchen ihr und

dem Gatten ward, wenn auch nicht loſer, doch weniger innig.

Sonderbar! Emanuel, der, ohne es zu wollen, dies Weib ſeinem Bruder entriſſen und in die Arme des Freundes geführt, trug ebenſo ſchuldlos dazu bei, dem Bruder das Herz dieſer Frau wieder zu erobern und dem Freunde wehe zu thun. Denn er führte jene Erkennungs-Scene bei Potsdam, den traurigen Ausgang der Villeggiatura, herbei.

Antonie ſah den unglücklichen Friedemann Aug' in Auge, ſah ſeine Lumpen, ſeinen Haß gegen ſie, und da ſie unfähig war, den eigentlichen Grund von Friedemanns Elend, — das zumeiſt eigenes Verſchulden, innere menſchliche und künſtleriſche Selbſtſucht war, — zu erkennen, maß ſie ſich allein alle Schuld bei und ihr Leben ward ein beklagenswertes und qualvolles.

Was Eichſtädt und Emanuel auch anſtellen mochten, den Armen wieder zu finden, es war vergeblich, und Emanuel verließ endlich Berlin wirklich, das ihm meiſt nur noch ſchmerzliche Erinnerungen bot.

Friedrichs Geſundheit und Lebensmuth erhielten hier einen Stoß.

Die Anlagen, die er zur Schwindſucht hatte, ent-

wickelten ſich jetzt mit unaufhaltſamer Schnelligkeit, und er ſtarb, nachdem er alle Blumen des Lebens, Eltern, Familienglück und Freude, verwelken geſehen.

Von ſeinem Todestage an ſchrieb ſich das Leben der Qual, das „die ſeltſame Wittwe“ führte. — — — — — — — — — — —

Antonie wußte nun alſo, daß Friedemann noch lebe und zwar in Berlin, mehr nicht. —

Naumann wußte, daß der „alte Muſikant“ Friedemann Bach ſei, mehr nicht. Das Gelöbniß, welches er überdies ſeinem alten Meiſter geleiſtet, verhinderte ihn, mit jemand Anders, als Plümike, darüber zu ſprechen, denn die Scham Friedemanns war ihm heilig. Schließlich wußte er ja auch nicht, in welcher Beziehung der Verlaſſene zu Antonien ſtand, konnte es nur ahnen, und hätte nach zwei Seiten hin indiscret ſein müſſen.

Obwohl nun Plümike mehr Licht in dieſer Sache hatte, wagte er doch gleichfalls nicht, an dem Geheimniß zu rütteln. Da er nun in der Compoſition von Lafus und Lydie ein Mittel ſah, die Noth Friedemanns zu mildern, das Geheimniß endlich zu entſchleiern und eine Annäherung Friedemanns und Antoniens zu bewirken, ſo war ſein Streben allein dar-

auf gerichtet, das künſtleriſche Project möglichſt bald zu verwirklichen.

Er hatte ebenſowenig davon einen Begriff, wo Friedemann hauſte, wie alle Andern.

Der alte Muſiker kam jeden Mittag Punkt 12 Uhr, aß mit ihm, (denn dazu hatte ihn Plümike endlich gebracht), und ſie arbeiteten bis in die ſinkende Nacht, wo dann Friedemann verſchwand.

Hatte Plümike beim Theater zu thun, ſo blieb Friedemann allein in deſſen Wohnung und ward ſelbſt durch die Beſuche nicht geſtört, welche dem Dichter galten, da Plümike ihm ſein geräumiges Schlafzimmer eingerichtet, und das Inſtrument dort hineingeſtellt hatte. —

Der Dichter von Miß Jenny Warten war ein einzelner Mann, der höchſt anſtändig von ſeinen Arbeiten lebte, gegen ein kleines Firum dem Director Döblin Stücke einrichtete, Ueberſetzungen machte, für die Spenerſche Zeitung und jene kleinen Almanache ſchrieb, die ſeit 1778 Mode geworden waren. Vermögen aber hatte er nicht.

Was in ſeinen Kräften ſtand, dem Meiſter Bach à Conto der Compoſition zu leiſten, that er, aber es war wenig genug, und die meiſte Hülfe für Friede-

mann war wohl, daß der Dichter sein Essen und Trinken, seinen Taback, mitunter auch wohl seine Wäsche, mit ihm theilte. Und selbst darin mußte er vorsichtig sein, denn Friedemann war im Punkte des Annehmens sehr empfindlich. „Es ist ja Alles nur geliehen, Herr Bach! Wenn unsre Oper erst 'raus ist, sind Sie ein gemachter Mann!“ —

„Wenn sie noch 'raus kommt!“ antwortete der finstere Friedemann. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Wenn sie noch heraus kommt!“ — Friedemann hatte Recht. —

Er arbeitete wie ein Verzweifelter, mit Aufbietung aller seiner Phantasie, seiner höchsten geistigen und körperlichen Kräfte an Lasus und Lydie, aber er fühlte auch mit jedem Tage mehr die Abnahme seiner Lebenspotenz, das Nagen einer Krankheit, die langsam durch seine Glieder heraufkroch, bis zum Herzen, — das Gallenfieber! — — — — — — — —

Wir eilen einen Augenblick zurück!

In den Nebel vergangener Jahre tauchend, erinnern wir uns Friedemanns, wie er, bei'm Morgengrauen aus der Thomaspforte zu Leipzig tretend, noch einen Blick auf's Vaterhaus wirft, wo der Freund

und Ulrike ihn beherbergt, und dann hinweg eilt in's Chaos der Welt! —

Bis zu dieſer Stunde hatte er, ſo wechſelvoll, ſo von Leidenſchaft, Täuſchung und Thorheit ſein Leben durchwoben war, doch immer Ruhepunkte gehabt, war in Lagen gekommen, die ihm Erquickung, vor Allem aber die Gelegenheit boten, ſich möglicherweiſe aufzuraffen, zur Selbſterkenntniß zu gelangen und, in richtiger Würdigung ſeiner Fehler, das Mittel zu finden, vielleicht in Etwas noch ſein Glück zu gründen, einigermaßen in die Thätigkeit einzulenken, für die er ſeiner ganzen Natur nach gemacht war.

Von dem Morgen an aber, wo er Leipzig den Rücken kehrte, war er zu einem unausgeſetzten Wanderleben verdammt, deſſen Noth und Erniedrigung, deſſen Gemeinheit und Zweckloſigkeit nur Der einſehen kann, welcher je einem Trupp ſolcher Vagabunden im Staube der Landſtraße oder in der rauch- und ſuſelſchwangern Atmoſphäre einer Dorfkneipe zu begegnen Gelegenheit hatte.

Dem kurzen Aufſchwung, den er in Leipzig genommen hatte, war nun ein um ſo tieferes Sinken gefolgt, als das nagende Gefühl der Reue: Ulrikens Neigung nicht erwidert und ſich kein dauerndes, reelles

Glück gegründet zu haben, ihn belaſtete und jeden Athemzug ſeines ferneren Daſeins vergällte.

So Jahr um Jahr zwiſchen Hunger und Gefahr ſchwebend, war die Landſtraße ſeine eigentliche Heimath, die Hefe des Volks ſein täglicher Umgang, und er verwilderte und ſuchte oft im Glaſe Vergeſſenheit ſeiner Qualen. Towadei wiederzufinden hatte er längſt aufgegeben, ſie lebte nur noch mit Ulrikens Bild vermiſcht in ſeinem Gedächtniß, ſeinen Träumen!

Das Entſetzlichſte, was den Menſchen treffen kann, der Wahnſinn, wäre ihm jetzt willkommen geweſen, er hätte ihm wenigſtens Aufnahme in irgend ein Spital verſchafft. Aber ſeinem früheren Leiden ſchien es nicht mehr zu lohnen, von dieſem Menſchen Beſitz zu nehmen, und dies traurige Daſein vermochte die rieſenhafte Zähigkeit ſeines Leibes ebenſowenig zu vernichten.

Eins aber lebte in ihm, eine ſtrenge Rechtſchaffenheit, die ihn ſelbſt in der höchſten Noth vor der Verſuchung und dem Verbrechen bewahrte.

So trollte er ſich muſicirend durch die Welt, ward in Braunſchweig, Göttingen, Hannover geſehn, bis er endlich in der Villeggiatura bei Potsdam anlangte, erkannt ward und ſich wieder verlor.

Seine innere Anſchauungsweiſe, ſein menſchliches Sein war natürlich im Laufe der Zeit nur geſunken. An Towarei's Hand hatte er einſt ſchon begonnen, die Selbſtſucht ſeines Weſens und ſeiner Weltanſchauungen zu ändern, und war dem alten Paradies ſeiner Jugend in den Schooß geſunken. Sowie er aber dem Einfluſſe der Geliebten entzogen, gleich einer Feder den Lüften, dem Zufall des Bettellebens anheimgegeben war, bildete ſich neben maßloſer Zerſtreutheit, vollendeter Trägheit, dumpfem Grollen mit Welt und Menſchheit eine eigne Philoſophie in ihm aus, die ſich nicht mehr wie der Subjectivismus auf ſein Ich, ſondern aufs Nichts, den Nihilismus, gründete und eine haltloſe Zuſammenſchmelzung von Selbſtſucht und Fatalismus war.

Friedemann Bach ſtand hier am Grabe ſeiner Erkenntniß, an jenem Abgrunde der Weltanſchauung, wo man das ganze Sein als ein großes Maaß von Zufälligkeiten betrachtet, in dem Alles ebenſo gut iſt, als *nicht* iſt, und das man mit Ironie hinnimmt. Es war jener Zuſtand, wo man negirt und doch glaubt, gläubig iſt und doch negirt, wo man ſich aufgiebt und doch ſtrebt, wo man geiſtreich vegetirt, arbeitet, und doch nichts thut, unglücklich iſt, keine Luſt

mehr am Glück hat, wo man seine Individualität einbüßt, sich selbst zersetzt und sich dennoch in jeder Minute geltend macht. Man hat dann nur eine Arbeit, planlos zu leben und paradox zu sein, und ist Beides nur, um nicht vor langer Weile umzukommen. Das ist der Standpunkt des Nihilismus, die äußerste Grenze der Selbstsucht. Ist man phlegmatisch dabei und hat Geld, so rekrutirt man das Corps der Indifferenten und Blasirten; ist man cholerisch und darbt, so wird man ein Malcontent und der Hanswurst seiner Zeit. —

Friedemann hatte die beiden Gesetze des Daseins, Nothwendigkeit und Freiheit, kennen gelernt und sie stets im Kampfe in und außer sich gefunden. In ihm lag das rastlose Bestreben, diesen Kampf beider Elemente zu beenden, die Autorität und den Individualismus, Nothwendigkeit und Freiheit, zu versöhnen. Dies gelang ihm nicht, gelang ihm ebensowenig als Einzelnem, wie dem ganzen Geschlechte seines Jahrhunderts durch die Danaidenarbeit der französischen Revolution. Er gerieth dahin, wohin auch sie kam, in das Nichts, die platte Materie, aus welcher die Magenfrage sich erhob. Daß Nothwendigkeit und Freiheit sich durchdringen, in einem dritten schönern

Sein, der Harmonie, verſchmelzen müſſen, davon hatte er wie ſein Jahrhundert nur eine ſchwache, ferne, nebelhafte Idee, und auch dann erſt, — als beide in's Grab ſanken. —

So ſah er ſeinen Bruder Emanuel, ſo Antonien wieder.

Haß, Scham, der letzte heimlich glimmende Stolz auf ſeinen Künſtlerurſprung, trieb ihn mit Furienwuth hinweg, ließ ihn ſich verſtecken, um den Nachſuchungen zu entgehen, und gab ihm jegliche Diebesliſt an die Hand, unbemerkt aus der Gegend zu kommen. Er ging über Potsdam nach Berlin. —

Weiter konnte er nicht mehr, hier mahnte ihn die Natur zum erſten Male, daß ſeine Kräfte im Sinken ſeien. —

Er wußte jetzt, daß Antonie Frau von Eichſtädt ſei und in Berlin lebe, wußte, daß er von ihr wie ſeinem Bruder aufgeſucht werden würde, und Beides fürchtete er. Dieſe Begegnung bei Potsdam, ſo wenig ſie auf ſeine innern Anſchauungen wirken mochte, brachte aber nichtsdeſtoweniger eine furchtbare Veränderung in ihm hervor. Er war weit davon entfernt, in ſeinen Jahren noch die Hoffnung hegen zu wollen, ſich aufzuraffen oder gar die längſt begra-

benen Träume ſeines Vaters zu verwirklichen; aber die Scham, der alte Stolz, Sebaſtian Bach's Sohn zu ſein, erwachte in ihm mit jäher Haſt, ſchüttelte das bleierne Phlegma des Elends und der Faulheit von ſeinem Weſen und trieb ihn an, ſeine letzten verſiegenden Kräfte einer heiligen Sache zu weihen, und ſo, wenn auch zu ſpät, die Verirrungen ſeines Lebens zu ſühnen.

Dieſe heilige Sache war der Name ſeines Vaters! Scham war's, die ihn, ſeitdem er von Leipzig gewichen, ſeinen Namen verleugnen ließ, und ſo, als „alter Muſiker," erſchien er in Berlin mit dem feſten Entſchluſſe, nichts weiter zu thun und zu denken, als in einer künſtleriſchen Schöpfung alle ſchlummernden Gaben ſeiner Natur zu vereinen und die Aufmerkſamkeit zu erregen, um ſterbend noch ſagen zu können: „Ich habe mich wieder zu Ehren gebracht, mein Vater!" —

Seine immer mehr überhandnehmende Kränklichkeit, ſeine ganze Lage ward ihm aber ein Hinderniß. Trotzdem begann er mit der vollendetſten Reſignation im Herzen das Werk, um nachzuholen, was möglich ſei. —

Dieſer hohe, innerſte Zweck ſeiner ſchwindenden Tage breitete eine Verklärung, eine Heiligung über

ſeine maßloſen Leiden, gab ihm ein Märtyrergefühl, das von Keinem geahnt und empfunden, von Mit- und Nachwelt vergeſſen wurde und nur eine ſchwache Würdigung in dieſen glanzloſen Zeilen, ſicher aber noch im Herzen des Künſtlers findet, der weiß, was es heißt: hoffnungslos zu ringen und dennoch immerfort zu ringen.

„Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmliſchen Mächte.
Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden!" — —

Goethe

Alle bisherigen Anſtrengungen des alten Muſikers, um etwas zu ſchaffen, und das Geſchaffene irgend wie an die Oeffentlichkeit zu bringen, waren fruchtlos.

Andererſeits machte ſeine künſtleriſche Fähigkeit ihn zum Feinde und Verächter der jetzt in Berlin Mode gewordenen laxen Richtung der Muſik, welche der mittelalterlichen Form, der alten doriſchen Weiſe entwachſen, mit italieniſchem Geklingel und den Naturlauten der Buffoni's verwebt, nach einer neuen Geſtaltung rang, deren ſie in dieſer Aera nicht mehr fähig war.

Das ließ ihn leider den Berliner Muſikern in unklug rauher Weiſe begegnen und verdarb ihm wieder, wie gewöhnlich, den Grund und Boden, von dem aus er ſtreben wollte.

Andrerſeits gab ihm die Hoffnungsloſigkeit ſeines Strebens, die er in der Arbeit nie fühlte, in der Außenwelt, deren Abſtand zu ſeiner eigenen Lage ihm mit jedem Pulsſchlage klar wurde, eine cyniſche Ironie, mit welcher er alle Die zermalmte, welche ſich ihm näherten!

Sicher wäre er damals in der Geſellſchaft erſchienen, wo Naumann die Bach'ſche Sonate ſpielte, wenn er nicht gewußt hätte, daß Antonie da wohne. Ebenſo wußte er ſehr wohl, daß ſie Wittwe ſei und ihn mit krankhafter Verzweiflung ſuche, aber eines Theils wäre er lieber geſtorben, als ſich, Friedemann Bach, im Elende finden zu laſſen, andertheils gewährte es ſeinem verbiſſenen Haß eine kitzelnde Rachewolluſt, ſich ewig ſuchen und nie finden zu laſſen.

Mit allem Aufwande ſeiner Klugheit verheimlichte er den Ort, wo er wohnte, und ſein Erſcheinen glich nur einem ſchattenhaften Auftauchen aus der Menſchenmaſſe, in deren Hefe er möglichſt raſch wieder zurückſank. Um ſein Leben zu friſten, ſpielte er in

den Zelten, in Moabit, bei Spiegelbergs, am liebſten in den verlorenen Spelunken, die vom Pöbel beſucht wurden.

Daß er ſich Naumann und Plümike entdeckt hatte, war in einem zwingenden Moment geſchehen, und mit ängſtlicher Strenge ſuchte er ſich des Stillſchweigens dieſer Männer zu verſichern. —

Plümike's Plan zur Oper kam ihm gerade recht, denn ſo weit ausſehend die Arbeit auch war, bot ſie ihm doch offenbar mehr Hoffnung und hatte bei Plümikes Stellung zu Többelin entſchieden mehr Ausſicht, veröffentlicht zu werden, als alle ſeine früheren Arbeiten.

In jeder Reſidenz giebt es Stadttheile, die die ſogenannte noble Welt nie betritt. Das ſind die Arbeiterviertel, wo das Elend, das Tantalusringen nach Brod, die Schlechtigkeit, der Betrug, die geiſtige und leibliche Verkrüppelung der Menſchen ihre Altäre aus Noth, Lumpen und Thränen errichtet haben. Stadttheile, die nur den Armenkirchhof, das Spital, das Zuchthaus oder die Irren-Anſtalt zur Perſpective haben.

Dieſen Rang nahm damals und nimmt theils noch heut in Berlin die Stralauer, beſonders aber die

Spandauer und Königs-Vorstadt nebst dem Voigtlande ein, und ein kurzer Spaziergang in Begleitung des Armenarztes oder Polizeidieners macht uns mit einer Gallerie scheußhafter Existenzen bekannt, von denen man in der sogenannten vornehmen Welt nicht die leiseste Ahnung hat. Eine dieser Gegenden, die Königsstadt, wollen wir betreten.

Im letzten Hause der Altstadt Berlin, rechts, eh' wir über die Königsbrücke nach dem Alexanderplatze gehn, wohnt der gewichtige Mann, welcher mit Haselnußstock und Ochsenkopf die Heerde jenseits des Wassers in Schranken hält, der Polizei-Commissär Wilke.

Seine dienstbaren Genien, die Polizeidiener Böttcher, Salzmann und Krause, sind immer bereit zum „Aufgreifen" und haben die angenehme Stellung, von der Arbeiterbevölkerung gehaßt, von gewissen namenlosen Personen gespickt zu werden.

Gehen wir die Liniengasse westwärts hinab, so kommen wir links an ein enges Quergäßchen, das fast nur von Holzbaracken begrenzt wird. Dort in der Mitte der Straße links residirt ein Sargmacher, der „Rasenquetscher" feil hat, in seinem Hause auf

einer Dachkammer, mit einem ſtets betrunkenen Flötiſten zuſammen, wohnt Friedemann Bach. —

Das iſt die Ariſtokratie der Gegend. Schrägüber wohnt ein fettes altes Weib, Gütle Lewin, die Judenhebamme. Rechnet man nun dazu den Chorus der Trödler, Keſſelflicker, Heller, Tiebe und Buhldirnen, ſo hat man eine Scene, wie ſie in Paris und London nicht ekelhafter und trauriger ſein kann.

Seinem eignen Hauswirth wie Stubengenoſſen unbekannt, kroch Friedemann täglich aus ſeinem Verſteck und eilte zu Plümike.

Hier war ſein Elyſium, ſein letzter Traum, ſeine Spätlingshoffnung, hier im hinterſten Zimmer wuchs die Partitur der Oper.

Wie lange wird er noch früh und Abends den weiten Weg thun, ehe die Palmen der Ehre und des Friedens ihm winken? —

Die Oper Laſus und Lydie.

Es war eine eigenthümliche Arbeit, nicht Oper, nicht Drama, eigentlich aber doch Beides. —

Der Stoff war nach Marmontel und die Dichtung Plümike's eigentlich eine Tragödie mit Chören. Letztere wieder auf die Bühne zu bringen, war der Traum Friedemanns. Er componirte ſie, verſah die Dichtung

mit muſikaliſchen Entreacten, den Dialog theilweiſe mit Muſik, ſo daß das Ganze ein melodramatiſches Gepräge erhielt, und richtete mit Plümike's Hülfe die Scene ſo ein, daß ihm Gelegenheit zu zwei Liedern, eins für den Helden, eins für die Heldin gegeben wurde, welche die künſtleriſche Spitze des Ganzen bilden und im Verlauf der Handlung überall anklingen ſollten.

Die Wiedererweckung der antiken Tragödie mit Hülfe der Muſik, die Schöpfung des ſogenannten muſikaliſchen Drama's, einer Dichtungsart, die, in der Mitte ſtehend zwiſchen Drama und Oper, den Anforderungen beider Künſte nicht nur genügen, ſondern dieſelben verherrlichen und verbeſſern ſollte!! — Friedemann ſcheint alſo der erſte Deutſche geweſen zu ſein, welcher dergleichen unternahm.*)

Bemerkenswerth iſt, daß ſeit jener Zeit der Gedanke, griechiſche Tragödien oder deren Nachahmungen zu componiren, vorzugsweiſe unter den Muſikern Berlins immer wieder auftauchte und in neuſter Zeit wieder Platz gegriffen hat.

---

*) Hierüber, wie über Friedemanns Werke ſiehe: Berliner Muſik-Zeitung Echo, vom 16. März 1857, 7. Jahrgang Nr. 10.

Die Idee des „musikalischen Dramas" wie der „Zukunftsmusik" ist ebensowenig neu, als dieser Versuch immer zu Epochen gemacht wurde, wo der Verfall der Musik wie des Dramas die Sehnsucht wachrief, beide Künste zu regeneriren.

Wie gesagt, der Stoff und Plan zu Lasus und Lydie, den Marmontel gegeben hatte, ward von Plümike zum Boden einer tragischen Dichtung genommen, die innerhalb der gegebenen Grenzen sich mit möglichster Freiheit der Phantasie bewegen sollte. Indem er nun die Art der Ausführung mit Friedemann berieth, hatte dieser zahlreiche, leidenschaftsstarke und neue Momente hineingebracht, um sich wie dem Dichter Gelegenheit zu besonders erschütternden Scenen mit starken und geschlossenen Charakteren zu geben. Zu dem Ende hatte der Arme mit einer rücksichtslosen Objectivität in den Schooß seines eignen Lebens, seiner eigenen Erfahrungen gegriffen. Dadurch war Lasus, der liebende Held, eine rauhe, selbstsüchtige Friedemanns-Natur geworden, indeß Lydie, die treulose und doch liebende, ewig den verlorenen Gegenstand ihrer Zärtlichkeit suchende Heldin, auf ein Haar Antonien glich, um derentwillen der Componist sein schönes Leben verloren hatte. Plümike, die Wirkung

dieser Charaktere fühlend, griff mit beiden Händen danach. Hierdurch ward aber der Begriff der alten Tragödie selbst verschoben, und das Werk, nunmehr auf der Freiheit der Charaktere erbaut, denen die fatalistische Anschauung untergeordnet ward, bekam einen modernen Hauch. Darin lag auch die Unzulänglichkeit des ganzen Unternehmens, das, obwohl lebenskräftiger, doch in manchen Stücken dem verbrannten „Luzifer" ähnelte, von dem manche Reminiscenz heulend hineinklang. Von diesem großen Fehler hatten beide Autoren, innerhalb ihrer Arbeit stehend, keinen Begriff, und die Oper, vier Acte stark, war bereits bis zum Ende des dritten Actes gediehen. —

Der vierte Act sollte das tragische Wiederfinden von Lasus und Lydie im Tode darstellen, das, wie Friedemann sagte: „mit dem Auflösen in die Harmonie des Jenseits" schloß. Ein Gedanke, der, des Transcendentalen seiner Idee wegen, der eigentlich tragischen Wirkung entbehrte, deren Erforderniß es ist, durch den Tod besiegelt hier auf Erden schon in reinerer Form zu erstehen. —

Die Spitze beider Hauptcharaktere lag in den Liedern, die ihnen als Ausdruck der höchsten Innerlichkeit im zweiten und dritten Act gegeben wurden und

den lohnenden Enthusiasmus Plümikes weckten, der darin die hohe Genialität seines Genossen erkannte.

Wenn sie in traulichen Stunden beisammen saßen und Friedemann die Arie des Lasus sang, der, von Lydiens Untreue in äußerste Verzweiflung gestürzt, sein Wesen verkehrte, that Plümike einen tiefen, schaudernden Blick in die schwermüthige Seele Friedemanns.

„Begraben liegt, was mich beglückt
Im öden Schooß der Nacht,
Mein ganzes Leben ist zerstückt,
Ein Leichnam nach der Schlacht!
Wenn meine Seele dunstend brennt
Im Triebe, Triebe, Triebe,
Kein Mund mehr meinen Namen nennt
In Liebe, Liebe, Liebe."

„Entzwei des Lebens Blüthekranz,
Verraucht des Ruhmes Träumen,
Verflucht seist Du, verhaßter Tanz,
Des Lebens Wegenschnmen!
Gleich Luft und Schall verflattert sei
Mein Wähnen, Wähnen, Wähnen!
Das Ende meines Seins ist Neu'
Und Thränen, Thränen, Thränen!" —

O du schönes, süßes, längst verklungenes Kamadevalied, in heilig großen Schauern der Liebe und Seligkeit erklungen! Feierst Du Deine Auferstehung wieder in der Schöpfung eines gebrochenen Lebens,

als bitterer, grollender Seufzer eines verendenden Herzens?! — — — — — — — — —

In dieser Zeit begann, durch welchen Mund veranlaßt, mochte Gott wissen, unter Berlins Musikern die Sage umherzugehn, der Sohn Johann Sebastian Bachs, Friedemann, lebe noch. Manche glaubten sogar, er und der alte Musiker sei eine Person, die Meisten aber lachten darüber.

Nur Naumann und Plümike wußten es bestimmt. Antonie, Mendelssohn und Rode glaubten es, Fasch und Zelter ahnten es. — Letzterer ahnte es deshalb, weil Friedemann mehrmals bei Orgelconcerten auf dem Chor erschienen war und die Orgel gespielt hatte.

So konnte Keiner mehr die gewaltige Gottesleier handhaben, wie er. Zelter hat es nachmals oft genug seinen Schülern erzählt, welch' mächtige Wirkung diese lange, schattenhafte Gestalt auf ihn geübt, wenn sie die Treppe zum Chor heraufstieg, wie ihm Alles halb scheu, halb mitleidsvoll auswich. Dann an den Orgelstuhl tretend, fuhr er sich mit der Hand über die Augen, ließ sich in den Sitz gleiten und geschlossenen Auges, zurückgebogen begann er.

Jemehr das Feuer der Begeisterung ihn ergriff,

jemehr er sich in die Imagination versenkte, desto mehr krümmte sich seine Gestalt, die koboldartig vor dem Instrument hockte, spinnenartig mit den langen Füßen, den dürren Händen ausgriff zum Regiment der Tasten und Register! — Wenn er geendet und Alles um ihn her beifällig und erstaunt murmelte, lag er mit dem Kopf auf der Tastatur und die Pfeifen heulten. Rasch erhob er sich dann, sein Antlitz war feucht! Er stieß die Herantretenden von sich und war fort. Keiner, der seinen Namen ahnen mochte, wagte es, ihn anzurufen. Man ehrte den Stolz und die Scham des Verkommenen! —

Der dritte Akt der Oper war unlängst beendigt und Friedemann bereits beim Eingangs-Chor des letzten Actes.

„Wenn unsre Oper 'raus ist, sind Sie ein gemachter Mann!" — sagte Plümike. „Wenn sie noch 'raus kommt" hatte Friedemann geantwortet

Das Gallenfieber, durch die angestrengte Arbeit der Composition, besonders aber durch die furchtbare Nervenaufregung dabei, gefördert, rückte immer näher.

Friedemann Bach war fest überzeugt, daß die künstliche Spannkraft seiner Seele mit der Arbeit

enden werde, daß er sterben müsse, ohne die Aufführung erlebt zu haben.

Eines Tages äußerte er dies fest und heroisch mit einer Art Prophezeihung gegen Plümike.

„Mein Körper, vom Gram zerfleischt, von Entbehrungen, Hunger und der Landstraße ausgemergelt, kann das Leben nicht mehr ertragen. Diese Arbeit ist meine letzte Pflicht, meine einzige Ehre im Leben; ist sie gethan, geh' ich zu meinem Vater!" —

Der Dramaturg hatte die Wahrheit dieses Ausspruchs an der augenfällig gesteigerten Kränklichkeit Friedemanns erkannt. Er bekam schon jenes grünlichgelbe Ansehn, jenes furchtbare Herzschlagen, jene stellenweis graue Haut: die sichern Symptome eines nahen Ausgangs.

Plümike faßte darum den Entschluß, ohne Zögern Alles zu thun, was des Armen Herz mit dem Wollustnektar befriedigter Künstlerehre füllen konnte. Die rechte Hand Döbbelins, zugleich der Bräutigam seiner Tochter, des reizenden Lieblings der Berliner, zog er Letztere in's Geheimniß. Er erzählte ihr, wer der alte Musiker sei, zeigte ihr heimlich die Oper und proponirte, den Vater zu vermögen, die beiden Lieder

von Lasus und Lydie mit der bezüglichen Scene in antikem Costüm dem Publikum vorzuführen.

Mademoiselle Döbbelin war gleich Feuer und Flamme, und da sie das Publikum so zu sagen in der Tasche hatte, wußte sie auch den Vater zu beherrschen. Genug, Herr Carl Theophilus Döbbelin entschloß sich, „das Ding zu probiren." —

Heimlich ward die Partitur der Scenen abgeschrieben, Musik und Chöre wurden von Kapellmeister André einstudirt, dem man sagte, das Werk sei von einem hohen Dilettanten, und die Proben begannen. Da beide Scenen natürlich den Abend nicht ausfüllten und man nicht wissen konnte, ob die unbekannte Oper Zugkraft genug haben würde, wählte man sonderbarerweise zur Ergänzung ein Lustspiel nach dem Französischen des Caikava.

Mamsell Döbbelin machte die Lydie, Rousseul, der den Medon in „Codrus" gegeben, den Lasus, seine Frau hingegen, eine tüchtige Marwood in Miß Sara von Lessing und als Lady Macbeth bezaubernd, spielte Aglaura, die verführerische Feindin Lydiens, Unzelmann hingegen, der den Philemon in „Egoismus" geben mußte, hatte den falschen Freund des Lasus, Scophar.

Von dem Allen hatte Friedemann keine Ahnung. Plümike wollte ihm erſt nach der Generalprobe, alſo einen Tag vorher, Mittheilung machen. Der vierte Act ging Bach viel langſamer von der Hand, als die andern. Sein Uebel ſteigerte ſich von Tag zu Tag, und er mußte Pauſen machen, um ſich zu erholen. Dazu kam, daß ſeine Dachkammer feucht und dem Wetter zugänglich, ſein Lager faſt die bloße Diele war und die Dürftigkeit ſeiner Garderobe mit jeder Woche ſichtbarer wurde. Durch die Oper verhindert, ſeinem ſonſtigen Verdienſt nachzugehen und ſo ſeine Lage in etwas zu verbeſſern, zu ſtolz und zartfühlend, um Plümike, der ſelbſt nicht reich war, noch um mehr Vorſchuß anzugehen, gab es außer dem Mittageſſen wörtlich nichts mehr, was Friedemann nicht entbehrt hätte.

Es war Ende Mai 1784. Der Winter war ſehr hart geweſen und das Frühjahr regneriſch und unbeſtändig: echtes Theaterwetter.

Eines Vormittags ſaß Friedemann in Plümike's Wohnung und arbeitete. Der Dramaturg war in der General-Probe von Laſus und Lydie.

Bach vermochte heute wenig zu arbeiten, ihm war gar zu übel. Er hatte ſich eingeſchloſſen und ſchritt

im Zimmer auf und nieder. Wenn er am Spiegel vorbeikam, nickte er: „He, guten Morgen, Todtencandidat! — Ach ja! wenn alles eben käme, wie wir's gewollt hätten, wie schön wäre das Leben! Aber es kommt nicht so! Ewig streckt das Schicksal seine Teufelskralle dazwischen, schiebt uns mit Gewalt auf's schwankende Brett der Minute, haucht uns hirnverwirrende Leidenschaften in's Herz, bis die gesegnete Minute des Glücks verflogen, und kahl, ätzend und bitter grinzt deren Erinnerung uns an, reibt uns sichernd jede Versäumniß unter die Nase, und sind wir endlich, endlich einmal vernünftig geworden, treten wir auf den wahren Weg zu unserer Bestimmung, so läßt uns der Hundecadaver im Stich und wir klappen zusammen! Die welkende Materie in uns ist die einzige Logik im Sein! Faulen, faulen, das ist die Losung aller Dinge!" —

Er ergriff ein Buch, das aufgeschlagen auf dem Tische lag.

„Aha, das ist die churpfälzische Tonschule, die der elende Kerl, der Vogler, geschrieben. Die Canaille konnte mich in Arnstadt retten, aber er hatte Angst vor Friedemann's Geist, und doch ist er eine Creatur, die mein armer Vater gemacht hat, doch ist jede Zeile

des Wisches hier aus der Kunst der Fuge hergeleitet und gestohlen, ein Brei für das gewöhnliche Volk, damit jeder Zimmergeselle*) nach dem Feierabend so viel in den Schädel schlagen kann, daß er über Contrapunkt, Fuge, Tonik und Polyphonie mitschwatzen kann. Aber den Mist kaufen die Leute, indeß die Kunst der Fuge vergessen ist! — — —

Alle diese Kerle, Fasch, Reichardt der Hanswurst, Zelter der poetische Winkeladvokat, Alle leben sie vom Schweiße meines Vaters und ich stehe hier und muß mich selbst meiner Noth schämen! — O Friedemann, Friedemann, hättest du deinem Vater gefolgt, als er in Leipzig sagte: heirathe! Wem die Kunst das Leben ist, dem ist das Leben eine große Kunst. Ich stehe hier mit 72 Jahren und muß mir sagen, daß ich das Leben nicht verstand! Nun, zum Teufel, auch die Kunst hab' ich nicht verstanden! Von seinem eigenen Ausspruch geblendet, hab' ich meinem Vater nachgestrebt, wollte größer sein, als er, und in derselben Weise größer sein.

Es ist ein Unsinn, eine Narrheit, zwei Menschen nach den Congruenzgesetzen der Dreiecke messen zu

*) Zelter.

wollen! Jeder hat sein Handwerksgeheimniß, das kein Anderer sein nennen kann, das er gar nicht mittheilen kann, weil's unaussprechbar ist. Das Weben des Mittelalters war die Lebensluft meines guten Vaters, ich war zu sterilisch und zu ausgreifend in der Phantasie, das war mein Fehler. Wenn ich einen Bibeltext nahm und componirte, nie ward's jene schöne Harmonie von Wort und Melodie, die ihn durchdrang, immer griff ich musikalisch weiter, ich kam nicht über seinen Genius, weil unsre Denkweise verschieden war. Da hat's der Christian besser gemacht, ob er gleich nun todt ist, der Herr Italiener! Der hat für die Frauenzimmer gedudelt und ist ein großes Thier geworden. Ja, wer nur die Schürzen für sich hat, der sitzt warm! —

Und doch, so arm, so alt ich bin, Ehre meinen Lumpen! In meinen Händen ist die Göttlichkeit der Musik nie besudelt worden. Ich habe irrig gestrebt, aber bin wie mein Vater frei geblieben von der Verwesung der Zeit! — Lasus und Lydie! Ja, es liegt etwas von der alten Hoheit meines Namens in dieser Arbeit, ein Menschheits-, ein Gottesgedanke liegt in ihr! — O nur zu spät! Jetzt ist's zu spät!!" — Gebrochen war er auf's Sopha gesunken.

„Ich erlebe die Vollendung nicht mehr! — Sei es denn! Willig beuge ich mein Haupt dem Todesstreiche aus Deiner himmlischen Hand, mein Gott. Willig verzichte ich auf das Unmögliche! Laß meinen Namen ausgelöscht sein in der Erinnerung der Menschen. Aber Eins, Schöpfer der Wesen, Urquell des ewig Schönen, leuchtender Weltgedanke, Eins gewähre mir! Wenn ich Staub und Asche sein werde, laß meinen Geist aufstehn unter den Menschen mit meinen Gaben, meinem Gemüthe und meinen Schmerzen! Laß ihn den Namen meines Vaters aus dem Staube erheben, laß ihn, auf dem Boden meines Vaters erwachsend, die Kunst der Töne neu beflügeln und als Fortsetzung meines Ichs den Menschen das neue hohe Lied der Erde singen, unzerstörbar und unvergänglich!!“ —

Zusammengesunken auf den Stuhl, krampfhaft die Hände emporgestreckt zum Himmel, lag er zuckend in Schmerzen des Leibes und der Seele.

Ein leises Geisterwehen von den Wohnungen des seligen Friedens quoll auf ihn nieder.

Die stille Schicksalsschwester griff schon langsam nach dem Faden eines jungen Daseins, in welchem Erhörung seines Wunsches lag.

Heilige Stimmen flüsterten leise den ewigen Liebesgedanken eines Werkes, das noch nicht war. —

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden.

— — — — — — — — — — —

Wenn Menschen auseinander gehn,
So sagen sie: „Auf Wiedersehn!
Auf Wiedersehn!“ — — — — — —

— — — — — — — — — —

Es klopfte! — Friedemann fuhr auf. Es war Plümike, der vom Theater zurückkam.

Bach wischte das Wasser aus den Augen und öffnete. —

Plümike mit feuerrothem Gesicht, funkelnden Blicken und verhaltener Bewegung trat ein.

„Bach, sehen Sie mich an, was heut mit mir los ist!“ —

„Was soll denn los sein? Ein Glas Wein haben Sie getrunken, das ist Alles!“ —

„Ja, Wein habe ich getrunken, Friedemann! Nicht eine Flasche, nein ein ganzes Orhoft, ein Meer hab' ich ausgezecht! Aber geistigen Wein, Freund, von

jener taumelerregenden Sorte, die den Künstler beseligt für's ganze Leben!" —

„Teufel, was ist denn los?" —

„Friedemann! Herzensfreund! Kunstgenosse! Wollen Sie mir versprechen, nicht böse zu werden über das, was ich aus Liebe zu Ihnen gethan?" —

„Was denn? Was haben Sie denn? — Na ja doch, ich will nicht ärgerlich werden, sagen Sie nur, was los ist?" —

Ich komme eben aus der Generalprobe, wo ein Meisterwerk geübt wurde, das Alle zum Jubel entflammte, die es gehört. Es wird morgen Abend gegeben. Da lesen Sie nur, das ist der Zettel, er kam eben aus der Druckerei," und der Dramaturge reichte ihn dem verwunderten Musiker.

Friedemann öffnete das Papier.

Da stand:

„Sonnabend, den 26. Mai 1784.

Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung.

Döbbelin'sches Theater

Behrenstraße 42.

Der Egoismus,

Lustspiel in 3 Akten, nach dem Französischen des Cailhava." —

„Na, da ſeh' ich doch nichts dran?“

„Nur weiter, Bach!“ —

„Nach dem dritten Akt:

Aus der neuen Oper Laſus und Lydie, von einem alten Muſiker:

Scene und Arie des Laſus, II. Act.

Scene und Arie der Lydie, III. Act.

Laſus . . . . Herr Rouſeul.

Lydie . . . . Frl. Döbbelin.

Aglaura, Freundin Lydiens . Frau Rouſeul.

Scophar, des Laſus Vertrauter: Herr Unzelmann.

Chor des Volks, Chor der Furien.

Scene: Megara in Griechenland.

Das Blatt entfiel der zitternden Hand Friedemanns. Faſt ohnmächtig taumelte er zurück und hielt ſich krampfhaft an ſeinem Genoſſen aufrecht! —

„Sie kommt heraus! Sehen Sie, ſie ſoll heraus! Und wenn Sie noch ſo ſchwach ſind, die Freude und die Sehnſucht Ihres Alters ſoll Ihnen der neidiſche Tod nicht ſtehlen!“ —

Lautlos fiel der Componiſt dem Dichter um den Hals, und einer jener ſtillen und unbeſchreibbaren Augenblicke, die zur Nahrung einer ewigen Erinne-

rung werden, brach wie ein jauchzend Morgenroth herauf.

— — — — — — — — — — —

Der holde Freudenrauſch Friedemanns war verraucht.

Die Nachricht, welche ihn erſt mit nie geahnter Schöne entzückt, verſetzte ihn nun in Schrecken, in jene fieberhafte, martervolle Unruhe, die nur Der kennt, welcher ein heimlich in ſtiller Klauſe geborenes Kunſtwerk dem großen Tribunal des Publikums vorführt, wo Rhadamanth und ſeine Genoſſen ſitzen mit der kritiſchen Wage und die Federn ſpitzen, deren ſchwarze Fluth Tod oder Leben ſpendet.

Tauſend Fragen richtete er an Plümike, wie dieſe oder jene Stelle ginge, ob da das Horn, hier die Violine die Oberſtimme richtig nähme, wie die Scenen im Arrangement ſich machten? Und der verfluchte Chor! Ob denn die Furien a tempo einfielen? Kurz: Friedemann machte dem ſelbſt erregten Plümike die wenigen Stunden bis zur Aufführung zur Hölle.

— — — — — — — — — —

Friedemann weigerte ſich, bei der Aufführung zugegen zu ſein. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Mit dem Versprechen, am andern Morgen 9 Uhr wieder da zu sein, verließ er Plümike.

Es war Regenwetter draußen. Naß wie eine Katze kam er nach seiner Mansarde.

Leiblich todesmatt, rumorte es ihm in Hirn und Herzen bis zum Wahnsinn.

Sein Schlafgenosse blieb die Nacht aus, wahrscheinlich in einer Kneipe. —

In der Nacht brach bei Friedemann das Fieber aus. O Gott! und allein, und in dieser Lage! —

— — — — — — — — —

Das ganze musikalische Berlin war in Bewegung. Plümike hatte Naumann und Mendelssohn im letzten Augenblicke Alles verrathen. Naumann eilte zum Grafen Zirotin, zum Grafen Gotter, und auch der Prinzessin Amalie ward es gesteckt. Alles war neugierig und gespannt, Alles strömte zu Döbbelin, kein Apfel konnte zur Erde!

In einer Loge zusammen saßen Mendelssohn, Rode und Naumann, im Hintergrunde eine alte, schwarz gekleidete Dame, todtenbleich, Frau von Eichstädt. —

Eine glänzendere Versammlung war wohl, seit Brockmann den Hamlet gespielt und seit Goethe's Götz gegeben, nicht mehr in diesen Räumen gesehen worden.

Plümike war hinter der Scene. Eine furchtbare Angſt und Unruhe trieb ihn umher, denn Friedemann Bach war am andern Tage nicht wiedergekommen. Er ſah ſich überall im Theater um, ob der Componiſt nicht etwa doch heimlich gekommen ſei. Nirgends zu ſehn unter den wogenden Köpfen! Er eilte hinaus vor's Gebäude — keine Spur. Er mußte wieder hinein, denn die Vorſtellung begann. —

Die erſten drei Acte des Luſtſpiels waren vorüber. —

Capellmeiſter André erſchien, erfaßte den Tactſtock, und ein kurzes Vorſpiel begann.

Grabesſtille war in dem Hauſe. —

Der Vorhang ging auf. — Der Dialog zwiſchen Laſus und Lydie begann, der Streit zwiſchen den Liebenden, angefacht von falſchen Freunden und von eigner Eiferſucht genährt. In einem Anfall der Leidenſchaft ſtößt Laſus die eigenſinnige Lydie von ſich, indem er hofft, ein ſtarkes Mittel werde ihren thörichten Wahn, die Eiferſucht, brechen und ſie zu ihm zurückführen. Doch ſie hat dieſes Aeußerſte erwartet, als Beweis ſeiner Schuld. Sie geht von ihm und beſteigt mit Scophar, dem Verräther, ein Phöniciſch Schiff und entflieht, als Braut eines Andern. Da

sieht Lasus seine Seligkeit auf trügerischen Fluthen enteilen und die furchtbare Katastrophe seiner Selbstzerfleischung tritt ein.

Das jammernde Volk vermehrt seine Qual, die Hand zum Zeus erhoben, flucht er dem schändlichen Weibe, dem Verräther, und heulend ziehen die Furien über die Scene, über die wallenden Wasser, weithin den Schiffenden nach, mit: „Verderben! Verderben!“ Sie schleppen heran das Verderben!

Das Blut gerinnt in den Adern der Zuschauer bei diesem Seelenkampf, selbst der Beifall ist erdrückt unter der Wucht des Momentes.

Da ergreift Lasus verzweifelt die Genossin seiner holden Stunden, die Laute, und halb im Wahnsinn singt er das Lied:

„Begraben liegt, was mich beglückt“ und die Furien in der Ferne: „Verderben!“

Als er den Schluß der furchtbaren Rhapsodie bringt:

„Gleicht Luft und Schall verflattert sei
Mein Wähnen!
Das Ende meines Seins sind Reu'
Und Thränen!“

da erhebt sich ein Beifallsorcan, der das Haus erschüttert!

Man will ihn sehen, den Componisten, den unbekannten alten Musiker! Umsonst, er erscheint nicht! Döbbelin entschuldigt ihn.

„Wer ist's? den Namen!"

Döbblin zuckt verlegen die Achseln.

Da erhebt sich Naumann in der Loge, beugt sich weit über die Brüstung und ruft: „Der Componist ist Friedemann Bach, der Sohn des großen Musikers!" —

Und tausend Stimmen jubelten seinen Namen, tausend Herzen schlugen ihm entgegen, ihm, der eben wie ein gehetztes Reh vom Eingange des Theaters wegeilt, hin in das finstre Stadtviertel des Elends, und in Fieberschauern murmelt: „Ich hab's erreicht!" —

Der Beifall, bereits auf seiner höchsten Höhe, konnte sich in der nächsten Scene nur wiederholen. —

Am andern Tage war ganz Berlin voll von dem neuen Kunstwerk. Graf Gotter, der alle Nachrichten, soweit sie möglich waren, über Bach von Plümike erhalten, fuhr zum König. Eine wahre Jagd ward auf Friedemann gemacht, um ihn zu finden. Döbbelin

wollte ihm ein hohes Honorar zahlen, wenn er nur käme. Vergebens! Wie in die Erde gesunken war der Künstler, nach dem die ganze Welt verlangte. Die Nacht, welche der Aufführung von Laïus und Lydie folgte, stand Faisch, der Stifter der Singakademie in seiner Wohnung auf der Fischerbrücke vor seinem Ofen, in dem lustig die Flamme sprühte. Er verbrannte alle seine Manuscripte.

„Nach dem Tage muß Keiner mehr was schreiben!" murmelte er. —

X.

Das Verſprechen des Königs.

„In ſeinem „Ohneſorge“ wacht
Mit Jugendmunterkeit
Der Landesvater Tag und Nacht
Für unſre Sicherheit.“

Wohl wachte der Vater Friedrich noch auf Sansſouci über ſeine Völker, noch fühlte man den Odem ſeines gewaltigen Geiſtes durch alle Pulſe des Staates in rüſtiger Belebung ſtrömen, aber mit der Munterkeit war es vorbei.

Vorbei die Jugend mit der Poeſie Rheinsbergs, vorbei die glänzende Epoche, wo ſich die Künſte um den Königlichen Muſagetes einten, wo Philoſophie und Witz in dieſen Sälen ihre Turniere hielten, vorüber der ſtolze Ringkampf, zu dem er die ſtaunenden Völker geladen!

Friedrich war alt, einſam und tiefernſt geworden,

der Einzige, welcher im Dienſte ſeines Volkes Invalide geworden.

„Ein Fürſt iſt weiter nichts, als der erſte Bediente ſeiner Völker. Ich will meinem Jahrhundert wenigſtens ſoviel dienen, als ich irgend kann!“

Das war der Wahlſpruch dieſes unvergleichlichen Menſchen, und er hat ihn mit einer Hoheit, einer ſtrengen Unerbittlichkeit gegen ſich ſelbſt durchgeführt, von der die Geſchichte kaum ein zweites Beiſpiel hat.

Aber das Höchſte in dieſem Manne war die ſelten geübte Kunſt, den ſtrengen Ernſt des großen, entſchloſſenen Lenkers der Volksgeſchicke mit menſchlicher Schöne zu vereinen, daß ſein freies, leuchtendes, menſchliches Weſen und ſein Amt, König zu ſein, einander ſo vollſtändig durchdrangen.

Das iſt der unendliche, meiſt tragiſche Zwieſpalt in jedes Monarchen Seele, daß der König hinter dem Menſchen oder der Menſch hinter dem König zurückbleibt, ja, daß der Eine oft ganz unterdrückt werden muß, um den Andern zu heben.

In dieſem Momente beruht auch die Geſchichte jeder Regentſchaft, liegt der Keim aller Verirrungen, oben ſowohl wie unten, in der Regierung wie im Volke!

„Man kennt diesen großen Monarchen durch die Weltgeschichte, die weder seine Thaten, noch die Klarheit und hohe Wirksamkeit seines Geistes verschweigt; aber sein Gemüth, sein Herz und das, was er für Die that, die ihm im Leben zunächst standen, das verkündigt sich nicht, das bleibt der Anerkennung, dem Gefühl des Einzelnen überlassen, mit dem er die Wonne der Freundschaft, das Hochgefühl der Freude, wie die trüben Stunden des Grams und Mißgeschickes theilte!" —

Das ist Jean le Rond d'Alembert's Urtheil über Friedrich den Zweiten, das Urtheil eines Mannes, der weder durch Ehrenstellen, noch Schmeichelei bestochen, nie die Rücksicht kannte, die Wahrheit persönlichen Neigungen zu Liebe zu verbergen, und der als der älteste von Friedrichs Freunden in tausend Fällen Gelegenheit hatte, einen forschenden Blick in dessen Seele zu thun.

Nun war auch er todt. Der Letzte!

Vom Podagra gepeinigt, die Melancholie des Schmerzes, die Einsamkeit des Geistes und des Herzens auf dem hagern, bleichen Gesicht, sitzt Friedrich gekrümmt im Lehnstuhl, in seinem Audienzzimmer zu Potsdam, den Krückstock neben sich, den Unterkörper

mit seidenen Decken umhüllt. — Das einzig Bewegliche an diesem Manne ist das Haupt und das große blaue Auge, das aber nur noch mit Argwohn in die Welt schaut, in eine Zeit, die ihm lästig zu werden beginnt.

Hinter dem Lehnstuhl steht Fredersdorff, sein alter treuer Diener, ihm gegenüber sitzt sein erster Vorleser, Marquis Lucchesini, „ein Italiener, der kein Spitzbube war," wie Friedrich sagte.

„Hören Sie auf, Marquis, es ist genug. Ich verderbe mir sonst den Magen ganz und gar an den Franzosen. Raynal ist gerade ein solcher Narr geworden, wie sie nun Alle sind. Jene Zeit der Geistesschöne ist verflogen und wir haben nur Schwätzer und freches Gesindel, die den Gedanken der Meister ausbeuten, um eine andere Weltordnung zu machen. Geben Sie, lieber Lucchesini, und bringen Sie mir nächstens Besseres!" —

Lucchesini verbeugte sich und ging.

„Ist Katt da, Fredersdorff?" —

„Zu Befehl, Majestät."

„Er soll kommen!" —

Einen Augenblick später erschien der Kammerherr von Katt, deutscher Vorleser des Königs. Friedrich

begann nämlich in den letzten Lebensjahren an deutſcher Lectüre Gefallen zu finden.

„Gott ſei Dank, daß Er da iſt, Katt! Der Lucheſini hat mich eben mit ſeinen neuen Franzoſen zur Verzweiflung gebracht. Ich bitt' Ihn, leſ' Er mir was Deutſches vor, was recht Schönes, hört Er? Ich habe ſo heut in der Audienz noch den Lafayette auszuhalten, da kann Er ſich denken, daß das mürbe macht. — Was hat er denn bei ſich?"

„Klopſtock's Meſſiade, Majeſtät."

„Nichts für mich, weiter!" —

„Kant, Kritik der reinen Vernunft!" —

„Das iſt gut, der Kant iſt ein tüchtiger Kerl, ebenſo der Jude, der Mendelsſohn. Das iſt Recht, daß man in Deutſchland die Franzoſen ſo glücklich ergänzt, die ſchal werden. Laſſ' Er mir das Buch hier, ich will's allein leſen, wir ſprechen dann darüber, für jetzt iſt mir das zu ſchweres Geſchütz, hat Er kein klein Gewehrfeuer bei ſich? —

„Gewiß, Majeſtät: Gellert, Gleim, Göcking, Ramler. Aber wenn Ew. Majeſtät die hohen Lehren deutſcher Philoſophie in lieblichem Gewande haben wollen, würde ich mir erlauben, den Leſſing'ſchen Nathan den Weiſen vorzuſchlagen." —

„Ah, iſt das nicht ein Theaterſtück? Ich glaube die Döbbelinſche Bande hat es geſpielt?“

„Ja wohl, Majeſtät, und das Volk vergöttert Leſſing!“

„So ſo! Na, ich muß Ihm ſagen, daß ich ein philoſophiſches Drama für einen Unſinn halte. Das Schrecklichſte bei einem Theaterſtück iſt Langeweile, Katt, und Philoſophie in einem Kunſtwerk iſt langweilig!“ —

„Wollen Ew. Majeſtät mir verzeihen, wenn ich ein Beiſpiel anführe, das gegen dieſe Meinung ſpricht?“ —

„Oho, na laſſ' Er hören!“

„Es iſt freilich ein Weilchen her, aber erinnern ſich wohl Majeſtät noch, wie Dero Königliche Hand ſelbſt den Stoff zur Oper Montezuma angab, wo doch die Intoleranz und Augendreherei der Pfaffen gegeißelt wurde? Des Jubels in Berlin war kein Ende über das Kunſtwerk!“ —

Der König lächelte:

„Er iſt ein Sackerloter, Katt. Das war aber keine Philoſophie, ſondern Polemik!“

„Aber in der edelſten Form, Majeſtät, ſo daß ich dieſen Namen nicht wählen möchte. Ein großer

Kampf menſchlicher Liebe und Freiheit gegen die Gewalt ſtupider Meinung, tyranniſcher Unduldſamkeit. Es war Philoſophie, in die Sprache des Herzens für's Volk übertragen, war die edelſte Wiſſenſchaft, — gemeinnützig gemacht!"

„Und das hätte der Leſſing in ſeinem Nathan auch? Hör' Er, ich glaube, Er will mir was aufteufeln! Er bohrt mich ſchon lange mit dem Leſſing an, hör' Er. Das iſt nicht richtig! Na, gut, leſ' Er, ich will mir's gefallen laſſen. Setz' Er ſich." —

Eine Glührothe überflog das Antlitz des Kammerherrn von Katt, — er war tief innerlich ergriffen. So oft hatte er Winke über Leſſing fallen laſſen, und der König hatte ſtets den Dichter abgelehnt, heute endlich wollte er ihn hören.

Seine Rührung verbergend, ließ ſich Katt vor dem König nieder und begann: „Nathan der Weiſe!" —

Die ſchönen Verſe rollten hernieder von den Lippen des jungen Mannes und glitten mit ihrer hohen, heiligen Seele in das lauſchende Ohr des Königs, der manchmal in ein „Hum!" ausbrach oder leiſe vor ſich hin lächelte.

Katt las bereits anderthalb Stunden und noch hatte ihn der Herrſcher nicht unterbrochen, noch ſaß

der greise Prometheus Preußens und lächelte still bei den Versen, versank in die Imagination, die ihm das Kunstwerk heraufbeschworen.

„Kein Mensch muß müssen, und ein Derwisch müßte?"

„Vortrefflich!" murmelte der König.

Als aber das Gespräch des Templers mit dem Klosterbruder und jenes mit Nathan kam, als gar der Jude das Märchen von den drei Ringen dem Saladin erzählte, und

— „glaube Jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des Einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er euch alle Drei geliebt und gleich
Geliebt, indem er Zwei nicht drücken mögen,
Um Einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre Jeder seiner unbescholtnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch Jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen, komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott

Zu Hülf! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euren Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weiser Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen!"

— geendet, da, die Decke von den Füßen schüttelnd, erhob sich wie ein Löwe der alte König. Auf die Krücke gestützt, durchmaß er das Zimmer mit schwanken Schritten und glühendes Feuer innerster Erschütterung lohte in seinen Adern.

„Ja, so habe ich's gehalten mein Lebelang! Mag ich vor dem großen Baumeister der Welt ein gar geringer Knecht sein, das habe ich doch recht getroffen, daß die Religionen Formen sind, daß ihr Inhalt, die Bruderliebe, die Gottesgläubigkeit, bei Allen gleich ist! Katt, Lessing ist ein deutscher Genius, dem ich mich beuge! Zu seinen Füßen sollen die Franzosen betteln um einen Funken seines hohen Geistes! Wo lebt der Mann? Er soll gleich nach Berlin, ich muß ihn bei mir haben!

„Majestät, Lessing ist todt!"

„Lessing todt! Oh!" — und der König preßte die Hände vor's Gesicht. —

„Will denn kein freier Genius dieses Jahrhundert überleben, daß unsren Enkeln der Strahl der ewigen Wahrheit glänzt?“ — — — — — — —

In demselben Augenblick war Fredersdorff wieder leise in's Zimmer getreten. Schüchtern näherte er sich dem König.

„Was will Er?“ —

„Majestät, die Audienzstunde ist da, die Minister Excellenzen warten, ebenso der General v. Lafayette, der Sr. Majestät aufwarten möchte.“

„Die Republik soll auf den König warten, die Franzosen sollen einmal einem Deutschen nachtreten. Les' Er zu Ende, Katt!“ —

Fredersdorff trat erschrocken zurück. Das war nie vorgekommen, daß der König nicht die Stunde hielt. —

Der Monarch setzte sich, tief ergriffen. Katt las zu Ende. —

„Laß' Er mir das Buch, Katt! O, daß ich zu alt bin, noch von den Deutschen, von meinem eigenen Volke, zu lernen!“ — — — — — — —

Der König winkte. Katt, der ihm das Buch überreichte, verbeugte sich und ging.

„Den Franzosen, Fredersdorff!“

Wenige Augenblicke später schob der Kammerdiener die Portiere zurück und herein trat ein junger Mann, athletisch, feuerköpfig, kühnen Blicks, mit fast theatralischem Aplomb und mit jener Sicherheit, die besonders den Soldaten und Politiker ziert.

Es war der sechsundzwanzigjährige Lafayette, der General der Nordamerikanischen Republik, und wie ihn die Herzogin von Abrantes nannte, der completeste Einfaltspinsel der Revolution. —

Der König empfing ihn mit einem lauernden, etwas spöttischen Lächeln.

Lafayette ward einigermaßen verlegen und blieb ohnweit des Eingangs stehn. Seine kecke Jugend schauerte unwillkürlich zusammen vor diesem Nestor der Schlachten und des Herrscherthums! —

„Nur näher, Monsieur!"

„Sire!" und Lafayette näherte sich: „Ich wage es, mich dem größten Könige und Sieger, dem größten Freigeist seiner Zeit zu nahen, um ihm die Bewunderung Frankreichs nicht nur, nein der ganzen Welt, ja selbst jenes kühnen Volkes jenseit des Oceans darzubringen, das die Fesseln der Zwingherrschaft abgeworfen hat und den Reigen einer neuen Zeit beginnt!" —

„Ah, ich danke! Sie glauben alſo, daß andre Völker dem amerikaniſchen Reigen folgen werden? — In Ihren Jahren, mein Guter, iſt man noch Utopiſt, und ſo jung, wie Sie, iſt Amerika eben auch. Späterhin, wenn die Mannheit da iſt, reflectirt man mehr auf Möglichkeiten und Nützlichkeitsgründe. Laſſen Sie den erſten Rauſch vorbei ſein, ſo ſollen Sie ſehen, wie ſich die Geſellſchaft, in die ſich Ihr Staat da drüben aufgelöſt hat, wiederum auflöſen wird, und zwar in den Kram, in's perſönliche Intereſſe. Nein, nein! Von Ihrer Republik mag ich nichts wiſſen, erzählen Sie mir lieber von Ihren Schlachten!“ —

Lafayette war ſehr verdutzt. Er hatte gehofft, in Deutſchland à la Paris wie ein Apoſtel des Paradieſes empfangen zu werden, hatte gehofft, Friedrich werde den begeiſterten Dithyramben des Befreiungskrieges mit hüpfender Seele lauſchen! — Er war enttäuſcht und etwas beſchämt. —

Etwas ſchüchtern erzählte er dem Monarchen alle Einzelheiten des Krieges. Friedrich erkannte das große Talent Waſhingtons und Franklins an und erkundigte ſich, ob Baron Steuben*) gegen England gute

*) Friedrich der Große hatte aus Chikane gegen England und

Dienste geleistet habe. Von dem Volke wollte er nichts wissen, und als sich das Gespräch wieder in's tendenziöse Gebiet hinüberspielte, sagte Friedrich endlich ziemlich ärgerlich: Genug davon, General. Ich kenne die jetzige Stimmung des Volkes in Frankreich nicht, aber sein Sie versichert, wenn es wirklich dort zu einem Eclat kommt, wir Deutschen folgen Ihnen nicht." Er richtete sich hoch auf und sah dem jungen Republikaner kühn und stolz in's Auge. „Bei uns sind die Könige nicht schlecht und das Volk nicht arm und entnervt genug. Bis es dahin kommt, müssen Sie sich schon gedulden. Adieu, mon général! Adieu!" —

Mit lächelnder Handbewegung entließ er ihn. Lafayette reiste bald wieder ab. Er hatte Berlin und Wien gesehen und genug an Deutschland! — — — — — — — — — — — — — —

Hertzberg, Schwerin, Finkenstein, Görtz und die andren Minister traten ein.

Die Conferenz galt dem letzten großen Gedanken in Friedrichs Leben, dem Fürstenbunde, in welchem er durch das Gleichgewicht und die Solidarität der

---

dessen friedliche Politik den Amerikanern den Baron Steuben als Strategiker und Instruktor geschickt.

monarchiſchen Intereſſen den europäiſchen Continent vor künftigen Kriegen bewahren, die Völker zum ruhigen Genuß ihres Strebens, zur Entwickelung ihres materiellen und geiſtigen Wohls führen wollte.

Eben ordnete der Cabinetsrath Eichel die Papiere, indem er ſich vorbereitete, das Protokoll zu führen, und der König unterhielt ſich mit Podewills und Hertzberg über Lafayette's Beſuch, als Fredersdorff ſich ihm mit einer Bewegung nahte, als wollte er des Königs Aufmerkſamkeit auf ſich lenken.

„Was hat Er, Fredersdorff?“ —

„Majeſtät, der Herr Graf von Gotter iſt eben von Berlin herübergekommen. Er hat Ew. Majeſtät eine ſchleunige Mittheilung zu machen, wenn ihm vor der Conferenz noch ein Paar Worte verſtattet würden.“ —

„So? Da hat Gotter keine beſſere Zeit gewußt, als jetzt? — Er kann kommen!“ —

Graf Gotter trat ein.

„Das muß was ſehr Dringendes ſein, Gotter, daß Er gerade jetzt kommt. Ich dächte, was Er von Berlin zu bringen hat, käme ſpäter auch zurecht. Was will Er?“ — — —

„Majeſtät haben mir einmal von der letzten Un-

terredung Mittheilung gemacht, die Sie mit dem verſtorbenen Sebaſtian Bach gehabt, und haben des Verſprechens erwähnt, das Sie ihm ſeines Sohnes Friedemann wegen thaten!" —

„Na ja! Und was nun?"

Dieſer Friedemann Bach lebt unbekannt, verborgen und von Elend, von Krankheit zerplagt in Berlin. In dieſem Zuſtande hat er eine Oper componirt, Lafus und Lydie, welche theilweiſe geſtern bei maßloſem Applaus in Döbbelins Theater gegeben wurde. Da der Mann nirgends zu finden und ſo herunter iſt, daß man ſeine Auflöſung befürchten muß, hielt ich's, als ich's erfuhr, für meine Pflicht, ſofort Meldung zu thun.

Friedrich fuhr entſetzt auf.

„In Berlin, krank, im Elend, ſagt Er? Und hat ein Meiſterwerk geſchrieben? — Bei Gott, der Fall iſt wichtig! Philippi ſoll ihn ſofort ſuchen laſſen, jede Minute iſt koſtbar! Wo und wie er ihn findet, ſoll ſofort die größte Sorge für ihn getragen werden! Ich beſtelle Ihn zur Ueberwachung, Gotter. Eichel, ſchreib' Er ſofort an Philippi. Er ſteht mir dafür, Gotter, daß Alles angewendet wird, den Unglücklichen zu ermitteln. — Ich habe mein Wort dem alten

Baſtian verpfändet, ich muß und will es halten! — Gott, in dem ganzen Kriege hab' ich nach ihm geſeufzt, ſeit Halle war er wie in den Boden geſunken! „Hier!“ und haſtig unterſchrieb er den Befehl, welchen Eichel überreichte. „Fort, Gotter, fort! Ich erwart' Ihn bald mit günſtiger Antwort!“ —

Gotter nahm den Befehl und eilte nach Berlin zurück.

Eine furchtbare Unruhe bemächtigte ſich des Königs. Die Conferenz wurde beſchleunigt, denn die Aufmerkſamkeit Friedrichs war auf andere Dinge gerichtet.

Als der König allein war, ging er, ohne ein Wort zu ſprechen, langſam nach dem Cedernzimmer und ſchloß ſich ein.

Er nahm aus einem Fache der Bibliothek das muſikaliſche Opfer, welches ihm der todte Baſtian einſt geſpielt und dedicirt hatte, nahm die geliebte Flöte und ſpielte die Compoſition.

Ein heftiger, tiefer Schauer überkam ihn.

„O Gott, was iſt der Menſch mit all' ſeinem Ringen, ſeinem Träumen, ſeinem Sehnen? — Staub! — Komm, alter Bourdaloue, Du mein heimlicher

Tröſter in Schlachtenwettern und tiefſtem Gram, hilf mir!“ —

Er ergriff einen Band Predigten und ſank auf einen Stuhl. Vor Thränen konnte er die Schrift kaum leſen.

„Auch ich werde einſt vergehn! Mein Name wird ein ſtolzer Schall ſein im Munde der Menſchen, wer wird mich lieben, wer meiner Seele brünſtige Sehnſucht verſtehn?! — Lebwohl, Zeit, im Schooße des Alls verrinnen iſt meine letzte Wolluſt!!“

XI.

Die Harmonie.

Graf Getters Wagen flog nach Berlin! Sofort eilte er zum Oberbürgermeister, dem Kriegsrath Philippi, der die Verwaltung der Polizei hatte, und überbrachte den Befehl des Königs.

Philippi berief im Moment die Commissairs des Quartiers, die Armenvögte, die Executoren, kurz was nur an niedren, mit dem Terrain bekannten Beamten aufzutreiben war, und befahl ihnen bei den härtesten Strafen, den Meister Friedemann Bach, bekannt unter dem Namen des „alten Musikers" aufzusuchen, oder alle Personen, die über ihn und sein Verbleiben Nachricht geben könnten, zur Stelle zu bringen.

Plümike's sowie Naumann's Aussagen wurden protocollirt und Alles aufgeboten, über Friedemann Licht zu erhalten.

Zwei Tage vergingen, und noch wollte sich kein Anknüpfungspunkt finden, der auf die Spur des Verschollenen führen konnte.

Endlich hatte Krause, einer der Polizeimeister der Königsvorstadt, in Erfahrung gebracht, daß der einäugige Anton, ein alter Flötist, der mit Friedemann meist immer in Kneipen gespielt habe, wohl der einzige Gewährsmann sei, der Genaueres über ihn wisse.

Sofort ward der Flöten-Anton aufgegriffen und verhört. Er erzählte Folgendes:

„Seit anderthalb Jahren habe ich mit dem alten Musiker nicht mehr zusammen gespielt; wovon er lebte, wußte ich auch nicht. Er hat mit mir früher in der Linienstraße in des Sargmachers Hause gewohnt, da verschwand er eines Tages und ich wußte nicht, wo er hingekommen war. Später einmal, richtig, etwa vor drei Wochen, war ich im Stelzenkrug, ich hatte da gespielt und trank eben, als er in den Keller kam. Er sah sehr schlecht aus. Es regnete gerade und er fror und ließ sich ein Gläschen Arac geben. Er sah weder um, noch neben sich, trank, setzte sich in eine Ecke und nahm ein altes Buch aus der Tasche, in dem er las. Ich trat zu ihm und sagte: „Guten Abend, was machst Du denn?“ —

„Ich lese, laß mich zufrieden, Anton!“ —

„Was liest Du denn da für eine alte Schwarte, daß Du Deinen Freund nicht einmal ansiehst?“

„Weil das Buch mehr werth ist, als wir Alle. Das ist das größte Wunderwerk der Tonkunst, das je geschaffen worden, und ist von meinem Vater! —

„Ich wurde neugierig und hätt' es ihm gerne abgejagt, um einmal zu wissen, wer er denn sei, aber er steckte es in die Brusttasche und knöpfte den Rock zu, als er ging. Ich schlich ihm nach, um zu wissen, wo er wohne. Er ging nach der neuen Königsstraße, die Nummer weiß ich nicht mehr, aber es war das vorletzte Haus, links. Vor der Thür stand eine Lumpensammlerin, die oben wohnt, und empfing ihn, ich dachte also: er muß bei ihr wohnen. Später wollte ich einmal ein Tanzstück von ihm und ging hin, aber das Weib fuhr mich an und sagte: „Hier wohnt kein Musiker.“ — — — — — — — — —

Von dieser Aussage ward Graf Gotter in Kenntniß gesetzt, und man beschloß, bei der Lumpensammlerin Hausuchung zu halten. —

Graf Gotter und Philippi wollten selbst den Thatbestand untersuchen und Plümike mit Naumann baten, auch erscheinen zu dürfen. —

Raumann, dem nach dem berühmten Theaterabend Antonie von Eichstädt ihr Herz ausgeschüttet hatte, beeilte sich, der unglücklichen Frau das bevorstehende Ziel ihrer Wanderungen mitzutheilen. Flehentlich bat sie den Musiker, sie mitzunehmen.

Raumann hatte nicht den Muth, es abzulehnen.

Mit pochendem Herzen erwartete man den andren Tag. —

Die Angabe des blinden Flötenspielers war richtig.

In der neuen Königsstraße, das vorletzte Haus links, im dritten Stock wohnte Friedemann Bach, der gefeierte Held des Tages, der sich vor seinem eigenen Ruhm versteckte, damit die Welt sein Elend nicht begreifen, die Neugier seine Lumpen nicht beklagen sollte! — — — — — — — — — — — — — —

Mit leisem, geisterhaftem Schritt laßt uns in diesen engen Raum treten, der nicht zu klein für allen Jammer eines Lebens war, das an sich selbst verblutend im ersten Rosenschein des Glücks verrann.

Auf seinem Strohlager, lang und steif gestreckt, lag der blasse Ringer, niedergeworfen in den Staub vom eigenen Siege. Sein Odem ist matt, jeder Herzschlag ist ein Todtengeläut, das Lächeln seiner blassen Wange ist wie ein Gruß, dem Vater zugesendet.

Neben ſeinem Haupte ſitzt ein Weib, das ihn mit aller Sorgfalt, aller Angſt und Treue pflegt, die nur die Liebe haben kann. Es iſt die Lumpenſammlerin. —

Kennt Ihr ſie noch wieder, die Fürſtin der Wälder, die glühende Tochter des braunen Volks, Towadei? Wißt Ihr wohl noch, wie ſie einſt in der Höhle von Liebe ſang und von dem Tod der Liebe? Wie ſie in jener ſüßen Sternennacht ihm predigte von der heiligen Wandlung der Dinge, vom einſtigen Wiederfinden? —

Wie eine Schlafwandlerin iſt ſie ihm im Inſtinct der Sehnſucht gefolgt auf ſeinen Wanderungen. So nahe ſie oft ſich waren, ſo vergebens war ihr Bemühen, ſich zu vereinigen.

Selbſt alt und trübe, wählte ſie in der Reſidenz, wo ſie den Geliebten ahnte, die Lumpen zum Gewerbe. —

Da eines Tages, als er ſchon bei Plümike am dritten Act ſeines Lafus arbeitete, fand ſie ihn wieder — auf der Straße. Sie waren wie zwei Flocken, vom Wirbelwinde Zufall zuſammen gewebt.

Er mußte zu ihr ziehen. Eiferſüchtig wachte ſie über ſeine Schritte, bot ihm von ihrem kargen Er-

werb, was sie entbehren konnte, um seine Leiden zu verringern.

Nun lag er vor ihr, die kalte Hand in ihre gepreßt, und erwartete den Tod, der zögernd auf ihn zuschritt.

Stumm saß die Geliebte und sah den Freund, den kaum Gefundenen, scheiden zur alten Mutter, zur Nacht! — Bhowané! —

Das kleine Fenster hatte sie geöffnet, denn rosenroth erhob der neue Tag sein Haupt im Osten, Vögelstimmen zwitscherten hin und her, und der Morgenwind fächelte die Stirn des Lebensmatten, tränkte seine trockenen, verschmachtenden Lippen.

„Gott! Herr!“ sagt er brünstig leise, ich danke dir, daß Du mir die Kraft verliehen, meinen Namen wiederaufzurichten unter den Menschen, daß Du das treue Weib mir wieder zugeführt, um meine letzten Augenblicke zu versüßen! Die Menschen sollen mein Elend und meine Schande nicht sehen. Ein Bettler habe ich gelebt, ein Bettler werde ich begraben! — Ich werde sie Alle wiedersehen, die Lieben, ich fühl's! Durch das dunkle Thor des Grabes schreite ich in eine andre, schönere Welt, wo jeder Mißlaut schweigt in den Harmonien der ewigen Sphären. Die Arbeit

meines Lebens iſt nur halb gethan, ein Anderer mag beginnen, wo ich endete, das gewähre mir, mein Gott! Segen allen Menſchen und auch Dir, Antonie, auch Dir! Alle Räthſel und Mißverſtändniſſe des Lebens, ſie löſen in der Ewigkeit ſich auf und keine Klage fällt ungehört auf die Erde! — O ſehnend werde ich Dich erwarten, Towadei: — auch Dir winken jene ewigen Augen, wo die heiße Treue in endloſer Vereinigung verklärt wird vom Allvater!" —

„Und ich werde Dir folgen, Geliebter, gewiß! Von den Sternen winken die Brüder, die Seelen vergangener Geſchlechter!"

Da richtete ſich Friedemann empor, ſein bleiches Geſicht ſtrahlte in unnennbaren Wonnen wieder.

„Mein Vater, ſei gegrüßt, mein Vater! Vergebung Deinem Sohn! — Meine Mutter! — Da, da iſt — — — O! — welche Klänge! — Welche heiligen Chöre in unſterblichen Pſalmen! — Ach!" —

Towadei ſchrie auf. Friedemann Bach ſank zurück in die Kiſſen. Sein Auge brach. — Er war todt! — Es war der 1. Juli 1784. —

Towadei lag auf des Geliebten Leichnam ſtarr, thränenlos, in dumpfem Jammer!

In demselben Augenblick vernahm man ein Geräusch von außen. Man klopfte heftig.

Towadei erhob sich, deckte den Entschlafenen mit einem Tuche zu und öffnete.

Philippi und Graf Getter traten herein, ihnen folgte Naumann, Plümike und Antonie von Eichstädt.

Towadei trat vor sie hin:

„Was wollt Ihr hier?"

„Wir suchen bei Ihr den Musiker Friedemann Bach!"

Da schritt die Lumpensammlerin an sein Lager und zog die Decke ab.

„Da liegt er! — Todt!" —

„Todt?!"

Antonie sank vor seinem Bett zusammen!

„Ihr kommt zu spät!" — — — — — — —

Zwei Tage später ward Friedemann Bach begraben. —

So Wenige im Leben ihn gekannt, so viele Augen weinten an seinem Grabe, und eines Friedrich's Thräne fiel seinem Andenken. — — — — — —

Acht Tage später in der Nacht brach bei der Lumpensammlerin Feuer aus. Sie selbst war verschwun-

den! — Die Leute in der Nachbarſchaft flüſterten ſeltſame Dinge. Man hatte ſie den Abend vorher am Fenſter geſehen, ſie ſang unheimliche Lieder von „Liebe, Liebe, Liebe!“ — — — — — — — — — — —

Antonie von Eichſtädt wanderte von dieſer Zeit ab nicht mehr. Nach einem Jahre folgte ſie Friedemann.

Forkel in ſeinen Werken weiht ſeinem Andenken folgende Grabſchrift:

„Ach, hier liegt zum warnenden Exempel
Ein Poet, der hohen Ruhm erwarb,
Aber auf dem Weg zu Fama's Tempel
Hungers ſtarb.“ —

Epilog.

„Schmerz iſt Erkenntniß. Wer am Meiſten weiß,
Der fühlt am Tiefſten!“ —

Aus den Schauern der Urnacht, wo ſtill geſchäftig im Schooße der Liebe Atom dem Atome ſich gattet, entglomm die erſte Welt! Aus Dunſt und Lavabrei bauten ſich jene Himmelskinder auf, die nächtlich uns entgegenglänzen und aus trüber Atmoſphäre erſten Erdelebens brach jauchzend der Sonnenſtrahl: „es werde Licht!“ —

Prangender Frühling, jubelnde Sommerzeit! Du Blüthenmeer und ſaftig Grün, du tanzende Quelle, trauliche Waldesnacht voll Vogelſang und Käfergeſumme, ihr flattert vorüber, — erbleichet im Herbſt. Und wie er kaum die Früchte und Samen verſtreut hat, zieht der Winter mit pfeifendem Nord über die

Flur und deckt mit ſeinem eiſigen Leichentuche die wonneleeren Thäler. —

Aus dem Schooße nebelhafter Mythe erhebt ſich unſer Geſchlecht, Volk um Volk! Strahlende Geiſter, gewaltige Herrſcher, hohe Thaten erſtehen und wandeln in endloſer Kette um die Erde. Stolze Namen vergehn und Seligkeit wie Thränen, Nationen wie Menſchen, Minuten wie Jahrhunderte, ziehn vorüber, hinab in die ſchweigende Gruft, hinein in den Tod!

Grab! Tod!

Es iſt unrecht, falſch und grundlos, das Grab und den Tod mit ſo trüben, ängſtlichen, mit ſo fatalen Blicken anzuſehn, wie wir's gemeiniglich thun.

Wohl faßt uns Wehmuth, wenn wir den Sommer mit ſeinen Blüthen in den Herbſt, den Herbſt mit ſeinen Früchten in den Winter ſinken ſehn, aber in dieſer Wehmuth lebt eine ſüße Freude, eine heimliche Wolluſt, eine ſichere, ſtarke Hoffnung, daß einſt der Sommer wiederkomme mit ſeinen Wonnen, daß neu die alte Sonne ſtrahle der ſtillen, nachtumfang'nen Welt, daß aus den Trümmern alter Welten, heimgegangener Völker und Jahrhunderte, aus der Aſche jeder verblichenen Menſchenblume ſich neues, ſüßes Sein entfalte zu herrlichem Tagewerk!

Darum ſinget neue Lieder,
„Steht nicht länger gramgebeugt,
Denn der Boden zeugt ſie wieder,
Wie von je er ſie gezeugt!“ —

Der Stoff, der einmal iſt, iſt unvergänglich! —

Der Gedanke, der einmal gedacht, das, was einmal gefühlt ward, iſt unſterblich! —

Was wir vergehn und ſterben nennen, iſt nur Wandlung! —

„Schmerz iſt Erkenntniß!“ — Wer die Beiden hat, weiß, daß wir tauſendmal im Leben ſterben, das ganze Sein iſt eben *eine* Wandlung!

Wir ſteigen auf, um hinabzuſteigen, wir gehen abwärts, um emporzuziehn, das ſind die ewigen Kräfte der Natur: „die ſich die goldenen Eimer reichen,“ „allliebend all das All durchklingen!“ —

Was iſt Ruhm, was ſind Namen? Zuletzt ein leerer Hauch, die bloße Bezeichnung einer Art, zu ſein, im Munde ſpäter Geſchlechter, ein abſtractes Ding!

Die Gedanken allein, die Thaten bleiben! Sie werden der Menſchheit zum eigenſten Beſitz und jedes hohe Können unſrer Seele verſchwiſtert ſich mit dem Allgeiſt der Menſchheit, dem Gedanken Gottes!

O, glaubet nur Alle: Kein menſchlich Herz fühlt

umſonſt, kein Hirn quält nutzlos ſich auf dieſer Erde. Aus dem Samen der winzigſten Blume kann eine ganze neue Schöpfung ſich bevölkern. Könnt Ihr glauben, daß des Schöpfers Ebenbild, die Wonne der Natur, das Weſen, welches dieſer Erde zum Herrſcher und Beglücker gegeben iſt, das Winzigſte umſonſt thut? — Wollt Ihr ihm gerade die große Wandlung, die Unendlichkeit, abſtreiten, die doch Eigenſchaft des ganzen Weltrings iſt, das ewige Rotiren um die unſichtbare Achſe, „das Herz Gottes?!“ — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich ſage nicht, wo der arme Friedemann Bach ruht. Still und ungeſtört ſoll er ſchlafen im dichten Grün, einſam und ärmlich, wie er gelebt. —

Der morſche Stein auf ſeinem verſunkenen Grabe iſt ſo mit Moos und Kraut bedeckt, daß man kaum noch das verloſchene: „F. W. Bach“ erkennen kann.

Sein Sterbetag, der erſte Juli, iſt heute.

Neben der eingeſunkenen Gruft kauernd, träum' ich über die Gräber hin, ſeh' die weißen Wolken ziehn und die hohe Cypreſſe nickt mit ihren Zweigen über mich her. Ich bin ſo verſunken in Wehmuth und Freude, in ſüße, hoffnungsreiche Trauer, in den ſtillen Opferdienſt dieſer Stunde, daß ich gar nicht bemerke,

wie mein Kind um die Gräber ſpringt und fröhlich lachend die Blumen ruft, ob auch die Mutter leiſe ſchilt.

„Ach Vater! Sieh, ſieh! Der Schmetterling kommt aus Friedemanns Grab!“ —

Und luſtig ſchwang der goldne Falter ſich empor.

„Er kommt aus ſeinem Grabe!“ —

Anhang.

Nachstehendes Lied des unsterblichen Sebastian Bach, welches dem Verfasser aus dem Bach'schen Archive der Königlichen Bibliothek zu Berlin durch die Güte des Herrn Professor Dehn ausdrücklich und nur zu diesem Zweck zur Veröffentlichung übergeben wurde, fand derselbe in einem alten Notenbuche, welches außer diesem Musikstück Chorale und Clavierstücken, theils von der Hand Sebastians, theils Anna Magdalenens, enthielt. Außer diesem Liede fand er noch ein andres: die Tabakspfeife, eine Humoreske, ferner nachfolgendes Hochzeitsarmen Sebastians an seine Braut (Magdalene) und einen Zettel von Zelters eigner Hand, der folgendermaßen lautet:

„Giovannini könnte J. S. Bachs italisirter Schäfername sein und das Gedicht wie die Composition, von ihm selbst gemacht, in die Zeit seiner zweiten Verlobung mit Anna Magdalena fallen, die recht gut soll gesungen haben. — Die Abschrift, welche mädchenhaft genug ist, könnte von der Hand des Liebchens sein. — Wäre diese Hypothese gegründet, so wäre ein solches Denkmal aus der Blüthenzeit des großen Mannes nicht zu verwerfen, wiewohl Herr Dr. Forkel wissen will, daß Sebast. Bach nie ein Lied soll gemacht haben. — Uebrigens habe ich diese beiden Blätter in einem Notenbuche vorgefunden, welches der Anna Magdalena Bach gehörig gewesen, und worin S. Bach derselben mehrere Clavierstücke eingeschrieben hat! —

Zelter."

„Ihr Diener, werthe Jungfer Braut!*)
Viel Glück's zur heut'gen Freude,
Die Sie in Ihrem Kränzchen schaut
Und schönem Hochzeitskleide.
Da lacht das Herz vor lauter Lust
Bei Ihrem Weblergehn,
Was Wunder, wenn mir Mund und Brust
Vor Freuden übergehn!

Cupido, der verrufte Schalk,
Läßt Keinen ungeschoren;
Zum Bauen braucht man Stein und Kalk,
Die Löcher muß man bohren,
Und baut man nur ein Hühnerhaus,
Gebraucht man Holz und Nägel,
Der Bauer drischt den Weizen aus
Mit groß und kleinem Flegel!"

*) 1721 heirathete Sebastian Bach seine zweite Frau Anna Magdalena Wülkens.

Möge noch ein möglichst vollständiges Verzeichniß der Werke Friedemann's, die sich größtentheils in der reichen musikalischen Abtheilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin befinden, hier folgen:

I. Kirchenmusik. 1. Cantata a Festo nativitatis Christi: Ach, daß du den Himmel zerreißest (in D-dur mit Orchester, Trompeten und Pauken). Eine Abschrift davon, jedoch mit einzelnen Bemerkungen von der Hand des Componisten, befindet sich auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin. 2. Weihnachtscantate: O Wunder (eine Abschrift davon befindet sich auf der K. Bibl. zu Berlin, das Werk erschien bis jetzt noch nicht im Druck). 3. Festo 1. Paschal Erzittert und fallet, in D-dur (eigenhändige Partitur des Componisten auf der Königl. Bibliothek zu Berlin, noch nicht gedruckt). 4. Arie mit Begleitung der Orgel und eines Hornes: „Zerbrecht, zerreißt, ihr schnöden Banden." 5. „Heilig" (in D-dur) mit Trompeten und Pauken (die Original-Partitur ist auf der Königl. Bibl. zu Berlin). 6. Festo circumcisionis Christi (in F-dur): Der Herr zu deiner Rechten (die Original-Partitur von der Hand des Componisten auf der Königl. Bibl. zu Berlin.) 7. Dom. 2. p. Epiphan. 8. Parod. alla Dom. Palm.: Wie sind Gottes Werke geschaffen in Christo Jesu (F-dur. die Original-Partitur befindet sich auf der Königl. Bibliothek zu Berlin und ist noch ungedruckt). 9. Festo Joannis et Adventus Christi: Es ist eine Stimme eines Predigers (in D-dur). 10. Dom. 10. p. Trinit.: Heraus, verblendeter Hochmuth (in

F-dur). Die eigenhändige Partitur des Componisten ist auf der Königl. Bibliothek zu Berlin und noch ungedruckt.) 11. Festo visitationis Mariae: Der Herr wird mit Gerechtigkeit (in D-dur mit Orchester. Die eigenhändige Partitur des Componisten auf der Königl. Bibliothek zu Berlin). 12. Festo Ascensionis Christi: Gott fähret auf (in D-dur mit Orchester. Die eigenhändige Partitur ebenda selbst). 13. Festo pentecostis: Wer mich liebet (in D-dur à 3 Tromb., Tymp., 2 Viol., Viola. 4voc. 2 continuo. 1746. Die eigenhändige Partitur des Compon. ebendas.). 14. Festo ascens: Wo geht die Lebensreise hin (in D-dur mit Orchester. Original-Partitur ebendaselbst.). 15. Dom. VI. p. Epiph: Ihr Lichte jener schönen Höhen (eigenhändige Partitur des Comp. ebendaselbst). 16. Introduzione della predicazioni del Catechismo: Wohl dem, der den Herrn fürchtet (B-dur. eigenhängige Partitur ebendaselbst). 17. Cantate zur Geburtsfeier Friedrichs II. (in Halle geschrieben): O Himmel schonet, D-dur. 18. Der Höchste erhöret das Flehen (Es-dur. Original-Part. ebendas.). 19. Dom. 1 Advent: Lasset uns ablegen die Werke der Finsterniß, für 4 Singstimmen mit 2 Clar. Timp., 2 Violine, Va. 1749. 20. 3 Motetten zu 4 Stimmen (a. Aus tiefer Noth, b. Du bist allein der Höchste, c. Lobet Gott unsern Herrn). 21. Pfingstmusik: Ertönet, ihr Heiligen (in F-dur). 22. Amen und Hallelujah, (in D-moll, eigenhänd. Partitur auf der Königl. Bibliothek zu Berlin). 23. Cantate auf den Hubertsburger Frieden 1763: Auf, Christen, posaunt, in D-dur.

Außerdem erwähnt von Winterfeld noch (Evang. Kirchenmusik Bd. 3. p. 433) einer Cantate auf den 6. Sonntag nach dem Dreikönigsfeste und giebt hierbei als Beweis,

wie wenig der Componist auf die Stimmen der Sänger Rücksicht genommen habe, an, daß in einem vierstimmigen, ausdrücklich mit Tutti bezeichneten Chorsatze, auf die Worte: „Die Lehrer aber werden leuchten, wie des Himmels Glanz", der Oberstimme fortwährend das hohe h, selbst d zugemuthet wird, dem Tenor a und h, und so verhältnißmäßig der Grundstimme, und fährt fort: „Bei seinen Sonderbarkeiten läßt sich schon voraussetzen, daß diese hohe Stimmlage uns den hellen Glanz des Lichtes habe versinnlichen sollen, von welchem sein Text redet; wie Aehnliches denn unverkennbar seine Absicht in den Betonungen der Worte: Lasset uns ablegen die Werke der Finsterniß und anlegen die Waffen des Lichtes (s. Nr. 19 der Kirchenwerke) in der Cantate für den ersten Advent-Sonntag, und jener andern in der Cantate für das Fest Johannis des Täufers: Alle Thale sollen erhöhet und alle Hügel sollen erniedrigt werden, wo hoch und tief in grellem Abstande gegenüber gestellt sind, einmal die Helle und das Dunkel, ein andermal das räumlich Hohe und Tiefe vertretend. ꝛc."

II. Instrumental-Musik. 8 Fugen, der Prinzessin Amalie von Preußen ded. Den 24. Februar 1778 (also wahrscheinlich in Berlin comp.), erschienen 1854 bei Peters in Leipzig, durch Herrn Prof. Dehn herausgegeben. — 1 Son. p. 1 Clav. ded. à S. Ex. Msg. de Happe ꝛc. im Verlage beim Autor in Halle, und ist dessen Vater in Leipzig, und dessen Bruder in Berlin (C. P. Em. B.) ded., geschrieben den 8. Juni 1748. Dasselbe Werk ist von ihm noch einmal, jedoch mit einem andern Titel herausgegeben; die Dedication dieses 2. Exemplares ist an den Grafen Kayserling gerichtet und vom 8. Jan. 1768 datirt; beide

gedruckte Exemplare befinden sich auf der Königl. Bibliothek zu Berlin. — Conc. à 2 Clav. et Pédal (davon befindet sich eine merkwürdige Copie von der Hand Joh. Seb. Bach's auf der Königl Bibliothek zu Berlin, vielleicht ein Beweis, wie sehr derselbe das Werk seines Sohnes geachtet haben muß. Friedemann Bach hat auf dies Exemplar mit eigener Hand geschrieben: di W. F. Bach manu mei Patris descript.) — Concerto à duòi Cemb. conc. in F-dur (eigenhändige Partitur des Comp. auf der Königl. Bibliothek zu Berlin). — Sinfonie à 2 Trav. 2 V. Va e B. (eigenhändige Partitur ebendaselbst). Sinf. in D-moll für 2 Fl., 2 V., Br. B. (eigenhändige Partitur desgl.). — Sonata per il Cembalo in D-dur (desgl.) — Suite p. 1 Clav. (Allemande, Courante, Sarabande, Presto, 6 Bourées, 2 Trios, mit Wiederholung der Bourées, eigenhändige Partitur ebendaselbst). — Conc. avec Clav., obl. 2 Viol. Va. B. (eigenhändige Partitur ebendaselbst). — Conc. à Cemb. oblig. 2 V., Va., B. und ein Trio a Hautb. e cont. (beide von der Hand des Comp., jedoch nur als Fragment, ebd.). — 2 Fantasia per il Clavicordis, Solo (das Exemplar auf der Königl. Bibliothek, wahrscheinlich nicht autogr. ist aus Forkels Nachlaß erstanden, und an diesen durch einen Herrn Böhr mit einem Schreiben von demselben dat. vom 2. Juli 1784 überschickt, worin er sagt: „E. H. habe ich das Vergnügen 2 Fantasien zu überschicken, die ich von Fr. B. für mich habe aufsetzen lassen." ꝛc.) — Trio a 2 Hautb. e Bass (aus der Sammlung Poelchau's, der es von Dr. Latrobe in Dorpat 1836 erhielt). Ferner befindet sich auf der Königl. Bibliothek zu Berlin eine Sonate von Fr. B. in

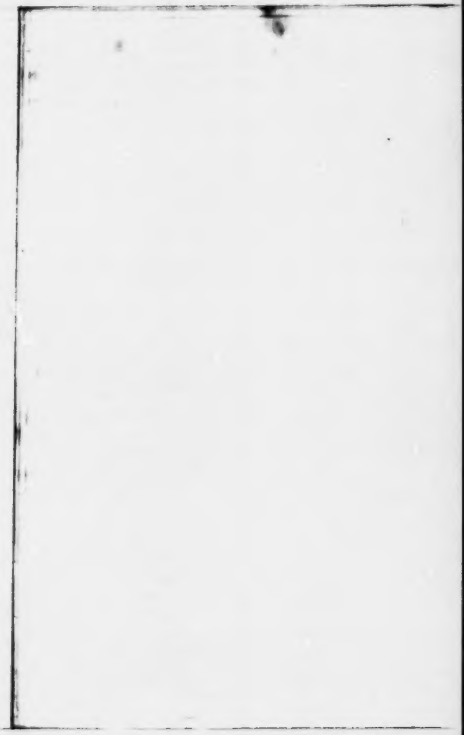
F-dur per il Cembalo in Abſchrift von Müthels (Schüler Seb. Bach's) Hand.

Im Beſitze des Dr. Latrobe in Dorpat befanden ſich endlich noch die Copieen zu folgenden Werken Fr. Bach's: 1. Fuga. 2. Ein Trio für Hautb. und Baſſo (dies Trio beſteht aus a Allegro ma non tanto, b Larghetto e Vivace d Andante. e Allegro, f Vivace; wenn es nicht zwei in einandergeſchobene Trios ſind). — Sei Sonati per il Cembalo, dedic. al Signore Georgo Ernesto Stahl., consigl. della corte di Sua Maesta il Rè di Prussia. (Die Dedic. iſt vom 16. März 1745 dat., hinter der erſten Sonate ſteht die Bemerkung: „Die dem Titel noch fehlenden 3 Sonaten ſind nie erſchienen, indem das Publikum es dem Verfaſſer an der zur Herausgabe nöthigen Unterſtützung fehlen ließ)." — 4. 2 Clavier-Sonaten (a, Allegro, b, Un poco Allegro). — 5. Sonata (Allegro ma non troppo). — 6. 4 Fantaſien. Dieſe ſämmtlichen Stücke ſind nach Latrobe's ſchriftlicher Aeußerung, die ſich in der Königl. Bibliothek zu Berlin befindet, wirklich vorhanden und von ihm copirt worden. Wohin ſie nach Latrobe's Tode gekommen, iſt nicht bekannt.

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Roſenſtr. 2.

Der Uſurpator.

Dramatiſches Gedicht.



Der Usurpator.

Dramatisches Gedicht in fünf Akten

von

A. E. Brachvogel.

Der Autor behält sich die Uebersetzung dieses Werkes vor.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1860.

Ohne meine ausdrückliche Bewilligung iſt die Aufführung dieſes dramatiſchen Werkes nach den beſtehenden Geſetzen den Bühnen unterſagt.

A. E. Brachvogel.

Vorrede.

Das folgende Trauerspiel schon bald nach seiner ersten Aufführung durch den Buchhandel zu veröffentlichen, ward ich sowohl durch den Wunsch meines Herrn Verlegers, als auch durch Gründe andrer Art veranlaßt. Die breite Anlage, das düstere Kolorit des Dramas und seine ganze mächtige, politische Grecke, welche ich mit ihrem starren Ernst in einem Gesammtbilde zu schildern unternahm, ist nicht dazu angethan, den „Usurpator" zu einem Theaterstück zu machen, welches so oft und rasch abgespielt werden kann, wie es mit denjenigen der Fall ist, welche durch leichtere,

blitzendere Sprache ein mehr converſationel-heiteres Gepräge tragen. Vielleicht iſt die Lektüre deſſelben aber um ſo willkommner und geeignet die Luſt des Schauens zu unterſtützen. Ich fühlte ferner den lebendigen Drang in mir, dieſe Arbeit, welche ich bereits ſeit langen Jahren projektirte, und die mir über Alles lieb geworden, möglichſt bald in Kreiſen heimiſch zu machen, welche großentheils des Theaters entbehren müſſen und doch an Kunſtſinn keinem großſtädtiſchen Publikum etwas nachgeben. Darum biete ich auch dem Leſer mein neues Trauerſpiel in ſeiner urſprünglichen, vollſtändigen Geſtalt dar, alſo weſentlich verſchieden von der engen, ſtrafferen Form, in welche es für die Bühne eingeſchränkt werden mußte. Dies iſt auch der Grund, weshalb ich den Uſurpator hier ein dramatiſches Gedicht genannt. Es ſoll nichts weiter damit geſagt ſein, als daß ich die Dichtung in vorliegender Geſtalt für die Bühne ungeeignet halte. —

Die öffentliche Stimme hat ſich ſeither über dies Trauerſpiel nur in Berlin ausgeſprochen und ob auch manche Federn, wie ge-

wöhnlich, es nicht an Gift und Galle fehlen ließen, habe ich doch große Ursache, mit dem Urtheil des wohlmeinenden Publikums höchst zufrieden zu sein.

Oliver Cromwell ist eine so gigantische, räthselhafte Natur, daß es als großes Wagniß erscheinen muß, ihn in seiner ganzen Tiefe schildern zu wollen. Wenn ich dem Reize dazu dennoch Folge leistete, geschah es, weil Cromwell, trotz der vielen dramatischen Dichtungen, welche ihn zum Inhalt haben, sowohl in wie außerhalb Deutschlands stets nur als gemeiner Heuchler, Verbrecher und Schurke oder als gewöhnlicher Familienpapa gezeichnet worden. Er ist weder ein so vollständiger Heuchler und vollendeter Bösewicht, noch etwa ein Vater im bürgerlichen Sinne des Worts gewesen, und da so viele Anschauungen dieses Charakters in dramatischer Verkörperung bereits veröffentlicht wurden, glaubte ich, nicht eitel zu erscheinen, wenn ich auch mein Gemälde dieser Sammlung anreihe, ohne mir einzubilden, ich habe den Stein der Weisen gefunden. Daß ich bemüht war, dem räthelhaften Wesen dieses Mannes wenigstens mit einigem Glücke

näher zu rücken, hat mir die Kritik meist zugegeben.

Daß Cromwell zu einer gewissen Zeit entschieden Heuchler und der Nation gegenüber bestimmt Verbrecher war, ist bewiesen, aber eben so ausgemacht ist auch, daß er, Dem entgegengesetzt, ein redlicher Freiheitskämpfer ein fanatischer Glaubenshelb und derjenige Mann war, welchem England seine spätere Größe und Geltung im Völkerrath verdankte. Wenn er nun Alles dies, was einander so auszuschließen scheint, in seinem Wesen hatte, entsteht die Frage, wann und wodurch er so wurde und wie die Wandlung dieses Charakters sich vollzog. Diese Wandlung zu zeigen, sie als das tragische Loos aller der Geister hinzustellen, die sich aus der Revolution zur persönlichen Gewalt erheben, war meine Absicht. Ein Revolutionshelb kann im Laufe der Zeit ein Heuchler und Verbrecher werden, sobald erst seine Gewalt über die Herzen ihn zu hoch erhebt über seine Mutter, die Nation, sobald er an seinen Stern, seine Sendung mit tragischer Zähigkeit glaubt. Ist er Heuchler und Verbrecher geworden,

geht er eben so gewiß an diesem Zwiespalt seines Jetzt und Einst zu Grunde. Wenn ich auch Cromwells Natur künstlerisch nicht zu erschöpfen hoffen durfte, möge man wenigstens finden, daß ich in der Art, wie ich ihn beschaute und dichtete, einige Schritte zum Richtigen hingethan habe. Ich war ferner so historisch, als es von einer Dichtung billigerweise nur immer verlangt werden kann, ohne sie zur Kopirmaschine der Geschichte zu erniedrigen. Unhistorisch, also erfunden, ist nur die Fälschung des königlichen Briefes im Sattel durch die Percy und ihr gewaltsamer Untergang durch Cromwells Rache. Diese Freiheit, welche mit historischen Thatsachen in keinen Widerstreit kommt, wird aber wohl dem Dichter gestattet sein und ich glaube, der unbefangene Theil des Publikums wird sie ihm immer gewähren. Kommt die Kritik doch selbst mit der Frage schwer in's Reine: wo die Dichtung zu enden und die Geschichte zu beginnen habe!

Es lag vielleicht nahe, den Usurpator auf recht bequemem, billigen Wege zum Tendenzpoem' zu machen. Ich weiß auch, daß ge-

wiſſe gute Seelen es mir ſtillſchweigend hier ebenſo, wie in meinem letzten Romane „Benoni“ zum Vorwurf machen, daß ich ihnen weder Fiſch noch Fleiſch ſei, beſonders einige alte Invaliden aus der jüngſten Epoche klapperten mit dem Stelzfuß und haben ſich recht ereifert. Solchen leiſen Anmuthungen, von woher ſie auch kommen, antworte ich einfach: daß, welcher politiſcher Meinung man als Privatmann auch huldige und ſicher als Sohn unſrer Zeit huldigen muß, es nie Sache der dramatiſchen Dichtkunſt iſt, Handlangerin der Parteien zu werden. Sie ſoll das Ewige, Unvergängliche unſres Weſens, das, was die ganze Menſchheit berührt allein zu ihrem Vorwurf nehmen, nicht was eben heute oder morgen gültig iſt. So lange Gott noch Kraft und den Sinn für das höchſte Bedürfnis der Kunſt mir erhält, werde ich am Wenigſten das Drama zur Parteicelpertrice machen. Sollte ich mich indeß wirklich einmal in meinem Gewiſſen verbunden fühlen, die Poeſie zur Waffe für oder wider zu machen, kann's nur in ſolchen Kriſen unſrer deutſchen Nation geſchehn, wo

es ſich überhaupt nicht mehr darum handelt, daß noch gerichtet, ſondern daß einfach drein-geſchlagen werde. Dann hört aber die Zeit des Dramas auf.

Ein Andres indeſſen iſt's mit Anklängen an ähnliche Vorgänge unſrer Zeit, die ſich im Uſurpator etwa hin und wieder finden. Sie waren hiſtoriſch weder gradezu zu vermeiden, noch iſt überhaupt einzuſehn, weshalb man ſie eben gänzlich vermeiden ſoll, wo die Aehnlichkeit, ſchon der Sache nach, auf der Hand liegt. Dieſe Anklänge aber, ob ſie da ſind oder nicht, ſchärfer oder ſchwächer her-vortreten, thun dem Ganzen weder Abbruch, noch machen ſie es beſſer, und es wird wohl Niemandem einfallen, darunter eine Tendenz, alſo eine politiſche Abſicht finden zu wollen.

So übergebe ich hiermit den Uſurpator dem Publikum, das mir ja ſchon manchmal freundliches Intereſſe geſchenkt, mit der Bitte, in dieſer Arbeit den erſten Verſuch eines hiſtoriſch-politiſchen Dramas meiner-ſeits mit der Güte und Nachſicht anzu-ſehn, welche ich bisher gefunden. Die

Schwierigkeit des zu behandelnden Stoffes, endlich die Kürze unſeres ganzen politiſchen Lebens in Deutſchland möge dabei nicht ganz außer Acht gelaſſen werden.

Berlin, im Februar 1860.

A. E. Brachvogel.

Perſonen.

Lucy Percy, Gräfin Carliſle, Schweſter Herzog Algernons von Northumberland.
Thomas Fairfax, Lord-Obergeneral der Parlamentstruppen.
Oliver Cromwell, General-Lieutenant, Mitglied des Parlaments.
Eliſabeth, ſeine Frau.
Richard, } ſeine Kinder.
Alice, Lady Claypole, }
Maria, Tochter Sir John Balfours von Grentham, Richards Frau.
Fleetwood, Obriſt, ſpäter Cromwells Schwiegerſohn, } bei Cromwells Leibregiment, den Eiſenſeiten.
Jeffrey Pearſon, Hauptmann, }
Gilbert Joice, Hauptmann, dann Kornet im Regiment Harriſon }

Sir John Lenthall, Lord-Sprecher, } des Unterhauſes.
Sir Harry Vane, Mitglied }
James Thurloe, Cromwells Schreiber.
Poll Magog, alte Schottin.
Webſter.
Owen Holyday, Wirth der Schenke zum blauen Eber zu Holborn in London.
Joe Hazledine, ein Londoner Weber.
Dienerin der Percy.
Dienerin Maria's.
Diener des ſchwarzen Stabs.
Deputirte des Parlaments. Deputation vom Officierrath und den Gemeinen des Parlamentsheers. Soldaten vom Regiment der Eiſenſeiten. Bürger. Diener Cromwell's.

Ort der Handlung London, im erſten Akt Hamptoncourt. Zeit von 1647 bis 1650.

Erster Akt.

Schloß Hamptoncourt 1647.

Halle (Spät Nachmittag).

(Mittelgroß, im gothischen Styl, trägt noch den alten Glanz der königlichen Hofhaltung. Rechts Thür, links Fenster, Haupteingang d. d. Mitte, derselbe ist geöffnet. Statt des früheren glänzenden Mobiliars drei bis vier Schemel oder Stühle, einer in der Mitte der Scene, die anderen um einen alten Tisch beim Fenster, auf dem Bierkannen stehn. Das Ganze scheint zu einem Ordonnanzzimmer eingerichtet.)

Erster Auftritt.

Gilbert Joice (nach Tisch und Mittelthür gewendet extathisch predigend in der Mitte, das Bein auf dem Stuhl, die Handbibel auf dem Knie. Fleetwood, Pearson und einige Officiere um den Tisch gruppirt. Gemeine Soldaten in der Mittelthür hören zu und spenden dem Redner reichlich Beifall).

Gilbert (mitten im Redefluß). Da Stuarts Rotten nun zermalmt, er selber zu Holmby in unsren Händen war, die Verräther im Parlament sich

heimlich aber einigen wollten mit ihm, habe ich, Gilbert Joice, ihn gepackt wie der Wirbelwind und hergeführt in unsre Mitte, daß ihm werde sein Lohn und das Volk Gottes nicht wieder leide! Doch mit diesem Manne Carl kam Satans schlimmste Bosheit über uns, denn schon der Hauch, der ihn umweht, steckt der Gottseligen Herzen an und sie haben wieder Sehnsucht nach den wüsten Fleischtöpfen des alten Egyptens! Wehe, aus dem Abgrund steigt neu die große Metze der Tyrannei auf dem rosenfarb'nen Thier des Königthums, zu bethören die Heiligen und Reinen, selbst unsren großen General Cromwell, daß er wieder einsetzte den verfluchten Pharao, den König Agag! Aber wir wollen rütteln an seinem Herzen, daß er das Weib sammt dem Thiere prasselnd stürz' in die Hölle! —

Officiere und Soldaten (wild durcheinander außer Fourion). So geschehʼs! Ja das wollen wir! —

Zweiter Auftritt.

Vorige. Cromwell und Richard (von rechts). Officiere und Soldaten (nehmen ſofort militäriſche Haltung an). Cromwell (bleibt ſtehen). Richard (blickt verächtlich auf den Vorgang).

Gilbert (fährt fort). So gürtet eure Lenden, denn das Weib iſt nahe mit dem unſaubern Becher ihrer Wolluſt! — Amen! —

Alle (halblaut) Amen! —

(Die Soldaten im Hintergrunde ziehen ſich ſtill zurück.)

Cromwell. Amen, Joice! 'S iſt gut, daß Ihr ſo eifrig die Gnade ſucht; wahrt Euch nur vor geiſt'gem Hochmuth! Was zum Munde eingeht, iſt rein, nicht Alles, was vom Munde kommt! —

Gilbert (die Bibel einſteckend, finſter). General, ich predigte —

Cromwell. O Recht! — Da macht ſich unter den Truppen jetzt eine Sekte von Gleichmachern breit, Levellers, — die duld' ich nicht! Sie führen nur Gott im Munde, um irdiſchem Geſetz zu trotzen! Disciplin, das iſt der große

Bund des Kriegerthums vor Gott und Welt! — Fleetwood! —

(Joice, finster, mit tückischem Blick zurücktretend, setzt den Stuhl an die Seite.)

Fleetwood (tritt vor). Mein General!

Cromwell. Ihr müßt nach London an Sir Lenthall, den Sprecher. Wer'res sagt Euch mein Schreiber Thurloe.

Fleetwood (grüßt militärisch, stülpt den Hut auf und eilt durch die Mitte ab).

Cromwell (zu den Andern). Von heut' an täglich scharfes Exercitium, daß unsre Lenden, wie Joice sagt, — gegürtet seien! Verlaßt mich, Sir'o! —

Officiere (verlassen die Halle durch die Mitte).

Dritter Auftritt.

Cromwell und Richard.

Cromwell. Noch einmal! Willst Du gehorchen oder nicht?

Richard (störrisch und gereizt). Eines Helden der Freiheit wär' es würdiger, er ließe dem eig'nen

Sohn die seine! Auf Deinen Befehl mußt' ich Maria Balfour freien. Gott sei die Eh' geklagt, doch ferner mit ihr leben ist unmöglich. Läßt Du mich ächt soldatisch auch von London heim, zu ihr nach Grantham geh' ich nicht! —

Cromwell (rüstet). Leichtsinnig! Thöricht! Ein Schlemmer! Der eig'ne Sohn die eiternde Wunde in meinem Fleisch! — Dein undankiges Wesen durch der Ehe holde Zucht zu sänftigen, vermahlt' ich Dich! Pfui, selbst dem eig'nen Weibe treulos! O — den krummgewachs'nen Baum kann man zerbrechen, doch gradebiegen nicht! — Aber läßt Du diese sündhafte, gottverdammte Liebe zu Lucy Percy nicht, gehst Du nach Grantham nicht, bei meiner Seligkeit, Du sollst verenen, in Cromwell ganz den Vater zu ertödten! — Gott hat in diesem großen Bürgerkrieg mit Ruhm und Herrlichkeit mich überschüttet, wenn ich Dich aber ansieh', möcht' ich mit Asche mein Haupt bedecken und im Verborg'nen weinen! —

Richard (gutmüthig verlegen). So —, so schlimm mußt Du's nicht nehmen! Sieh, Du hast während

der Revolution für mich gar wenig Zeit gehabt, eine Mutter kann keine Männer bilden!

Cromwell (auffahrend). Unser Beispiel hätte Dich doch vor solcher Schmach behüten sollen! Die rosige Maria, so Dich unsäglich liebt, sie meidest Du, um einem Weibe nachzulaufen, dess' Leben nur ein Betrug ist! Lucy Percy, die Buckingham und Straffort verlockte, Pym's Buhlin war, ist auch die Seelenmörderin meines Sohns! — Warum mußt Du mir so alle Hoffnungen zerschlagen?! —

Richard. Verlebt' ich meine Knabenzeit nicht in jenem luft'gen Altengland, das leider begraben ist? Denk' doch der eig'nen, trotzig muntern Vergangenheit —

Cromwell (heftig). Schweig! — Damals glich die ganze Welt 'nem tollen Kinde! Doch, geläutert im Unglück, gab das Volk dem Himmel sein altes Anrecht wieder! —

Richard. In schäumenden Jünglingsjahren beten lernen, weise wie ein Greis, thatkräftig wie ein Held, und aus mir selber sollt' ich's

werden? — Ich weiß, mir fehlt Charakter, Meinung, feſter Wille! — Ich kann mich ja nicht ändern! Verſucht ward'o oft! Eh, 'o iſt auch gleich! — In dieſer elenden Zeit, wo ſo viel Thränen fließen, und Alles finſter ſchaut, iſt'o meine Sorge, wie ich luſtig lebe. Lieber 'nen Strick als ſolch' Bettbruder- und Lagerleben, ſolch Partheigezeif! Man kann in keinem Wirthshaus mehr in Ruhe 'nen Krug Bier trinken, gleich kommt ſo'n Schuft und will unſer politiſch Glaubensbekenntniß wiſſen! — Habe doch Geduld, — ich werde — mit der Zeit wohl ernſter!

Cromwell. Wenn Dir des Lebens wahrer Sinn und Glaube auch nur durch tiefſten Schmerz erreichbar iſt, biſt Du denn jedes Ehrgeizes der Jugend baar? — In dieſer Zeit, wo ſeinem Gott und Volk zu dienen auch — auch ird'ſche Macht und Ehre bringt — läßt Du, wie Simſon von Delila, Deine Mannskraft von Lucy binden, einem Weibe, das Dich zu ihren verſteckten Plänen nur nützen wird, gebſt in der alten Schranzenſippſchaft jener Northumberland's und

Percy's unter, die mit dem Volk nur buhlen, alle Laſter und Treuloſigkeit der Monarchie dahinter zu verſtecken! —

Richard (einfallend). Weil die Northumberland's dem alten Adel angehören, können ſie alſo nicht des Volkes Sache lieben? Und doch ſind ſie ſeit Straffords Fall des Parlamentes Freunde! — Nicht Gewalt, nein, Glanz erſtrebt die Jugend und Genuß! Des Ritterthumes fröhliche Poeſie, wo Witz und Schönheit um einander buhlen, iſt glühend mir in's Herz geſchrieben. Soll ich, wie Bruder Heinz, im Heere, im Parlament mich quälen, die lange Staffel der Würden zu erklimmen? Dabei verrinnt die Jugend und die Blumen des Lebens verblühn! Was haſt Du denn? Was biſt Du? — Diener des Parlaments, abhängig von jedem Windzug der Politik, von Sorgen erfüllt, die Deine eigenen nicht ſind, um des gedankenloſen Volkes Beifall geizend! Je höher Du ſteigſt, je größ're Laſten ſchleppſt Du —, pah, ich bin einmal zum Laſtthier nicht gemacht! Der Bürgerkrieg zieht endlos

ſich in's Weite, wer kennt ſein Ende! — Möglich, ich habe Gbracia, — in meinen Träumen hab' ich ihn! Doch er will ſicher durch Außerordentliches geweckt ſein. (glaubend.) Wär' noch wie ſonſt der Hof zu Whiteball, wär' — Königsbuld und Glanz noch zu erwerben, kurz — gäb's noch Poeſie in England. Sonnen, ihnen entgegen zu jauchzen, Ideale, für ſie zu ſchwärmen — ich glaube, ich brächt's zu Was! (höhniſch.) Was iſt denn jetzt noch zu erringen, wofür zu glühen, was jeder gottſelige Schneider mit einigem Maulwerk nicht auch erlangen könnte? (düſter.) Der König ſitzt hier gefangen im Thurm, des Heers und Parlamentes Beute, die um ihn raufen! Sein Schickſal — (fährt auf) haha! Als ob Du von mir politiſche Geſinnungen erwarteſt!! —

Cromwell (faßt ihn bei der Hand). Und dieſe Poeſie des Glanzes, der müheloſ leichtfertige Genuß im Wirbel höfiſch lüſternen Gepränges zieht Dich von Deiner ſtrengen Zeit, den erſten Gtern, von Deines Weib's Heldenhaftigkeit zur Percy? Sohn, das nur, nicht Liebe?! —

Richard. Bei Gott, Vater, ich weiß es nicht! Ich kann nicht sagen, daß ich die Percy liebe, daß mich ihr Umgang aber allmählich anzieht, in eine and're Welt versetzt, das weiß ich wohl! —

Cromwell. Ist Maria Dir verhaßt, die jünger als Lucy? —

Richard (peinlich). Nein! Maria ist über Alles liebenswerth! Wir passen aber nicht für einander! (ironisch.) Diese elegische Stille, dies dunkle, melancholische Auge, die niebewegte, sanfte, geistlose Anmuth in ihr hat mir ein fürchterliches Einerlei! (brütend.) Angeregt, begeistert, verstrickt im Reiz, von Witz gestachelt, in Träume gewiegt will ich sein! — Lucy ist ein gefährlich Weib, doch Das lockt mich, reißt eben mich empor, entrückt mich diesem trocknen Jammerleben!

Cromwell (leise). Kann sich Dein Vater nicht so — so hoch — über die Menschen erheben, daß Deine Träume Wahrheit werden?

Richard (fährt auf). Vater! — (zuversichtlich) Das kannst Du nicht —, wie ich Dich kenne —

nicht! Du müßtest ein — Verbrecher, ein Usurpator werden!

(Kurze Pause.)

Cromwell. Richard! Wenn Du mir fest auf Manneswort versprichst, Percy fortan zu meiden, zu Marien zurückzukehren, will ich — Dir ein Geheimniß anvertrauen, will die väterliche Schwäche begehn, all' Deine Träume von höfischem Glanze zu befriedigen!

Richard. Du, Vater?! —

Cromwell (zieht einen Ring hervor). Sieh den Ring!

Richard (nimmt ihn). Ein herrlich Kleinod! (stutzt.) D'rauf Englands Wappen?! — Was ist das?! —

Cromwell. So sendet Dir's — der König Carl zum Zeichen, daß er mit Deinem Vater sich versöhnt! —

Richard (ausbrechend). Vater! Mein Vater! Ist's nicht Trug der Sinne? Wie —, wie ward —

Cromwell (hastig, halblaut, scheu ringsum blickend).

Still, lauter Jubel iſt gefährlich! Nur die Mutter und Schweſter Glaypole wiſſen's, ſie hatten Audienz. — Der König, endlich meinen Sinn erkennend, hat alle Bedingungen bewilligt. Geſtern geſchah's heimlich auf Ehrenwort und Handſchlag. Während Dein Roß Dich zu Maria trägt, wird er die Acte unterzeichnen, und Englands Zwiſt iſt aus. Naht ſich mein Sohn ihm je, ſoll er auch Jedem am Hof ein Beiſpiel mannhafter Sitte, kein Weiberknecht, nie Freund der Percy's ſein, die Carl in's Elend brachten und verriethen!

Richard (brauſend). Nie biſt Du größer mir erſchienen! Laß', (küßt ſeine Hand) o, laß' die edle Hand mich küſſen, die alle Wunden heilt, ſo ſie geſchlagen! Ich ſchwör' Dir, zu Marien kehr' ich wieder, will ferner Lucy Percy meiden, mich allein dem hohen Ritterdienſt des Königs weihn. Ein heilig Feuer meiner Bruſt entzündet, wird all' mein Weſen läutern, ſoll nach Grantham mich im Jubel tragen. Nicht dem Land allein den Frieden, dem Sohn haſt Du ein Lebensziel gegeben! (umarmt Cromwell.)

Cromwell. Dieſer Stunde in Lieb' denk' dran, wie Du aus Dir [illegible] Mann, Marien glücklich machſt. (faſt weinend.) Mir des Lebens Dornen, Dir die Roſen! — Gott ſegne Dich! Grüß' mir John Balfour, Deinen Schwiegervater, und Deine Frau!

Richard. Leb' wohl! Send' uns bald frohe Botſchaft; ſie iſt ja die Hoffnung Deines Richard!

(eilt durch die Mitte ab.)

Vierter Auftritt.

Cromwell allein.

Cromwell. So war ich eh'mals auch, bis Gotteslobe mich angeweht! Einen Himmelsantrieb braucht Richard, dann mag er Gutes leiſten. O Herr, gewähr' ihm den! — — Daß Fairfax noch nicht kommt! Er muß die Acte mit unterzeichnen! — (heiter.) Hahaha! Seine Frau, glaub' ich, giebt ihm dafür ſeit Jahren den erſten Kuß! Ja, Krieg im Haus iſt ſchlimmer als im Felde! — (geht ein paar Schritte, ſtutzt.) Meint es der König treu? — Fort alles Mißtraun,

das ewig auf dem Grunde meiner Seele lauert! — Ich haßte Carl, weil Tyrannei ich haßte, doch Elend hat sein Herz geläutert. Buckingham, Straffort, die Percy's und Northumberland's verdarben ihn, jetzt halt' ich ihn in Händen! — Viele werden Zeter schrein! Pah, — er giebt im Vertrage, was bill'ger Weise nur zu wünschen ist. Das Heer wird schreckhaft übermüthig, das Parlament an Herrschsucht unersättlich, zu Grunde geht das Land, bleibt's länger so! (Kurze Pause.) — Als Knabe trat im Traume vor mich einst in furchtbarer Erhabenheit ein Riesenweib, um's Haupt gewalt'gen Sternenschmuck. Sie legte eine Krone mir zu Füßen und deckte sie mit Friedenspalmen zu; von ew'ger Höh' klang jauchzend Halleluja! — Zu meinen Füßen liegt die Krone jetzt, — mit Palmen zugedeckt. Ich hebe sie empor und drücke sie wieder auf die königliche Stirn! — (in mystischer Gluth.) Allvater, Du machtest mich zur Tuba Deines Willens hienieden, nur Deinem Wink' folg' ich bei Tag und Nacht! —

Fünfter Auftritt.

Cromwell. Thurloe (durch die Mitte).

Thurloe. Die Gräfin Lucy Percy von Carlisle!

Cromwell. Wagt ſie leibhaftig ſich an mich? — Ich brech' ihr den gift'gen Stachel! — Mein Sohn iſt fort?

Thurloe. Seit einer halben Stunde.

Cromwell. Hauptmann Joyce möge des erſten Pfiffs gewärtig ſein. (winkt.) (Thurloe öffnet die Mittelthür.)

Sechſter Auftritt.

Vorige. Lucy Percy im Reithabit tritt ein. Thurloe durch die Mitte ab.

Lucy (voll Courtoiſie). Verzeiht, Generallieutenant, wenn ich beläſtige — (ſieht ſich flüchtig um.)

Cromwell (trocken). Was ſteht zu Dienſt? —

Lucy. Mein Bruder, Herzog Algernon, bei dem ich zu Kingston eben war, bat mich, Euch mitzutheilen, der Prinz von York wünſch' lebhaft den

König wiederzusehen. Wann kann Seine Hoheit mit meinem Bruder zu Hamptoncourt erscheinen?

(Kurze Pause.)

Cromwell (lächelnd). Potin wie Butte sind' ich seltsam. — (trocken.) Der Prinz gedulde sich.

Lucy (auffahrend). Das ist empörend, Sir, dem Sohne des Vaters Anblick zu verweigern!

Cromwell. Prinz York ward Eurem Bruder Northumberland vom Parlament zur Obhut übergeben, nicht um Besuche zu machen! Will sich mit diesem Kniffe Eure Sippschaft wieder an Stuart drängen? —

Lucy (höchst gereizt). General, Ihr seid — !!

Cromwell (sarkastisch). Ihr gerathet in Hitze? Darf ich Euch 'nen Trunk Porter anbieten? (zeigt auf den Tisch.) Das Bier ist gut!

Lucy (spitz). Brautet Ihr's selber? —

Cromwell. Den Brauer von Huntington meint Ihr? — Freilich, derselbe Mann ist's, der Euch für den schlechtsten Umgang seines Sohns hält. (Lucy ringt mit ihrem Zorn.) Jetzt sind wir bei dem Grundtext unsrer Predigt! —

Lucy (kalt). Euer Ruhm im Felde ließ Euch für Uebung guter Sitte keine Zeit!

Cromwell. Ein ſchlichter Mann hat für vornehmes Laſter einen Schilt nur, Lady, Grobheit heißt er!

Lucy (lächelnd). Damit bereitet Ihr mir 'nen namenloſen Triumph! Großer Cromwell, fürchtet Ihr Lucy?

Cromwell. Fürchten? Nein, doch unter allem Schranzenvolk, das Carl's Verderben war, veracht' ich kein Geſchlecht ſo tief, als Euch Northumberland's und Percy's, weil Ihr's mit allen Parteien haltet und alle betrügt! (ſcharf.) Was werft Ihr Euer Netz nach meinem Sohn aus?!

Lucy (ironiſch). Iſt er ein Kind? — (beſtimmt.) Ohne Umſchweif! Offen entſcheide ſich's heute, Cromwell, ob wir Todfeinde oder Freunde fortan ſind! —

Cromwell (trocken). Sehr begierig bin ich.

Lucy (tritt zu ihm). Ihr wißt, daß ich nicht — machtlos bin, — ſchon Manchem gefährlich

wurde, (glühend.) doch wißt Ihr nicht, was heiß in meiner Seele lobt und daß ich treu bin, wo ich Treu' gefunden! —

Cromwell (verächtlich). Ihr habt's an Buckingham und Straffort schön bewiesen? Den Einen verriethet Ihr vor Rochelle an Richelieu, den And'ren verließt Ihr in der höchsten Noth, Euch in die Arme Pym's zu stürzen!

Lucy (stolz). Maßt Ihr Euch an mich zu erkennen? — Euch, Cromwell, würd' ich bis zum letzten Pulsschlag treu sein! Treu, weil ich seh', Ihr seid der einzige Bändiger dieses Volks, ich in niemals geahnter Kraft empfinde, daß Eurem Sohn mein ganzes Herz und Dasein gehört!

Cromwell (bricht in schallendes Lachen aus).

Lucy (drohend). O Sir, oft bringt solch Lachen Unglück! — Seht nicht in puritan'schem Tugendstolz auf mich zu spottend her, Ihr kennt Euch selber nicht! Ich aber seh' Eurer Seele auf den Grund, dort schlummert wildlob'nder Ehrgeiz! (Cromwell fährt auf und wird finster.) Gleich jedem

glücklichen Emporkömmlinge glaubt Ihr an Euren unfehlbaren Stern! —

Cromwell (ab). Du lügst! —

Lucy (flammend, rasch). Nein, Euer Herz lügt, wenn es Eure Thaten mit Gottgefälligkeit bemäntelt! Ihr thut nur, was Euch gefällig ist, und schiebt Gott vor! Von diesem Selbstbetruge sei Englands größter Held befreit! Ich bin der Genius des Erfolges, der dem Kühnen anhängt! Laß den Sohn mir, Cromwell, und Du sollst staunen, wie die kluge Percy Dein Glück beflügelt! Dann fällt der mächt'ge Adel meines Stammes Dir zu, Du wirst vom Diener dieses Volks zu seinem Herrn Dich machen und die Gewalt dem Sohn vererben! —

Cromwell (erstaunt). Ha, das nenn' ich offen! — Wenn je mir im Gemüthe Gift wohnte vor feilem Laster und Verrath, wenn je mein Sinn auf Gott und England nur gerichtet, von sünd'gem Eigennutze fern, ist es bei Deiner Teufelslockung! Wilde Herrschsucht liegt Euch Northumberland's und Percy's im Blute,

schon seit den Rosenkriegen setzt Ihr lüstern den Fuß beständig auf des Thrones Stufen, doch Gott der Herr stieß Euch noch stets herunter! Bubl'rin der Politik, Deiner Sünden Maaß ist voll!! — (zieht die Signalpfeife und pfeift.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Silbert Joice (tritt durch die Mitte auf).

Lucy (bleich, erschreckt). Was soll das, Sir! —

Cromwell (zu Joice). Ihr predigtet von jener großen Bublin, die auf dem Drachen der Tyrannei einherkommt! Gräfin Percy kam, zum Treubruch uns zu verführen!

Achter Auftritt.

Vorige. Fairfax (durch die Mitte, bleibt, die Scene gewahrend, stehen).

Cromwell. Bringt sie zum Thurm von Windsor!

Lucy (entsetzt). Heimtückischer! Ihr wagt in mir die ältesten Geschlechter des Land's zu schänden?!

Fairfax (mit der Hand). General, verzeiht! (Cromwell berührt ihn.) Das Haus Northumberland ist jetzt des Volkes Freund.

Cromwell (heftig). Und diese — Volksfreundin, mein Obergeneral, kam her, mir einen Verrath am Parlamente zuzumuthen! Fort mit ihr! (leise zu Fairfax) Der König einigt sich mit uns noch heute! (laut) Solch' Gesindel darf uns den Weg nicht hemmen!

Fairfax (bestürzt, erstaunt). Täuscht Ihr Euch nicht? —

Cromwell. Im Garten mehr, Milord! (zu Joice) Gönnt der Percy keinen Laut, von ihrer Lippe webt Verführung!

(Cromwell macht Fairfax eine einladende Bewegung, Beide durch die Mitte rasch ab.)

Lucy (für sich). Jetzt gilt es einen kecken Streich! Hilf mir, Verstellung! —

Neunter Auftritt.

Joice, Lucy. (Abenddämmerung beginnt.)

Joice (tritt vor). Kommt, Frau!

Lucy (die starr vor sich hindend gedanken, fährt empor, preßt die Hände vor's Antlitz). O Gott! — (taumelt.)

Joice (fängt sie auf, traurig). Bei Abaddon dem Verderber! — (Lucy gleitet ohnmächtig auf den nahen Schemmel nieder, er hält sie, so daß ihr Oberkörper an ihm ruht. Kurze Pause.) Meiner Seele, bleich wie der Tod! — Der Athem stockt! — Das ist die vielgenannte Percy! — — — Warum Gott in so schönen Körper solch' schwarze Seele geb'? — (sich raffend) Der Dienst verlangt's! — (Lucy schlägt die Augen auf.) Auf, wir müssen fort!

Lucy (seufzt). Mein Schöpfer! (sie blickt ihn sanft an, erhebt sich traurig.) Das ist der Sünderinnen Loos! Wenn sie sich bessern wollen, ist's zu spät! —

Joice. Zur Besserung habt Ihr jetzt die schönste

Zeit. — Ich will Euch meine Bibel leih'n, und Euch sehr gut thun! —

Lucy (zu sich). Gebt mir das Buch!

Joice (zieht seine Taschenbibel hervor und giebt sie ihr). Lest immer einen Psalm, indeß die Leute sich fertig machen. (geht zur Mitteltür und ruft hinaus) Zehn Mann aufsitzen! —

Lucy (hat die Bibel aufgeschlagen und blättert darin, leise für sich). Ich fang' ihn mit der Bibel in der Hand! —

Joice (zurückkommend für sich). 'S ist doch nur 'ne Frau, — und in den Thurm! — Zu hart, zu hart! —

Lucy (verbindlich gleißnerisch). O, zeigt mir eine Stelle, die für mich paßt! —

Joice (tritt neben sie, im Buche blätternd). Da ist der Text ganz gut vom Weibe und dem Thier der Offenbarung. (zeigt ihr die Stelle) Das Thier, seht, ist die alte Tyrannei, die sieben Häupter, die Schranzen, die zehn Hörner die Bischöfe und die Pfaffen. Das Weib darauf, so dieses Unheil neu

verführt, seid Ihr. Deswegen sollt Ihr in den Thurm von Windsor!

Lucy (weinend). Doch bleibt zu Hamptoncourt der Drache der Monarchie zurück und — nährt sich von der Beute eurer Schwerter!

Joice (beiseit). Schweigt, Frau! (laut) weg, sie mit. Doch sie hat recht. Cromwell macht mit dem Pharao noch kein Ende! —

Lucy (magdalenenhaft). Hauptmann, ich muß, eh' ich zum Kerker geh', mein Herz entlasten, daß der Gnadenbrunnen sich mir erschließe! — Ihr seid als eifervolles Licht des Heers bekannt. Wollet Ihr nicht mein Bekenntniß hören? —

Joice. Beim Tempel, Frau, ich will's! Ich kann Euch trösten!

Lucy (äußerlich heuchelnd). Mich Aermste, ach, lehrte man als schuldlos Kind schon Ehrgeiz und Sinnenlust!

Joice. Nein, da sei Jehaoth gelobt, ich wurde streng in seiner Furcht erzogen, und Tugend ist mein Schild!

Lucy. Glückseliger! Ich wuchs im irdischen Reichthum und eines wüsten Hofes Lockung auf. Kein fromm Gemüth, wie jetzt, stand mir zur Seite!

Joice. So Hochgeboren — nun so tief erniedrigt! Ich kann ohne Wehmuth Euch nicht ansehn!

(Es dunkelt sehr.)

Lucy. Verblendet, vermaß ich mich, der Tyrannei zu dienen, und spann Ränke. Doch ich nutzte dem Volke nur, das Gott einmal zum Sieg bestimmt! (Kammert) Mein ganzes Wesen ward, als ich Dess' inne wurde, gewandelt, und ich schwör's, seit Pym, dem großen Patrioten, lebt in mir nur die heiße Sehnsucht, daß Gottes Volk frei jauchze in dem ewig grünen Garten der Republik der Heiligen auf Erden, wo Alles gleich sei, Rang und Reichthum schwinde, und nur die Gottesbelden, so im Kampfe ihr Herz geläutert, gegen ird'sche Schwäche, die Welt beherrschen! (fanatisch) O könnt' ich mich noch vor dem Himmel rein'gen, ich wollte dem Geringsten

dieser Streiter, mit Seel' und Leib und Habe mich als Magd ergeben für die Schmerzen, so er um's Heil der Sache litt!

Joice (leise, sie anstarrend). Sie glüht wie die Rose von Sarron!

(Es wird dunkler).

Lucy (tritt zu ihm, rasch, halblaut). Ein Geheimniß lastet auf meinem Herzen! — Hinter'm Rücken des Parlaments und Heers verbinden Fairfax und Cromwell sich dem König. (Joice erschrickt.) Zu Stuart schleichen sie heute, mit ihm ein Bündniß zu unterzeichnen! (zieht einen Schlüssel hervor.) Der Schlüssel öffnet den Thurm im Park, wo man sie — (steckt ihn, erschreckend, wieder ein, hastig.) Beichten wollt' ich, Euch nicht verführen. Die Pferde wiehern! —

Joice (packt sie wild am Arm). Den Schlüssel her! Wenn Du des Volkes Sache liebst, den Schlüssel! Ist's grauvoll wahr, was Deine Lippe spricht, dann muß das Heer die Generale sammt Stuart tödten, muß auf ihren

Leibern das neue Gottesreich erbau'n! Den Schlüssel!!

Lucy. Und Deine Ehre willst Du, gar Dein Leben opfern?! —

Joice (in fanatischer Wuth). Was frag' ich danach, wenn des Ruhmes Palme und, Frau, Dein zauberischer Blick mir winkt! Mein sei dies Paradies, das Du geboten, oder der Tod!

Lucy (zieht den Schlüssel hervor). Du willst es also wagen, Lieber? (giebt ihn) Da! — O, sei wie die Schlangen klug. (hastig) Schick' mich mit den Soldaten voraus, such' einen Vorwand, der Dich zurückhält. Hast Du diese Verräther belauscht, komm' nach. (listig) Mein eigen Pferd steht in der Stadt, gieb mir's, und — sinne, wie Du's vor Cromwell entschuldigst, wenn unterwegs — Etwas geschieht! —

Joice (wild). Vor diesem Falschen mich entschuld'gen? Nie! — Mag er mich strafen! Morgen zeige ich sein Verbrechen dem Officierrath unires Heeres an!

Lucy (fast zärtlich). Was Dir auch werde, zu

London im Palaſt Northumberland harrt Lucy Dein!

(Kurzes Trompetenſignal von außen.)

Joice (haſtig). Zum Aufbruch! (bezeichnend.) Sorgt, daß Euer Pferd euch, wie der Wind die Feder trage! (geht zur Thür.)

Lucy (mit ſataniſcher Freude). Ich habe was von Heißſporn's Blut in mir, ſitz' ich im Sattel erſt, will ich auch reiten!! (folgt ihm raſch. Beide ab.)

(Es wird ganz dunkel.)

(Kurze Pauſe.)

Zehnter Auftritt.

Hauptmann Pearſon (tritt durch die Mitte ein).

Pearſon (langſam näher kommend). Sehr befremdlich war Beider Benehmen! — — Was geht's mich an! Wenn Cromwell dieſem Manne traut — nun, das iſt ſeine Sache. — Ja, ja, ein großes Maul und Glück, das macht's! — Ob, beſſer doch ewig unbefördert bleiben, als Fuchsſchwänzer ſein, wie jetzt ſo Viele, die mit unſerm

Herrgott gar billigen Handel treiben! — (Es ist ganz finster.) Cromwell behagte doch die Predigt nicht. Ja, General, schmeißest Du die Leveller und Gleichmacher nicht aus Deinen Gliedern, wächst Dir Dein eigen Volk noch über'n Kopf. — Ein großes Gut in diesen Tagen ist Treue und Bescheidenheit! —

Elfter Auftritt.

Pearson. — Thurloe mit Licht. Es wird hell. Fairfax und Cromwell durch die Mitte. (Thurloe setzt das Licht auf den Tisch. Cromwell wirft. Thurloe und Pearson durch die Mitte ab.)

Cromwell (heftig aufgeräumt). Was meint Ihr nun? — Das ist ein Freudentag, der alles vergoss'ne Blut versöhnt!

Fairfax (befangen). Wenn ich je laut nicht juble, haltet's meiner Betäubung zu gut. Ein plötzlich Glück erschreckt, man muß sich eben erholen! — Der Fürst, dem wir bewaffnet gegenüberstanden, drückt uns nun voll Vertrau'n die

Hand! Erlaubt mir noch einmal das Document. —

Cromwell (zieht ein zusammengefaltetes Document aus dem Wamse und giebt's Fairfax). Da iſt's, ungläubiger Thomas! Müßt wohl auch erſt die Hände in des Heilands Seite legen? Greifbar vor Augen hat er's und fragt: ob und wann! Vor dem Erfolg verſtummt jedwede Frage! —

Fairfax (lieſt im Document geleſen). Er hat viel — ſo viel hat er gegeben, daß man! — Nun wie geſagt, er ſchrieb das Document mit eig'ner Hand, ich ſah ſelbſt, er war ganz einverſtanden!

Cromwell (ungeduldig). Bedenkt doch, daß ihm keine Auskunft blieb, als ewig Gefangner oder fügſam ſein. Weiſer iſt's doch, zwei'n Ehrenmännern und einem ſtarken Heere, als jenem Parlament vertrau'n, das, wild erregt von innerer Partheiung, nur dann einig iſt, wenn's gegen's Heer und ihn geht! —

Fairfax. Doch macht das Beiſpiel ſeiner Ränke und Hinterhalte den Zweifel nicht verzeihlich? — (zeigt in's Document) Bedenkt, mit einem

Schlage das Griegerat beseitigt, jede Amtsbesetzung, alle Gewalt zehn Jahre lang an Euch abgetreten. — erleben muß man das!!

Cromwell. Verlangte denn das Parlament die Leitung der Geschäfte nicht gar auf zwanzig Jahre? Indem er mir Kriegsmacht wie Auslandspolitik und Hofstaat, Euch Gutsuf, Handel und Finanzen gab, erbielt er doch der Krone das Recht der höchsten Amtsverleihung, schuf dem Herrschgelüst des Parlaments 'nen Damm?!

Fairfax (auffahrend, lächelnd). Das ist's! Wahrhaftig, das ist klar! —

Cromwell. Mit seiner Handschrift hier und unsrem Heer will ich die Hölle bezwingen!! —

Fairfax (freudig). Wie dank' ich Gott, der Alles so gefügt! (neuherzig) Ich sollte eigentlich beleidigt sein, Cromwell, daß Euch der König Hosenband und Grafenthum von Essex versprochen! (giebt ihm das Document) Ihr lauft Eurem Obergeneral den Rang sehr ab! Doch wem, wie Euch, so sichtlich das Geschick der Ordnung großes Werk

beſchied, der muß es auch mit Glanz zu Ende führen!

Cromwell (ſteckt das Document ein, reſervirend). Der König beſtand darauf, nicht ich. Ich werde auch als Graf von Eſſex immer der ſchlichte Oliver von ehmals bleiben, Ihr aber, mein alter Freund und Waffenbruder! (geben ſich die Hände.) Laßt uns in Einigkeit ſo Volk wie König in altem Recht und wahrer Freiheit ſtützen, manch' harte Arbeit giebt's noch —

(Stimmen von außen, Cromwell ſtutzt.)

Zwölfter Auftritt.

(Mittelthür ſpringt auf.) Joice, bleich, finſter; dann Pearſon und Charloe (eintretend).

Cromwell (fährt auf). Joice?! — — Ihr hier?! — —

Joice (heimtückiſch, gleißneriſch). Ich hab'nen Unfall zu berichten, General, höchſt grau'nvoll unbegreiflich!

Cromwell (ſcharf). Das unbegreiflich Grauenvolle laßt weg, nackte Wahrheit will ich!

Joice (scheu zitternd). Die Percy ward escortirt. Sie bat um's eig'ne Pferd, das in der Stadt ſtand. Ich gab es ihr. 'Ne Viertelſtunde weit gekommen, im Wald von Aſtert verſchwand ſie —

Fairfax (auffahrend). Was?!

Cromwell (wütend). Davon?! — Ritt Euch davon?! Verwünſcht!! —

Gilbert. Dem Satan gleich, in einer Wolke entwich ſie! (Pauſe.)

Cromwell (tritt zu ihm, fixirt ihn). (Joice iſt ſichtlich verlegen und tückiſch trotzig) Wunderbar! Ihr habt recht viel Erſcheinungen! — (eiſern.) Wär's nur ein Fehler, wär's ſelbſt Ungehorſam, was Ihr gethan, ich würde Euch beſtrafen, doch verzeih'n! Auf Eurem Antlitz aber ſteht, daß Ihr ein falſcher, tückiſcher Bube ſeid! (ſchäumend.) Fort! Aus meinem Regiment! Herunter mit den Treſſen!! —

Gilbert (zuſammenſchauernd). Aus Eurem Regiment! — (wild) O ja! Doch aus dem Heere nicht. Ich find' auch Platz bei Harriſon! Wie

Ihr mich heut' aus Eurer Schaar verſtießt, ſtößt Gott Euch von den Seinen gleichfalls aus!

(ſtürzt durch die Mitte ab.)

Cromwell (heftig). Pearſon, daß der Schurke ſich nicht im Lager umtreibt!

(Pearſon durch die Mitte ab.)

Fairfax (ernſt). Ein ſchlimmer Fall, Cromwell!

Cromwell. Dies Weib entging mir! Nun, ſie weiß jetzt, was ſie von mir ſich zu verſehn hat. Fairfax, es iſt dringend nöthig, raſch zu handeln, eh' man von uni'rem Neuſten — (ſieht Thurloe an der Thür) Was willſt Du?

Thurloe (beklommen). Die — bekannte Frau—

Cromwell. Ich habe Nichts zu verheimlichen!

Thurloe. Die Schottin Poll bringt ernſte Nachrichten —

Cromwell (auffahrend). Ha, bring' ſie her!

(Thurloe durch die Mitte ab.)

Fairfax. Was für 'ne Frau?

Cromwell. 'Ne alte Schottin, vom Teufel

zur Spürnaſe gemacht. Sie hinterbringt ſeit Jahren mir jeden Anſchlag unſ'rer Feinde. — (Fairfax ſchüttelt den Kopf.) Ein häßlich Mittel, aber (zuckt die Achſeln) unentbehrlich!

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Poll Magog, alt, bettelhaft, in einen Plaid gewickelt und Thurloe durch die Mitte.

Magog (ſich verneigend, frömmleriſch). Seid gegrüßt, gewaltiger Joſua unſres Volks! —

Cromwell. Was giebt's?

Magog. Ich bin gewandelt von Dan bis Berſaba, —

Cromwell (einfallend). Ohne Predigt! — (Magog ſieht Fairfax zögernd von der Seite an.) Du kannſt offen reden!

Magog tritt näher zu ihm, halblaut. Nehmt vor dem falſchen Agag Euch in Acht. — Ihr ſeid betrogen! —

Cromwell (ſchnell zuſammen). Betrogen?! — (lacht) Hahaha!

Fairfax (halblaut zu Cromwell). Meint sie den König?! —

Cromwell. Ohe, laßt sie nur weiter reden. Faß' Dich kurz!

Magog (halblaut). Heut' Abend wird ein Bote, Lincolm heißt er, nach London in den blauen Eber zu Holborn einen Sattel bringen. Von da geht er gen Dover und nach Frankreich! —

Cromwell. Was weiter? —

Magog. In des Sattels Polster steckt ein geheimes Schreiben Carl Stuart's an die Königin in Paris! —

Fairfax (auffahrend). Gott im Himmel!!

Cromwell (unruhig, doch ungläubig). Unsinn! — Wozu sollt' ihm das noch? —

Magog (tritt zu ihm tretend.) Habt Ihr Euch nicht in letzter Zeit dem König genaht? — Die Royalisten in London munkeln seit zwei Tagen davon. In diesem Briefe des Königs ist eines Vertrags erwähnt, den er mit Euch geschlossen!

Fairfax (erschreckt). Cromwell! —

Cromwell (furchtbar erregt). Ich lasse Dir die Seele aus Deinem dürren Satansleibe peitschen, wenn Du auf falscher Fährte bist! — Hahaha! Hat man je wüst'res Zeug gehört? — Wahr' Deine Haut, Poll, ich witt're eine Bosheit! — Er, der noch heute unterschrieb, soll gestern schon eidbrüchig worden sein? Unmöglich, lächerlich!! —

Fairfax (zieht ihn zu sich). Woher weiß Jemand außer uns Dreien von dem Vertrage? Ist das nicht sehr verfänglich! —

Cromwell (düster). Ihr findet's auch? — O Verderben! — (zu Magog) Oft hast Du mir gut gedient, Poll, nimm' heut' Dich ja in Acht, daß Du nicht mehr sag'st, als Du vor Gott vertreten kannst! — Woher die Nachricht? —

Fairfax (ängstlich, leise). Ich bitt' Euch, Oliver, bezähmt Euch!

Magog. Die Royalisten hatten gestern geheime Zusammenkunft im Schwan! —

Cromwell. Die alte Spelunke, wo sie Pläne schmieden!

Magog. Mein Ohr war dort, wie überall! — Sie ſagten, der König habe, aus ſeiner Gefangenſchaft zu kommen, Cromwell gelödert, heut' werde zwiſchen Euch und Carl 'ne Convention geſchloſſen. Die Königin darüber zu beruhigen, wolle Stuart ganz heimlich an ſie ſchreiben. Murray, Carl's Page, trage den Brief, in einen Sattel genäht, heut' früh herab nach Hamptoncourt zum St. Georg, wo ihn ein And'rer, Namens Lincolm, Abends zehn Uhr zum Eber bringt. Morgen geht er nach Dover, wo ihn Lord Hamilton erwartet.

Cromwell (mit erkünſtelter Kälte zu Thurloe). Halte ſie bis morgen in Gewahrſam! — Sprachſt Du die Wahrheit, Poll, belohn' ich Dich, war's Lüge, — laſſ' ich Dich hängen! Pearſon komme! — (Magog und Thurloe durch die Mitte ab.)

(Cromwell geht unruhig umher.)

Fairfax. Daß Euer Hoffen und Vertraun gar ſo hochfliegend und ſicher war! Dieſe Enttäuſchung reißt Euch aus allen Fugen!

Cromwell (qualvoll). Und ich ſag' doch, es

iſt nicht wahr! — Wer dieſe Huld und off'ne Sanftmuth Carl's vor einer Stunde ſah, kann nicht an Treubruch glauben! So im Elend, wird er mit ſeinem Untergang nicht ſpielen! Ein Schurke iſt in Stuart's Näh'! Ich komm' ihm auf die Sprünge!

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Pearſon durch die Mitte.

Pearſon. Mein General!

Cromwell (faßt ihn bei der Schulter). Pearſon! Wir verſtehn uns. And'ren gab ich mehr Ehre, Dir mein Herz! — Ungeheurem Betruge bin ich auf der Spur! — Was Roß und Mann vermögen, eil' nach London, zieh' einen Bürgerrock an, geh' in Holborn zum blauen Eber! —

Pearſon. Zum blauen Eber, gut!

Cromwell. Ein Menſch wird einen Sattel bringen. Den muß ich haben und was noch damit zuſammenhängt! Daran liegt Alles! Laß

Deine Beſten aufſitzen! Wie Du meinen Pfiff von außen hörſt, antworteſt Du und nimmſt den Sattel! Verſäume Nichts!

Pearſon. Entgebt mir Etwas nur davon, General, ſoll mich Dein edles Antlitz nicht mehr ſchauen!

(Pearſon durch die Mitte ab.)

Fairfax. O Cromwell, folgt dem Freunde! Sagtet Ihr doch eben, durch den Vertrag und unſer Heer ſei Carl in Euren Händen. Ihr könnt ihn, den Vertrag zu halten, zwingen! Laßt Euch nicht vom Haß verblenden, beſchämt durch Großmuth lieber den König. Nehmt die einz'ge Möglichkeit des Friedens nicht dem Lande, denkt nicht an Euch, denkt an das Volk! —

Cromwell (finſter, ſtarr). Gab in der äußerſten Minute doch ſtets der Herr mir noch den rechten Geiſt! Ich denk' an's Volk! — Ihr müßt mit zum Eber. Jede Möglichkeit der Täuſchung ſei unterſucht, eh' ich entſcheide. (brünſtig) Dich aber, Vater aller Völker, bitt' ich, wirf mir die ſchwerſte Prüfung in den Weg, nur dieſe

nicht, laß mich nicht da zerscheitern, wo es der einz'gen Lebensbesinnung gilt. Zeigt sich's, daß er so schimpflich mich betrogen, dann sei fortan das Volk allein mein König! Sollt' ich darum auch waten bis an's Knie im Blute des Tyrannen! Den Harnisch an und dann gen Holborn! — —

(geht rasch durch die rechte Mitteltür ab.)

Fairfax (in tiefer Schwermuth). O, unheilvoller Blick, dich kenn' ich seit dem Tag von Naseby! (sich wendend) Mein armes England!!

Verwandlung.

London. Holborn.

Wirthshaus zum blauen Eber.

Spät Abends.

(Große Schenkstube mit Balkendecke und schmutzigen Lehmwänden gewährt einen oden Eindruck. Im Hintergrunde links ärmlicher Schenktisch, rechts von ihm eine Thür. An der Seite rechts altes Fenster. Nach dem Hintergrunde zu drei Tische mit Bänken, auf den Tischen einige Bierkrüge und brennende Pfennigtichter. Eine große alte Laterne erhellt überdies trübe den Raum. Schemel am Fenster.)

Funfzehnter Auftritt.

Etwa fünf bis ſechs Gäſte ſitzen trinkend, rauchend, unter ſich ſchwatzend an den Tiſchen. Links am Tiſche einander gegenüber Hollyday, der Wirth, und Hatzledine, der Weber.

Hollyday. Ja ja, verlaßt Euch drauf! — Steuern zahlen wir doch immer mehr, 's Brod wird kleiner, der Verdienſt ſchlechter, ob wir 'ne Republik kriegen oder nicht!

Hatzledine (verächtlich). Aber Ihr wißt ja gar nicht 'nmal, was 'ne Republik iſt. 'Ne Republik iſt, wo Einer ſo viel zu befehlen hat wie der And're, Einer ſo vornehm iſt wie der And're. Einer hat da auch ſo viel Geld wie der And're.

Hollyday. Dann muß auch Einer ſo viel Kinder haben wie der And're!

Hatzledine (ärgerlich). Ah —! Nein doch! Aber wir brauchen dann keine Steuern und keine Gerichte mehr! Die Levellers fangen ſchon an, und haben wir die Pfaffen erſt ganz abgeſchafft, haben wir ſchon die halbe Republik. Wenn Jeder

thun kann, was er Luſt hat, das iſt ja eben die Freiheit!

Hollyday (ungläubig). Na, ja! Aber —, aber einen Leithammel kriegen wir doch! Dann iſt's der Cromwell!

Hayledine (heftig). Was? Wo bliebe denn unſ're ſchöne Freiheit, für die wir unſer Heldenblut verſpritzt haben!!

Hollyday (bitter lachend). Wo ſie bleibt? (bläſt den Rauch aus der Pfeife und zeigt auf ihn) Wo ſie immer geblieben iſt! — Ich frage Euch, was bringt uns denn eigentlich die Freiheit! Blos Ausgaben! — Wenn ich mir die alten Zeiten bedenke unter König Jacob und Carl, — Herr Gott, was wurde da zuſammengeloffen! Tag und Nacht war's im blauen Eber nicht leer, die Würfel klangen, das Geld flog nur ſo, 's war Vergnügen! (deutet auf die leere Stube) Seht jetzt einmal her! Wenn ich zwei Schilling auf den Tag verdiene, iſt's ungeheuer viel! — Das haben wir von der Freiheit! —

Hazledine (giftig). Wir machen doch aber die Geſetze, wir regieren doch! Nachbar, Nachbar, Ihr ſeid ein Uebelgeſinnter!

Hollyday (bang). Herr Jeſus, ich bin ja gar kein Geſinnter! — Ich ſage blos —! Thut mir doch den einzigen Gefallen, Hazledine! Wenn unſ're Abgeordneten gewählt ſein wollen, o Jemine, was verſprechen ſie nicht da! Dann ſind wir recht gut — 's regierende Volk! Wenn ſie aber erſt d'rin ſitzen im Unterhauſe, ſind wir die Unterthanen, und ſie machen, was ſie wollen! Erſt hat uns der Hof gezwickt und die Cavaliere! 's war niederträchtig, aber das Geld kam doch unter die Leute! Jetzt zwickt uns 's Parlament auch, alle Aemter und Einkünfte nimmt's für ſich, und ſeit den ſechs Jahren, wo's das Regiment hat, mußten wir dreimal ſo viel zahlen, als ſonſt an den Hof. Alles für die Freiheit. Wenn aber Einer nun 'mal nicht will, wie ſie, oder 's Maul aufmacht, — kommt er gleich in's Loch. Majorität nennt man's, 's iſt aber immer die alte Schmiere! — —

Gäſte. Hollyday hat recht! So iſt's! —

Ein paar Andre. Ihr seid Rebellion! Das ist Aufruhr! —

Sechzehnter Auftritt.

Vorige. Pearson in Bauerrock, Schlapphut und Schuhen, einen Stock in der Hand, tritt auf.

Pearson. Guten Abend, Ihr Herren, allerseits.

Gäste (durcheinander). Guten Abend!

Hazledine. Schönen guten Abend!

Holliday (aufstehend). Ganz ergebner Diener, Herr. Wollen der Herr nicht Platz nehmen. Womit kann ich aufwarten?

Pearson. Bringt Bier und 'ne Pfeife! (Holliday bahig ab. zu Hazledine.) Erlaubt, daß ich mich an Euren ehrsamen Tisch setze! (setzt sich neben ihn.)

Hazledine. Mit Vergnügen! —

Pearson. Wie kommt's, daß es hier so leer ist? Der Ober stand doch vordem in Ansehn? —

Hazledine (vorsichtig). Ja, Herr, das

machen die Zeiten. Früher, wo die Sünde, das Spiel und die Knechtschaft die Welt regierten, lief Alles in's Wirthshaus, da hatte Hollyday gute Zeit. —

Pearson. Die Leute sind eben ernster geworden.

(Hollyday bringt Bier und Pfeife.)

Hazledine (heftig). Und gottesfürchtiger, Herr! Sie haben jetzt eben dafür die Freiheit!

Hollyday (setzt sich). Ja, die Freiheit, zu Hause zu bleiben. Alles hält nun sein Geld im Sack und verdreht die Augen! Keiner traut sich mehr 'n Wort zu reden, weil er nicht weiß, ob nicht in der Nähe so ein verfluchter puritan — (bohrt.) — Ihr scheint wohl Eures Zeichens ein Schweineschlächter, lieber Herr!

Pearson. Nein, Freund, ich bin ein Pachter aus Islington. (Kleine Pause.)

Hazledine. Islington ist ein schöner Ort! Vor fünfzehn Jahren hatte ich eine Muhme da.

Pearson. O ja, nur die Felder haben sehr im Kriege gelitten.

Hapledine (ernst). Am Kriege sind blos die Soldaten Schuld, die machen die Unruh' und jagen unser Parlament in Furcht! Der Cromwell aber, — das ist erst der Rechte, der giebt das beste Beispiel!

Pearson (aufmerksam). So! Hm! — Na, Ihr mögt's wissen. In Islington hört man eben nicht viel.

Hollyday. Hum, der Cromwell! Ja ja! Was aus 'm Menschen nicht Alles werden kann! — Ich bin auch aus Huntingten, wie er. — Ja! Wir waren Nachbarskinder. Na, ich kenn' ihn doch!

Pearson (verwundert). Was Ihr sagt! —

Hollyday (schwatzhaft). Ach, war auch das als Junge ein durchtrieb'ner Schlingel! Wenn wir nicht wollten wie er, Alle kriegten wir uns're Prügel! — Hihi, wir werden auch jetzt Alle wieder uns're Prügel kriegen!

Pearson. Na, das möcht' ich doch nicht zu laut sagen!

Hollyday (erschreckt). Ich hab' doch nichts

gelegt!? Ich werd' über meinen besten Jugendfreund doch nichts reden!? — Aber 's kommt eigentlich im Leben doch nur auf's bloße Glück an. Vielleicht wär' Unsereins auch so Was geworden! —

Siebzehnter Auftritt.

Vorige. Webster im Mantel, einen Sattel im Arm unter auf.

Pearson (für sich). Da ist er!

Webster. Holla, Wirthsbaus! Bier her! Ich bin trocken, wie 'n Schwamm am Ofen!

Holliday (aufspringend). Gleich. Was befehlen Ew. Gnaden? —

Webster (wirft Mantel, Sattel und Hut auf den Schemmel am Fenster). Bier, von Deinem besten und Rostfleisch. Heb' Deine Beine, alter Schlauch!

Holliday (holländ zu Pearson und Hasterius). Der ist sackgrob, das ist 'n Adliger! (geht ab.)

Webster (kommt zu Pearsons Tisch). Guten Abend, Leute! — Pah! Das ist 'ne verdammt ärmliche Kneipe! (setzt sich Pearson gegenüber.)

Pearson. Man nimmt eben vorlieb in diesen schlechten Zeiten.

Webster. O schlechte Zeiten! Ja leider! —

Pearson (schiebt ihm den Krug hin). Wollt Ihr trinken?

Webster. Auf bess're Tage! (trinkt).

Bürger. Amen! Amen! —

(Hollyday bringt Bier.)

Pearson (vertraulich). Ihr seid ein Reisender, Herr?

Webster. Ja, und will morgen nach Dover.

Hollyday. Kann ich wohl mit 'nem Nachtquartier aufwarten, Sir?

Webster. Ja, blauer Eber, das sollst Du! Sorge, daß das Bett weich und die Dirne, die's macht, hübsch ist, und Du sollst einen Carolin in Deiner Tasche finden!

Hayledine (steht auf). Nein, das kann ich nicht anhören! Der Mann weckt fleischliche Begierden im gottesfürchtigen Herzen!

Webster (lacht auf).

Pearson (zieht Hayledine wieder auf den Sitz).

Seid kein Narr. 'S ist blos 'ne Schnurre unter guten Genossen!

Webster. Ich kümm're mich den Henker, wer's krumm nimmt! Bin 'ne lust'ge Seele aus schön'rer Zeit, kein psalmenheulender Tuchwalker und Seifensieder von London! Wer von Euch hat Herz genug, mit mir einen rechtschaff'nen Toft zu trinken?

Hollydan. Ich stoße auf Alles an, was Geld bringt!

Webster (hebt den Krug). Das lustige Alt-england von eh'mals lebe!

(Sie stoßen an.)

Bürger (am andern Tisch). Amen! (Stoßen unter sich an.)

Hazledine. 'S ist eben die Majorität, ich füge mich! (er stößt nachträglich an.)

Webster. Und nun noch 'nen Trunk, Leute, und denke Jeder dabei das Rechte! (Leiser Ruf von außen.) Es lebe der jetzige Bewohner Hamptoncourts, mög' er das Seinige bald wiederum genießen!

(Bürger erheben sich schen.)

Pearson (steht auf). Meint Ihr Cromwell oder Carl? —

Hollyday (voll Angst). Alle Beide, alle Beide, keine Streiterei!

Hatzledine (schen). Ich muß nach Hause! (steht hastig auf.)

Webster. Ein Schurke, wer darauf nicht trinkt! (er trinkt.)

Pearson (eilt über die Scene, pfeift und ergreift den Sattel). Mein ist der Sattel im Namen des General Cromwell!

(Alle springen entsetzt auf, Webster läßt den Krug fallen.)

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Cromwell. Fairfax. (Durch die Thür sieht man Soldaten. Sie wird geschlossen.)

Hatzledine. Mein Jesus!

Pearson. Hier ist der Sattel, General, dort, der ihn brachte. (deutet auf Webster.)

Webster. Er ist's selber! — (Pause.)

Cromwell (kalt). Verdächtiges sonst? —

Pearson. Dieser Bursche brachte ein royalistisch Hoch aus und der Wirth hatte ein leises Maul! —

Cromwell (kurz). Geht nach Hause, Bürger! (Hazlerigg und die übrigen Gäste schleichen fort.) (Zu Hollyday.) Was hast Du denn geschwatzt, Freund? — Aufrichtig!

Hollyday (sich in Todesangst windend). Ew. Gnaden, — ach, die Freiheit hat mich um — um alle Kunden gebracht. — Seit dem Bürgerkriege bin ich verschuldet!

Cromwell. Und das macht Dich aufsässig? Narr, Du leidest wohl allein? — Wie hoch sind Deine Schulden?

Hollyday. Hundert Pfund, Ew. Gnaden!

Cromwell. Wie heißt Du?

Hollyday (verlegen). Ew. Lordschaft werden sich meiner nicht mehr erinnern. (schüchtern lächelnd) Ich bin ja Owen Hollyday! —

Cromwell (kennend). Hollyday! — Ha, sieh, ein Jugendgespiele! — Geh' jetzt hinaus,

Freund! (zu Webster.) Was hast Du für 'n Gewerbe!

(Holiday demüthig ab.)

Webster. Ein herrenloser Reitknecht bin ich und heiße Jocelin!

Cromwell. Lincolm heißt Du, Schlingel!

Webster. Ja, Lincolm, Sir!

Cromwell. Woher hast Du den Sattel?

Webster. Er ist mein. Ich —

Cromwell. Lügst Du wieder? Wer gab ihn Dir zu Hamptoncourt im Georg?

Webster. O, Ihr wißt's schon. — John Murray, des Königs Page.

Cromwell. Sein Page!! — Das Weitere zeigt sich im Verhör! (zu Pearson.) Ein Corporal nimmt ihn in Obhut. — Gieb mir Dein Messer, Pearson! (Pearson gibt ihm sein Taschenmesser, winkt befehlend Webster und geht mit ihm ab.)

Cromwell (blaß, düster, nimmt den Sattel und geht an den Tisch. Fairfax, tief bekümmert und ängstlich, tritt zu ihm. Cromwell wendet den Sattel und öffnet lautlos das Polster. Ein Brief kommt zum Vorschein.)

Fairfax (schreckt auf).

Cromwell (packt wild den Brief). Da hab' ich ihn! — — (betrachtet die Aufschrift.) An Königin Henriette! — (öffnet ihn, sieht hinein und erschrickt; dann reicht er Fairfax den Brief.) Wess' ist die Hand?

Fairfax (nimmt ihn, traurig). Des Königs! — Jeder Zug gleicht dem Vertrage.

Cromwell. Dem Vertrage! (sieht das Document hervor und nimmt ein Licht) Ich bracht' ihn weislich mit! (hält in den Brief und hält den Vertrag daneben) Wie ein Ei dem andern! — Le'r Lordgeneral! (— Indem er die Linke mit dem Vertrage sinken läßt, erhebt er das Licht, damit Fairfax deutlich lesen kann.)

Fairfax (liest bestommen). Theuerste Gemahlin! — Hamilton wird Euch dies Schreiben bringen.

Cromwell. O richtig, Hamilton!

Fairfax (weiter lesend). Wenig Worte sind's in Hast, denn Späher umgeben uns. Cromwell wie Parlament bewerben sich sehr um uns're Gunst. Mit ersterm schließen wir Morgen einen Vertrag — zum Schein.

Cromwell. Zum Schein!

Fairfax (tief weiter). Aengstigt Euch darüber nicht, Eure Liebden. Wohl entäußerten Wir Uns auf zehn Jahre aller Gewalt, — (Cromwell läßt in furchtbarer Erregung den Vertrag fallen.) versprachen — Herrn Oliver Grafentitel und Hosenband — doch (Fairfax bleich zu Cromwell.) Cromwell, — nicht weiter — —!!

Cromwell (entreißt ihm den Brief). Dies Doch, das Doch ist eine Königskrone werth!! — (tritt weg, starrt in den Brief) doch sind wir in Whitehall wieder, — werde das Hosenband dem Burschen Cromwell — ein Strick!! — Seine Frau und Tochter hatten — in diesen Tagen Audienz bei Uns, ach, das war — spaßhaft! — (er läßt die Hand mit dem Briefe sinken, kaum kann er zitternd das Licht wegsetzen. Stiert vor sich nieder, langsam den Brief einsteckend.)

Fairfax (eindringlich). Cromwell, Cromwell! Seid nicht zu furchtbar vorschnell in dieses Augenblicks Erbitterung! Unhaltbar ist des Landes jetziger Zustand, des Parlaments, des Heeres Uebermuth bringt uns noch in's Verderben!

Haltet am König fest! Thut, als sei nichts geschehn. Bewacht so eng ihn, daß er keinen Athemzug ohn' Euch zu thun vermag, nur laßt vom blut'gen Haß nicht alle Vorsicht, nicht jede Hoffnung auf Ruh' vernichten!

Cromwell. Nicht Zorn ist's, was mir durch die Seele bebt, nein, Abscheu, Reue! O mir geschah ganz recht! Schimpf ist der Lohn der Halbheit! Um Ihn ward ich ein heimlicher Geselle, der Parlament wie Truppen hinterging. Ei, künftig sei meine Sorge, wie ich dies Unrecht sühne! (rafft den Vertrag auf, ruft) Pearson, Hollyday, Leute!! —

Fairfax (mit erhobener Hand warnend). Sein ist die Rache, spricht der Herr!! —

Cromwell (donnernd). Und ich will sorgen, daß ihm Rache werde!!

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Pearson, Holloday, Soldaten.

Cromwell. Ihr eilt zurück nach Hamptoncourt, Pearson! Stuart wird auf das Peinlichste bewacht. Page Murray sei gleich verhaftet. Laßt dem Sprecher ferner meinen dringenden Besuch vermelden! (Pearson eilt mit den Soldaten ab. (Cromwell wendet sich zu Holloday.) In Deinem armen Hause, Owen, ist Großes heut' geschehn. Dafür sollst Du die hundert Pfund erhalten. Und wenn Du klug sein willst, Freund, reiße den blauen Eber von Deiner Thür und schreibe auf Dein Schild: Hier sieht man für zwei Pence des Stuart Sattel!! (Schlägt ihn auf die Schulter.) Damit machst Du Dein Glück!! —

(eilt ab. Fairfax folgt traurig. Holloday nimmt den Sattel, betrachtet ihn starr und sieht wie ein Träumer den Generalen nach.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

London. Residenz Whitehall (1649).

(Einst König Carl's, jetzt Cromwell's Audienzgemach.)

(Es trägt noch den Glanz der königl. Hofhaltung, älteste Renaissance. Von der Pracht der Wände sticht die Einfachheit des Mobiliars grell ab. Im Hintergrunde zwei Eingänge, zwischen ihnen großer Kamin, darüber das berühmte Bild Carls I. von Van Dyk. Links Thür, rechts Fenster. An Letzterem alter Lehnstuhl und Fußschemel. In der Mitte Conferenztisch mit grüner, einfacher Decke, darauf Papiere und Schelle. Einige Stühle daran. Links im Vordergrunde Sessel.)

Erster Auftritt.

Cromwell's Frau (schlicht gekleidet, am Fenster im Lehnstuhl, blaß, verweint). Maria (auf dem Schemel zu ihren Füßen, hält ihre Hand und starrt vor sich nieder). Lady Claypole (sitzt am großen Tisch, ihr Haupt auf die Hände gepreßt). Richard (geht finster und unruhig im Hintergrunde auf und ab). (Trübe Stille.)

Cromwell's Frau (schwermüthig, Mariens Locken streichelnd). Arme Maria! Aus kurzem, neu-

geschenktem Eheglück muß Dich so rauh die Hand des Schicksals reißen, in uns'res Hauses Jammer führen, daß statt der Blumenheimath Fluren des Bürgerkrieges blutige That du schaust! Warum Kind, Richard, weshalb verließt Ihr Grantham? Genug ist's, wenn wir leiden! —

Richard. Ich mußte den Vater sprechen, ehe dies Blutgericht entscheidet!

Marie. Er wird in dieser höchsten Sache die Kinder hören! Wo Alles ihn mit heißen Bitten drängt, muß Milde er gewähren!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Thurloe (von links.)

Alle (fahren empor).

Glapole (hastig zu Thurloe). Ist der Vater endlich für uns zu sprechen?

Thurloe. Nein, Lord! Streng verbot er, daß ihm Jemand nahe! —

Richard (beim). Was thut er jetzt? —

Thurloe. Er bereitet sich zur letzten Sitzung des Gerichtshofs.

(Schrecken durchzuckt die Familie.)

Richard (dringend zu Thurloe). Tretet noch einmal hinein, ich muß ihn sehn, eh' er den fürchterlichen Gang thut!

Claypole (dringend). Geht wieder zu ihm!

Thurloe. Er weiß ja, daß Ihr ihn erwartet, Lady, drei Nächte kämpft' er schon mit sich und gleicht fast selber einem Sterbenden!

(geht durch die linke Mitte ab.)

Cromwells Frau. O Kinder, gebt's auf! Alle Worte der Sprache hab' ich in Bitten geschmolzen! Wir üben nicht auf solchen Mann Gewalt!

Claypole. Mir ist, als müßt' ich selber den Tod bestehn! Daß Der so schmachvoll enden soll, vor Dem einst England auf den Knieen lag, daß der Vater es hindern kann und doch nicht hindert, nein bestätigt, ist grauenvoll!

Dritter Auftritt.

Vorige. (Eine Thür öffnet sich langsam.) Cromwell den Hut in der Hand, wird sichtbar.

Glapvole. Warum mußte das Schicksal aus dem schlichten Huntingdon uns in den blut'gen Strudel reißen, der Alle verzehrt!? —

Cromwell (tritt ein, legt den Hut links auf den Sessel, d. h.). O schwerste Prüfung, weich' von mir!

Alle (bemerken ihn und eilen zu ihm).

Glapvole. Vater! —

Cromwell's Frau. Oliver! —

Cromwell (zu Glapvole tretend). Du fragst, mein Kind, warum? — Weil jener große Arzt da droben die Krankheiten der Nationen durch starke Mittel tilgen muß, sonst würde seine Erde nur ein Leichnam! England war üppig und voll Laster, da schickte er die Tyrannei, die Welt zu geißeln! Als des bekehrten Volkes Lippe nach Gnade und Versöhnung lechzte, erwählte die Vorsicht and're Werkzeuge, und eins von ihnen ist Dein Vater! —

Claypole. Kannst Du Dich für ein Werkzeug ewiger Ordnung halten, wenn Du des Königs Blut vergieß'st? — Bist Du kein sündiger, irrthumsfähiger Mensch, wie wir?! —

Cromwell. Wie weißt Du, was ich bin? — Daß ich's einst redlich, Kinder, mit jenem (zeigt auf Carl's Bild) Mann gemeint, das liegt zu Tage! Mit dem Brief im Sattel vergalt er mir, wo er der Königin schrieb, er wolle den Vertrag mit mir nicht halten, das Hosenband soll mir zum Stricke werden, das Hosenband, so er mir selber anbot! — Wär' ich vom Zorne übermannt gewesen, ich hätte auf den Meineid ihn zu Hamptoncourt vernichtet! Doch mir nicht, jenem ewigen Richter legt' ich das Urtheil zu und Stuart floh von Hamptoncourt. — Auf mein Herz lud ich alles Blut, das für und wider im neuenbraunten Streite floß und sieh, Gott gab am Tag von Preston wiederum ihn in meine Hände! Nun ist's genug! Mit diesem einen Tode sei endlich Friede!

Claypole (außer sich). O Vater, daß Deine

furchtbare Unthätigkeit, die Scherben von Glas nicht zum Messer werde, das Dich selbst zerfleische! Ich bin des Himmels Werkzeug nicht, doch hat der Schöpfer uns Allen Ahnung in's Gemüth gelegt und diese sagt mir, jener Brief kann nicht vom König sein!

Cromwell (raub). ihr ist vom König! Alle Zeugen und das Verhör bestätigen es, sein eig'ner Page Murray gestand's.

Clappole. Der stille, ernste Mann, dem ich die Hand geküßt zu Hamptoncourt, der mir trotz eig'nen Leides sagte: „Lieben Sie Ihren Vater recht, Clappole, denn Kindesliebe ist der höchste Segen in allen Nöthen"! — dieser wahre König im Schmerz stirbt schuldlos, Vater, — und von Deinen Händen!! (verzweifelt) O Recht! So wahr mein Fuß nie diese Schwelle mehr überschreitet, so wahr ist's, daß Cromwell's Haus zerbricht, und jauchzend über seinem Grabe ruft Eng'land wieder: Hoch lebe König Carl!!!

(Er stürzt wie irrsinnig durch die rechte Mitte ab.)

Cromwell. Affv, mein Kind!! — (zu den Uebrigen.) O beruhigt die Arme! (er ſtarrt qualvoll vor ſich hin.)

(Cromwells Frau eilt ihr nach durch die rechte Mitte.)

Marie (fällt Cromwell zu Füßen und ergreift ſeine Hand). Richard, hilf mir bitten! — Deine Kinder flehen Dich um Mitleid an! Hat Carl auch zehnfach den Tod verdient, laß Gott die Rache, er allein hat ihm die Krone aufgeſetzt!

Richard (der beiſeite tritt, heftig). Dir wird man dieſe That anrechnen! Aus dem Grabe Stuart's hebt drohend die Vergeltung ſich, mit blutigem Merkmal Deine Stirn zu zeichnen, (außer ſich.) und Du, Du biſt mein Vater!

Marie (inbrünſtig). Such' einen andern Ausweg, der ihn rettet!

Vierter Auftritt.

(Mittelthür links öffnet ſich.) Fairfax (auf der Schwelle). Vorige.

Richard (leidenſchaftlich, dringend). Auch Bruder Heinrich ſchrieb an Dich vom Norden, bat um

des Königs Leben, General Monk von Schottland gleichfalls! Eh' Du das Bluturthel gestattest, entsage lieber all' Deiner Größe, tritt in die alte Dunkelheit zurück, (wirft sich ihm zu Füßen) wir, Deine Kinder, wollen Dich entschädigen!

(Fairfax tritt ein.)

Marie. Erneute Liebe hat in Grantham uns holdes Glück erbaut!

Richard. Liebe hat ringen mich gelehrt! Komm' mit, komm' mit! Kannst Du den König nicht retten, laß dieses finst're Werk dem Pöbel, den zügellosen Soldatenhaufen, all' Denen, so nicht wissen, was sie thun!!! —

Cromwell (bewegt). Gott, wie bedränget Ihr mein Herz! Laßt mich! — O, Euch zu Liebe prüf' ich's noch einmal, will den Wermuthskelch von Neuem trinken!! —

Fairfax (eilt vorwärts). Der Kinder Wort muß Euch besiegen, hört auch mich! Seit Carl gefangen in St. James, mit jeder neuen Gerichtsverhandlung steigt des Volkes Mitleid. Sein Tod wird wilder nur den Bürgerkrieg entzünden

und alle Monarchen Europens werden in Waffen wieder England stehn, die Schmach des Königthumes rein zu waschen! —

Cromwell (ebern). Droht Ihr uns mit den übrigen Tyrannen? Gebt Acht, des Stuart Haupt fällt und kein Flüstern ertönt!

Marie (verbirgt ihr Gesicht an Richards Brust). Ich kann ihn in dieser Furchtbarkeit nicht sehen! Alles war vergebens!

Richard (krampfhaft). Ein Wort noch, Vater, dann sei's aus! — Wärst Du der Sohn eines Verbrechers, der den Tod im Uebermaaß verdient, wirst Du ihn selbst verurtheln, das Henkeramt verrichten? Du wärest doch ein Vatermörder! Andren, dem Geschicke mußt Du die Strafe lassen! Bist Du so blutiger That am Vater des Volkes fähig, wie willst Du selber Erbarmen vor Deinen Kindern finden!? —

Cromwell. Ein König ist ein Mensch wie jeder And're!

Richard (schäumend). Du Vater bist mir dann auch nur ein Mensch wie jeder And're! Mit Stuart's

Tod zerreißt das Band der Volksfamilie, fällt jegliches Gesetz! Jedes entartete Gemüth wird lächelnd seine Hand in Unschuld waschen und schrein: Was wollt Ihr, Cromwell hat mir's vorgethan!!! —

Cromwell. Ob Stuart's Tod die Kinder ihrer Pflichten entbinden darf, zeig' ich der Welt an Dir! Ganz gleich, was sich entscheidet, Du und Maria bleibt zu London von heute ab! Gehorsam oder den Tower hast Du zu wählen! Lerne fortan den Dienst des Staats in ganzer Schwere fühlen!!

Fünfter Auftritt.

Thurloe. Der Diener des schwarzen Stabes, dann Sir Lenthall und Harry Vane (von der linken Mitte). Vorige.

Thurloe (ankündigend). Seine Lordschaft der Sprecher und Sir Harry Vane vom Parlament! — (Lenthall und Vane treten näher. Cromwell verbeugt sich.)

Richard (zu Marien). Weine nicht meinetwegen,

wein' um ihn! (zu Cromwell) Magst Du nur künftig Dich des so erreichten Gehorsams freuen? (zu Maria haſtig, ſie wegziehend) Komm' fort, zur Mutter! (er führt die Schluchzende zur rechten Mittelthür.)

Maria (verzweifelnd). O Grantham, mein verloren Paradies!!

(Richard und Maria durch die rechte Mitte ab.)

Fairfax (kalt, finſter). Eh' Ihr zur Sitzung geht, Sir Cromwell, bitt' ich mir den Entſcheid aus, — als Obergeneral des Heers!

(geht zu der linken Thür.)

Cromwell (ſcharf). Der ſoll dem Obergenerale werden!

(Fairfax ab.)

Cromwell (gereizt). Verzeiht, verehrte Herren. — Nehmt Platz und laßt uns kühl erwägen, was dem Gerichtshof in der unſel'gen Sache anzurathen iſt!

(Lenthall, Bane und Cromwell nehmen am Tiſch in der Mitte Platz.) (Diener des ſchwarzen Stabs bringt die Thür.)

Lenthall. Ihr hattet mit den Euren da einen Auftritt, Sir, der Euch zu Herzen ging.

Cromwell (rasch). Er ging mit ihr zu Herzen! — Als Männer von Ehre, Gottesfurcht und Klugheit, sagt: giebt's ein Mittel, den König unschädlich zu machen, nicht zu tödten? —

Vane (hastig). Wollt Ihr Vergleiche wieder mit ihm schließen? Denk: an den Brief! — Was wir ersinnen, ihn zu binden, was er auch gewähre, jedweden Athemzug nutzt er zu Ränken!

Cromwell. Wie wär's mit ewigem Gefängniß? —

Vane. Das ist Schwäche! Des Kampfes Gang, Stuart's Falschheit, des Volkes Wille erheischt die Republik, daß endlich Ruh' sei und das Land von Truppenmassen befreit werde! Carl gefangen im Lande —

Cromwell (einfallend). Man bringe ihn auf die Bermudas-Inseln!

Vane (heftig). Und säße er im Mond', so lang er lebt, ist er Britanniens König! Das Volk muß stets in Waffen sein, denn täglich kann er wieder landen! Was von Irland, den Schotten,

die heute für und morgen wider sind, zu hoffen ist, das, dächt' ich, wissen wir!

Cromwell. Euch liegt am meisten daran, die Truppen bald loszuwerden! Thut Ihr nicht, als seien sie die Quelle alles bürgerlichen Elends? Nehmt Euch in Acht, ihr Herrn, daß die Gassenpolitik der Lehrjungen und Packträger, die unlängst erst das Parlament und Euch vorauf, Sir Vane, beim Heer um Hülfe betteln ließen, die Hölle Euch nicht heißer macht, als Carl! (Steht auf, kalt.) Ich will mir das denn doch noch überlegen!

Lenthall. (aufstehend, verdutzt). Ueberlegen?! —

Vane (springt auf). Was wollt Ihr überlegen, Sir?!

Cromwell (der auf und abgeht, trocken). Die Sitzung des Gerichtshofs sei auf morgen vertagt!

Lenthall (enttäuscht). Mein Gott, und schon versammeln sich die Richter! —

Vane (starr). Vertagt auf morgen?! —

Cromwell (eisig). Oder übermorgen! — Gar lieber auf die nächste Woche! —

Lenthall (ſtarr). Die nächſte Woche!? —

Vane (wüthend). Ihr wollt den Stuart retten!! Jede Sitzung macht das Volk ſchwieriger! Die Royaliſten ſtrömen aus allen Winkeln nach London, die Maſſen aufzuhetzen! Sollen ſich die Partheien mit Meſſern auf den Straßen raufen?! —

Cromwell (tritt zu ihm, eifig). Dagegen haben wir Soldaten! — (ſcharf) Ich will mir nicht vorwerfen, daß mich der Augenblick betölpelt! Auf Stuart's Blut, die Republik bin ich nicht lüſtern, wie Harry Vane. Die Ordnung, alte Volksfreiheit und Wohlfahrt ſuch' ich, — wo immer ſie zu holen iſt! (ſchneidend) Heut' fällt die Sitzung aus!!

(Stimmengewirr von außen.)

Vane (ergrimmt). So wiſſen wir, was ferner von Euch zu halten!

(Vane und Lenthall wollen gehn.)

Sechster Auftritt.

(Linke Mitteltür springt auf.) Fleetwood und Deputation der Officiere, Joice (in der Uniform eines Kornets des Regiments Harrison und) Deputation der Gemeinen. Fairfax (langsam folgend).

Vane (fanatisch, wühlerisch). Gott sei gedankt! — Seht Euren General, Soldaten, der in dem Augenblicke zaudert, wo des Landes Geschicke sich entscheiden! Sitzung und Urtheil will er verschieben! —

(Lautes allgemeines Murren.)

Fleetwood (empört). Unmöglich ist's!

Joice (fanatisch). Hab' ich's nicht seit zwei Jahren prophezeit, er werde am Volke Gottes zum Verräther?! — (zu Cromwell wild) — Nieder mit Stuart!

Die Mitglieder der Deputationen (wild). Nieder! Nieder! — Fort mit ihm! — Agag verderbe! — Zur Hölle! —

Vane. Nur die Todten kommen nicht wieder!

Cromwell (kommt, stampft mit dem Fuß auf). Ordnung! Seyd Ihr Pöbelrotten, keine Soldaten! — (kalt, streng) Welche Vollmacht giebt das Recht Euch, hier zu ſein?! —

Fleetwood (ruhiger). Wir ſind vom Officierrath deputirt, hier iſt die Vollmacht. (giebt ein Papier an Cromwell.)

Joice (giebt auch ſeine Vollmacht). Wir aber von den Gemeinen des Heers und wollen —

Cromwell (ſcharf). Zu bitten habt Ihr, Nichts zu wollen! — Erſt die Officiere!

Fleetwood (zu Cromwell ruhig, achtungsvoll). Der Officierrath bittet Euch inſtändigſt, dem Gerichtshof zu bedeuten, heute das Todesurthel zu ſprechen. (leiſe, nahetretend) And'ren Falls, General, — kann Niemand für die Truppen haften!

Joice (fanatiſch). Wir Soldaten aber, ſo heiß wir Dich geliebt, als Du wie Maccabäus uns geführt, wir wollen Dich haſſen und verlaſſen, ſo Dir ein Haar dieſes Jerobeams Leid thut!! —

Deputation (donnernd). Er ſoll ſterben!!! —

Cromwell (steckt die Vollmachten in die Bruſt; bricht). Darauf iſt meine Antwort (zieht aus dem Wamms ein Piſtol) ſo! (ſpannt den Hahn und hebt die Waffe gegen ſein Hirn.) Die Kugel ſchieß' ich mir durch's Hirn, wenn Ihr nicht ohne Laut und Augenblicks geht, draußen in Demuth zu warten, was ich thu'; Gott, nicht der Menſchen Drohung ſoll mich lenken!! —

(Alle, gelähmt, verlaſſen todtenſtill das Zimmer durch die linke Thür.)

Siebenter Auftritt.

Cromwell allein.

Cromwell (ſenkt das Piſtol). — Er oder ich! — (legt das Piſtol auf den Seſſel links) Neben einander, — das iſt geweſen! — Wär' ich doch eines Athems Länge nur jener allſeh'nde Cherubim, der mit der Sichel am jüngſten Tage Spreu von Weizen trennt! Weg würfe ich den ſchwachen ird'ſchen Sinn, dies ängſtlich toſende Gemüth, daß mir der Gottesgeiſt allein verbliebe, der

nimmer trügt! — Wenn Stuart lebt, muß ich das Schwert abthun und werden wie ein Mensch der Menge! Das Heer fällt von mir ab, das ist gewiß; — ich könnte doch dem Lande nicht mehr nutzen! Zu Hamptoncourt war ich noch Herr der Dinge, — o, die Woge der Revolution, so mir einst folgte, reißt mich nun mit sich, überholt mich weit! — Komm' mit nach Grantham, bat mein Sohn! — (schwermüthig) Und ist es denn so schwer von dieser Zinne des Ruhms zu steigen? — Nein, Oliver! — Ein wahrhaft Erdenglück, des Heerdes Ruh' und Süßigkeit mit Volkswohl zu verbinden, glückt Keinem, sei er auch gebor'ner König! — Mein Weib ist freudeleer seit Jahren, Clavpole, mein Herzkind, jammert um Dich mehr, o Carl, als sie an meinem Sarge jammern kann! (verzweifelt) Du machst den Sohn mir zum Empörer, um Dich zerbricht mein Haus! — Und ich soll länger für dieses ewig schwanke Volk die ungeheuren Seelenschmerzen tragen, mich Dessen berauben, was der Bettler selbst sein nennt!? — Zu viel! — Hier endlich hört mein

Tagwerk auf! — (entschlossen) Hinweg, du Steuer! (zieht den Degen aus dem Gehänge, sieht ihn tief schmerzlich an.) Leb' wohl, mein siegreich Eisen! — (legt's auf den Tisch) Geschieden sei's! — (blickt auf Carl's Bild.) Vor Cromwell brauchst Du nimmermehr zu zittern! — (tritt weg) Andre werden kommen, Harrison, Lambert, Vane und der flüggegewordene Fleetwood, die alle Herrschgier treibt, nunmehr des alten Cromwell ledig, auf Tod und Leben, Carl, mit Dir zu raufen! O, dieser Brief, der den Vertrag mit eins zerriß! (ekstatisch, wie visionirend.) Mit der Hippe geht nun der Engel des Mordes durch die Lande, die letzte Ordnung fällt, auch Stuart Du, ohne Oliver! (außer sich.) Eine Parthei wider die andre, der Sohn wider den Vater, Engländer gegen Schotten, Heer gegen Parlament, Arm wider Reich, keine Schonung, kein Einhalt! Die Wolken röthen sich von Blut, die Sonne lischt aus, die Himmel weinen, der Herr kehrt sich von der verfluchten Welt (ringt die Hände) um mich, um mich! Weil ich in schwerster Stunde, wie Petrus seinen Herrn, mein Volk

verläugnet!!! (ab im Entschluß) Das endet jeden Streit in mir! (eilend, mit finst'rer Schwärmerei, den Degen wieder nehmend.) Und wieder greife ich zu Deinem Schwerte, Zebaeth! — Zerfalle mein Haus denn! Nicht was mir, nur was dem Lande frommt, sei meine Losung! (zum Bilde, küssend.) Nicht ich vernichte Dich, die eig'ne Falschheit! So lang' ich lebe, soll Dein Bild hier hangen, nie wird es Zeugniß geben wider mich! Ich bin des Himmels Werkzeug, wimmert auch mein Herz, treu dieser ehr'nen Sendung will ich handeln!! — (setzt den Hut auf, schnell.)

Achter Auftritt.

Cromwell. — Durch die linke Mitte Lenthall, Vane, Fairfax, Fleetwood, Joice, beide Soldatendeputationen. (Kurze Pause.)

Cromwell. Soldaten! Wie Jacob rang mit Gott, so hat mein Herz mit meiner Pflicht gerungen. — Wollt Ihr dem Cromwell alle Zeit wie Kinder dem Vater folgen? An mir halten,

wie ich jetzt an Euch? — So sei das Urthel gefällt!

(Bewegung.)

Die Mitglieder der Deputationen (durcheinander, indem sie Cromwell tosend umdrängen). Wir sind Dein! — Ja, Vater Cromwell! — So geschieh's! — Führe uns! —

Fleetwood. Wir stehen zu Dir!

Joice. Deine Kinder sind wir!

Fairfax (außer sich). Cromwell!!

Cromwell. Schwört mir's im Namen des ganzen Heers!

Fleetwood. So Gott uns helfe!

Joice. Beim Gericht!

Sämmtliche Glieder der Deputationen (donnernd). Ich schwör's!!

(Pause.)

Cromwell (feierlich, mit Inbrunst, zieht den Hut). Du Herr der ewigen Geschicke willst's! In Schlachtenwettern, durch der Feinde unwandelbare Falschheit, von Volkes Mund, durch Deiner

Stimme Klang in meinem Herzen iſt Dein Gebot verkündet, daß hinfort kein König über die Menſchen ſei, als Du! Es komme Dein Reich! — (zu Lenthall) Der Gerichtshof trete zum Spruch zuſammen. Gott ſeg'ne die Republik!

Alle (jubilirend, durcheinander; außer Fairfax und Cromwell). Amen! Amen! Die Republik! —

(Kurze Pauſe.)

Fairfax (in furchtbarſtem Schmerz). Wie Du im blauen Eber, Cromwell, nur Deinem Haß, nicht wahrem Volkswohl folgteſt, wie Carl nicht dem Geſetze, ſondern der Politik zum Opfer fällt, wird auch Dein wüſter Ehrgeiz das Reich verſchlingen! Ihr aber, Soldaten, ſo meiner Zucht ſchon längſt entwachſen, mögt Ihr 'nem and'ren Führer fügſamer als mir ſein! Da liegt mein Amt! (wirft den Commandoſtab auf die Erde). Ich führ' mein Regiment nach Schottland und deck' die Grenze! (geht flammend durch die linke Mitte ab.)

(Kurze Pauſe.)

(Fleetwood hebt den Stab auf und reicht ihn Lenthall.)

Lenthall. Mit Vorbehalt der Parlaments-

beſtätigung ernenn' ich Euch, Generallieutenant Cromwell, zum Lord und Obergeneral an Fairfax Stelle! (übergiebt ihm den Stab.)

Bane (haſtig, finſter). Ich aber ford're in des Volkes Namen, daß, wie man Euch ſo eben Treue ſchwor, Ihr gleichfalls Treue und Gehorſam der Republik und dem Geſetz gelobt, daß keiner Euch wie Fairfax hinfort bezüchtige!

Deputationen (halblaut, durcheinander, unter ſich). Ja, das ſoll er! Das muß er! Es iſt Rechtens! (Pauſe.)

Cromwell (erhebt die Hand). Wenn ich die Republik, Geſetz und Freiheit des Volks jemals antaſte, möge die Hand, die ſich zum Schwur erhebt, verdorren, dieſe Zunge, die falſch geſchworen, verweſen! Mag mein Leichnam am Hochgerichte ſeine Ruhſtatt finden und qualenvoll langſamer Tod hienieden, dort ewige Verdammniß mein Geſchick ſein!! (Pauſe.)

Bane (dumpf). Wer ſollte ſo furchtbarem Schwur nicht glauben, wer ihn brechen?! —

(Kurze Pauſe.)

Cromwell (aufstehend). Das Oberhaus muß aufgehoben, alle Königlichen verbannt sein, besonders Algernon der Schurke, der die Klage gegen Carl verwarf, den Prinzen York nach Holland fliehen ließ! Die Percy's auch, weg' Namens und Geschlechts! —

Vane. Ich selber stell' im Haus den Antrag! — Kommt!

Cromwell (der einen Moment vor sich hinstiert, schaudert krampfhaft). Zur Sitzung! —
(eilt wankend voraus.)
(Alle folgen ihm durch die linke Mitte.)

Verwandlung.

London.

Northumberland-House an der Themse.

(2 Tage später.)

Lucy Percy's Cabinet. (Mittag.)

(Zimmer höchst luxuriös im Renaissancestil der königlichen Zeit. Eingang durch die Mitte und rechts. Links Fenster. In seiner Nähe eine Art Divan nebst Tisch, darauf eine Uhr und Glocke. Trüber Tag.)

Neunter Auftritt.

Lucy Percy und Tienerin durch die Mitte.

Lucy (zur Tienerin). Meinen Bruder, Herzog

Algernon, ſobald er kommt, führ' in dies Cabinet! (Dienerin verneigt ſich und geht durch die Mitte ab.)

Lucy (in fieberhafter Aufregung vorwärts kommend). Wob London denn all' ſeine Nebel zu Leichentüchern für die Monarchie? (ſieht nach der Uhr.) Halb zwei Uhr ſchon! — In drei Mal zehn Minuten hat Stuart — geendet! — (horcht.) Stimmen vor der Themſe! — (eilt an's Fenſter.) Iſt's vorbei? — O nein, die Boote tragen das Volk ſtromaufwärts zu dem ungewohnten Schauſpiel nach Whitehall. — (tritt weg.) Was beklemmt mein Herz, als ſäß' es voller Thränen? Hab' ich um Carl nicht ſchon genug geweint? — (höhniſch.) Du lehrteſt, Stuart, ſelber mich im Manne nur den Erfolg zu lieben!! — (Kurze Pauſe.) Heut' grade, ſeltſam, ruft Erinnerung mir die ſtolze Mädchenzeit zurück, wo einſt Van Dyk mich Albions Helena genannt und — o der ew'gen Hölle in der Bruſt, — der träumeriſche Carl von Wales, — dann König Carl, — bald weniger als ein Bettler, — in heißem Flehn mir erſte Liebe ſchwor! — Zu Woodſtock war's im Park! — Noch ſeh' ich über

der dunklen Königseiche den Roſamundenthurm im Abendgolde! — Ich hätte ſeine weiche Träumerſeele in feſt're Form gebannt, durch mich wär' er des tollen Roſſes Pöbel Meiſter worden! — Da wandt' er tückiſch ſich zu Henrietten, man zwang mir dieſen erbärmlichen Carliſle zum Gatten auf — und alle Teufel lachten meiner Thränen! Als Du den Schwur der Liebe brachteſt, Carl, vergaßeſt Du, daß ein zertreten Herz geſchäft'gen Haß nur zeugt — (dämoniſch) und heute, ſieh, ſtirbſt Du in meines Netzes letzter Maſche! — Man ſagt, es wolle kein Nachrichter das Urthel an ihm vollſtrecken; — doch das Gerüſt iſt aufgeſchlagen, das Volk ſtrömt hin nach Whiteball, es hat ſich die beherzte Hand gefunden! — (triumphirend) In wenig Augenblicken (zeigt auf die Uhr) iſt des Treuloſen Haupt geſunken, wie der falſche Buckingham und Straffort vor meiner Rache ſanken, — dann, Cromwell, biſt Du mein! (Pauſe.) Mit einem Schlage vernichte ich den einen Feind und mach' den andern wehrlos! O ihr allmächt'gen Götter dieſer Erde, Männer, die ſelbſtſüchtig

auf den Nacken den Fuß uns ſetzen, denen wir Mägde ſind, nur gut zum Schmeicheln und Gebären, es rächt ein Weib ihr ganz Geſchlecht an Euch! — Und doch —, wie räthſelhaft ſind wir uns ſelbſt! — Ich liebe wieder ſolch' ſchwanken Mannscharakter, lieb' Richard Cromwell! — Dieſe Kraft und Poeſie des Uebermuths in ihm, dies Wechſelſpiel von glühendem Verlangen, lachendem Entweichen und zehnfach wild'rer Wiederkehr, das iſt's! Ich verdränge die Balfour, und in mir, o ſtets vererbtes Ziel, wird doch der Percy Stamm den Purpur tragen! ! ! — (Pauſe.) Richard iſt wieder da! (ſteht) Hätte der Flatterhafte mich ſeitdem vergeſſen? — Wenn er ſein Weib jetzt liebt, ſie in geſchicktem Liebeszauber ihn feſſelt?! — Der Zwang verband ihn ihr! Zwang iſt der freien Liebe Mord, und noch hat Lucy der Venus Siegeswaffen ſich bewahrt! In London iſt er wieder — (ſchrickt auf) O Tod! Auch Gilbert Joice iſt da! — Seit Hamptoncourt, wo ich zum Agitator im Heere gegen Cromwell ihn gemacht, jede Verſöhnung mit Carl zu hindern, er mir Sclav' und Werk-

zeug wurde, entbrannte auch die wüste Liebe dieses republikanischen Unthiers für mich und macht zu jeder Raserei ihn fähig!

Zehnter Auftritt.

Lucy. Webster (durch die Mitte, rasch).

Webster. Ew. Gnaden Bruder, Herzog Northumberland, entfloh nach Frankreich! den Zettel hinterließ er! (giebt ihr ein Papier.)

Lucy (erschreckt). Nach Frankreich?! (liest fieberhaft) „Alle Adligen, besonders wir, sind gestern vom Parlament verbannt, Lord Hamilton im Tower. Rette Dich, ich bin nach Dover unterwegs!!" (entsetzt) Verbannt!!—

Elfter Auftritt.

Vorige. Magog, (in der Tracht herrschaftlicher Dienstboten, rasch durch die Mitte).

Lucy. Magog! (eilt zu ihr) Ist's geschehn?!—

Magog. König Carl — ist todt! Der Brief im Sattel half endlich Dir zu langerlehnter Rache!

Lucy. O Gott! (erbleicht, faßt ſich an die Stirn.)

Magog (raſch, ſpöttiſch). Thut Dir's leid? Haſt Du mit meiner Milch nicht ſchott'ſche Zähigkeit und Kraft geſogen? Soll ich Dich erinnern, was Dein erlaucht Geſchlecht um dieſe Kön'ge Englands litt?! —

Lucy (raſch, bebend). Ich nicht, ſein Verhängniß war's!

Magog (ſataniſch). Nur daß wir dem Verhängniß nachgeholfen! (raſch) Cromwell iſt Dein, Dein Richard und die künft'ge Krone! Und weißt Du, wer's verrichtet? — Trotz Larve und Matroſenkleidern erkannt ich ihn! — Joice!! —

Lucy (aufſchreiend). Joice!! Erbarmen! Er wird kommen, furchtbaren Lohn für eine That zu fordern, die nimmer ich verlangt!

Magog (boshaft). Ja wohl, er kommt! Ich eilte ihm voraus! Mach' ihn unſchädlich!!

Lucy (entſetzt). Nein, tödten nicht! — Ich find's! Drinnen (zeigt nach rechts) im Schrank iſt der bekannte Betäubungstrank, bei'm Bett ſteht Wein!

Magog (rasch). Ich mische ihm den Trank!
(Stürzt rechts ab.)

Lucy (rasch zu Webster). Nach Wellwich führ' ihn in der Nacht, dort ankern Seelenverkäufer! Weit über's Weltmeer laß ihn bringen!

Webster (hastig). Verlaßt Euch drauf! — Seine Stimme —!! (eilt zur Thür.)
(Wüstes Lachen Gilbert's von außen.)

Webster (eilt zur Mittelthür und öffnet sie).

Zwölfter Auftritt.

Lucy. Webster. Magog (von rechts).

Magog (bringt einen Pokal auf einem Tablet, hastig zu Lucy). Der Trank! —

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Gilbert Jones (in Matrosenkleidern, in einen Mantel gewickelt, tritt rasch durch die Mitte auf, verwildert, trunken von der fanatischen That).

Gilbert. Der Drache ist erschlagen von meiner Hand! Das Reich der Heiligen auf Erden, die Republik ist da!

Lucy. Du wärest der Gewalt'ge, der's vollbrachte? — Willkommen Held, der mich besiegt! 'Nen Becher Wein (nimmt den Becher) kredenz' ich Dir!

Gilbert. Ja, gebt nur Wein, den lichten Wein der Freude! (er faßt den Becher) Jubelhymnen, Tanz und Saitenspiel soll hell in Israel ertönen! (trinkt) Frei, schrankenlos ist uns der Erde Fülle, ein Paradies voll Seligkeit gegeben! (umfängt Lucy) Hei, meine Lyra, ich trinke — auf der Schlange Tod! (er stürzt den Rest hinunter.) (Pause. — Er wankt, läßt den Becher fallen.)

Lucy (zieht ihn nach rechts). Komm', komm', Du brauchst der Ruhe! — (Kurze Pause.)

Gilbert (stier, halb blöde). Der Ruh' — in Deinem Arm! — Das Hirn ist mir so schwer! — Der bleiche Mann schaut mich — so strafend an, — ich möchte fliehn — ach! — und kann nicht! — O Ruh'! — O Schlaf! —

(Magog führt den Taumelnden durch die rechte Thür ab.) (Lucy starrt ihnen mit Wehmut nach.)

Lucy (leise). Er sinkt auf's Bett!

Magog (von rechts, hastig). Es ist geschehn!
(sie zieht die Thür zu und verschließt sie.)

Lucy (triumphirend). So hab' ich Ruh' vor ihm!
— O, die Verbannung! — Nach Dover!
(wendet sich.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

London. Whitehall (1653).

(Cromwell's Audienzzimmer.)

(Decoration und Einrichtung nebſt dem Bilde Carl's I., ganz wie zu Anfang des zweiten Akts. Schreibzeug, Glocke und Papiere auf dem Tiſche in der Mitte.)

Erſter Auftritt.

Cromwell's Frau (im Lehnſtuhl am Fenſter). (An der rechten Seite des Conferenztiſches, in ihrer Nähe) Cromwell (im Seſſel, mit ihr ſprechend). (Mehr links ſteht) Maria, (beſorgt und unruhig zuhörend).

Cromwell's Frau (in der Rede). — Und alſo ganz und gar beſiegt? —

Cromwell (aufgeräumt). Zweiunddierzig gute Schiffe, dazu von Ruyter und Tromb geführt, den erſten Seehelden Europens, — und doch von Blake geſchlagen; Hollands Welthandel und Re-

giment zur See vernichtet! Ahnt dies Britannien endlich, was ich ihm erſchloß?! — Frankreich, Spanien ſind eingeſchüchtert und des Royalismus Flamme verleiſcht zu Worceſter, Dunbar und Dregheda!

Frau. Dein Ruhm und Anſehn, Oliver, wächſt mit geſpenſt'ſcher Schnelle! — Wenn des Hauſes Glück nur auch ſo blühte! Sprich, entſchädigt Dich Deine Macht denn für die Leere? —

Cromwell (verſtimmt). Muß ich ewig d'ran erinnert ſein? — O, wir verſtehn uns nie! —

Frau (trübe). Und nie weniger als jetzt! — Keine Mutter wird über eines Reichs Herrſchaft den eig'nen Gram vergeſſen!

Cromwell (gereizt). Alles iſt einmal im Leben nicht beiſammen! Hatt' ich's mit den Meinen nicht redlich vor? — Die Töchter ſind ganz nach Neigung vermählt, ſelbſt Bärbe, Ireton's Wittwe, fand in General Fleetwood einen zweiten Gatten! Richard hat Stellung in der Staatskanzlei, Heinrich iſt an meiner

Stelle Schottland's Statthalter, — und doch will gar nichts passen! —

Cromwell's Frau. Wohl lebt kein Weib, das über der Seinen Zwiespalt so weinen muß, als ich!

Cromwell (bitter). Und wer hat Schuld, als meiner Kinder laue Liebe und Partheigeist! Herzlosigkeit entfernt sie! Claypole, so doch in London lebt, die ich vor allen And'ren liebe, seit jenem — schlimmen Januar kam sie nicht über Whiteballs Schwelle! Muß ich nicht betteln fast um einen Blick? — Und Richard! — O, besser, er kommt nicht! (zeigt auf Maria) Dieser Armen Frieden hat er von Neuem vernichtet und begann das alte, gottvergess'ne Schlemmerleben! Womit verdient' ich das?! —

Maria (zu ihm eilend, bittend). Fluch' ihm nicht, Vater, ist er doch Dein Sohn! Ich trag' es ja und hoffe —

Cromwell (heftig). Ich nicht! Deine Sanftmuth grade macht nur schimpflicher sein Unrecht!

Cromwell's Frau (bittend). Wenn damals

der König nicht für. Du wenigstens nachher dem Prinzen Wales Dich versöhnt, oder, dem edlen Fairfax gleich vom öffentlichen Dienst zurückgezogen hättest, Alles wär' ausgeglichen! (bitter.) Doch unbeirrt ob der Familie Elend, gingst Du den eig'nen rücksichtslosen Pfad! Wohin er führt, Gott weiß es, und — ich ahn's. (mit brechender Stimme) Du hast in einem finstren Spiel Dein Liebstes eingesetzt! O, der Gewinn mag Dich recht freuen! —

Cromwell (finster, fast scheu). Weich' Spiel? Was soll der schleichende Verdacht? Ich habe um das Volk gestritten! Klagst Du, daß Blut floß? (bämisch.) O besser, meines wär's gewesen?! — Karl starb an eigenem Verrath! — Und hab' ich vor dem Schottenkriege nicht England gefragt, ob statt der Republik es lieber Einen der Prinzen Stuart wieder zum König möchte? „Nein," war die allgemeine Antwort!

Cromwell's Frau (steht auf, flammend). Du fragtest! Doch wie fragtest Du das Volk? Waren die Stimmen frei? Das Rasseln Deiner wilden

Soldaten schnürte der Nation das Herz zu und sie sagten, — was man wollte! Hättest Du daheim der Leute Herzensmeinung belauscht, ein ander Votum wär' gefallen! Wenn Du auf Englands Liebe so bauen kannst, Cromwell, entlaß doch diese lebendige Eisenmauer um Dich!? —

Cromwell (ironisch). Haha, das werd' ich bleiben lassen! — (verächtlich) Die Menschen sind nie befriedigt, wissen nicht, was sie wollen! Trotz des Votums gegen den Prinzen fiel er dennoch in's Land!!

Cromwell's Frau (empört). Es war sein Recht, das Erbtheil seiner Väter zurückzufordern!

Cromwell (scharf). Und unser Recht, den Ruhestörer zu strafen! Der Tag von Worcester war mein Glückstag! (kalt) Welchen Wohlstands erfreut das Land sich nicht? Ueber Cromwell's Siegen, dem Glanz, der nie geträumten Macht im Völkerrath hat man der Stuart's fast vergessen! (heftig) Nur Du, nur Ihr vergesset nie! (eisig bitter.) Für heut' hab' ich mein Theil! (geht an den Tisch.)

Thurloe (tritt mit einem Briefe durch die linke Mitte ein).

Cromwell. Man ſtumpft auch mit der Zeit ab! — (nimmt Thurloe den Brief ab. Thurloe ab.)

(Cromwell's Frau will haſtig abgehn.)

Maria (ſie umfaſſend, zu Cromwell). Laß ſie nicht hart an, Vater! (zur Mutter) Sag' ihm ein freundlich Wort!

Cromwell's Frau (mit brechender Stimme). Kind, laß mich!

(eilt durch die rechte Mitte ab.)

Maria. Meine Mutter! (eilt ihr nach.)

Zweiter Auftritt.

Cromwell allein.

Cromwell. Eh! (wirft den Brief auf den Tiſch). Ueber die Weiber! Ihre Partheiwuth iſt die zähſte, dümmſte! — und doch, ich bin mit mir ſo uneins jetzt, ſo freudlos! — Es wühlt in mir ein Geiſt des Widerſtreits, bethört mit eitlen Stimmen mein Herz und hindert mich im Gebet!

— (flüſtert.) Du kennſt Dich ſelber nicht! — Du thuſt nur, was Dir anſteht, und ſchiebſt Gott vor!! — Percy, argliſtig Weib! O Du ſataniſch lockend Weib, ich fühle was davon in mir!! — Wär' Herrſchſucht wirklich meines Lebens Triebkraft?! Nein, Herr, mein Gott! — — Ich bin auch zu ängſtlich gewiſſenhaft! So komm' ich nicht mehr durch! — Die Truppen verringern, das iſt des Parlamentes altes Lieblingslied?! Selbſt jetzt, wo ſie ſich nie gehoffter Macht und neuen Verkehrs erfreun, kommen ſie damit wieder! Ich denk' die Bittſchrift des Heers und meine Remonſtranz wird die Weſtminſterleute vernünftig machen! — (erbricht den hingeworfenen Brief.) Ah, mein dienſtfertiger Freund Aldermann Pack ſchickt den Bericht der geſtrigen Nachtſitzung. — (überfliegt das Blatt) Alle Höllenkünſte ſind los! — Geheimer Ausſchuß gebildet wegen Verringerung des Heers?! (wirft das Blatt hin) Bei Gottes Langmuth, mit dieſem Hauſe iſt nicht zu regieren! Auflöſen muß man das Krämervolk!! — (fährt zuſammen) O Gott behüt' mich!

Ich ſchwor, des Landes Freiheit nie anzutaſten! — (ironiſch) Diese Freiheit! Carl war doch nur Einer, jetzt hat's der Könige ſchockweis!! Beim Verderber, ich werde —! (bezwingt ſich) Nein, Gewaltthat meid' ich! — Dem Sprecher Lenthall will ich ſchreiben! — (ſetzt ſich zum Tiſch) Die Drohung der Auflöſung reicht wohl hin, ſie umzuſtimmen! (ſchellt, dann ſchreibt er.)

Dritter Auftritt.

Cromwell. Thurloe (durch die linke Mitte).

Cromwell (ſchreibt und inſtruirt dabei). — Den Brief ſchick' an den Sprecher! — — Obriſt Pearſon ſoll — die Truppen — in den Kaſernen halten! — Ein Bote geht an Harriſon — — nach Wellwich. — Ich laß' ihn bitten, (ſiegelt den Brief) auf 'nen Marſch nach London gefaßt zu ſein! (giebt Thurloe den Brief) Nöthig wird's nicht werden, (rechte Mitteltür wird von Marien leiſe geöffnet) — blos im Nothfall! —

(Thurloe durch die linke Mitte ab.)

Cromwell. Wie ich's ungern thue! —

Vierter Auftritt.

Cromwell. Maria (durch die rechte Mitte).

Cromwell. In der Politik geht's einmal nicht immer g'rade!

Maria (für ſich). Er iſt allein! (tritt zu ihm) Vater!

Cromwell (der vor ſich hingebrütet, erſchrickt). (ſieht ſie.) Du biſt's! Was haſt Du, Kind? —

Maria. Ich muß mit Dir von Richard ſprechen—

Cromwell. Alſo was Schlimmes?

Maria. Vereinte Liebe wandelt's vielleicht zum Guten.

Cromwell (ſtreichelt ſie). Du biſt ein liebes Kind, mein ganzer Troſt! (gramvoll) Keinem that ich je Uebles, nur Dir! An dieſen Erbärmlichen geſchmiedet! —

Maria (raſch, ſeelenvoll). O nicht ſo, Vater, mir zu Liebe. — Hätt' ich mein Herz noch einmal zu verſchenken und Richard käm' — noch einmal gäb' ich's ihm, denn unermüdlich iſt ja ächte Liebe! (dringend ſchmerzvoll) Die ſchlimmſte Feſſel für den Mann iſt Zwang, für Richard Todes-

qual! Zwang war's, der ihn mir gab! Zwang trennte ihn von Lucy! Mit unsichtbaren Zauberfäden hält sie über's Meer, vom Ausland, her ihn fest und heißer Briefe Seufzer beflügeln nur alle grimmen Schmerzen seiner Seele!

Cromwell (erschüttert). Allseh'nder Himmel, ist diese Tochter der Verdammniß nie zu vernichten?! —

Maria (küsset). Du nicht, er selber kann sie nur aus seinem Herzen reißen! — (fällt Cromwell um den Hals, weinend) O Vater, Vater, sie kommt zurück! Zurück von Frankreich! —

Cromwell (ausbrechend). Heimlich?! Jetzt!? Kommt auf Gefahr des Lebens?!! —

Maria (ausweichend). Richard eilt ihr entgegen, holt sie selbst von Dover! Schon eine Woche ist er fort, — ich fand die Briefe gestern!! —

Cromwell (in Entrüstung). Zu offenbarer, ungeschminkter Schande, zum Bruch des Staatsgesetzes greift er selbst, um dieses Weibes Besitz?! — (in wüthendem Schmerze hinzufügend)

Was, Welt, ſind deine Kronen alle, alle vor dieſem ungeheuren Vaterſchmerz!! (bedeckt ſein Geſicht.)

Maria (bittend). Laß Richard gewähren, hindre ihn nicht! Würde er mich d'rum lieben, wenn Du auch Lucy vernichteteſt? — (flammend) Laß ſie ſich ganz ihm zeigen, durch Entfernung nicht mehr verſchönt! Mag er gewahren, welch' Furien ſie unter'm Schleier gleißender Liebe verbirgt! (außer ſich) Laß, Vater, Angeſicht in Angeſicht mit ihr, dem Dämon, um die Seele des Heißgeliebten mich, ſein guter Engel, mit aller Inbrunſt ſtreiten!! Ich entreiße ihr den Sohn, den Gatten, und — kann ich ihn auch nie erringen, — retten, Vater, Seel' und Leib ihm retten will ich!! Der Himmel flüſtert mir's, ich werd's!!! —

Cromwell (will heftig antworten, da:)

Fünfter Auftritt.

(tritt) Thurloe (durch die linke Mitte ein). Vorige.

Thurloe (meldend). Sir Richard Cromwell.—

Maria (auffahrend). O entſetzliche, ſchmachvolle Stunde!

Cromwell (ausbrechend). Mein Sohn?! — Sind ſie da?! — (kurz, mit furchtbarem Selbſtzwang, finſter.) Geh', Kind! Das taugt Dir nicht!

Maria (flehend). Wohnt noch für mich in Dir ein Funke Vaterliebe, tödte das Letzte nicht! Härte biſt keinem Verirrten, (weinend) ſei ihm, — ein Vater!

Cromwell (mit finſterer Anſtrengung). Deinethalb — will ich's — auch jetzt noch ſein! — Geh', Kind! (er winkt Thurloe.) (Thurloe geht.)

Maria (eilt zur rechten Mittelthür). Sprich ſanft mit ihm! (Thurloe öffnet die linke Mittelthür. Maria durch die rechte Mitte ab.)

Sechſter Auftritt.

Cromwell. Richard (durch die linke Mitte).

Richard (eintretend). Guten Tag, Vater! (legt den Hut ab.)

Cromwell (ſich zur Kälte zwingend). Ein ſeltener Beſuch! — Wann warſt Du wohl das letzte Mal bei mir? —

Richard. Wahrlich, — ich kann mich kaum entſinnen! — Der alte Cerberus „Politik" liegt ſtets auf Deiner Schwelle, dem Köter komm' ich nicht gern nah! — Meine Frau iſt doch wohl hier? —

Cromwell. Sahſt Du ſie lange nicht? — Ich hörte, Du ſeiſt verreiſt, — nach Dover!

Richard (erſchrickt, für ſich). Holla, er weiß es ſchon! — (laut.) Hat Maria das aus den Briefen erſehn, die ich — vermiſſe? —

Cromwell. Was Du treibſt, bedarf Deſſ nicht! Offen thront das Laſter auf Deiner Stirn! Um aber mit ganz auserleſener

Schande die Deinen zu tränken, bringst Du die Buhlin selbst aus der Verbannung, nimmst des Vaters Namen zum Schilde, sie vor dem Arme des Rechts zu schützen!! —

Richard (kalt). Nun, beim Georg, da Du es weißt, braucht's keiner Worte! Dein Haß hat diese Verbannung diktirt, brennend empfand ich längst die Kränkung! Weil Du sie gut zu machen verschmähtest, bab' ich die Lady selber hergebracht und wünsche, daß man ihr Alles zurückerstatte! Weshalb denn bist Du Englands größter Mann, kannst Du nicht auch 'mal dem Gesetz 'nen Stoß versetzen!?

Cromwell. Wich unter'm Hauche dieses Weibes Dir Gefühl und Ehrfurcht so vor meinem Alter! — Wo ist Dein Schwur von Hamptoncourt, Euch zu meiden? Wo der Schwur der Besserung vor Gott, vor Deinem Weib und mir? O Abiolon! Warum mir solchen Sohn, in dem sich alle Schändlichkeiten einen, die zu vertilgen, je das Schwert ich zog!! —

Richard (küßt). Schilt nicht deshalb den

Himmel! — Ich wär' auch wohl ein glücklicherer Mensch geworden, hätt' ich den großen Cromwell nicht zum Vater. England mag blühen unter Dir, Deine Kinder verwelken alle! (Kammend) Und doch, einſt leuchtete mir noch ein holder Stern, denn in der göttlichen Natur jedweden Dinges liegt's, durch ſich ſelbſt zu reifen, wird Sonne ihm nur gegeben! Als Du zu Hamptoncourt Dich mit dem König verſöhnen wollteſt, da war ich auf dem rechten Weg! Wo iſt Dein Schwur geblieben, Carl zu dienen? Mit falſcher Hoffnung täuſchteſt Du den Sohn!!

Cromwell (krampfhaft). Der Sattel!

Richard (entfaltend). Haha, der Sattel des Herrſcherthums war's, der leer ſein mußte, um Dich ſelber hineinzuſchwingen!! Um nicht wie Fairfax das Commando der Truppen zu verlieren, opferteſt Du Carl!!

Cromwell (entſetzt). Richard!!! —

Siebenter Auftritt.

Vorige. Lucy (durch die linke Mitte langsam und bleibt im Hintergrunde).

Richard (flammend). Da sank der Kinder Liebe, Deines Hauses Frieden in's Grab! Ein König, wenn selbst gar nichts er bedeutet, bleibt immer noch der Maaßstab, an dem Jeder, der Bettler selbst, sein Loos genügsam mißt! Nimm ihn hinweg und maaßlos machst Du Alles! — Seit jenem Januar ward Allen Alles zu thun erlaubt!! Hei denn, so thu' ich auch nach meinem souverainen Wohlgefallen!!!

Cromwell (hebt seine Hände zum Bilde). Carl, Carl, Du nahmst mir alle meine Kinder!! — (erblickt Lucy) O, Du Beim der Hölle, Vergifterin der Seelen?! Mit des Hasses ganzer Verschwendung will ich Dir zahlen!!!

(Stellt. Lucy tritt einige Schritte vor.)

Achter Auftritt.

Vorige. Thurloe (durch die linke Mitte).

Cromwell. Obriſt Pearſon!! (Thurloe ebenſo ab.)

Richard. Zur Gewalt läßt Du es kommen?! —
(er tritt vor Lucy hin.)

Neunter Auftritt.

Vorige. Pearſon (durch die linke Mitte).

Richard (außer ſich die Hand am Degen). Den ſtech' ich nieder, der die Dame anrührt!! —

Lucy (Richard, bei Seite drängend, kalt). Das ſei dem Sohn erſpart! (zieht ein Papier aus dem Buſen und giebt es Cromwell) Seht dies Papier an! (Pauſe, in der ſie Cromwell einen Augenblick beobachtet. Cromwell ſtarrt entſetzt in das Papier und erbleicht. Lucy wendet ſich) Obriſt Pearſon, haha, die Gräfin Percy iſt Eure Gefangene!
(ſchreitet zur linken Mittelthür.)

Cromwell (der noch einen Blick auf das Schreiben geworfen, voll Schrecken). Halt! Nein! — Lucy,

ein Wort! — (Lucy wendet ſich, ein unſäglicher Triumph und Hohn ruht auf ihrem Geſicht. Cromwell ſenkt das Haupt, leiſe zitternd:) Geht Alle weg! — Richard, ich bitt' Dich, tritt in den Vorſaal! (er faßt ſich an's Herz.)

Richard (der ſtaunend Alles betrachtet). Was iſt das, Vater?! —

Lucy (ſchmeichleriſch). Mir zu Liebe, Richard! Nur einen Augenblick? —

Richard (für ſich). Cromwell — ſo vor Lucy (langſam abgehend) — ſo ganz gebrochen? —

(Alle durch die linke Mitte ab, außer:)

Zehnter Auftritt.

Lucy. Cromwell.

Cromwell. Was, grauenhaftes Weib, was iſt dies Schreiben?! Zeig' Deinen Haß in voller Nacktheit mir!! — Derſelbe Brief an die Königin, der in dem Sattel war, dieſelbe Schrift Carl Stuart's. — doch darunter Dein Name?!! —

Lucy. Ich ſchrieb beide Briefe. Lebt' ich

nicht lange genug bei Hofe, dieſe Geſchicklichkeit mir anzueignen? Hahaha!

Cromwell. Du ahmteſt ſo des todten Mannes Züge?! O, ſage, daß Du mich nur ſchrecken wollteſt! Wohl läugnete der König das Schreiben an die Königin, der Page Murray aber geſtand's?

Lucy. Weil Murray ſeine Freiheit erkaufen wollte! D'rauf ward er frei! In einer Stunde ſend' ich Euch die Correſpondenzen des Pagen, der mir jedes Wort des Königs zu Hamptoncourt verrieth!

Cromwell. Willſt Du mich mit Entſetzen geißeln? Ich weiß genau, wie mir die Nachricht zukam, Fairfax und And're waren um mich! So Viele ſind nicht zu täuſchen!

Lucy (faßt ihn am Arm). Nimm an, daß Poll Magog, die alte bekannte Schottin, der Percy Amme, jener Lincolm, der zum Eber den Sattel brachte, ihr Diener Webſter ſei!! —

Cromwell (ſtier). Magog, die Jahre lang mir als Spionin diente?!! —

Lucy. Hat mir bei Dir gedient und Dich betrogen! Page Murray barg meinen Brief in jenen Sattel! Was ſtarrſt Du wie ein Blöder! Erkenne, daß wir Beide zuſammen ſiegen oder fallen müſſen! Wirk's offenbar. Du hab'ſt abſichtlich Deines Vortheils wegen Carl ſchuldlos vernichtet, ſtehſt Du vor England ein Mörder, ein Betrüger da! Heer, Parlament, die eig'nen Kinder verabſcheu'n, haſſen und zertreten Dich, denn Lucy ſchwört auf's Sacrament, Du habeſt den Sohn um dieſe Fälſchung ihr verſprochen!! Wähle, ob Du mein Exil aufheben, den Sohn mir laſſen magſt! — Willſt Du, wo Dein Ruhm durch ganz Europa hallt, von Deines Glückes Höhe niederſteigen, den dummen, raumübigen Zöllner ſpielen? — Fühl' was Du biſt! Des Volkes Lippe nennt Dich doch den Uſurpator! Alſo ſei's! Greif' nach der ganzen Macht, Dein Sohn, Richard IV. ſoll künftig ſo gemächlich herrſchen, als ſei der Purpur ſeine Wiege!! —

Cromwell (der ſtarr, bleich, in tiefſter Zerriſſenheit vor ihr geſtanden, matt, beſiegt). Dir werde, was

Du willſt, der Blutpreis für Cromwell's Ehre. — Nimm Alles, nimm den Sohn, wenn er nicht von Dir laſſen will! — Doch — laß mir Zeit, die arme, unſelige Marie — vorzubereiten, — ſei menſchlich! —

Percy (kalt lächelnd). Mag es ſein. Ein Jahr iſt Friſt genug! Doch (drohend) der leiſeſte Verſuch, inzwiſchen mir Richard's Neigung zu rauben, — und die Welt kennt Eure Schande!! —

Cromwell. Der leiſeſte Verſuch, mich zu entehren, und Richard ſieht dieſen Brief! — Mög' ſo der Satan ſich des Bundes freuen!! — (ruft) Richard!

Elfter Auftritt.

Vorige. Richard. (Später Thurloe durch die linke Mitte).

Cromwell (gerührt). Richard! — Da einmal die Dinge ſo weit gediehen, — willfahr' ich Dir! — Verbannung und Güterconfiscation ſei aufgehoben! — Was Du ferner zu thun denkſt, — Dein Gewiſſen mag Dir's ſagen! —

Richard (verwirrt). Träum' ich? — Und Wem dank' ich die Sinnesänderung!! —

Cromwell (hastig, scharf). Dank Deiner Frau, — die mich inständigst bat!!

Lucy (stutzig). Mylord, was soll das heißen? —

Richard (staunend). Meiner Frau?! — Unmöglich, unerhört! Das kann sie nicht, ein Andres liegt zu Grunde! Noch schäumend vor Entrüstung fällt auf dies Blatt, so Lucy Dir gegeben, Dein Auge und Albion's Löwe, mitten im Zorneswüthen, wird zahm?! — Irrsinnig werd' ich von dem Allem!!

Cromwell (in fürchterlicher Angst). Ich, — ich sag' Dir, Deine Frau bat, — eh — Du kamst darum! — Ich! — Frag' sie selber! —

Lucy (spitz und agil). Ei, Sir, was sagt Ihr nicht, daß ich Euch einen Anschlag des Auslands entdeckte! Dankbarkeit, Richard, bezwang des Vaters Haß! —

Cromwell (mit duft'rer Ironie). Bei Gott, ja! Dank bin ich Euch schuldig! (schnell. Thüriee durch die linke Mitte.)

Richard. Und weil meine Frau hat?! — (greift hastig zum Hut) Ich muß sie sehen, fragen, ob sie mich so —, so tief verachten kann? (will durch die rechte Mitte ab.)

Lucy (erschreckt, rasch). Richard! — Wollt Ihr mich nicht geleiten? Euer Schutz —

Richard (hastig.) Der meines Vaters ist der beff're. Morgen wart' ich Euch auf! — (eilt durch die rechte Mitte ab.)

Cromwell (zu Thurloe, milde.) Die erlauchte Gräfin wird in allen Ehren bis zum Palast Northumberland geleitet, er ist ihr eigen wiederum. (zu Lucy) Bis morgen werde ich im Staatsrath Eure Verbannung aufgehoben haben, erlaubt bis dahin Euch eine Ehrenwache anzubieten. Es könnte sein, des Staatsraths Diener wären schneller, als Eure Rechtfertigung! Ist's Euch genehm? (reicht ihr zutraulich die Hand.)

Lucy (giebt ihm die Hand). War ich doch selber schon im Begriff, Euch d'rum zu bitten.

Cromwell. Erwartet mich auf morgen, Lady. Habt Ihr zum höchsten Ziel mich angestachelt,

müßt Ihr mir doch auch ferner rathen! (küßt ihre Hand.)

Lucy (triumphirend). Ei, wollt Ihr noch ferner leugnen, daß ich die Menſchenherzen kenne und ſie beſiege?! — Auf Wiederſehn! (geht, von Thurloe gefolgt, ſtrahlend durch die linke Mitte ab.)

Zwölfter Auftritt.

Cromwell, (der ſich umgewendet und Lucy beim Abgang grüßte, geht ihr langſam, mit ſcheuen Schritten aufhorchend nach. Er öffnet leiſe die linke Mitteltür, ſieht hinaus, winkt).

Pearſon (erſcheint in der Thür).

Cromwell (packt ihn, zieht ihn herein und vorwärts. Sein Antlitz zeigt kaltes Entſetzen und verzweifelten Entſchluß. (Pauſe.) Hat Thurloe Dir bedeutet, der Percy eine Ehrenwache zu geben?! —

Pearſon. Ja!

Cromwell. Wenn Du den Cromwell durch eine ſchreckliche, geheimnißvolle That vom ſchlimmſten aller Tode, von gräßlichſter Entehrung retten kannſt, was wirſt Du?! —

Pearſon (eifern). Die That thun — und ſchweigen!

Cromwell (zieht Lucy's Brief hervor und hält ihn Pearſon hin).

Pearſon (erbleichend). Den Brief des Königs ſchrieb die Percy!!! — (Pauſe.)

Cromwell (ausbrechend). Dieſe Nacht wirſt Du, wenn rings Northumberland-Houſe beſetzt iſt, die Lucy überfallen, wenn ſie ſchläft, bei Androhung des Todes zwingen, zwei Abſchiedsworte meinem Sohn zu ſchreiben! Dann ſollſt Du ihr die gottverfluchte Hand, mit der ſie ſolche Gräul verübt, verſtümmeln und ſammt der Schottin Mageg mag ſie in Baß-roots Kerkergrüften den heulenden Wellen ihr Elend ſchrein! (ſteckt den Brief ein) Einmal machte mich ein Weib erbleichen, nie wieder!!

Pearſon. Mit ihrem Blute waſch' ich Dir den Schrecken von der Wange. Ich gehe Drei unſ'rer Beſten in's Vertrau'n zu ziehn!

(durch die linke Mitte ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Cromwell allein.

Cromwell (in tiefſtem Schmerz). O Hamptencourt!! Whiteball!! Ihr Stätten meiner reinſten Stunde und meines tiefſten Falle! — Ach lüge dir nicht vor, du fiecheſ Herz, du ſei'ſt ſelber betrogen! Wer ſo ſchwach vertraut, wo Zutrauen Alles iſt, dem kam die Täuſchung auch willkommen!! Hätte ich Carl'n und dem Vertrag vertraut, Großmuth und Mäßigung ſtatt Haß geübt, mein Haus wär' nicht verödet, meine Seele nicht jetzt zerriſſen, Englands Zukunft gelichtet! (ſchaudernd) Und dabei muß ich ferner den alten Cromwell heucheln, beten, lügen, falſch ſchwören mit der Maske der Freiheit und des Glaubens! (ſtarrt) Wer in die Speichen der Geſchichte greift, darf nie zurück! — Wohl, wenn ich durch Lug und Trug auch herrſche, mein Glück iſt Bürgſchaft, daß ich herrſchen ſoll! (mit puritaniſchem Fatalismus) Auch die gefallnen Geiſter ſtehen in Gottes Dienſt und fördern ſeine namenloſen

Zwecke. Mein Weg, verbrecherisch oder nicht, der rechte ist's, vorherbestimmt seit Anfang aller Dinge! Nach des Dictators Purpur will ich greifen, die Krone dann, — der Allmacht Höh', — folgt nach! Von Cäsar und August durch alle Zeiten ward jeder Volksbezwinger noch zum Cain, (mit heroischer Tücke) er sehe zu, daß er das Brandmal auch auf seiner Stirn mit finst'rer Frechheit trage!!! —

Vierzehnter Auftritt.

Cromwell. Obrist Pearson (durch die linke Mitte).

Pearson. Sir Harry Vane vom Parlament —

Cromwell (sarkastisch). So recht! — Just bin ich im Humor, ihn zu bedienen! Schickt 'nen zweiten Boten an Harrison. Er soll sogleich auf London marschiren, ein altes Haus giebt's auszuräumen!! —

(Pearson öffnet die linke Thür.)

Fünfzehnter Auftritt.

Cromwell. Harry Vane (durch die linke Mitte). Pearson (durch die linke Mitte ab.)

Vane. Lord-General! Ihr habt dem Parlament mit Auflösung gedroht, falls es nicht von der Verringerung des Heeres absieht. Eh' Ihr zu diesem Mittel greift, geb' ich Euch zu bedenken, daß Auflösung der hohen Versammlung nur Recht des Königs ist!

Cromwell (lachend). Hoho, den habt Ihr ja abgeschafft?

Vane. So kann sich das Parlament nur selbst auflösen, nicht Ihr, sein Diener!

Cromwell (spöttisch). Wer ist Euer Diener, he? Das Parlament und ich sind Beide vom Volke! Was aber Macht und Rang betrifft, habt Ihr mich selber stillschweigend als den Größern anerkannt! Nicht wahr, wie Ich das Parlament damals durch Pryde von den Royalisten rein'gen ließ, das gefiel Euch, doch wo's Euch an den

Hals geht, ſchreit Ihr los? Offen wie heimlich ſeid Ihr mir entgegen, wenn Euch aber die Schotten, Wales oder die City auf's Fell kommen, ſind wir Soldaten gut genug, uns für Euch todtſchlagen zu laſſen! Ich und das Heer ſind nicht entbehrlich, ſoll das Geſetz nicht gar zuſammenbrechen, Ihr aber ſeid's! Iſt's auch nicht logiſch, (ſchlägt an den Degen) ſo iſt's faktiſch! Das Faktum regiert die Welt!

(Pauſe.)

Vane (gereizt). Treibt es nicht auf's Aeußerſte, Cromwell! — Wir beſchloſſen, dies große Unrecht am Geſetz Euch zu erſparen und ſelber freiwillig uns aufzulöſen! Das Volk ſoll uns nicht länger der Herrſchſucht zeihen!

Cromwell. Sehr ſchön, daß Ihr doch ſelber geht! Wann aber geht Ihr?

Vane (ſteif und ruhig). Wenn wir geſorgt, daß auch das neue Haus des Parlamentes alte Rechte durch würdige Organe wahrt!

Cromwell (ſcharf). Ihr wollt die neuen Wahlen beeinfluſſen?

Vane (ebenso). Nimmer soll ein Diktator das Land zur Beute nehmen! — Lord-General, Ihr übt bereits ein Schreckensregiment des Schwerts im Lande und bedränget das Gesetz! Wenn Ihr auch mit Musquet' und Pallasch zu Gunsten Eurer künft'gen Allmacht servile Stimmen sammelt, dies Volk, das seine Könige geschlagen, zerschlägt den Usurpator auch!! —

Cromwell (kalt, spöttisch). Ihr thut schon, als wär' ich gekrönt, sehr werther Jeremias Englands. Wenigstens weiß ich, was mir zu thun bleibt, da Ihr Euren Haß und Widerstand dem neuen Parlament vererben wollt! — Wär' ich falsch, ein Usurpator, wer von Euch, Maultritter, könnte mich hindern? Meine Feldherrn machte ich zu Herzögen und Grafen, würfe die Rednerbühne über'n Haufen, und die Leute wären zufrieden, heute wie gestern! — Doch Gott sei vor, je todeswürd'ge Sünde nur zu denken! Ich hab' Gewalt, doch in den Herzen meiner Treuen! Könnt Ihr Das von Euch sagen? (zornig) Theiltet Ihr nicht in den zwölf Jahren Alles, was Gewinn, Amt, Herr-

schaft heißt, wie Raben unter Euch? Kenn' ich nicht Eure Advokatenkniffe, Partheimanöver und Wahlſtänkereien? Du weißt auch, wie durch Sekt und Braten man Stimmen ſich zuſammengaunert! (donnernd) Heißt das Freiheit!? Hei, ſtellt Euch Stirn an Stirn mir gegenüber, die Schafe zur Rechten, die Böcke zur Linken und in die Mitte die Gſel! Zuſammenſcheißen will ich Euch!!! —

Vane (entſetzt). Du willſt uns ſprengen?!! — Uns ſchützt Dein fürchterlicher Schwur — !!!

Cromwell (einfallend). Willſt Du den Eid verdreh'n, mich loszuwerden?! (ruft) Pearſon!

Sechzehnter Auftritt.

Vorige. Pearſon (durch die linke Mitte).

Cromwell. Laßt Generalmarſch ſchlagen! Die Eiſenſeiten ſitzen auf, Musquetiere beſetzen Weſtminſter! Die and'ren Regimenter decken Whiteball, St. James und Paul!!

(Pearſon ſtürzt durch die linke Mitte ab.)

Vane (bleich). O, ich verstehe Dich, Tyrann! Du giebst vor, das Land von unsrer Herrschaft zu erretten, und greifst das Volk in seinem Heiligthum, im Parlamente an!

(Generalmarsch wird unten geschlagen und dauert bis zum Schluß.)

Kann unser Mund Dir auch nicht widersprechen, erstickst Du auch das ewig freie Wort, die lichte Wahrheit unter der Musquete, Gott und das Schicksal hat auch ein donnernd Veto in der Welt!!!

(Geht durch die linke Mitte ab.)

(Kurze Pause.)

Cromwell. Die Schranke ist durchbrochen. (Sieht den Leger.) England sei wieder Monarchie und Das der erste Schritt! Doch ist nun mit dem Parlamente aufgeräumt, was dann? — ich muß durchaus die wilden Truppen, vor Faulheit ungeduldig, beschäftigen, das Volk mit Lorbeern füttern. Krieg! Ich brauch' 'nen Krieg, 'nen populären Krieg, ob recht, ob unrecht! Nach Spanien, nach Deutschland streck' ich meine

Hände! Glück, hilf Deinem kühnſten Sohne!! —
(er wendet ſich, um zu gehn, erblickt Carl's Bild, prallt zurück)
Carl! Oh! — —
(taumelt und droht zuſammenzubrechen.)

Siebzehnter Auftritt.

Cromwell. Pearſon (reißt die Thür auf. Generalmarſch tönt ganz in der Ferne).

Pearſon (ſteht Cromwell). Mein General!!
(er eilt zu ihm und unterſtützt ihn.)

Cromwell (hohl). Nehmt des Mannes Bild weg, es iſt nicht gut, daß es da ferner hänge!

Pearſon (haſtig). Ich werd's verbrennen!

Cromwell. Nein! — Laßt's nur lieber dort — Man würd's doch ewig mit den Augen ſuchen! — Verhängt es bloß, — haha, (rafft ſich) damit's nicht leide!!! —
(eilt mit Pearſon ab.)
(Generalmarſch verſtummt).

Achtzehnter Auftritt.

(Kurze Pause.) Richard, Marien (an der Hand, von rechts in heftiger Erregung eintretend).

Richard. Hier ſtört uns die Mutter nicht! Gieb mir Aufſchluß! Bateſt Du den Vater, mich jedes Zwangs zu entbinden?!

Maria (mild, bewegt). Ja! —

Richard (heftig). Die Verbannung der Percy aufzuheben?! —

Maria. Ich that's!

Richard (qualvoll, zerriſſen). O, Du verachteſt mich! Längſt haſt Du keine Liebe mehr zu mir!!

Maria. Warum, Richard? —

Richard (wild). Ein Weib, das liebt, wird nie der Nebenbuhlerin die Palme reichen! Höhniſche Verachtung allein nur kann's!

Maria. Iſt Liebe ſo ungroßmüthig?

Richard (ebenſo). Eine Tyrannin iſt ſie, ſelbſtſüchtig, unerſättlich! O, ich kenne ihre verfluchten Ketten!

(Kurze Pause.)

Maria. Was in mir ächzt und klagt, damit — beschwere ich Dich nicht mehr. — Weil ich mein armes Glück begrub, kann reiner ich für's Glück der And'ren sorgen?! Deine Neigung für mich, — ein kurzes Blütenleben im Frühlingssturm war's — über Nacht verweht! — Folg' Deiner andern glühenderen Liebe denn, sie macht Dein Glück aus! — Das hab' ich erfleht!

Richard (ganz wirr und verzweifelt). Ich faff' es —, ich verfteh's nicht! Konnte das nie vermuthen! Der Schmerz will schier mit Tigerbiß mein Herze ganz zerfleischen! (packt sie) Wenn's nicht Verachtung ist, was ist's?!! —

Maria (faßt mit rührender Hoheit seine Hand). Wenn einst der Rausch der Jugend ganz verflog, wenn Lucy nicht mehr Deinen Pfad verschönt, die Eltern ruhn in unbeweintem Grabe, der Name Cromwell einem And'ren wich — und Du, zerrissen und verhärmt, Dich schleppst nach Grantham wieder zu Marien — dann will ich es Dir sagen!! — (eilt durch die rechte Mitte ab.)

Richard. Maria!! — Mitleid heißt das Wort! — Erloschner Liebe Mitleid! — Und Lucy Percys Blick auf meinen Vater, der Natternblick, den ich noch nie gesehn?! Cromwell sieht jenes Blatt, erbleicht und zittert, der Eiserne erzittert!! — Ich habe lang' darüber nachzudenken! Löst ich dies Räthsel, — bin ich auch erlöst!! (indem er vor sich hinstiert und sich wendet)

(fällt der Vorhang.)

Vierter Akt.

London. Whitehall (1658).

(Cromwell's Audienzzimmer.)

(Decoration wie im zweiten und dritten Akte. Carl's Bild mit einem dunklen Tuch verhängt. Prächtiges Mobiliar, höfisch. Seſſel am Fenſter. Tiſch mit Papieren und Schreibgeräth in der Mitte. Einige Seſſel.)

Erſter Auftritt.

Richard (den verlegenen) Thurloe (feſthaltend).

Richard. Keine Winkelzüge! Ihr müßt mir Rede ſtehn!

Thurloe (peinlich). Wie ſollt' ich erfahren, Durchlaucht, was geſtern Nacht das Parlament beſchloß? Die Sitzung war geheim! Noch weniger weiß ich, was des Lord-Protektors Hoheit thun dürfte, falls das Land ihm wirklich die Krone anträgt!

Richard (ſpöttiſch). Seit Ihr nicht mehr des

Cromwell simpler Schreiber, sondern Sr. Hoheit des Lord-Protektors Cabinetsrath heißt, handelt Ihr so gut mit Reservationen und Heimlichkeiten, wie je ein Schranz' und Sachterreter! Das Gerücht, mein Vater werde König, treibt sich seit Monden um, vielleicht, damit die Leute an den Gedanken sich gewöhnen! Heut' heißt's in London für bestimmt, man habe gestern Nacht den offenen Antrag dazu im Parlament gestellt! Ihr nur thut wie ein neugeboren Kind! Wäre mein Vater von der Truppenschau auf Black-Heath zurück, frag' ich ihn selber!

Thurloe (aushorchend). Setzen wir den Fall nun, man biete wirklich Sr. Hoheit die Krone — —

Richard (spöttisch). Biete wirklich? — I! — Vorbereitet seid Ihr also doch? — (lacht.) Anbieten und Annehmen ist zweierlei!

Thurloe. Wißt Ihr bestimmt, Durchlaucht, der Lord-Protektor nimmt sie nicht an?

Richard (heftig). Ich glaub's nicht, kann es, will's nicht denken!

Thurloe (zuredend). Wenn die Nothwendig-

keit indeß, — des Landes Wohl es dringlich machte? —

Richard (sarkastisch). Ja wohl! Unſ're Kinder werden nicht mehr getauft, noch unſ're Töchter getraut, kein Handel geſchloſſen, kein Teſtament und kein Proceß gemacht, wenn Cromwell nicht in allerhöchſter Eile jetzt König wird! (zornig.) O Mord und Peſt!! Verlaßt mich! —

Thurloe (für ſich). Er zeigt uns die Zähne! Der Vater muß es wiſſen!

(verbeugt ſich und durch die linke Mitte ab.)

Zweiter Auftritt.

Richard allein.

Richard (höhniſch). Das iſt der Schluß der großen Volkserhebung! — Des Vaters gigantiſcher Gottesglaube, ſeine Freiheitsliebe, erdroſſelt von gefräß'ger Ehrſucht! (Pauſe.) Und ganz Europa preiſt, die Geſandten der alten Königshäuſer umwedeln ihn! — Sein Alter, ſeine droh'nde Kränklichkeit, der Mörder ſtets bereite Waffe,

Alles verläugnet er, taucht vor dem Grabe noch das Diadem auf's Haupt zu pressen! Gestern der dritte Anschlag auf sein Leben, doch was schreckte ihn! Das allgemeine Bedauern des Augenblicks nutzt augenblicks er, um den Thron zu usurpiren! Feiler Gaukler der Politik, wenn das Charakter heißt, wer wollte noch einen haben?! — Die gräuliche Verschlechterung seines Wesens trat an's Licht, seit Lucy ich zurückgebracht! — Preß' ich auch alle Gedanken mir aus dem Hirn, ich find's nicht! Ewig seh' ich Lucy's verderbenschwangern Blick, sehe den Vater im höchsten Zornausbruch erstarren, — sich schmiegen! — Darauf den and'ren Tag, als ich sie wieder in ihrem neuerrungnen Erbe sprechen will, — hinweg, entflohn, und läßt zum Lebewohl die schnöden Worte mir: „Ich gehe zu meinem geliebten Gatten Carlisle nach Köln! Reißt mich aus Eurem Herzen, meines besaßt Ihr nie!" — Und doch war sie so schön, so teuflisch schön. Warum denn folgte sie von Dover mir hierher, wenn sie mit Hohn mich meiden wollte?! — Wer giebt

mir Licht?! — Mag ich von einem Taumel des Vergnügens mich in den and'ren stürzen, lobt doch die wilde Sehnsucht in mir auf! Keine Person und Sache kann ich verwerfen, keine achten! Starb der König auch heiß beweint von mir, falsch, treulos hat er am Vater wie am Lande gehandelt! Cromwell, der Freiheitsheld, dennoch Verräther, Usurpator! Lucy ein Dämon, doch voll Liebreiz! Maria, das treueste Herz voll Himmelshuld, dennoch unähnlich mir, im Zwang verbunden! O Richard, Englands Spiegelbild, Dein Name ist Anarchie, Zersetzung, Fäulniß!! Hababa, und mein Vater will König werden!!! —

(verhüllt verzweifelt sein Haupt.)

Dritter Auftritt.

Richard. Maria mit Dienerin

(tritt durch die linke Mitte auf.)

Richard (fährt empor). Maria! — (tritt zu ihr) Du kommst von Schwester Elapvole zurück, — was macht sie? —

(Maria winkt der Dienerin. Dienerin durch die rechte Mitte ab.)

Maria (blaß, trübe). Sie iſt ſehr matt. Die Mutter wachte die Nacht bei ihr und ſagte, ſie fantaſire viel — vom Vater. — Der Arzt iſt ſehr beſorgt! —

Richard (finſter, bart). Sie wird ſterben!

Maria (auffahrend). Sterben?! Großer Gott! —

Richard (höhniſch). Weißt Du, daß hier ein großes Werk ſeit geſtern Nacht geboren iſt?

Maria. Was iſt's? —

Richard (ähnd). Cromwell wird — König, und meine Schweſter wird d'rüber ſterben!! —

Maria (entſetzt). Alſo doch?! Er?! König?!! —

(wankt.)

Richard (hält ſie). A ſieh! So war mir auch, da ich es hörte. — (bitter) Gieb Dich darein, wir ändern's doch nicht! —

(Kurze Pauſe.)

Maria (rafft ſich mit eiſerner Beharrlichkeit zu einem Entſchluß). Das iſt die lang' gefürchtete Entſcheidung, Richard! Nicht mehr für ſich ſtrebt Crom-

well nach dem Purpur! Am Rand des Grabes, von Krankheit siech, mit aller Erdenmacht erfüllt, trau' ich des Vaters stolzer Seele zu, er könne dieses letzten Lands entbehren! Doch Deinetwegen wird er König!!

Richard (verloren, matt). Arme Frau, was willst Du thun? —

Maria (mit erster Resignation). Ist Cromwell König, Richard Prinz von Wales, muß sich Maria Valfour von Dir scheiden! Ein Weib von höchstem Rang, politischer Macht bedarfst Du. Ich mag nicht Königin sein, zurück geb' ich nach Grantham! — Ob Lucy heimlich auch aus London von Dir wich, Du kehrtest nicht zu mir zurück, versankst nur tiefer in der Leidenschaften Strudel, Dich zu betäuben! —

Richard (wehklagend). Maria! Mein Weib!!

Maria (packt ihn, aufstehend). Das letzte Mal laß Deine zerbroch'ne Männlichkeit mich wachrufen mit der Verzweiflung Nothschrei! Liebe erfleh' ich nicht mehr, nur, daß Du Erbarmen habest

mit Dir selber! Eine Krone, eine Welt voll wüster Freuden erwartet Dich, doch wenn die Buben auf den Gassen einst Dich ihren blöden Weiberkönig nennen, wenn Du, der eigenen Bublerinnen ehrloser Knecht, irrsinnig ihnen durch Laub und Zimmer nachschleichst, sie in den Armen allmächtiger Günstlinge zu finden, dann, Sohn des Cromwell, fühle, was Du bist!! Laß mich das Opfer Deiner Freiheit werden! Spreng' diese Kette, die Dich an mich bindet, doch sprenge auch Deiner Leidenschaften Ketten! Gott giebt Dir in diesem Augenblick den Fingerzeig! Du kannst das Land, des Vaters wunde Ehre, Dich selbst für alle Zukunft befrein! Kannst größer als Dein Vater, der sie stiehlt, — die Krone verachten, sie verschenken, daß jenes Bild (zeigt auf das verhangene Portrait) nicht mehr in Scham verhüllt sei, und wenn Dich, den Entsagenden, auch keines Schmeichlers Lippe preist, ich, mein Geliebter und mein Held, vergötterе Dich im Staube!!! — (sinkt ihm zu Füßen.)

(ferner Trommelwirbel.)

Richard (ganz verwirrt). Steh' auf, Maria! Entweih' nicht Deine Huldigung! (hebt sie auf) Mein Vater kommt, so darf er Dich nicht sehn! (zerrissen, krampfhaft) Ich will mich raffen — zu einer guten That! O Du, mein bess'rer Engel, sei mir zur Seite! (führt sie zur rechten Mittelthür.)

Maria. Ich werde bei Dir sein. (ab.)

Richard. Aufschrei'n in Weh' und Wuth möcht' ich! Aufstacheln meine letzten Lebensgeister zu grimmem Kampfe gegen den eig'nen Vater! Gott, Gott, gieb mir das rechte Wort, die rechte That! Ich kann im Dunkel dieser Stunde mich nicht leiten! —

Vierter Auftritt.

Richard. — (Hinter sich Obrist Pearson und Thurloe tritt Cromwell durch die linke Mitte ein). (Er geht am Stock, etwas schwer und gichtisch, sehr ergraut, kränklich, oft von Fieberschauern durchrüttelt. Er trägt den Küraß und ist in den Purpur gewickelt.)

Richard (hestig). Vater, ich muß Dich sprechen! (stockt.)

Cromwell (sieht ihn groß an). Ich aber Dich nicht! Du sollst gerufen sein, wenn ich Dich brauche!

Richard. Nein, gleich auf frischer That entscheide sich's!

Cromwell (eisern). Geh, sag' Ich! (milder) Doch halt' Dich in der Näh'!

Richard (lenkt das Haupt und geht durch die linke Mitte ab).

Cromwell. Empörung lebt auf seiner Stirn. Ihr habt Recht, Thurloe. — Heut Morgen hat Harry Vane die ganze republikanische Partei versammelt, um gegen mich ein öffentliches Veto loszulassen. Schickt gleich zu ihm, — 'nen derben Hauptmann, hört Ihr? Ich lasse Sir Harry freundlich zu mir bitten! — O die Pest, daß man ihm schön thun muß, dem alten Wühler!! — Gleich, verstehst Ihr?!

Thurloe. Sofort! (eilt durch die linke Mitte ab.)

Cromwell. Die Regimenter Harrison und Lambert waren nicht auf der Heerschau. Auch

Fleetwood's Truppen nahmen uns, trotz des Attentats von gestern, sehr lau auf!

Pearson. Harrison's und Lambert's Regimenter verließen früh Morgens unter Trompetenschall die Stadt und lagern drei Meilen nordwärts. Euer Hoheit Schwiegersohn, Fleetwood, sagt man, wird ihnen folgen! —

Cromwell (gedankenvoll). Das ist sehr verständlich!

Pearson (zuckt). Die Krone wird — Kämpfe kosten!

Cromwell (auffahrend). Nein! — Wenn sie sehn, daß Drohung keine Wirkung bei mir thut, lenkt Jeder ein! — Trag' ich dies Diadem erst, ist aller Streit, des Neids und Hasses Waffe stumpf!

Thurloe (tritt durch die linke Mitte wieder ein).

Cromwell (hastig). Haltet nur Eure Truppen bereit, Pearson! Gebt ihnen doppelt Löhnung für den Monat und reichlich Sekt! — Sie sind doch sicher?

Pearsen. So lang' ich lebe, Hoheit, sind sie's.

(Pearsen durch die linke Mitte ab.)

Cromwell (setzt sich). Wie ist in London die Stimmung? Vor Allem, was ist das Resultat der Kronenfrage, die gestern Nacht das Parlament erörtert?

Thurloe. Hoheit verzeiht, — die Stimmung ist —

Cromwell (höhnisch). Narr, was stotterst Du? Die Stimmung ist schlecht, wie immer! — Was? —

Thurloe. Leider! —

Cromwell (verächtlich). Das weiß ich ja! Unglücklich wäre das Volk, könnt's nicht in schlechter Stimmung sein. Sie brauchen Galle zum Verdaun! — He, bei der Krönung werd' ich Geld auswerfen lassen! An den Plätzen, wo der Huldigungszug vorbei muß und das Gedränge dicht ist, stellt geschickte Bivatrufer hin! Dazu die scharfen Blicke der Soldaten, die theatralische Festtracht, was gilt's, die Londner sind unsinnig fröhlich! (steht auf) So ist der Pöbel! (thut einige Schritte) Wie war's im Parlament? —

Thurloe. Dort ſteht's viel beſſer. Nachdem Sir Pack, der Lord-Major, die Commiſſionen bearbeitet, brachte er den Antrag ein, Ew. Hoheit die Krone anzubieten.

Cromwell (haſtig). Da gab's ein mörderiſch Halloh, nicht wahr? Sir Harry Vane's Benehmen läßt's erwarten. Haßlerig, Prynne und Bradshaw gegen mich?! —

Thurloe. Mit aller Macht! Doch Pack und — die Gemäßigten erhoben ſich dafür. Der Antrag ging — mit ſiebzehn Stimmen durch.

Cromwell. Verdammt, das iſt ſehr wenig! — Für ſo viel Verſprechungen und Opfer nur ſiebzehn Stimmen Majorität?! — Doch die Sache ging durch! Endlich iſt's geſichert! — Schreibt gleich drei Ordres. Harriſon mit ſeinem Corps ſoll augenblicks nach Schottland, Heinz, mein Sohn, mit ſeinen Truppen hierher; Boſſiter in den Süden, Lambert nach Irland, den Whaley abzulöſen, der nach dem Weſten geht. Das Land ſei in zwölf Militairdiſtrikte getheilt, daß jeder

General brav Arbeit hat und — nicht zu nah ist. Mit dem Fleetwood allein wird man wohl fertig.

Thurloe. Sir Lentball, des Hauses Sprecher, wird heut' Ew. Hoheit das Resultat der Kronenfrage zu letztem Entschlusse vorlegen.

Cromwell. Laßt ihn wissen, daß er ein wenig später kommen soll. — Ich muß ganz sicher sein, — eh' ich ihm Antwort gebe — O schnöde Krone für siebzehn Stimmen!

Thurloe (geht durch die linke Mitte ab).

Fünfter Auftritt.

Cromwell allein.

Cromwell. Der dritte Mordanfall bereits. — (schaudert) — Wie viele lauern noch in der Zukunft! — (fährt auf und streicht sich ängstlich über die Stirn) — Immer neue Gewaltmaßregeln muß ich ergreifen, die alten vergessen zu machen, meine Macht von Tag zu Tag zu fristen! — Und wozu? Für Wen? — Für diesen Sohn! — Um edel zu handeln, zu erbärmlich, zu gut, um wahrhaft — schlecht zu sein! (schaudert.) In seinen Händen bricht

das Gebäude meiner Dynastie zusammen! (düster) Nur die Percy, ihm zum Weib gegeben könnt' es erhalten! — Gestorben im Kerker des Bayrook ist sie! (aufschaudernd, wild) Eher sterb' ich, als daß die Macht verloren geht! Hoho! Richard wär' nicht der erste unfähige König, den man doch ertrug!!

Sechster Auftritt.

Cromwell. Harry Vane (durch die linke Mitte eintretend).

Cromwell (steht auf und geht ihm freundlich entgegen). Willkommen, werther Sir!

Vane (kalt). Ihr habt mich in soldatisch dringlicher Manier gewünscht!

Cromwell. Nehmt Platz, lieber Sir Harry!

Vane (kalt). Ich danke, Lord-Protektor!

Cromwell (vertraulich, doch etwas unsicher). Sir Vane, die Lasten der Regierung nöth'gen mich, nach bewährten Männern umzuschau'n, die mir mein schweres Amt erleichtern können! Wir haben Beide, lieber Vane, die Tyrannei bekämpft, Beide gesiegt, Ihr mit der Zunge, ich mit dem

Schwert — ach, und waren doch Beide ewig Feinde! Wie ich's tief beklage, Gott ist Zeuge meines Kummers!

Vane. Thut Euch keine Gewalt an, Mylord! — Der droben hat so oft verhalten müssen, daß seine Bürgschaft in Eurem Munde keine Kraft mehr hat. (ironisch) Sagt lieber, Ihr wißt, daß gegen diese erkaufte Majorität von siebzehn Stimmen sich alle alten von Euch fortgejagten Exclusivirten, die ganze republikanische Partei, von mir geführt, zu einem Veto rüstet! Weil wir am Krater einer neuen Revolution stehn, wollt Ihr geschwind Euch mit mir einigen!

Cromwell (gleißnerisch). Woher wißt Ihr und Eure Partei, daß ich durchaus die Krone will? Wenn ich von meiner Freunde Bitten, Tausenden von Petitionen gedrängt, erwäge, ob nicht die Monarchie für dies gerlagte Volk doch wohl das Beste wäre, müßt Ihr dann glauben, ohne Weit'res wollt' ich's? Nein, nein, Sir Harry, Gott bewahr' mein Herz! — Nur wenn ich die besten Köpfe des Landes, alle Meinungen

in ihren Häuptern zu einem Cabinet um mich vereint, wenn — Harry Vane mein —, mein Miniſter ſein will, geſchieht's. — (dringend) Sagt, beſter Sir, was —, was verlangt Ihr? Für Eure Freundſchaft iſt mir Nichts zu viel! —

Vane (kalt). Wenn Ihr die Häupter aller Parteien in einem Cabinet vereint, wollt Ihr ſie ſämmtlich nur machtlos durch ihre innern Gegenſätze, — zum Spott des Volkes machen! —

Siebenter Auftritt.

Vorige. Maria (tritt leiſe durch die rechte Mitte ein).

Vane (ebern). Carl war Tyrann, doch ihn entſchuldigten Geburt, Erziehung, falſche Räthe, der Wahn, ſich für was Größeres anzuſehn, ſein Stamm, ſein Erbrecht und des Landes Gewohnheit! Was ward ſein Lohn? — Wo haſt Du Deinen Stamm, Dein Erbe? Dennoch nahmſt Du uns mehr, als Carl jemals. Was ich noch ford're, fragſt Du, Uſurpator? — Gieb ſtatt des Schwertes Diktatur die Habeascorpusakte uns zurück, ein reines Parlament, die alte Freiheit!

Gieb uns die Tauſende Verbannter wieder, die Du nach den Barbados ſchicktеſt, an Jamaika's grauenvollen Fiebern enden ließeſt! Leg' Dein verflucht und ehrlos Haupt vor jenem Fenſter Whiteball's auf den Block, dann will ich Dein Miniſter ſein!! So lange ſei tiefſter Haß und Feindſchaft zwiſchen uns!!! —

(er geht durch die linke Mitte ab.)

Cromwell (packt die Lehne des Seſſels, krampfhaft ſchaudernd). O Tod, du rüttelſt am Gebein mir ſchon! — Nein, noch — noch ſterb' ich nicht! —

Maria (die ſich während des vorigen Geſprächs nach dem rechten Hintergrunde gezogen, eilt zu ihm und faßt ſeinen Arm). Du wirſt nicht ſterben, wenn mein Gebet noch Kraft hat! —

Cromwell (gerührt). Du gutes Kind! — Hörteſt Du eben den frechen Bane?!

Maria. Ich hörte ihn!

Cromwell (düſter). Nimmer wird das Gezücht der Schreier Ruhe halten, man muß den Geiferrachen ihnen mit Furcht und Schrecken ſchließen! —

(Die linke Mittelthür ſpringt auf.)

Achter Auftritt.

Vorige. Fleetwood, Richard, Pearſon (durch die linke Mitte). (Kurze Pauſe.)

Cromwell (zu Fleetwood). Ah, Herr Schwiegerſohn! Ich dachte, Ihr wäret ſchon mit den Truppen aus der Stadt?! —

Fleetwood. Mylord Protektor, die Truppen haben die Stadt verlaſſen! — Was ich Euch als meines Weibes Vater ſchulde, weiß ich ſehr wohl. Als Militair und Deputirter der Republik ſchuld' ich Euch Nichts!

Cromwell (bitter). O, Herr Generallieutenant und Deputirter, Euer Bedauern als Sohn ob des Mordanſchlags von geſtern war lau!

Fleetwood (ſcharf). Wer nach Gewalt greift, muß Gewalt erwarten! —

Cromwell (ausbrechend). Erbärmlicher, der Alles durch mich ward, das mir?!! (geht flammend auf ihn zu.)

Fleetwood (tritt einen Schritt zurück, ſieht ihn

ſtarr an). Ich kam nicht her, mit Euch zu ſtreiten, Mylord. Meine Sendung iſt kurz. — In wenig Stunden wird dieſe Republik, die wir erkämpft, begraben ſein und — Cromwell König! — Hier übergeb' ich Euch (reicht ihm vier Schreiben) der Generale Harriſon, Lambert, Desborough und meinen Abſchied!!! —

Cromwell (entſetzt). Fleetwood!!! —

Fleetwood (wirft ihm die Briefe vor die Füße). Und ſollt' ich wirklich verurtheilt ſein, den Degen, der des Volkes Schlachten ſchlug, 'nem Könige zu Lieb' zu ziehn, (höhniſch) muß es doch Einer ſein, den Gott von Haus aus machte!! Viel Glück zum Thron!! (eilt durch die linke Mitte ab.)

Cromwell (ihm zur Thür nacheilend). Fleetwood!! — (wendet ſich zurück) Der Schlag trifft mich in's inn're Leben! — Des Heeres beſtes Stück, der Kern — verloren! — Desborough, mein eigner Schwager, — Fleetwood, mein Schwiegerſohn —, Alle verlaſſen mich! Hei, iſt nicht Jemand noch, der ihnen folgte? Pearſon, Richard, wollt Ihr nicht auch zu ihnen gehn?!

Richard. Mein Platz iſt neben meinem Vater!

Pearſon. Ich ſchwor dem Staate nicht, nur Dir, General, auf Blut und Leben. Was unter mir in Waffen ſteht, hält zu Dir, nimm Purpur oder Kittel!! —

Cromwell (fällt Pearſon um den Hals). Mein alter Pearſon!! — (er weint)

(Pauſe.)

Pearſon (ſprühend). Wenn Helden weinen, zittert der Erdkreis! Grauer Sieger, ſäumſt Du noch? Beiey' die Stadt, den Tower! Zieh' vom Süden raſch die treuen Generale, beſonders den Fortescun an Dich, laß Dich zum König heute noch vom Parlament ausrufen und dann in's Feld, in's Feld auf die Rebellen!!

Cromwell (ſich in ſeiner frühern Kraft aufrichtend). Ha, Pearſon, Du räthſt gut!! Du biſt zur Stunde der Oberfeldherr unſ'rer Truppen, wir ſtellen uns ſelber an die Spitze unſ'rer Garden, der alten Eiſenſeiten, rollt doch das Blut der Sieger von Worceſter und Preſton in ihnen! Laßt die Trompete ſchrei'n zum

Krieg! Für König Oliver und England auf in den Bügel und fort!! — (Cromwell flammt, wendet ſich.)

Richard (haſtig). Noch eine Frage! Wofür denkſt Du das Alles zu thun?! —

Cromwell (kurz). Biſt Du bei Sinnen und fragſt ſo?! —

Richard. Ich nehme die Krone nie!! —

Cromwell (wie gelähmt). Menſch! — Du nimmſt die Krone nicht?! —

Richard. Willſt Du ſie noch die Spanne Lebens tragen, die Gott Dir läßt, thu's! Ich, — ich trag' ſie nie!! —

Cromwell (außer ſich). Und wenn mir aller Lebenszwecke erhabenſter zerfiele, wenn Du der Herrſchaft ſtrahlend Erbe ausſchlägſt?! — Sohn! Sohn! Wenn die Gefahren rings mich zwingen, aufwärts zu ſteigen, oder jäh — zu fallen?!! — Du mußt mit mir den Kroneneid thun! Ihn öffentlich verſagen, das heißt den Vater ſtürzen und entehren!!! —

Richard. Iſt Deine Macht ſo ärmlich; Vater, daß Du des Purpurs brauchſt, die eig'ne Schwäche

zu verdecken, — (zieht Carl's Ring aus der Bruſt) bei dieſem Ring des Königs, eher den Kopf mir ab, als je die Krone d'rauf!!!

Cromwell (zieht den Degen). Verfluchter Sohn!!!

Richard (reißt die Bruſt auf). Nimm, was Du mir gegeben!!!

Cromwell (will ihn durchbohren).

Maria (ſchreit auf). Vater!!! — (fällt Cromwell in den Arm) (Er läßt den Degen fallen und taumelt zurück.) (Pearſon hält ihn.)

(Pomphafter Jubelmarſch von unten in der Ferne, näherkommend.)

Cromwell. Nun iſt's vorbei! — Das große Spiel des Glücks — verloren! —

Richard (fällt dem Vater weinend zu Füßen). Mein Vater, verzeih' dem Sohne!! —

Neunter Auftritt.

Vorige. Linke Mittelthür ſpringt auf. Soldaten, Spielleute voraus, mit Fahnen verſchiedener Regimenter ziehen draußen im Corridor auf und bilden Spalier. Dann feierlich Diener des ſchwarzen Stabes, Lenthall der Sprecher und langer Zug Parlamentsmitglieder in

höchstem Pomp treten auf. Das Ende des Zugs bleibt draußen. Große Pause. Richard erhebt sich. Der Marsch schweigt.)

Diener des schwarzen Stabes (meldend). Seine Lordschaft der Sprecher und das hohe Parlament! (tritt zur Seite.)

Cromwell (matt). Mein edler Lord —, ein Fieberanfall — —! (erhebt sich.) (Kurze Pause.)

Lenthall. Ich, Sir John Lenthall an der Spitze der Deputation des hohen Parlaments erscheine, Euch Lord-Protektor Hoheit, in des Landes Namen die Krone Englands — —!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Thurloe (atemlos und bleich durch die rechte Mitte).

Thurloe. Hoheit, Hoheit! Lady Claypole liegt im Sterben!!! Durch ein unselig Ohngefähr erhielt sie vom jetzigen Vorgang Kunde!!!

Cromwell (schreit auf). Affy, meine Affy stirbt?!!! (ringt die Hände) Alle Schrecken des Lebens brechen auf mich ein! Das —, das Unglück

ist mein Todesstoß!! (wendet sich wankend zu Lentball) Der ewige Herr der Welt hat selbst mit eig'ner Hand in meinen Kindern heute mich entthront!! Behaltet die Krone!! Ich mag sie nicht!! —

Richard. Du entsagst?! —

Maria (starr). Er hat entsagt?! —

Alle (feierlich, traurig). Entsagt!! —

Cromwell (in Todesangst). Zu meinem Kinde will ich!! Den letzten Blick der Liebe erhaschen!! Seid barmherzig!! Mein Kind! Mein Kind!!! — (wendet sich, wankt.)

Richard (umfaßt und hält ihn). Unterstützt den Vater, Marie! Fort! zur Schwester!! — (Richard und Maria unterstützen und führen ihn nach der linken Mittelthür. Alle folgen erschüttert. Die Deputation mit dem Sprecher bleiben erstarrt stehn. Gruppe. Langsam fällt der Vorhang.)

Fünfter Akt.

London. Whitehall (1658, vier Monate später).

(Oedes Turmzimmer.)

(Mittelgroß, achteckig. Kahle, steinerne Wände. Eingang in der Mitte durch einen langen Gang. Kleines Gitterfenster vorn oben in der Mauer. Es ist spät Abends.) (Alles ist finster und öde.)

Erster Auftritt.

(Wie der Vorhang aufgeht, erscheint Thurloe, eine Blendlaterne tragend, im Gange. Ihm folgen zwei Diener mit einem Feldbett; ein Paar and're Diener bringen einen kleinen alten Tisch und Stuhl.) (Zuletzt folgt Pearson. (Alle treten geräuschlos und schweigsam durch die Mitte auf.)

Thurloe und Pearson bezeichnen den Dienern durch Geberden, daß sie rechts nach dem Hintergrunde zu das Feldbett, links den Tisch und davor den Stuhl stellen sollen. Es geschieht. — Auf Thurloe's Wink verlassen die Diener durch die Mitte das Gemach.

Thurloe (setzt die Blendlaterne auf den Tisch, doch so, daß ihr Schein auf den Eingang in der Mitte fällt.

Pearson (tritt zu ihm, flüsternd). Glaubt Ihr, daß er's noch lange so macht? —

Thurloe (flüsternd). Nicht zwei Tage giebt ihm der Arzt. Er nimmt schon keine Medicin mehr, findet nirgend Ruh, jede Nacht verändert er sein Lager.

Pearson. Alles unter tiefstem Geheimniß. Er wittert ringsum Mordanschläge. Dazu ist seine Frau auch krank und fern von ihm in Warwick. Der arme Oliver! —

Thurloe. Seit er das lange Parlament gesprengt, ist's nicht mehr richtig mit ihm, Lady Claypole's Tod und die unselige Kronenfrage gaben ihm den Rest. Ein Zehrfieber, sagt der Doctor! —

(Kurze Pause.)

Pearson (leise). Wer wird sein Erbe sein? — Fleetwood, behüt' uns Gott vor diesem Raufbold, — doch meint man überall, er würde Protektor!

Thurloe (leise). Ich weiß nichts. Vorgestern hat Cromwell sein Testament in's Parlament ge-

ſchickt. Seitdem ſitzt Tag und Nacht 'ne Commiſſion für alle Fälle bereit.

Pearſon (leiſe). So ſind die Menſchen! Wie umwinſelten ſie ihn nicht und jetzt mit boshafter Freude, wie auf ein Glück, harrt London athemlos, ob Cromwell nicht ſterben will!

Thurloe (leiſe, haſtig). Ich hör' ihn unten an der Treppe! — Kommt!

(Beide eilen raſch auf den Zehen den Gang hinab.)

(Pauſe).

(Scene iſt ganz dunkel, nur die Mittelthür wird ſcharf von der Blendlaterne erleuchtet.)

Zweiter Auftritt.

Cromwell (bleich, todtenhaft, das Haar wirr um die Stirn, ſchauernd, ſcheu um ſich blickend, in einer Hand das Licht, den gichtiſch ſchwerfälligen Körper auf das Schwert ſtützend, in den Purpur gewickelt, erſcheint im Gange und kommt denſelben herauf. Wie er über die Schwelle der Mittelthür eintreten will, fällt grell der Strahl der Blendlaterne auf ihn).

Cromwell (zurückfallend). Ah!! (läßt das Licht fallen und zieht das Schwert, gegen die Laterne ausfallend).

Komm' an, um meine Seele laß uns raufen!! — (er schleicht näher) Es ist Nichts! (senkt die Waffe) Nur der Laterne greller Schein! — O Zwingherr Englands, welch feiger Knecht bist Du geworden! Mörder überall, Cromwell, suchst Du, der größte aber sitzt in Dir selber und nagt und frißt und würgt Dich langsam hin! — (schaudert) Hab' ich denn ganz, so ganz umsonst gelebt? Nein, nein! Durch mich ward England die Königin der Meere, und wenn nach hundert Jahren sich noch die Flagge mit dem Doppelkreuz Ehrfurcht erzwingt, muß meiner man gedenken! Mir dankt dies Volk all' seine künft'ge Größe!! — (schaudert) Bleiern schwer, — kalt wird mir auf einmal! Kommst Du auf fahlem Rosse, Tod?! — Helft! — Licht!! Licht!! — (schleppt sich zum Stuhl, auf den er hinsinkt.)

Dritter Auftritt.

Cromwell. — Pearſon und Thurloe (mit Licht raſch durch den Gang. Es wird hell).

Thurloe (ſehr haſtig das Licht auf den Tiſch).

Pearſon (eilt zu Cromwell). Befiehlt Ew. Hoheit den Arzt? —

Cromwell. Narr! Für's Gewiſſen giebt's kein Heilkraut! Bringt mich auf's Bett! — (Sie führen ihn an's Bett, auf das er ſich niederſetzt.)

Cromwell (abwehrend). Nein — aufrecht will ich ſterben, liegen werd' ich bald genug! — Gebt mir mein Schwert, — man kann nicht wiſſen! Laßt Richard, ſonſt Niemand, hört Ihr. — Mit mir ſteht's ſchlimm! —

(Pearſon durch die Mitte raſch ab.)

Cromwell. Thurloe, eh' ich ſterbe, — möcht' ich Carl Stuart's Bild noch einmal ſehn. Laß mir es bringen.

Thurloe (erſchrocken). Wollt Ihr Euch tödten, Hoheit?! —

Cromwell. Ich will's. — Ich ſage Dir,

ich muß an seinem Anblicke mich stählen für die fürchterliche Begegnung — im Jenseits! — Geh'!

Thurloe (kopfschüttelnd mit der Blendlaterne durch den Gang ab).

Cromwell. All' meine Pläne wurden zu Wind, all' meine Hoffnungen zu Schatten! — — Unter Richard's kraftloser Hand zerfällt das Reich, — sie werden ihn vertreiben! — Nein, Fleetwood soll doch nicht Protektor sein, komme auch, was wolle. Er ist ein roher Gesell, und — ich will keine Gewaltthat mehr! — Es ist genug des Grauens! — Umsonst hab' ich gekämpft, nutzlos gesündigt, ich fühl's! (in tiefem Weh) O, Keiner erhebt sich straflos aus der Menge zum Regiment, nur durch Gewalt und Trug kann er sich halten, bis Gott im Zorne ihn zerschellt!! — (Pause. Fährt auf und faßt das Schwert.) Wer kommt!!

Vierter Auftritt.

Cromwell. Thurloe. Diener (mit dem verhüllten Bilde König Carl's durch die Mitte).

Thurloe. Ich. Hoheit!

Cromwell. Gut! – Stellt's auf den Stuhl, — mir gegenüber! —

Thurloe mit des Dieners (Hülfe stellt das verhüllte Bild auf den Stuhl an die Wand, so daß es vom Tisch her voll beleuchtet wird). (Diener ab.

Cromwell. Verlaß mich. — Doch geh' nicht weit! —

(Thurloe durch die rechte Mitte ab.)

(Pause.

Cromwell. Muth, Oliver! (erhebt sich mühsam, stützt sich auf's Schwert und tritt zögernd vor das Bild.) 'S ist ja nur ein Stück gemalter Leinewand! — Eine Memme weicht! — (mit hastigem Griff enthüllt er das Bild. Wie er's schaut, entsetzt:) Weh'! sein Blick versengt!! (er wendet sich verzweifelt und stürzt in Todesangst zum Bett, der Purpur entfällt ihm im Umwenden und bleibt auf der Scene liegen) – — Und dennoch!

(wendet sich mit finst'rer Energie) Ich trotze Dir! — (er blickt hier auf das Bild) Sage nicht, bleicher Mann, ich habe Dich mit Absicht umgebracht! Todte und Lebendige ruf' ich zu Zeugen, daß ich's einst treu gemeint! Wie Saul vom Weib zu Endor ward von der Percy ich betrogen! (fieberisch visionirend) Straft Du mich Lügen?! Fordrest Du mich heraus?! — (schaut sich geisterhaft abwesend umzum) Auf Soldaten! (zieht das Schwert) Schließt die Reihen! Vorwärts, Eisenseiten! — — — Seht Ihr seine Veränt am Bergrand? Lauter Blaue und Cavaliere! He, hört doch die kecken Trompeten! — Den schwarzen, bleichen Mann, den nehmt auf's Korn mir! Dann heißt's wenigstens, er sei im Feld gestorben! — (schauerlich, wild) Das ist nicht die Ebene von Worcester, Kinder, noch die Wahlstatt von Marstonmoor, das Thal von Josaphat ist's selber! Die abgeschied'nen Seelen kommen hergezogen, die große Schlacht zu schlagen am Ende aller Tage! Sturm! Sturm! Rasselt, ihr Trommeln! daß man das Stöhnen der Fallenden nicht höre! Achtet's

nicht, wenn ſie auch die Kanonen mit blut'gen Schädeln laden, ich führ' Euch! An des Hugo Seite iſt Er, bei ihm ein bleiches Weib! D'rauf denn! Beide zermalm' ich, Dich, falſche Percy, und Carl (er iſt im Fieberwahn vorwärts geſtürzt, erhebt mit beiden Händen das Schwert zu einem Streiche auf das Bild). Glaypole!! Tochter!!! (er ſtürzt zuſammen.)

Fünfter Auftritt.

Richard, Thurloe und Pearſon (eilen durch den Gang herein). — Cromwell.

Richard (eilt zu ihm). Mein Vater! — Hebt ihn auf! —

(Cromwell wird von Richard, Pearſon und Thurloe aufgerichtet und auf's Bett gebracht, wo Richard ihn an ſich lehnt.)

Richard (halblaut zu den Andern). O Gott, der Arzt gab ihm zwei Tage noch!

Cromwell (matt). Die Friſt iſt früher aus, mein Sohn! — Bedeckt das Bild doch! — —

(Kurze Pauſe.)

Pearſon (bedeckt haſtig das Bild mit dem Purpur).

Cromwell. Thurloe, Pearſon, — gebt mir Eure Hand, — daß Ihr zu Richard halten wollt in feſter Treu'!

Pearſon. Bis an's Ende!

Thurloe. Wie wir Euch treu gedient!

Beide (geben Cromwell die Hand).

Cromwell (ihre Hände haltend). Gottes Segen dafür! — Das ſind die Einzigen, Richard, die niemals mich betrogen! — (ſchüttelt ihre Hände und läßt ſie los; haſtig) Pearſon, laßt Eure Regimenter gleich zuſammentreten, — ſperrt Whitehall ab! — Thurloe, ſchick' zum Parlament! —

Richard (haſtig). Ruft meine Frau! — —

(Thurloe und Pearſon durch die Mitte ab.)

Cromwell (rafft ſich mit aller Kraft empor). Richard, — tritt vor mich, lieber Richard, — daß ich Dir noch einmal recht in's Auge ſeh'! — (Richard, ſeine Hand haltend, tritt vor ihn hin, zu ihm gebeugt.)

Cromwell (qualvoll). Im Tode hört jede Scham auf, — ſelbſt des Vaters vor dem Sohn! — Nackt zeigt die Wahrheit da ihr düſter Antlitz! — Ich will — mit keiner Lüge von binnen gehn!

— Dies England groß und allgeehrt zu machen war mir bestimmt, — doch eine That schreit wider mich zu Gott! — Jener — jener Brief im Sattel war falsch!!! — (bedeckt sein Gesicht.)

Richard (prallt zurück, schreiend). Falsch?!!! —

Cromwell. Lucy hat des Königs Hand gefälscht, um mich zu täuschen!! —

Richard. Lucy?! Den Brief gefälscht?!! — Der König ist ganz schuldlos?!? —

Cromwell (zieht ein Papier aus dem Wamms). Sieh den Beweis! (giebt es Richard) — Als Du von Dover sie zurückgeführt, gab sie dies Blatt mir! — Auf dem Baßrock ist sie dafür gestorben!! — Allerbarmer!

Richard (der in das Blatt starrt, jammernd). O teuflisch Weib im Cherubskleide! Unsel'ger Vater, daß Dir so lange Scham und Furcht die Lippe schloß!!! Arme Maria, die ich verließ!!! (er fällt vor ihm nieder und birgt sein Haupt in des Alten Schoos.)

Cromwell (stehend). Sohn! — Richard! — Klage kommt zu spät! Was ich gethan, ich werd's

vor Dem vertreten, der meinen dunklen Lebensweg geschaut! (Richard bebt heftig sein Haupt und umfängt den Vater.) Ich war die blutige Pflugschaar in Gottes Händen, mögest Du dafür in Frieden die Garben sammeln! — Liebe die edle Maria recht, — die Mutter! — Vor Fairfax und Monk nimm' Dich in Acht, — sie halten's heimlich — mit dem Stuart. — Sei nicht zu mild, Du kennst das Volk nicht. — Sie verjagen Dich sonst! — O Gott!

Richard (sich rasch erhebend, den matten Cromwell an sich pressend, voll Angst). Thurloe! Pearson! — Der Vater stirbt!! —

Sechster Auftritt.

Vorige. Thurloe, Pearson, Maria (durch die Mitte).

(Maria eilt bleich und schluchzend zu Cromwell, erfaßt seine Hand und sinkt vor ihm jammernd nieder.) (Kurze Pause.)

Cromwell (erhebt sich noch einmal mit ganzer Kraft wie verklärt). Sie kommt wieder! — Das Riesenweib aus meiner schön'ren Jugend. Eine Krone legt nochmals sie zu meinen Füßen, deckt sie mit ew'gen Himmelspalmen zu — und winkt mir!

— Carl — gerächt, versöhnt! — Prinz Waise! — König!! — — —

(bricht todt an Richard's Seite zusammen.)

Maria (jammernd). Der Vater ist todt! — Todt! (bedeckt ihr Gesicht. (Feierliche Stille.) Richard legt mit Thurloe's Hülfe still den Verschiedenen auf's Bett, tritt weg und verhüllt sein Haupt.)

(Pearson und Thurloe küssen weinend des Todten Hände und decken ihn bald mit der Decke zu.)

Richard (erhebt seine Hände flehend). Allmächt'ger Herr der Sphären, erwecke einmal nur in mir des Vaters gewalt'ge Kraft!! — (wendet sich zu der weinenden Maria) Ja, weine, Frau! Wenn auch ein tief gefallener, er war dennoch ein Engel von jener gewaltigen Art, die das Jahrhundert mit ihrem Flügelschlag erfüllen! (tritt zu Carl's Bild, zieht den Purpur weg) Das aber ist mein König!! — (kniet vor dem Bilde nieder) Vor Deinem Bilde, schuldlos Geopferter, geschworen sei's: ich will das Reich, dem ich jetzt vorsteh', in Treue Deinem Sohn einst wiedergeben! (Erstaunen.)

Maria (die sich erhoben). Richard! Mein

Richard!—Nun verstehe ich Dich ganz! Ob Armuth und Vergessenheit dafür Dein einzig Loos auch sei, — ich theil's mit Dir!! — —

(Von unten aus der Ferne Choral der Eisenieten.) Trompeten. Dumpf tonen die Glocken von St. Paul darein.) (Richard erhebt sich, geht mit Maria zu Cromwell's Bett.)

Richard (ergreift des Todten Hand. Maria sinkt betend nieder, den Blick nach oben). Durch deinen Sohn, Herr, hast du die arme Welt erlöst, — laß meine Entsagung, laß mein künftig Elend zur Sühne für den Vater werden und nimm ihn auf!! —

Maria (glühend). Und alle Engel flüstern weinend Amen!! —

(Richard bricht schluchzend über der Leiche zusammen.)

(Der Vorhang fällt.)

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Leipzig erschienen ferner:

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausg. 2. Aufl. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. m. Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll gebunden mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Beneni. Ein Roman. 3 Bde. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Böttger, Adolf, Habana, Lyrisch-epische Dichtung. Zweite Auflage. Min.-Ausg. broch. 1⅓ Thlr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 16 Ngr.

Burow, Julie, (Frau Pfannenschmidt.) Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung: Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Professor an der höhern Handelsakademie in Pesth. Das Buch

der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung: Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. 8. broch. 27 Ngr.

Ernesti, Luise, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. broch. 4 Thlr.

Gurow, Julie, (Frau Pfannenschmidt.) Aus dem Frauenleben. Zweite Auflage der Novellen. 8. 2 Bde. broch. 2½ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. 1½ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von Theodor Hosemann und Karl Reinhardt. 8. 6 Bde. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerika's. Erste Abtheilung. 3 Bände. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. 1½ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Mississippi. Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung. 3 Bände. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. 1½ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. 8. 3 Bde. brch. 3⅔ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südsee. Zweite Auflage. 8. 4 Bde. brch. 6 Thlr.

Klencke, Dr. Herm., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein kulturhistorischer Roman. 2 Bde. 8. brch. 4½ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. brch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. brch. 4½ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag geb. 1⅔ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Wallfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1⅓ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der erste Christbaum. Ein Mährchen mit 6 color. Bildern. In Buntdruck-Umschlag gebunden 1 Thlr.

Gusek, Bernd v., Girandola. Novellen. 8. 4 Bde. Zweite Auflage. broch. 3 Thlr.

Gusek, Bernd v., Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 8. 2 Bände. broch. 2¾ Thlr.

Gundling, Jul., Deutsche Hiebe. Oesterr. und preuß. Soldatengeschichten. 2 Bde. 8. broch. 1½ Thlr.

Heine, Wilh., Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 10 vom Verfasser aufgenommenen Ansichten in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt von Eduard Kretzschmar. Lex.-8. 2 Bde. broch. 6 Thlr.

Heine, Wilh., Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk

unter Commando von Commodore C. Ringgold und Commodore J. Rodgers, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853 bis 1856. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 28 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Ansichten, Portraits ꝛc. in Tontruck, ausgeführt in Holzschnitt in der F. A. Brockhaus'schen geogr. artist. Anstalt. Lex.-8. 3 Bde. broch. 9¾ Thlr.

Heine, Wilh., Wanderbilder aus Central-Amerika. Skizzen eines deutschen Malers. Mit einem Vorwort von Friedrich Gerstäcker. Zweite Auflage. 8. broch. 1¼ Thlr.

Heine, Wilhelm, Japan und seine Bewohner. Geschichtliche Rückblicke und ethnographische Schilderungen von Land und Leuten. gr. 8. broch. 1 Thlr. 26 Ngr.

Hamilton, Anthony Graf, (Supplement zu Thomas Babington Macaulay's Geschichte von England). Memoiren des Grafen Grammont. Der englische Hof unter Karl dem Zweiten.

In deutscher Uebertragung nebst geschichtlichen Erläuterungen nach englischen Quellen. Octav-Ausgabe. broch. 1½ Thlr. Sedez-Ausgabe. broch. 1 Thlr.

Horn, Uffo, Aus drei Jahrhunderten. 1690. 1756. 1844. Historische Novellen. Zweite veränderte Auflage. 8. broch. 2 Thlr.

Lippard, Georg, Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Fünfte Auflage. 8. 4 Bde. broch. 2 Thlr.

Livingstone, Dr. David, Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika während eines sechzehnjährigen Aufenthalts im Innern des Continents. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von Dr. H. Lotze. Nebst 23 Ansichten in Tondruck und zahlreichen Holzschnitten, 2 Karten und 1 Portrait. gr. 8. 2 Bde. broch. 5⅓ Thlr.

Druck von A. Edelmann in Leipzig.

Lieder

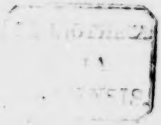
und

lyrische Dichtungen

von

A. E. Brachvogel.

Berlin.
Verlag von A. Vogel & Co.
1861.



Inhalt.

	Seite
Prolog	1
Der Huldigungs-Wettstreit 1861	3
Lieder und lyrische Dichtungen.	
Flem-Siegfried	27
Die Nonne	30
Geboren unter'm Wunderbaum	33
Mysterium	34
Ich wünschte: ich könnte sterben	35
Jeder für sich	37
Ahnungen	39
Der Meister-Sänger	41
Mädchen im Walde	49
Verlorenes Dasein	50
Vergängliches und Beständiges	52
Kein Hälmlein wächst	54
Wenn ich die Sterne seh	55
Sicheres Maaß	57
Was blickt in süssem Sehnen	58
Strahlet ihr Humpen	59
Des Weibes Herz	60
Weit über See	63
Himmel und Erde	64
Wenn trübe Wolken	65
Frühling	67
Am Aachen	69
Schutz	71
Der Flickschneider	72
Dreifach Glück	73
Frei durch die Arbeit	74
Dem Sange	76
Am Kreuz	79
An Siegfried Reimer	92

Dieweil wir bei einander sind 94
Der Künstler 96
An Laub 97
Einer und Viele 98
Sängergruß 100
An das Unglück 102
O einzig Lied' 106
Nächtige Fragen 107
Wohin das will 117
Wolkenraum 118
Erinnerung 119
Eigenthum 123
An Schiller 126
Das goldene Ringlein 130
Gruß und Abschied 131
Guter Rath 133
Ein Traum hat mir die Mähr gebracht 135
Alma Mater 137
Medschnun 139
Vom stolzen Falken 141
Sie hat mit rothen Rosen 143
Versen ohne Ich 145
Charakter 147
Der Fechter und sein Kind 148
Was ist's, daß die Seele 151
Du falsche Heimath 152
Springmurz 155
Könnt ihr der Schöpfung Zahlen 158
O hätt' ich tausend 160
Siehst droben du die Sterne 162
Es ist die Zeit 164
Erblunde 166
Memnon 168
Ich trag' an meinem Herzen 172
Edelweiß 174
Das wunderbare Land 183

Pontius Pilatus, episches Gedicht 187

Prolog.

Wo gebt denn in die Welt hinaus
Ihr meine alten Sänge,
Da 's doch einmal im Vaterhaus
Euch schon ein Wenig enge!

Propheten seid ihr wahrlich nicht,
Von deren hehen Lippen
Die Menschen, Staunen im Gesicht,
Die laut're Weisheit nippen!

Nicht wie manch' kecker Ritter sollt,
In Stahl gehüllt, ihr künden
Den Kampf, der schon vulkanisch grollt
In unrer Zukunft Schlünden,

Auch glänzt ihr nicht im Modeschnitt,
Mit südlich buntem Tande,
Ich gab euch deutsch' Gefieder mit
Vom lieben Heimatlande.

Ihr seid ja nichts als Vögelein,
Die aus dem Neste fliehen,
Mit ihren schlichten Melodei'n
Durch Wald und Felder ziehen.

Ein Jedes singt gerecht und schlecht,
Bald klagend, bald in Freuden,
Das Einz'ge, was es eben möcht,
Ist nur: Ihr könnte's leiden.

Und wo's in tiefem Harm und Schmerz
Den wack'ren Mann getroffen,
Beschleich' es sanft sein krankes Herz
Mit neuem Lebenshoffen,

Vor Allen aber Eurer Huld
Empfehl' ich, edle Frauen,
Mein schmetternd Volk, laßt in Geduld
Bei Euch sein Nest es bauen.

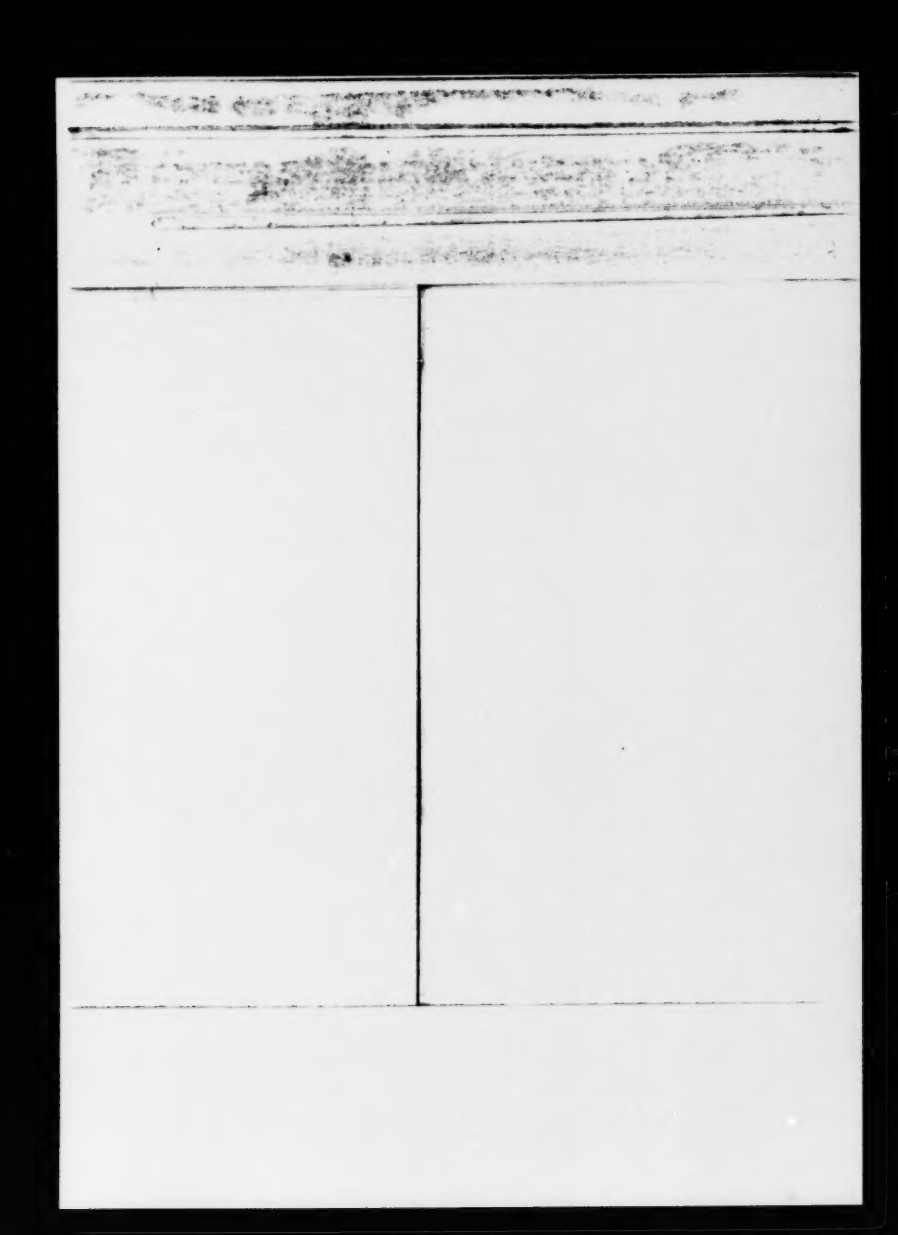
Es soll dafür in Leid und Lust
Manch' Stündchen Euch verschönen,
Und stille Seufzer Eurer Brust
Verkünden laut in Tönen!

Der

Huldigungs-Wettſtreit.

1861.

(Herold, Volk, Provinzen des Landes.)



Herold.

Bin dem winterlichen Grab,
Schnee und Eis entſprungen,
Immergrün und Veilchen hab'
Ich um's Haupt geſchlungen.
Bin der blonde Frühling ja,
Euch mit Maienküſſen,
Kinder der Boruſſia,
Jauchzend zu begrüßen,
Lad' Euch mit des Finken Schlag,
Nachtigallenklängen,
Heut zu ſtolzem Wonnetag,
Holden Weiheſängen.
Denn ein hohes Königspaar
Hat den Thron beſtiegen,
Wieder mag ſich Preußens Aar
Frei im Aether wiegen,

Wieder mag aus voller Bruſt
Freude Euch durchflammen,
Alle Sehnſucht, alle Luſt,
So vom Himmel ſtammen!
Ach, ein ſeelig Auferſtehn,
Von des Preußenthrones Höh'n
Iſt der Mai erglommen,
Und in's Land gekommen!

Volk.

Heil König Wilhelm Dir,
Der in der Väter Zier
Strahlet uns heut!
Edelſter Treue voll
Kön'gin Auguſta, ſoll
Euch jedes Preußenherz
Werden geweiht!

Preußen.

So grüß' ich Dich, mein Königspaar, vor Allen,
Ich bin Dein älteſter und erſter Sohn,
Bei ſchwerſter Zeit in Deinem Dienſt zu wallen,
Gewöhnt, auf mich begründet ward Dein Thron!
Vom Helme breitet mir Dein Aar die Schwingen,
Vom Panzer leuchtet mir des Kreuzes Hort,

So bring ich, jeglich Wetter zu bezwingen,
Zum Gruße Euch der Schöpfung erſtes Wort:
„Mit Gott!“ — Mit Gott ergreift des Staates Steuer,
Mit Gott beginnt des Herrſcherlebens Bahn,
Mit Gott ſeid Kämpfer, Schützer und Befreier
Dem Volk, das Er Euch machte unterthan!
In ſeinem Namen ward das Schwert geſchwungen
Des alten deutſchen Ordensritterthums,
Mit ſeinem Worte hat es kühn bezwungen
Die Barbarei voll ewig hohen Ruhms!
Sein Geiſt ja half in allergrößtem Harme
Den Friedrichen und ihrer Schaar zum Sieg,
Er hielt uns ſtets mit ſtarkem Vaterarme,
Er reiſte uns im Frieden, wie im Krieg! —
So reich ich Euch das Kreuz, es mag Euch führen
Von meinem Riemen bis zum blauen Rhein,
Es wird Euch ſtärken, weihen, ſoll Euch küren;
Das erſt' und letzte Wort: „Mit Gott!“ ſoll ſein. —

Brandenburg.

Wenn der Glaube unvergänglich unſer Vaterland erhält,
So erobert doch die Liebe ihm die weite Gotteswelt!
Glaube iſt der Fels im Sturme, doch der Liebe Flammenglühn

Macht ihn zu dem Pharus, dem die Menſchen froh
entgegenziehn!
So, als Mark des Preußenlandes, als ſein Herz tret' ich vor Euch,
Schmückt doch Eure Fürſtenkrone mich als Oberſte im Reich;
Bin der Sitz der Herrſchaft, den Athene ſelber Euch erwählt,
Wo ſie Kunſt mit hohem Wiſſen, Schönheit mit der Kraft vermählt,
Wo der Königlichen Ahnen erz'ne Bilder Euch umgeben,
Heilige Erinnerungen liebewarm rings um Euch ſchweben!
Nehmt das Sonnenſchild der Weisheit, Preußens Herz aus meinen Händen,
Nur die Liebe kann das Schöne, Wahre ja und Gute ſpenden!

Pommern.

Fern von der einſamen Düne, weithinaufſchäumendem Meer,
Heide wie Moor, durch die Wälder eilt' ich im Schmucke hierher;
Goldiges Haar mir umkränzten Seetang und Muſcheln gar ſchön,

Da ich durch's Rauſchen der Wogen hörte des Früh-
lings Geton'.
Seht, wie die ſeltſame Spange funkelnd vom Haupte
mir winkt,
Spukhaft des myſtiſchen Schleiers Nebelgewebe durch-
dringt;
Iſt ja die Krone von Bernſtein, die ich der Meerfei
entwandt,
Als auf der Stubbenkammer argles im Schlaf ich ſie
fand!
Bring' Euch zur Huldigungsgabe, Herrſcher, dies
Kleinod der See,
Jegliche Geiſter des Meeres kennen daran ihre Fee;
Iſt Euch mit dieſem Symbole ewig verliehn die Ge-
walt
Ueber die trüg'riſche Woge, die zum Verderben ſich
ballt,
Machet dem Hauſe der Zollern dienſtbar das ſchwan-
kende Glück,
Nur, wenn dies Kleinod verloren, wendet ſich Preußens
Geſchick!
Aber das Netz hier, das feine, Schlaubeit, ſo wird's
auch genannt,
Bannt Euch die Meerfei für immer, ob ſie auch zor-
nig entbrannt,

Endlich der Anker, das Hoffen, fettet mit ehernem Griff,
Herrscher, viel glückliche Zeiten an Euer Königlich' Schiff!
Hoffnung, die Tochter der Schmerzen, Schwester der Sehnsucht und Lust,
Hoffnung, dich Anker der Menschen, leg' ich Euch stumm an die Brust!

Schlesien.

Bei Seite jetzt! Geht endlich fort mit eurer idealen Macht,
Sie hat, genau bei Tag besehn, allein doch nichts zu Weg' gebracht!
Ihr schaut mich wohl verächtlich an, dieweil ich rauh und heft'ger Art,
Nicht flüsternd süß zum Feste komm', wie ihr so hyrdenweich und zart,
Weil mein gebräunter Reckenleib im Kittel nur und Schurzfell steckt,
Statt hellem Funkeldiadem mein Haupt nur rothes Haar bedeckt? —
Herr König und Frau Königin, blickt einmal in mein wild' Gesicht,

Kennt Ihr vom Berg den Alten denn, kennt Ihr
den Rübenzähler nicht? —
Was Jene Euch verlieh'n bisher aus alter Lieb' und
treuem Sinn
Iſt wohl recht ſchön, doch bringt es nur allein nicht
dauernden Gewinn!
Die höchſte göttliche Idee iſt müß'ge Zeitvertändelei,
Wenn nicht, daß ſie lebendig wird, die That, die
Arbeit iſt dabei,
Fehlt endlich die Gelegenheit, die große, ächte Lebens-
kunſt,
Das Niezuſpät und Niezufrüh, iſt alles Grübeln doch
umſunſt! —
Die That, die Arbeit iſt mein Reich, bin drinnen
erſter Herr und Knecht,
Ich theile meine Herrſchaft nie und haß' ein weich-
lich träg' Geſchlecht,
O nimmer hätt' ich mich gebeugt wohl unter ird'ſcher
Kön'ge Hand,
Wenn nicht der große Friedrich einſt an's Haus der
Zollern mich gebannt! —
Nicht funkelnd Gold, noch ſtolze Zier, was andrer
Menſchen Herz beſtrickt,
Biet' ich Euch dar, — nur dies Gewächs aus meinem
Garten abgepflückt. —

Was lacht das Volk?! — Wohl iſt es nur 'ne — Rübe, ein verächtlich Kraut,
Mit dem die Maid von Hochberg einſt ein ganzes Ackerfeld bebaut,
Und dann die aufgeſchoſſ'ne Frucht mich raſtlos, nutzlos zählen hieß,
Indeß ſie mit Fürſt Ratibor mich heimlich hinterrücks verließ.
Durch meine Wuth und bitt'ren Schmerz dies Rübenfeld mußt untergeh'n,
Nur Drei zum Angedenken ließ ich von der ganzen Anzahl ſtehn!
Sie heißen auch: Gelegenheit! — So wie man ſie einmal ergreift,
Wird jeder wack're, gute Plan ſofort zu edler That gereift!
Die erſte bracht' ich in der Nacht, wo bunter, froher Nummenſchanz
Den Hof vereint im Karneval zu prunkvoll duft'gem Schäfertanz,
Dem großen Frih! Und als er kaum das buſch'ge Zauberkraut berührt,
Ward auch das Heer in ſelber Nacht gen Schleſien zum Kampf geführt! —
Dem Königlichen Vater Dein, ich, Fürſt, die zweite Rübe bot,

Als ihn der Korſe frech beraubt, das Land in Schmach
und tiefſter Noth;
Da ward zu Breslau jenen Tag das heil'ge Banner
aufgeſteckt,
Das auf zur Rache und zum Sieg ganz Deutſchland
bat im Sturm geweckt!
Die dritte, letzte Rübe hab' ich Euch für heute auf-
geſpart,
Sie wird die gleichen Dienſte thun, ſofern Ihr ſorg-
lich ſie verwahrt,
Sie wird, wie mich, den Rübezahl, einſt täuſchen Euren
klügſten Feind,
Daß er in ſein Verderben rennt, wenn er ſich noch
ſo ſicher meint!
Der Hammer aber ſei Dir, Herr, als Meiſter jedes
Thun's geſchenkt,
Er iſt der Arbeit Scepter, den Dein Arm, Dein
Herrſcherwille lenkt!
So oft er durch das Land erklingt, ruft dröhnend er
in kurzer Friſt
Dein ganzes Volk zur Arbeit auf, auch wenn ſie noch
ſo ehern iſt.
Das Eiſen formt er Dir zum Pflug, das Eiſen
ſchweißt er Dir zum Schwert,
Nur Arbeit macht auf Erden uns der ew'gen Rub'
im Himmel werth.

Zur Arbeit weckt uns ja Natur, der Schöpfertrieb,
so uns durchweht,
Iſt göttlich, denn da droben ſelbſt der Herrgott auch
nicht müßig geht! —

Sachſen.

Iſt nicht der wilde Harz erklungen,
Hat's nicht der Saale Triſt durchweht,
Daß Preußen neu in ſeinem Fürſten
Mit dieſem Frühling auferſteht?
Und ſollte da der Gübich fehlen,
Der Herr der weiten Gnomenwelt,
Der Schaar der Flinken, Schlauen, Kleinen
Die ſich der Menſch zum Dienſt geſellt? —
Wir ſind die klugen Heinzelmännchen,
Geſchäftig huſchend weit umher
Durch alle Klüfte, Weg' und Stege,
Durch alle Länder, über's Meer.
Wir ſitzen bei den Spinnerinnen,
Wir haben auf den Bergmann Acht,
Wir hüten Saaten rings und Heerden,
Wir ſpenden jede Modenpracht!
Wir reiſen in des Kaufmanns Ballen
Zu fernem Port, gen Weſt und Süd,
Wir hocken bei der Flammenwoge,

Die durch die Dampfmaschine sprüht!
Wir schlüpfen auf dem dünnen Drahte,
Wie ein Gedanke durch die Luft,
Wir locken edelste Metalle
Hervor aus tausendjähr'ger Kluft!
In unaufhaltsam reger Schnelle
So schwirr ich rings im Land einher,
Denn Gübich ist der Fürst des Handels,
Der Industrie, ist der Verkehr! —
Ein geld'nes Rad mit Aaresflügeln,
Mein Königswagen, sei Tribut,
Den ich in Hochverehrung bringe,
O glaubt nur, daß er Wunder thut!
Er münzt das Schaffen und das Ringen
Des Landes aus, ist jene Macht,
Die, still erobernd, allen Gauen
Ein reg'res Leben hat gebracht;
Dies geld'ne Rad, ein Bild des Glückes,
Das adlergleich die Welt durchschießt,
Nach' Preußen zu dem Herzen Deutschlands,
Von dem, zu dem der Reichthum fließt.
Denn im Verkehre nur gedeihen
Die Nationen dieser Welt,
Er schafft Gesittung, weckt das Streben,
Bereitet Ehre, und — bringt Geld! —

Posen.

Fast möchte Unsereins verzagen,
Dem Throne sich zu nah'n,
Und schüchtern Euch zu bieten wagen,
Was still erzeugt der Wiesenplan.
Nicht spenden Berge oder Wellen,
Nicht Kunst und Wissenschaft,
Noch der Verkehr mir gold'ne Quellen,
Und doch belebt mich ächte Kraft.
Mir ist das modisch neue Streben
Voll Dampf und Hast noch fern,
Ein träumerisches Hirtenleben
In Wies' und Wäldern hab' ich gern.
Mein Völkchen ist gemischt, ihm flecket
Nomadenthum im Blut,
Zum Kampfe, wie zur Lust geweckt
Ist leicht sein rascher Feuermuth;
Gleich wie die Heerde fröhlich schweifet,
Und wie die Biene schwirrt,
Das scheue Reh den Forst durchstreifet,
Das frohe Taubenpärchen girrt,
So frei im Wollen und Genießen
Leb' ich, — ach, träum' zu viel,
Aus jeder Blüthe lock' ich süßen,
Gewürz'gen Most im Tändelspiel!

Doch tritt der Ernst im Eisenschritte
Der Noth zu mir heran,
Greif' ich zum Speer nach alter Sitte,
Und steh' wie Jeder meinen Mann!
So, Herrscher, als der Liebe Zeichen,
Empfanget all' mein Gut,
Das Lamm soll unsrer Treue gleichen,
Der edlen Treue bis auf's Blut!
Im Bienenkorbe man erschauet
Des Kleinen große Macht,
Der Schwachen Kraft Gewalt'ges bauet,
Von gleichem Triebe angefacht.
Der weiße Stier, das Roß, das schnelle,
Bedeuten Trotz und Muth,
Dies kecke Paar an Preußens Schwelle
Als wackrer Friedenswächter ruht.
Wo Treu sich mit der Volkskraft gattet,
Der Muth mit Festigkeit,
Sei auch der Himmel rings umschattet,
Da herrschet Friede weit und breit!

Westphalen.

Wenn zwanglos der Hirte Euch nahen kann
In strahlender Huldigungsstunde,

Weshalb nicht viel sichrer der Ackersmann,
Er kommt mit dem Frühling im Bunde?
In's Herz der alliebenden Erde zieh'
Mit dem Pflug' ich die Furche, die weite,
Dem schwellenden Saamen mit rastloser Müh'
Sein wärmendes Bett' ich bereite!
Ach, wie auch die Andren sich brüstend blühn
Mit köstlich schimmernden Gaben,
Wer Früchte will brechen, muß ackern und sää'n,
Sein Brot will doch Jeglicher haben!
Drum mögt mit der Flugschaar aus schwieligter Hand
Ihr goldigste Frucht Euch gewinnen,
Ein Bauer zu sein für das eigene Land
Ist königlich hohes Beginnen!
Die stolzeste Gabe hat Gott Euch verliehn,
Den Saamen der Wohlfahrt zu breiten
In's Herz Eures Volkes, aus ihm ja erblühn
Die Erndten der kommenden Zeiten!
Und wenn von den Kindern in friedlichem Glück
Euch Thränen des Dankes geflossen,
So blickt Ihr auch wohl auf den Pflug noch zurück,
Durch den ja die Garben entsprossen!

Rhein.

Wohl heller tönet rings kein Gruß,
So treu's auch Jeder meine,
So sehr man All' auch leben muß,
Als wie das Hoch vom Rheine!

So tret' ich Herrscher vor Euch her,
Bedeckt von duft'gen Ranken;
Mein Herze jauchzt, mein Kopf ist schwer,
Mir taumeln die Gedanken!

Nicht weil ich tief in's Glas gesehn
Vor wonnigem Entzücken,
Denn, wie im West die Sachen stehn,
Würd' sich's gewiß nicht schicken!

Ich bin von andrem Wein erfüllt,
Als je der Reb' entronnen,
Erinnrung aus der Brust mir quillt,
Als wär's ein duft'ger Bronnen!

O Königspaar vergönn' mir heut,
Ist's auch nicht fein von Sitten,
Doch — schön ist die Gelegenheit,
— Um Mehreres — zu bitten!

Es iſt für's deutſche Vaterland,
Es gilt den alten Gauen,
Die alle, harrend, unverwandt,
Auf Euch Erlauchte ſchauen! —

Laßt Euch die Rebenhügel mein
Vom Franken nie entwenden,
Dem deutſchen Volke ſoll allein
Mein Wein Begeiſtrung ſpenden!

Laßt nie der Wälſchen bunte Schaar
In deutſche Alpen kommen,
Selbſt Rom, da's noch allmächtig war,
Gereicht es nicht zum Frommen!

O, daß nicht ſlav'ſcher Sondergeiſt,
Noch däniſche Zwingherrntücke
Ein Glied vom Vaterlande reißt,
Und es noch mehr zerſtücke!

Dafür gelob' ich hoch und treu
Soll Deutſchland an Euch halten,
Voll Lieb und Eintracht ſtark und neu
Sich endlich doch geſtalten!

Dafür ſoll feuriger als je
Die gold'ne Traube mir gedeih'n,

In aller Welt, wohin man ſeh,
Das deutſche Weib das ſchönſte ſein,

Und nirgends in Begeiſt'rung heb'
Das Herz ſich, als durch deutſches Lied,
Und reiner nie die Freiheit leb'
Als wie im deutſchen Volksgemüth!

O, glaubt's dem Rebengott gewiß,
Dem ewig jungen, — alten Rhein,
Mein Deutſchland ſoll das Paradies
Auf Gottes ſchöner Erde ſein! —

Hohenzollern.

Mit treuen Mutterhänden ſegn' ich freudig, ſo
Den Feſtreihn ſchließend, der Provinzen Wunſch,
Erfleh' von Gott, er wolle ewig dies Geſchlecht
Erlauchter Preußenkön'ge ſchützen für und für,
Daß nie den Fittig ſenk' der königliche Aar,
Von hinterliſt'ger Feinde Uebermacht bedrängt,
Daß lange und beglückt, gekrönte Gatten, Ihr
Des Landes Wohl in hoher Liebe fördern könnt,
Auf eine Kette blüh'nder Enkel ſchaut, vereint
Zu ſtarkem Schutz mit edelſter Verwandten Schaar! —
Ich bin die greiſe Ahnfrau, Hohenzollern, bin's,
Aus deren Schoos der kräft'ge Stamm entſprang,

Der jetzt mit Riesenästen weit und breit ringsum
Viel edle deutsche Gauen schattend überdeckt.
Mein Königlicher Sohn! Ich wahr' in treuster Hut
Des Heerd und Hauses heilig Feuer, Dir zum Glück! —
Des großen Kurfürst's und des einz'gen Friedrichs
Erblühn hab' ich gesegnet, folgte dem erhabnen,
Gebrüften Vater Dein durch die Gefahren all'
Der Kriegswuth sicher, bis ihm Gott das Seine neu
Zurückverlieh in altem, ungeschwächtem Glanz.
O segne Gott Dich, Wilhelm, Dich Augusta, die
Erhab'ne Tochter aus gewalt'gem Kunstgeschlecht,
Dem Deutschland seines Geistes gold'ne Blüthe dankt!
In Euren Kindern bis in allerfernste Zeit
Sei Preußen groß und glücklich, siegbaft und voll Ehren!
Der Weltenschöpfer wird erleichtern Eure Kronen,
Nach ruhmvoll langer Bahn Euch, von des Volkes Zähren
Geleitet, bringen in das Land, da Eure Ahnen wohnen!

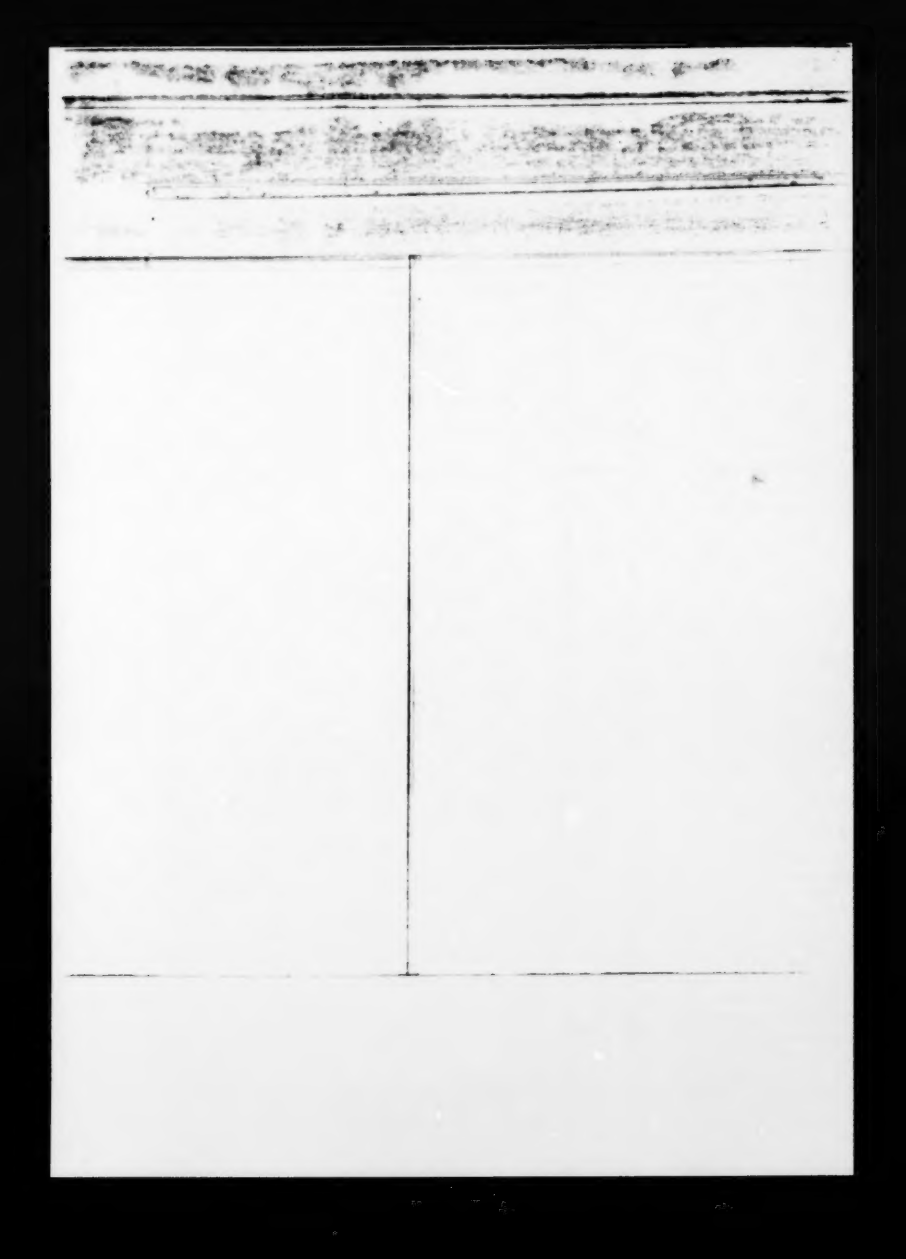
Volk.

Breite mein Preußenaar
Jauchzend Dein Schwingenpaar
Ueber das Land!
Wilhelm, Augusta, Euch
Eint mit dem ganzen Reich
Hoffnungs- und liebestark
Der Treue Band!

Herold.

Und ſo deck' der junge Mai
Euch mit grünen Sproſſen,
Sonnenlicht das wärmſte ſei
Auf dies Land ergoſſen,
Vögelchöre ſollen mir
Stets in Buſch und Zweigen,
Aller Auen höchſte Zier,
Holde Lieder zeugen.
Blumen, Früchte ohne Zahl
Sollen ringsum prangen,
Freude glühe überall
Auf der Menſchen Wangen!
Kehr' ich künft'ge Jahre neu
Fröhlich lächelnd wieder,
Lauſch' ich eurer Melodei
Unter Roſ' und Flieder!

Lieder
und
Lyrische Dichtungen.



Klein-Sigfrid.

Es schreitet der lockige Knabe
Gar männlich im Zimmer umher
In schimmernder Rüstung von Pappe,
Und schwinget den Tannenspeer.

Er rufet den Drachen, den grimmen,
Mit lautem Gejauchze herbei,
Dieweil es ihm dünkt, daß er heute
Held Sigfrid, der Starke, sei.

Die Katze, die alte, die graue,
Verfolgt der vielherrliche Mann;
Sie hat dem Kanarienvogel
Voll Tücke es angethan!

Den Sänger, den goldenen Phönix,
Die schöne, verzauberte Braut

Ermordete hämiſch der Drache,
Der glotzend vom Ofen ſchaut!

„Und wenn ich den Drachen erlege,
„Mich bad' in dem dampfenden Blut,
„Dann werd' ich ſo hornen, daß ferner
„Die Ruthe mir nichts mehr thut!

„Die Ruthe, die Schweſter des Drachen,
„Sie iſt eine Hexe und lacht,
„So oft ſie, — o Schmach, — mich zum Weinen
„Durch ätzenden Kuß gebracht!

„Und hab' ich den Drachen erſchlagen,
„Dieweil er den Phönix erwürgt,
„So will ich die Hexe zerreißen,
„Die treulos der Spiegel birgt!" —

Nun hebt ſich ein Toſen und Raufen,
Das Zimmer erdröhnet vom Strauß;
Klein-Sigfrid bekämpfet den Drachen,
Theilt männiglich Hiebe aus! —

Zerbiſſen, zerkratzt iſt der Kämpe! —
Er weinet vor Schmerzen und Wuth,
Daß, ſtatt er den Drachen getödtet,
Geopfert allein ſein Blut,

Und, wie dem enteilenden Feinde
Den Speer zum Valet er geſchickt,
Die prallende Waffe den Spiegel
Getroffen hat und zerſtückt!

Schon höre den zürnenden Vater
Ich raſch mit der Strafe ſich nahn,
Es rächet nun zwiefach den Drachen
Die Ruthe mit ſcharfem Zahn! —

O Knabe, ſo ſtolz und ſo kühne,
Du übeſt gar wackeren Streit;
Und iſt auch der Drache, der alte,
Zu neuem Gefecht bereit,

Ach, hat auch die Ruthe aufs Neue
Beſchimpft Deinen edelſten Zorn, —
Es wird ſchon allmälig im Leben
Vom Streit Dir die Haut zu Horn! —

Die Nonne.

1.

Es lehnet im Fenſter die Nonne
Und ſchaut in den blauen Rhein,
Viel bittre Thränen fallen
Ihr in die Fluth hinein.

Es ſpiegeln ſich ſtill im Strome
Der Berge und Städte viel,
Die Wellen kommen und wandern
Zum Meer, ihrer Sehnſucht Ziel.

„O, wär' ich doch eine Woge,
„Ich wanderte ſonder Schmerz
„Mit all' meinen Wogengeſchwiſtern
„Vereinet Herz an Herz!

„O, wär' ich doch eine Woge,
„Ich hätt' nur das eine Begehr,
„Zu fluthen und zu verrinnen,
„Verrinnen in's weite Meer!" —

2.

Die ſtille Nacht iſt mild und rein,
Die Sterne zahllos flimmern,
Die Nonne betet am Altar
Bei heil'ger Lampe Schimmern.

Sie betet heiß und betet lang,
Dies Sehnen zu ertödten;
„O Chriſtus, heil'ger Gottesſohn,
„Hilf mir aus allen Nöthen!

„Ach Heiland, ſieh, mein Leben gleicht
„Der öden Lampe Schimmern,
„Es bricht mein liebeleeres Herz
„In Sehnſucht ſchier zu Trümmern!

„Mein Schöpfer, wär' ich doch ein Stern,
„Mich durch das Blau zu ſchwingen
„Hinein in's weite Meer des Lichts,
„In's ew'ge Sphärenklingen!

„Wär' ich ſolch' holder Funkelſtern
„In duft'gem Brüderreigen,
„Ich wollte zittern, hüpfen und glühn,
„Ich wollte zerſtieben und ſchweigen!“ —

3.

Es schauet die Nonne zu seeliger Höh,
Das Sternlein es winket und flimmert,
Da hat sie in rasendem Sehnsuchtsweh'
Die heilige Lampe zertrümmert!

4.

Vorüber rauschet der funkelnde Rhein
Zum Meer mit der Wollust Flügeln,
Die ewigen Sterne schauen hinein,
Um liebend sich wieder zu spiegeln,

Da löset die Nonne mit zitternder Hand
Vom Haupte den finsteren Schleier,
Es sinket der Einsamkeit nächtig Gewand,
Ihr Busen pocht seeliger, freier.

„Erfüllt ist mein Sehnen, mein heißes Begehr,
„Ich komme zu doppeltem Reigen,
„Nun mag ich verrinnen im weitem Meer,
„Nun werd' ich zerstieben und schweigen!" —

Geboren unter'm Wunderbaum.

Geboren unter'm Wunderbaum
Im Paradies der Sonne
Lag Kamadewa einſt im Traum
Der höchſten Lebenswonne,
  Der Liebe, der Liebe! —

Als nun der holde Gott erwacht,
Und ſeine Augen ſcheinen,
Hat er mich fröhlich angelacht,
Und ich begann zu weinen
  Vor Liebe, vor Liebe! —

Darum, mein Süßer, merke fein,
Auf Bhavane's Gebot:
Was lebt, ſoll auch geliebet ſein,
Denn einſtmals kommt der Tod
  Der Liebe, der Liebe! —

Mysterium.

Es giebt ein eigen Ding im Menschenleben,
Das von der Wiege bis zum Grab sich schlingt
Und, magst Du ihm auch eisern widerstreben,
Dich einmal doch zur Anerkennung zwingt.

Vor dem Verstand kann's nimmermehr bestehen,
Das Wissen spottet seiner stillen Macht,
Und doch seh' ich's durch alle Zeiten gehen,
Und doch hat's uns zum Diener stets gemacht;

Ein Eig'nes im Zusammenhang der Dinge,
Das außer dem Zusammenhange steht,
Und, ob auch scheinbar Alles brech' und springe,
Wie heil'ger Odem durch's Gemüth Dir weht!

Dem Einen tritt's in tiefsten Herzenswehen,
Dem And'ren in der höchsten Freude nah,
Man kann's nicht fassen, logisch denken, sehen,
Kaum ahnen, doch genug, 's ist einmal da! —

Ich wünschte: ich könnte sterben.

Ich wünschte: ich könnte sterben,
So traumhaft von hinnen gehn;
Ich brauchte nicht ferner zu dichten
Und kein Theater zu sehn.

Ich brauchte nicht ferner zu sorgen
Für Weib und Kind und Ehr,
Das Heute wie das Morgen
Kümmerte mich nicht mehr. —

Ich wollte, dann würd' ich aufs Neue
Geboren vom Mutterschooß,
Ich wüchse ja tändelnd noch einmal
Inmitten von Märchen groß,

Ich kostete jauchzend noch einmal
Der Jugend wonnigen Traum,
Und spänne die alten Pläne,
Die Wünsche voll Dunst und Schaum.

Ich würde von Neuem die alte,
Die ſeelige Thorheit begehn,
Mich würden dieſelben Augen
Verführen zu Liebesweh'n,

Ich würde dieſelben Sorgen
Mir laden auf's närriſche Haupt,
Ich würd' auch Daſſelbe glauben,
Was ich vordem ſchon geglaubt,

Ich würde wohl eben ſo dichten,
Und auch in's Theater gehn,
Ließ all' die vergangnen Geſchichten
Wiederum neu mir erſtehn!

O Leben voll Wonne und Jammer!
O Arbeit voll Wolluſt und Pein!
O Himmel, wie du mir's beſchieden,
Soll's ewig geprieſen ſein!!

Jeder für ſich.

Es ſtrebet ein Jeder mit heißem Bemühn,
Das frei und recht glücklich er werde,
Oft ſieht man voll Haſſes die Menſchen erglühn
Im Kampf um die Güter der Erde.
Für ſich ſorgt ein Jeder, für ſich nur allein,
Die Wohlfahrt des Ganzen fällt Niemandem ein!

So blutet der Menſchheit zerriſſenes Herz;
Ein Jeder, in niedrigſtem Triebe,
Bereitet verblendet ſich eigenen Schmerz;
Ach, glücklich allein nur iſt Liebe!
Es ſpalten die Völker ſich wild in Partei'n,
Die Wohlfahrt des Ganzen fällt Niemandem ein!

Was fing' wohl der Schwache, der Einzelne an,
Wenn er ſeine Brüder nicht hätte?
Das Kind der Geſammtheit iſt Jedermann,
Ein Glied der unendlichen Kette!
Ach, fände ein Streiter Genoſſen nicht mehr,
Das edelſte Kämpfen wär' nichtig und leer!

D'rum endet das Haſſen, o, laſſet den Streit,
Den Eigennutz werft ihn von hinnen!
Wir Alle ſind Brüder, wie ſchlecht auch das Kleid,
Iſt edel nur unſer Beginnen,
Und meint mit dem Ganzen es Jeder nur treu,
Die Wohlfahrt von Allen macht Jeglichen frei!

Ahnungen.

Es gehet uns zu Zeiten
Ein Schauer durch's Gemüth,
Wir wissen nicht von wannen,
Weshalb er uns durchzieht;

Ein namenloses Bangen,
Wofür, wir fassen's nicht,
Ein sehnsuchtsvoll Verlangen,
Das plötzlich uns umflieht,

Ein ahnungsvolles Wehe,
Wie Todestraurigkeit,
Als wenn entgegengehe
Man tiefstem Herzeleid!

Dann jauchzet andermalen
In Wonne uns're Brust,
Weshalb wir so uns freuen,
Ist nimmer uns bewußt;

Ein Singen und ein Klingen,
Als wär's im grünen Mai
Und einer von den Ringen
Der Seele ſprüng' entzwei!

Wir lächeln ſeelig leiſe,
Wie Kinder thun im Schlaf,
Obgleich auf keine Weiſe
Ein liebend Glück uns traf! —

Dies Schauern, dieſes Freuen,
Wenn ich ſie nahen ſeh',
Sind, glaub' ich, vielgetreue
Geſandte aus der Höh.

Sie ſind's, die uns, trotz Allem,
Was in uns Macht gewinnt,
In ſtillen Stunden ſagen:
Daß wir unſterblich ſind!

Der Meiſter-Sänger.

Zu München ſitzt der Kaiſer
Im güld'nen Krönungsſaal,
Er hält in ſeiner Rechten
Den ſchimmernden Pokal

Und rings um ihn die Ritter,
Die edlen Frauen ſehn,
Gar keuſch und wunderlieblich
In reichem Putz zu ſehn.

Von Ketten, Reiherfedern,
Von Sammt und Seide ſchwer,
Von Bändern und Juwelen
Strotzt Alles rings umher;

Ein wogendes Getümmel,
Ein glänzend bunter Knäul,
Als wenn der Erde Schätze
In einem Saale feil.

Vom Frankenlande pranget
Manch' edler Troubadur,
Es reih'n ſich Sang und Sänger
Wie Blumen auf der Flur.

Da hört man fröhlich ſchwirren
Manch provençaliſch Lied,
Italiens leichter Tonſchwall
Zum Ohr des Kaiſers zieht.

Schon ſind die Kehlen heiſer
Und manche Seite ſprang,
Die Sänger ſtehn ermattet,
Verſtummt iſt jeder Klang.

Es blicket ernſt der Kaiſer
Wohl auf die bunten Reih'n:
„Sollt' denn in deutſchen Landen
„Kein deutſcher Sänger ſein?

„Die provençal'ſche Weiſe
„Mir nicht zum Herzen ſpricht,
„Die nebelweichen Klänge
„Erfreu'n den Deutſchen nicht.

„Solch' scheckigt Heer von Tönen,
„Solch' windig leichten Brauch
„Den summte meine Amme
„Mir an der Wiege auch;

„Das ist kein Sang für Männer,
„Nicht deutsche Melodei,
„Laßt sehn, ob in ganz München
„Kein deutscher Sänger sei?!" —

Da wird es laut im Saale,
Ein Drängen an der Thür,
Man hört die Büttel schimpfen, —
Ei seht, es tritt herfür

Aus wogendem Gedränge,
Recht aus der Gasser Mitt',
Ein Jüngling, ärmlich, niedrig,
Mit ernst bescheid'ner Sitt'.

Ihn deckt nicht Gold noch Wappen,
Er trägt ein grau Gewand
Und eine schlichte Harfe
In schwielenreicher Hand.

„Was willſt Du?“ lacht der Kaiſer,
„Willſt Du der Sänger ſein,
„Und kommſt barhaupts, im Schurzfell
„Mit deinen Melodei'n?

„Wer biſt Du, der das waget,
„Du armer, kleiner Wicht?
„Du biſt ein Handwerksmann nur,
„Und drum ein Sänger nicht!“ —

„Herr Kaiſer, nur ein Schuſter
„Iſt Dein ergeb'ner Knecht,
„Sein Bart, er iſt verworren,
„Sein Kittel, er iſt ſchlecht,

„Doch unter dieſem Kittel,
„Da ſchlägt ein deutſches Herz,
„Das wendet im Geſange
„Sich kühnlich himmelwärts!

„Und willſt Du mir's vergönnen,
„Hör' meiner Harfe Klang,
„Kann zwar nicht fränkiſch ſingen,
„Doch deutſch iſt mein Geſang!“ —

Da lachen rings die Ritter:
„O seht den Narren! Seht
„Den Tropf, der sich des Sanges
„Vor'm Kaiser unterfiebt!

„Ein Schuster will uns lehren,
„Wie man zum Herzen singt?
„Paßt auf, er kratzt die Harfe,
„Daß jede Saite springt!" —

„Gemach ihr Herrn und Frauen,
„Spaart immer euren Hohn,
„Es barg der Linnenkittel
„Wohl größ're Männer schon!

„Laßt mir das Schurzfell singen,
„Will hören, was es kann;
„Laß' deine Lieder klingen,
„Herr Schuster, fang nur an!" —

Der Jüngling nimmt die Harfe
Erröthend drauf zur Hand,
Mit zierlichem Verbeugen
Zum Throne hingewandt.

Und er erhebt die Augen
Zum blauen Firmament,
Wo goldne Maiensonne
Am heitren Himmel brennt;

Blickt auf die blauen Wogen,
Blickt auf der Berge Grün,
Manch' Vöglein kommt geflogen
Er sieht es heimwärts ziehn.

Er öffnet seine Lippen, —
Ein süßer, leiser Ton
In reinen, klaren Wellen
Enteilt dem Busen schon.

Er singt, daß Aller Herzen
Hoch schwellen in der Brust,
Und daß die Frauen lächeln
In niegeahnter Lust;

Ein Lied von deutscher Treue,
Von deutscher Redlichkeit,
Von deutscher Frauenminne
Und deutschem Heldenstreit! —

Wie er nun ausgesungen
Hebt laut der Kaiser an:
„Bei meiner Treu, Ihr Herren,
„Das ist ein ganzer Mann!

„Nun hab' ich endlich 'funden
„Den trauten Sänger mein.
„Komm', trink' aus meinem Humpen
„Zum Lohn den Labewein!" —

Der Schuster nimmt errötbend
Das Glas aus Kaisers Hand,
Beschaut den fränk'schen Flitter
Und dann sein arm Gewand.

„Herr Kaiser", ruft er, „lebt Ihr
„Dies prunkend Flittermeer? —
„So sind auch fränkische Lieder,
„Zwar gleißend, aber leer!

„So wie mein dunkler Kittel
„Ist unser deutscher Klang,
„Von Außen rauh, unscheinbar,
„Doch ist's ein edler Sang.

„Er hält bei Sturm und Wetter,
„In allergrößter Noth
„Mich warm und kampfesfreudig,
„Und trägt mich in den Tod!

„Daraus magst Du ersehn,
„Fürst, der so herrlich thront,
„Welch' reicher Schatz von Liedern
„Im deutschen Volke wohnt;

„Wie ich, so singt noch Mancher
„Im Nürnenberg daheim,
„Es hat ein jeder Bürger
„Alldort sein Lied und Reim;

„Ob auch der Franke spottend
„Auf uns herniedersieht,
„Im Fechten und im Singen
„Nimmt er den Preis uns nicht!

„Hans Sachs, der Schuster, heiß ich,
„Stets leb' zu Deutschlands Ehr'
„Das Lied im Volksherzen
„Und in der Faust die Wehr!"" —

Mädchen im Walde.

Was ich denke, was ich fühle
So am ſtillen Waldesrand,
Wenn ich in den Blüthen wühle,
Iſt allein nur Gott bekannt.

Träumen, Hoffen, Harren, Sehnen,
Was es iſt, ich weiß es nicht;
Dumme, unbewußte Thränen
Ueberraſchen mein Geſicht.

Dann erheb' ich mich betroffen,
Eile, wie geſcheucht, nach Haus,
Halb beſchämt und halb in Aerger, —
Und der Kukuk höhnt mich aus!

Verloren Daſein.

Es ſteht ein ſtiller Enzian
In dunklem Waldesgrund,
Der einſam und vergeſſen
Aus duft'gem Moos erſtund.

Der ſtille, traurige Enzian
An lauſchigem Bergesried
In zitterndem Sonnenſtrahle
Iſt einſam aufgeblüht.

Wie ſehnſuchtsvoll die Blume ſein
Auch haucht im Sonnenkuß,
Alleinſam und vergeſſen
Im Wald er ſterben muß.

Doch flatternde Aetbergeister,
Nächtlicher Winde Chor,
Heben die Blumenseele
Ihm aus dem Staub empor,

Tragen sein stilles Sehnen,
All sein verborgen Leid,
Hin an ein Menschenherze,
Hin in die Seligkeit! —

Vergängliches und Beständiges.

Die böſ' und guten Stunden,
Sie kommen und ſie gehn,
Die Menſchen und die Zeiten
Verweſen und verwehn!

Was Du ſo voll beſeſſen,
Den Glanz, der Sinne Glühn,
Verſinken in's Vergeſſen,
Verhauchen im Erblühn.

Doch mag auch Alles brechen,
Verlöſchen und zergehn,
Erinnrung bleibet ewig
Und unvergänglich ſtehn.

Was Herz und Hirn erloren
In tiefstem Innren hält,
Das bleibt uns unverloren
In weiter lichter Welt;

Was Süßes wir genossen,
Was Schönes wir durchlebt,
Umarmt uns bis zum Grabe,
Erfrischet und erhebt.

Ach, was von uns, den Todten,
Noch auf der Erde bleibt,
Ist ja Erinnrung, die uns
In's Herz der Nachwelt schreibt!

Kein Hälmlein wächst auf Erden.

Kein Hälmlein wächst auf Erden,
Der Himmel hat's bethaut,
Und kann kein Blümlein werden,
Die Sonne hat's erschaut.

Wenn Du auch tief beklommen
In Waldesnacht allein,
Einst wird von Gott Dir kommen
Dein Thau und Sonnenschein.

Dann sproßt, was Dir indessen
Als Keim im Herzen lag; —
So ist kein Ding vergessen,
Ihm kommt ein Blüthentag!" —

Wenn ich die Sterne seh.

Wenn Abends ich die Sterne seh',
Zieht mir in's Herz so süß
Ein unaussprechlich' Sehnsuchtsweh'
Nach fernem Paradies;
Mir ist, als wenn vom Erdenschmerz
Und Weltgewühl ich flög'
An ein allliebend großes Herz,
Das mich von hinnen zög'!

Solch' tiefes Sehnen stammt nicht nur
Von Gotteslieb' allein,
Dies Weltenbeer der Himmelsflur
Kann unbewohnt nicht sein.
Auf jenen Sternen, die so süß
In unsre Nächte schau'n,
Lebt unsrer Todten Geist gewiß
Auf wonneseel'gen Au'n!

Drum iſt, als müßte jeglich' Weh'
Und Bangen von mir fliehn,
Wenn Abends von der ſtillen Höh'
Die Sternenaugen glühn.
Dann legt mein Sehnen Flügel an,
Schwebt über Raum und Zeit,
Die Seele iſt, ich fühl' es dann
Für's Erdenſein zu weit!

Sicheres Maaß.

Willst Du, wie hoch Du gestiegen, wissen,
Mußt Du nach andren Bergen sehn,
Um Deine eig'ne Kunst zu können,
Lern' sie durch andre Kunst verstehn!

Was blickst in stillem Sehnen.

Was blickst in stillem Sehnen
Du träumend in die Fluth? —
Ach, die verstohl'nen Thränen
Sind Zeugniß Deiner Gluth!
Du denkst an fernes Lieben,
An heimgegangnes Glück;
Sein Schatten nur geblieben
Ist Dir im Traum zurück!

Gleich Dir in fernem Lande
Sitzt Dein verkanntes Lieb
Und sinnt am Meeresstrande,
Welch' Hoffen noch ihm blieb. —
Zwei Herzen, die zu scheiden
Das wilde Meer gemeint,
Viel inniger im Meiden
Die Sehnsucht hat vereint!

Strahlet ihr Humpen.

Strahlet ihr Humpen,
Ihr Blicke, ihr hellen!
Grüßet die Heimath,
Herztraute Gesellen! —

Es giebt nur eine Sonne,
Die duft'ge Weine reift,
Nur eine Liebeswonne,
Die ganz den Mann ergreift;
So stolz ragt keine Höhe
In weiter, großer Welt,
So hold blüht keine Blume
Wohl unterm Himmelszelt,
So hell blitzt keine Klinge
In trauter Recken Hand,
Als wie in Dir, mein süßes
Mein deutsches Vaterland!

Strahlet ihr Humpen
Ihr Blicke, ihr hellen!
Grüßet die Heimath
Herztraute Gesellen!

Des Weibes Herz.

Kennſt du das Herz, deſſ' ahnungsvolles Bangen
Der Liebe erſtem Gruß entgegenſchlägt?
Das Herz, was keuſch in ſüßeſtem Verlangen,
Der Jungfrau Myrthe noch als Gattin hegt?
Das Herz, das ſich in ewig gleicher Treue
Dem Manne nach, durch Noth und Schmerzen drängt,
Und ihn mit ewig jugendlicher Neue,
Ein Reich der Erdenſeligkeit, umfängt?
Das Herz, dem, in der Mutterliebe Glühen,
Die Roſen einer neuen Welt erblühen,
Kennſt du dies Wunderwerk, des Weibes Herz?! —

O ſieh', wie's unter Sklavendruck und Leiden
In ewig gleichem Liebesmaße ſchlägt,
Mit dir der Kränkung bitter Loos, der Freuden
Geringſten Lichtblick ohne Zaudern trägt!
Dies Herz, das mißverſtanden, ſelbſt verſtoßen,
Doch immer neu ſich dir zur Seite drängt,

Und dich, den Schwanken, That- und Hoffnungsloſen
Mit Muth und neuem Feuereifer tränkt!
Kennſt du das Herz, dem nach manch' wilden Tagen,
In Thränenzeiten, Prüfungen und Jammern
Du ſtill genaht mit allen deinen Klagen,
An dieſe Freiſtatt brünſtig dich zu klammern? —
Wenn der Verzweiflung Flammen in dir brennen,
O geh', und lern' das Herz des Weibes kennen! —

Du ſtrahlend Glück, des Weibes freie Liebe,
Gleich dem Magnet ziehſt du des Jünglings Streben
Die ſüße Gier noch kraftvoll heißer Triebe,
Zu dir empor in neues, reich'res Leben.
Und höher hebt der ernſte Mann das Haupt,
Wenn ihn ein Herz für's ganze Leben bindet,
Was Heil'ges nur die Menſchheit je geglaubt,
Wird durch der Liebe Glück in ihm begründet.
Sein Ich, das ſich in Einſamkeit verzehrt,
Wie groß und reich es wird, ein Thron der Welt;
Nun ganz ein Menſch und ganz der Menſchheit werth,
Hat Liebe zur Verbrüderung ihn geſellt,
Nur Liebe läßt Gewaltiges erſtehn,
Das Weib erſt machet Erd' und Menſchen ſchön!

Sie iſt die diamantne Wunderſchaale,
Aus der Natur den Strom der Menſchheit gießt,
Der, gleich dem erſten Frühlingsſonnenſtrahle,
In tauſend Blitzen um die Erde ſchießt!
O, badet euch im Liebesglorienſchein
Ihr armen Erdenmenſchen, daß die Schmerzen
Und Hoffnungen, die ihr gefühlt allein,
Ausſtrömen all' aus einer Liebe Herzen,
Daß ihr die Inbrunſt, welche euch durchglüht,
Hinaus mögt unter eure Brüder tragen,
Mit weiblich zartem Mitleid im Gemüth
Die Wunden heilt, die ihr als Mann geſchlagen!
Drum ſei, wo auf der Erde weitem Runde
Das Lied nur tönt, der Becher gaſtlich kreiſt,
Der erſte Gruß der Frau geweiht zur Stunde,
Die edel ſo vor Gott und Welt ſich weiſt!
Ein Gruß der Frauen, die in Luſt und Weh,
Der Mann umpfängt! Geſegnet ſeid Ihr Frauen,
In deren Augen, wie in ſtillem See,
Wir ungetrübt das eigne Abbild ſchauen!! —

Weit über See!

Mein Lieb ging weit über See! —
Warum ohn' Kuß, warum ohn' Blick
Gehst Du mein Schatz von mir,
Vielleicht kehrst Du, ach, nie zurück,
Was that ich Arme Dir? —
Mein Lieb ging weit über See! —

Mein Lieb ging weit über See! —
Und als Herzbub nach Hause kam,
Lag er gestreckt im Boot,
Ob ich auch in den Arm ihn nahm,
Sein Blick war still und todt! —
Mein Lieb ging weit über See! —

Himmel und Erde.

Du trugſt als Himmel ein blaues Gewand
Mit goldenen Sternen durchwoben,
Vor ſelig ſtrahlenden Blicken dein
Die Wolken des Grams mir zerſtoben.

In dieſem Gewande, mein einziges Weib,
Kann ich dich mein Tag nicht vergeſſen,
Hab ich doch die Krone der Seligkeit,
Den Himmel auf Erden beſeſſen!

Ich hab ihn beſeſſen, beſitze ihn noch,
Sein lieblicher Hauch mich umfächelt!
Mein Himmel, ach, bleib auf der Erde, ſo lang
Die Roſe des Daſeins mir lächelt!

Wenn düſtre Wolken.

Wenn düſtre Wolke mir der Stirn
Sonſt freien Horizont umhüllt,
Und aus des Auges klarem See
Der Salzfluth Perle öfters quillt,

Wenn um den Mund, den oft Du küßt,
Ein höhniſch bittres Lächeln ſpielt,
Weil giftig dieſe arge Zeit
Nach meinem Herzen raſtlos zielt,

So denke, daß mich Liebe nur
Durch Sorge, Qual und Hoffnung hetzt
Und ſelig iſt, wenn ſie ſich dann
An Deinem treuen Blicke letzt.

So denke, daß der wilde Leu,
Sich Deinem Troſte leicht bequemt,
Wie einſt des Orpheus Harfenton
Die ganze Welt zur Luſt gezähmt,

So denke, daß mein Glück ich ja
In Dir, durch Dich nur finden kann,
Und Tag wie Nacht für Dich, nur Dich,
Nach Glückes Blüth' und Früchten ſann;

So wiſſe, daß der Stirn Gewölk,
Des Auges Fluth, der Lippe Spott
Ein Dämon iſt mit Schild und Speer,
Ein zornbewegter Liebesgott,

Ein Cherubim, deſſ' Flammenſchwert
Sein heilig Paradies beſchirmt,
Der unter die Philiſter fährt,
Wenn ſie uns frechen Muths beſtürmt.

O, glaube, daß mein letzter Blick
Vom Herzen flammt, das Dir geweiht,
Ach, daß ich leb und ſterb um Dich
Und ſelig werd' in Ewigkeit!

Frühling.

F, ſinge nur lieb' Waldvögelein
Den Frühling uns keck in's Land,
Der Blumen verſtohlenes Stelldichein
Mach' aller Welt bekannt!

Ach, rauſche, du grüner Föhrenwald
Im Winde, dem loſen Dieb,
Der Locke und Buſentuch ja bald
Zerzauſet meinem Lieb'!

O, hüpfe du Funkelquell daher
Vom Berge in's duftige Thal!
Grüß' mir den Fluß und grüß' mir das Meer,
Der Wogen Bachantenſaal!

Erglühe, du freier Sonnenball,
Du Wonnebeld im Mai,

Erwecke das winterſtarre All,
Und mache den Frühling frei!

Hei, ſchmettert nur! Rauſchet mir, hüpft und glüht!
Umſtricket von neurer Luſt,
Entſend' ich mein jauchzendes Wonnelied
Aus wiedererwärmter Bruſt!

Am Achen.

Des Sonnenjoches kraufe Stirn
Erglüht in rof'gem Gletſcherſchnee
Und ſtumm, von düſtrem Fels umſtarrt,
Tief unten liegt der Achenſee.

Kein ſchmetternd muntrer Vogelſang
In's Ohr des ſcheuen Wandrers dringt,
Kein Lufthauch, der die träge Fluth
Zu leichtem Wogentanze zwingt.

Kaum zieht der ſchwanke Nachen dort
In leiſen Ringen flücht'ge Spur,
Des Adlers ferner Klagefchrei
Erweckt ein wimmernd Echo nur.

So düſterblau und ſtarr wie Stahl,
Gleich nächt'gem Himmelszelt ſo tief
Das träumeriſche Waſſer ruht,
Als ob ein Räthſel d'rinnen ſchlief.

O, ein unſäglich Schmerzgefühl,
Ein Bangen packt mich! Dennoch lockt
Mich wildes Sehnen hin zum See!
Ein Dämon in dem Achen hockt! —

Er gleicht den Augen ſchöner Frau'n,
So lockend ſüß, ſo ſchwermuthsvoll;
Man weis nicht, ob hinein man ſchau'n
In Wolluſt, oder fliehen ſoll!

Schutz.

Wenn mir in meinem tiefen Leid
Noch nicht das Herz gebrochen iſt,
So dank' ich dir's mein ſüßes Lieb,
Das du an meiner Seite biſt.

Wenn mir in dieſer dumpfen Zeit
Mein armes Hirn noch nicht zerſprang,
So dank' ich dir's erhabner Gott,
Dir Himmelsluſt, du Harfenklang!

Der Flickſchneider.

Es war' mal ein luſtiger Schneider zu Stund'
Mit Nadel, Zwirn und Scheer, — ja Scheer,
Der alles Zerriſſene ganzmachen kunnt'
Im deutſchen Reich umher!
Tchahi, Tſchaha, Druididera,
Im deutſchen Reich umher!

Da kam einſt zu ihm ein ſtolzüppiges Blut:
„Lieb Meiſter, ach, ſchaut her, — ſchaut her!
„Mir iſt ganz zerriſſen mein fröhlicher Muth,
„Mein Herz und auch mein' Ehr!"
Tſchahi, Tſchaha, Druididera
„Mein Herz und auch mein Ehr!"

Und als es der Schneider geflicket nun hat,
Spricht er mit arger Liſt, — ja Liſt:
„Es giebt halt alleweil immer ein' Naht,
„Wo's einmal zerriſſen iſt!"
Tſchahi, Tſchaha, Druididera
„Wo's einmal zerriſſen iſt!"

Dreifach Glück.

Wenn prüfungsreich dein Dornenpfad
Sich durch das Leben schlingt,
Wohl dir, wenn dann ein froh Vertraun
Dich hoffnungssüß durchklingt,

Und wenn dein Herz im Leide zuckt
Und in Entbehrung weint,
Wohl dir, wenn sich voll Mitgefühl
Ein liebend Herz dir eint.

Doch Heil, wenn Gott der Herr im Glück,
Den Engel dir verlieh,
Der vor dir selber dich beschützt,
Dann fall' in Dank auf's Knie!

Frei durch die Arbeit.

Die Arbeit nur, die freie That
Sei unſer ganzes Streben;
Wer Herz und Kopf wie Hände hat
Mag froh den Blick erheben!
Verächtlich, kläglich iſt ein Mann,
Der feige ruht, nicht handeln kann,
Drum alles Lebens Wahlſpruch ſei:
Nur in der Arbeit iſt man frei!

Das Recht der That, die heil'ge Macht,
Zu kämpfen und zu wagen,
Um in der Menſchheit geiſt'ge Nacht
Das gold'ne Licht zu tragen,
Dies große Recht, erringt es euch,
Ein Jeder ſtreite, Keiner weich;
Erzeugt die ſieche Menſchheit neu!
Nur durch die Arbeit wird ſie frei!

Des Menſchenlebens Faden, ach,
Wird oft ſo rauh durchſchnitten,
Wohl Dem, der gegen Trug und Schmach
In Wort wie That geſtritten.
Iſt auch kein Lohn ihm je beſcheert,
Die That macht ihn des Himmels werth!
Nach Thaten ringt in ſtarker Treu,
Nur Arbeit macht die Völker frei!

O laßt die edle Mannesthat
Uns himmelan erheben,
Die künft'ge Frucht als ſtille Saat
Der Menſchheit übergeben!
Der Nachwelt wird die Erndte glühn,
Bedeckt uns längſt das Wieſengrün!
Der Trägheit Tochter nennt ſich Reu,
Nur Arbeit macht die Seele frei!

Dem Sange.

Was iſt's, das uns aus Schwermuth zieht,
Aus Schmerz und tiefer Trauer? —
Was macht, daß uns die Wange glüht,
Uns füllt mit Wonneſchauer? —
Was hebt die Seele himmelan
Zu überird'ſchem Sehnen,
Was reißt zum Kampf den freien Mann,
Was rührt uns bis zu Thränen? —
O, nicht des Bechers Traubenblut,
Ach, nicht der Liebe höchſte Gluth,
Nicht Ehr' und Ruhm, noch Goldesklang!
Solch' Wunder thut allein — der Sang! —

Erſtorben wär' der Blüthenhain,
Durchklängen ihn nicht Lieder.
Sie ſummen uns, den Säugling ein,
Sie gleiten mit uns nieder
In's Grab, als letzter Scheidegruß.

Sie ſind die Sorgenbrecher,
Sie machen ſüßer jeden Kuß,
Was wär' ohn' Lied der Zecher? —
Und thät' ich einſt zum Himmel gehn,
Ich bliebe vor der Pforte ſtehn,
Und würd' mich ſehr beſinnen,
Wenn man nicht ſingt da drinnen!

Wie könnt' ein Königshof beſtehn,
Verſchönt' ihn nicht der Sänger?
Des goldnen Liedes held' Getön'
Haßt nur der Volksbedränger.
Zur Schlacht, zum Sieg, zum Heldentod
Zieht uns des Skalden Weiſe,
Sie lindert ſelbſt des Armen Noth,
Sie klingt den Frau'n zum Preiſe!
Das Lied ertönt zu Gottes Ehr'!
Das Lied brauſ't über Land und Meer!
Hat weder Obdach er noch Geld,
Der Sänger iſt der Herr der Welt! —

Ihr ſüßen Frau'n, Ihr Männer werth
Auf deutſchen Heimathauen,
Nächſt unſren Herzen, unſrem Schwert,
Laßt auf das Lied uns bauen!

Dies Weiheglas, ich bring' es Euch,
Ihr deutschen Nachtigallen,
Laßt freie Lieder sturmesgleich
Durch's Eichengrün erschallen!
Erhalt' Euch Gott Tenor und Baß,
Spend' Euch dazu manch' gutes Faß,
Gesänge, die erbauen,
Und Liebe edler Frauen!! —

Am Kreuz.

1.

Es ſinket zum Weſt die Sonne
Und ſpiegelt ſich roth im See,
Ich ſitz' an der Bergesſtraße
Und ſchaue hinab die Höh';

Ich ſchaue die Pracht der Erde,
Den Segen, der rings geſäet
Und droben den ewigen Himmel,
Vom Sonnenabe durchweht.

Doch neben mir, an dem Rande
Des Wegs, von Gebüſchen umdrängt,
An altem verfallenen Kreuze
Der ſterbende Chriſtus hängt.

2.

In den heißen Abendhimmel
Ragt der morſche Sklavengalgen
Wie ein Grenzmal, das die Zukunft
Trennt vom trüben Jetzt und Ehmals!

An dem düſtren Sklavenkreuze
Hängt wie ein Geſpenſt der bleiche
Gottesſohn und ſchaut voll Qualen
In den Abendglanz hernieder,

Blicket aus gebrochnen Augen
Gläſern, geiſterhaft und klagend
Mir in's Herz und ruft ein wildes,
Altes Weh zur Auferſtehung!

Bunte Käfer huſchen ſummend,
Funkelnd ihm um Haupt und Hüften,
Angelocket von den vielen
Wundenmalen ſeines Leibes. —

Flammend ſtehn die Bergesſtirnen,
Während violette Schatten,

Boten heil'gen Erdenfriedens,
Sich im Thale still erheben.

Jauchzend singt der Nachtigallen
Melodieenreicher Chorus
Lebewohl dem goldnen Tage,
Und des Erdentages Wonne.

Ueberall ein Duftgenippe,
Noch ein rasches Wollusthaschen,
Eh' der Weltbeglücker Horus
In des Meeres Schoos sich stürzet.

Aber ach, dies Wonnebeben
Seh' ich, ohne zu empfinden,
Den des Heilands todte, stille
Augen bohren mir in's Herze,

Wecken jene grimmen Seufzer,
Bitt're, nagende Gefühle,
Die nicht leben und nicht sterben
In dem Sarkophag der Seele,

Rufen all' die tausend Fragen
Meines Geistes wach, die hungernd,

Gleich dem Panther, unaufhörlich
An des Hirnes Käfig ſcharren!

Wie verzaubert hängt mein Auge
Nur an ihm, dem todten Helden,
Jenem bleichen Sohn Mariens,
Der um Liebe ſtarb und kämpfte.

Plötzlich wird von meinen Schmerzen,
Meinen Thränen, meinen Blicken
Sein gebrochen' Auge lebend
Und ſein Haupt erhebt ſich langſam;

Nickt in geiſterhaftem Schmerze
Lächelnd dreimal mir bedeutſam,
Krachend ſpringen beide Nägel
Aus den Füßen, aus dem Kreuze,

Und es reißt der Strick, ſo quellend
Arm und Hüfte ihm umwunden,
Kühlend Abendlüftchen fächelt
Durch des alten Schurzes Falten.

Ihm vom Haupte rollet kniſternd
Die zerbrochne Dornenkrone,

Ach, ein Kranz von weißen Rosen
Decket duftig seine Schläfe.

Neues Leben färbet mählig
Leise roth die kalten Glieder,
Jugendwonne spielt um volle
Lippe, die der Bart beschattet,

Und der Augen blau Geheimniß
Leuchtet Hoffnung mir und Freude,
Löset alle Plagen endlich
Von der langgepreßten Seele.

Friedesgruß ruft er hernieder
Mit der Liebe heil'gen Tönen,
Ach, mir ist, als nahe endlich
Aller Menschen Auferstehung!

3.

Dein Retter kommt zu dir, o Welt,
Und stürzt die alte Babel,
Das Brandmal lischt an jeder Stirn,
Versöhnt sind Kain und Abel.

Von morſchem Sklavenkreuze ſteigt
Des Menſchen Sohn hernieder
Und ſinket weinend an das Herz
Der froh erſchrocknen Brüder,

Und weint vor Luſt, ach, weint vor Gram,
Daß er ſo lang' gehangen
Am Sklavenholz viel hundert Jahr,
Eh' Strick und Nägel ſprangen.

Seht, welch' ein Menſch, welch' kühner Held!
Er iſt dem Kreuz entſtiegen,
Der Menſchen Schuld und Erdenweh'
Noch einmal zu beſiegen;

Des Lebens Pforten ſpringen auf,
Ihn grüßt die kranke Erde,
Und lauſcht im Abendglanz entzückt
Auf ſein erlöſend: „Werde!“ —

4.

Es ſchwebt der bleiche Mond herauf
Die Abendlüfte wehen,
Als wir ſo langſam, Hand in Hand,
Hinab zum Thale gehen.

„Mein Heiland, du bist matt und siech
„Von grimmen Todesschmerzen,
„Nimm' hin mein Brot und meinen Wein,
„Ich biete dir's von Herzen!

„O Christus, du bist nackt und bloß,
„Die Nacht ist kalt dabei,
„Du nimmst den Mantel, ich den Rock,
„Ich hab' der Kleider zwei!" —

„Ich nehme gern den Mantel dein
„Und Brot, sammt Wein zur Labe,
„Weil ich dein bittres Weinen dort
„Am Kreuz gesehen habe,

„Doch wärmer als der Mantel wohl
„Hat mich dein Blick umfangen,
„Als ich so einsam, unbemerkt,
„Beim Weg am Kreuz gehangen;

„Und mehr gestärkt als Wein und Brot
„Hat mich dein heißes Sehnen,
„Daß ich den Frieden bringen soll
„In diese Zeit der Thränen!" —

5.

Wir gleiten dahin durch die Lande
Im heimlichen Schauer der Nacht,
Indeſſen am Rande des Himmels
Die Dämmrung ſchon langſam erwacht,

Und da wir beſchritten die Thore
Der Stadt im erklingenden Thal,
Entbrannten die Giebel, die Fenſter
Und Straßen im Sonnenſtrahl.

Da zeigt ich dem Heiland des Kreuzes
Erbärmlich verkümmerten Lohn,
Aus zuckender Wimper entrollten
Viel Thränen dem Gottesſohn.

Es keuchten viel trauernde Menſchen
Als Laſtthier um kärgliches Brot,
Ein Zeichen auf düſterer Stirne,
Es nennt ſich: Kummer und Noth,

Er ſchaute in Selbſtſucht ſich blähen
Den Wucher mit trotzigem Glück,

Ein Kämpfen, Vernichten und Siegen
Mit fühllos lächelndem Blick,

Wie Sitte und Ehre man mordet,
Die Tugend an's Kreuze schlägt,
Indeß die Gemeinheit und Lüge
Die Kränze der Fröhlichkeit trägt,

Wie trotzig die Schande sich brüstet,
Zu spotten der Schaam wie der Reu',
Und ewig von Judas verrathen
Der Menschen Liebe und Treu',

Wie seine erhabensten Lehren
Der Heuchler verdreht und entweiht,
Die Einfalt den Herzen entwichen,
Das Geld auf dem Throne der Zeit!

Hei, wie in verklungenen Zeiten
Erhebt er die zürnende Faust:
„So habet ihr, falsche Gesellen,
„Im Reiche der Liebe gehaust!

„So weit habt die herrliche Erde
„Durch eigene Schuld ihr gebracht,

„Wie vormals den Tempel des Ew'gen
„Zur Mördergrube gemacht? —

„O, hätt' ich denn nutzlos gelitten
„Für Dich, du erbärmlich Geschlecht?
„O, hätt' ich Dir zwecklos erstritten
„Dein strahlendes Himmelsrecht?" —

Er schwingt die geborstene Fessel,
Die früher am Kreuz ihn umstrickt,
Im Schmerze und Liebeszorne
Durch Thränen der Herrliche blickt,

Und eilet mit ehernen Schritten
Hinein in des Marktes Gewühl,
Wo Habsucht und Lüge sich einen
Zu heimlich verderblichem Spiel,

Er peitschet hinein in die Massen,
Er peitschet und läßet nicht nach,
Erwecket die träumenden Herzen
Zum vollen Gefühl ihrer Schmach,

Er reißt von den Tischen den Mammon,
Falsch' Zeugniß und falsches Gewicht,

Hält unter den Heuchlern und Sklaven
Ein wahrhaftes jüngstes Gericht,

Bis alle die Götzen gefallen,
Im ewigen Tempel der Welt
Von Neuem der Glaube der Liebe
Den Einzug als Sieger hält!

6.

Das iſt der Oſtermorgen,
Der neu der Menſchheit glänzt,
Wo Myrthe ſich mit Lorbeer
Und Palm' mit Eiche kränzt,

Da von der Menſchen Augen
Der Lügenſchleier ſinkt,
Und ew'ger Liebe Flammen
Die wüſte Nacht verſchlingt.

Wo alle Thränen trocknen,
Die je gefloſſen ſind,
Wo alle Schmach erloſchen,
Von Vater und von Kind,

Wo auf der weiten Erde
Die Selbſtſucht ward beſiegt,
Und Hohes ſich zu Niedrem,
Und Gold zu Eiſen fügt!

O jauchze rings in Liedern
Du froh und frei Geſchlecht,
Heut trat das Abbild Gottes
In ſein verheißnes Recht!!

7.

Es ſteiget im Oſt die Sonne
Mit blutigem Gold herauf.
Ich ſitz' an der Straße des Berges
— Und ſchau're erſchrecken auf! —

Erblicke die Pracht der Erde,
Den Segen, der rings geſäet,
Und droben den ewigen Himmel
Vom Morgenhauche durchweht!

Doch neben mir, an dem Rande
Des Wegs, von Gebücken umdrängt,

An altem, verfallenem Kreuze
Der sterbende Christus hängt! —

Da strömen gewaltsam die Thränen
Wohl über mein zuckend' Gesicht!
„O, wann wirst Du wiederkommen?“ — —
Er antwortet aber nicht!

An Sigfrid Reimer.

Bleicher Freund, der Du mir Leib und Seele
Oft in ſchweren Stunden haſt erquickt,
Hat Dich, unterm Sang der Philomele,
Auf des Lebens Höh' der Tod geknickt? —

Als Dir Gott im Lenz der Frauenliebe
Endlich alle Erdenluſt beſcheert,
Und, damit Dir Nichts verweigert bliebe,
Auch Gewißheit letztem Wunſch gewährt,

Da, inmitten höchſter Freudenfülle,
Wo ſich Deine Seele jauchzend drängt
Im Gebet empor, zerbricht die Hülle,
Die des Geiſtes Schmetterling umfängt,

Reißt Dir das Geſchick den duft'gen Becher
Deiner kurzen Seligkeit vom Mund,
Leeret jäh auf Dich den Todesköcher,
Streckt Dich lautlos nieder auf den Grund?! —

Ach, es darf der Edelſte auf Erden
Nie ſo paradieſiſch glücklich ſein,
Grade, wenn wir überſelig werden,
Fordert haſtig uns der Himmel ein;

Wenn auf höchſte Zinne wir uns heben,
In dem Vollgenuß der Erde ſtehn,
Haben wir kein Glück mehr zu erſtreben, —
Müſſen wir, o Freund, von hinnen gehn!

Nur die bangen, müh'beladnen Herzen,
Deren Daſein Kampf und Widerſtand,
Werden, trotz der allergrößten Schmerzen,
Vom Geſchick auf Erden feſtgebannt.

Jeder hat ſein Theil! Nach kurzen Freuden
Bricht der Tod gebiet'riſch Dich entzwei,
Jener bleibt zurück, um — fortzuleiden,
Nur im Grabe wird er ſtill und frei.

Doch ob ungleich Loos uns auch betroffen,
Gleich iſt doch das Ziel, zu dem wir gehn,
Was wär' denn das Leben ohne Hoffen,
Was das Sterben ohne Wiederſehn!! —

Dieweil wir bei einander ſind.

Dieweil wir bei einander ſind,
Schenkt ein das Glas und trinkt es leer,
Einſt kommt ein dunkler, ſtiller Tag,
Da, Freunde, zechen wir nicht mehr!
O, ſchenket ein, o, trinket leer,
Dieweil wir bei einander ſind!

Dieweil wir bei einander ſind,
Erhebt ein feurig deutſches Lied!
Einſt kommt ein dunkler, ſtiller Tag,
Wo Freude nimmer uns durchglüht!
O, ſingt ein Lied, ein deutſches Lied,
Dieweil wir bei einander ſind!

Dieweil wir bei einander ſind,
Sprecht flugs ein traulich Wörtlein aus!
Einſt kommt der letzte, dunkle Tag,

Da trägt man uns gar stumm hinaus!
Sprecht traulich flugs ein Wörtlein aus,
Dieweil wir bei einander sind!

Dieweil wir bei einander sind,
Umhalst und küßt euch liebevoll!
Einst kommt der stille, dunkle Tag,
Da küßt man sich zum Lebewohl.
Umhalst und küßt Euch liebevoll,
Dieweil wir bei einander sind!

Dieweil wir bei einander sind,
Sollt ihr auch nicht zu ängstlich sein!
Uns trennt ja nur das kleine Grab,
Einst werden wir beisammen sein!
Drum sollt ihr nicht zu ängstlich sein,
Dieweil wir bei einander sind!

Der Künstler.

Der Künstler ist Spitze der Menschenwelt
In Freuden und Leiden,
Hat immer viel Hoffnung,
Doch selten viel Geld,
Mitunter — auch Keins von Beiden!

Zu Staub.

Es rauschet die Linde, die Wolken sie fliehn,
Die Vöglein geschwinde verüber mir ziehn,
Die Blüthen, die Blätter, sie fallen all' ab;
So schwindet das Leben, ich steige in's Grab,
Zu Staub muß ich werden! —

Was nützt dir das Prangen, du eitler Gesell'!
Vergehst gleich dem Schaume der hüpfenden Well'!
Dein Gold, deine Würde, dein stolzer Verstand
Kann nimmer dir folgen in's düstere Land;
Zu Staub mußt du werden! —

Es rauschet die Linde, die Wolken sie ziehn,
Und Wonne wie Schmerz mit dem Leben entfliehn;
Ihr herzlosen Menschen benutzet die Frist,
Die, Menschen zu sein, Euch beschieden noch ist,
Zu Staub müßt Ihr werden!

Einer und Viele.

In fidelen Tagen hatte
Ich der luſt'gen Freunde viel,
Off'nes Herz und off'nen Beutel
Gab ich preis in heit'rem Spiel;

Sangen donnernd meine Lieder,
Haben meinen Wein gezecht,
Einer aber von den Vielen
Konnte Beides herzlich ſchlecht.

Immer ſaß er ſtill und finſter,
Wenn das Lachen rings erſcholl,
Ihm um Aug' und Lippen ſpielte
Stets ein ſchlecht verhaltner Groll.

Als die Prüfungstage kamen,
Wo das Glück mich tückiſch mied, —
Hei, verſchwunden ſind die Freunde
Und verklungen iſt das Lied!

Nur der Eine, Finſtre, Stille
Theilte Weh mit mir und Schmerz,
Preßte, wenn ich weinen wollte,
Lächelnd mich an's Bruderherz,

Blieb mir immer hart zur Seite,
Wenn ein Judas mich verrieth,
Sang mir, wenn ich ganz verzagte,
Mein verſchollnes, trautes Lied! —

Wenn beim' Jubel eurer Treuen
Einen Freund ihr ſinnen ſeht,
Dem der Wein nicht in die Kehle
Und das Lied von Herzen geht,

Der im Taumel ſtürm'ſcher Freude
Mahnend ſtumm die Hand euch preßt,
O, laßt all die Andren laufen,
Nur den Einen haltet feſt!

Alle Erdenwonnen rufet
Nieder auf ſein edles Haupt,
Denn der Eine giebt euch zehnfach,
Was die Andren euch geraubt.

Sängergruß.

Sind wir wiederum vereint?
Seid Ihr doch, Ihr Lieben,
Mir, wie ein getreuer Freund,
Wirklich hold verblieben? —
O, so mag des Sanges Gruß
Schmetternd durch die Hallen,
Wie ein glüh'nder Liebeskuß
Zum Willkommen schallen!
Liebesgruß,
Liebeskuß
Durch die Hallen
Schallen! —

Hat des Liedes trauter Klang
Uns in goldnen Stunden
Edler Freundschaft jahrelang
Zaub'risch nicht verbunden?
D'rum die alte Harmonie
Lasset uns erneuen,

Alte Treue wieder blüh',
Wie der Hain im Maien!
Harmonien
Neu erblühn,
Wie der Hain
Im Maien!

Aus dem Geist der Rebe soll
Uns Begeistrung quellen,
Jedes Herze wonnevoll
Lieb und Freundschaft schwellen!
Habt Ihr meiner Lieder Ton
Herzlich aufgenommen,
Gebt mir dann den Sängerlohn,
Er heißt: Wiederkommen!
Liedeston,
Sängerlohn —
Heißet: Wiederkommen!!

An das Unglück.

Dir, der gewaltigen, unsichtbar nahenden Tochter der Nacht,
Die du mit lautlosem Tritte der Schwelle des Armen nahst,
Wie, den Trabanten zum Spotte, beschreitest den Prunksaal des Fürsten,
Und den Gewaltigen schreckliche Ketten schlägst, —
Unglück, dir töne mein Weihesang! —

Scheu will entweichen Jedweder deinem zermalmenden Griffe,
Seufzend, mit Thränen und rasenden Flüchen begrüßt dich die Welt,
Lästert um dich selbst das Heiligste, was sonst im Grunde des Herzens
Sterblichen wohnte! Du, bleiche, erbarmungslos Herrschende,
Alle Lebendigen züchtigst du!

Wandelst du nicht die Gemüther der Fröhlichen trauervoll um?
Raubst du den friedlichen Schlummer nicht? Stürzest in Wahnsinn, ja
Schimpflichen Selbstmord die eitlen verwöhnten und schwächlichen
Kinder des Glücks, die den lähmenden Hauch deiner Nähe
Nimmer vermögen zu tragen!

Nicht so, du weißt es, thu' ich! Mir erfüllt wohl ein Schauer die Seele,
Trittst mit erhobener Geißel du finster mir hin in den Pfad;
Flehend erhebe auch ich dann die Hände und bitte mit Zagen:
„Schon' mich Gewaltige, geh' mir vorüber voll fürstlichen Mitleids! —
Mußt du mich treffen, — hier hast du mein Herz!"

Ob du des Zufalls protheisch' Gewand dir leihst, oder das dunkle
Mystische Kleid der Nothwendigkeit, dennoch erkenn' ich dich!
Bliebst mir nicht ferne im Leben, ich fühlte schon oft deinen kalten Kuß!

Aber du bist mir nicht jene vernunftlose, wilde Megäre,
Die mit dem Menschenwohl lachend ihr Spiel treibt,

Sondern die große, gewaltige Amme der schlummernden Tugend,
Die in gewichtigstem Dienste des Ew'gen steht,
Eine entsetzliche, aber erhabene Wärt'rin der Menschheit,
Die uns die Seelen durch Jammer und Thränen erziehet und läutert,
Höh'rer, unsterblicher Wandlung entgegenführt!

Du allein bist's, so die Herzen der thörigten Menschen, die
Welk durch den Sinnengenuß, hart durch die Selbstsucht des Lebens,
Weich machst und biegsam und liebewarm; einest zu edelstem Mitgefühl
Menschen, die üppiger Hochmuth im Glücke sonst trennte,
Lehrest durch Schmerzen die Wonnen der Liebe!

Ohne das Unglück bestände die Reue, die Sehnsucht und Hoffnung nicht,
Wär' nicht des irdischen Lebens ertödtendes Gleichmaß zu tragen,

Schwände der Glaube an Gott und die ewige Liebe im Jenseits,
Fehlte die Logik im innersten Wesen der Dinge, und
Alles wär' Willkühr, ein Chaos der Unvernunft!

Aber dem Zweifler und Ueberklugen, dem prahlenden Leichtsinn
Schließest du, Unglück, mit rasselndem Schlüssel die magische Pforte auf,
Welche dem zagenden Blicke das duftige Jenseits im Frühroth
Lechzender Hoffnung eröffnet, indessen die Schlange,
Selbstsucht der Erde geheißen, zerschmettert liegt!

Also Erhab'ne, betracht' ich dich! Komme, wenn du mir beschieden,
Nimm, was auf Erden mir blieb, brich mir, Gewalt'ge, das Herz!
Aber, ob nah' oder ferne, ehr' ich dich doch als die ernste,
Unüberwindliche Priesterin Gottes, die Kinder der Erde
Vorzubereiten zum Tempel der Ewigkeit!!

O einzig Lieb'!

O einzig Lieb, wie ruht bei Dir
Sich's ſüß am weißen Buſen!
Hier iſt der wahre Helikon,
Der laut're Quell der Muſen!

Wenn Deine Augen niederſchau'n
Auf mich, zwei ſchwarze Sonnen,
Erwecken ſie im Herzen mir
Viel lichte Liedeswonnen!

Umflicht Dein Arm mich feſt und traut
Umkoſ't Du mich mit Scherzen,
Mir iſt, als wär' ich noch ein Kind
Und läg' am Mutterherzen!

Ach käme ſelbſt der bitt're Tod, —
Wahrhaftig, er blieb ſtehen!
Er ſchämte ſich und drehte um,
Müßt' er ſo froh uns ſehen!

Nächtige Fragen.

Wer hat von Euch in einsam ſtillen Stunden,
Wenn die Natur ihr Nachtkleid angelegt,
Nicht ſchon ein brennend' Sehnſuchtglühn empfunden,
Das ihn zu ungemeſſ'nen Fernen trägt?
Wer hat nicht ſchon bei ſchwankem Sternenſchimmer
Die Myriaden Welten angeſchaut,
Und, ſich von ſeines Lebensglückes Trümmer
Erhebend, einen Hoffnungstraum erbaut? —
Iſt's doch ein hergebrachtes Angewöhnen,
Daß man ein ſonnenhelles Jenſeits denkt,
Im Schmerz ſich an ein ſeliges Verſöhnen
Und außerirdiſch Wanderleben hängt;
Wo man von Stern zu Stern, von Welt zu Welten
Mit geiſt'gem Auge Ungeahntes grüßt
Und ſich als Gotteskraft von Zeit zu Zeiten
Durch alle ſieben Himmel jauchzend gießt? —
Warum? — Wozu? — Weil in des Buſens Enge
Das Ahnen einer gröſ'ren Größe wacht,
Weil für das Alls lichtfunkelndes Gedränge

Kein Abbild lebt in dieſes Lebens Nacht,
Weil jeder Menſch, caſeneinſam, trauernd
In der Sahara ſeiner Mitwelt ſteht,
Und, ſtündlich auf die Sandeswoge lauernd,
Noch hofft und ringt, wenn ſie ihn halb verweht,
Weil er ſich muß ein Letztes, Höchſtes denken,
Das über ihm und in ihm leuchtend thront,
Und ſeinem Streben doch ein Auge ſchenken
Und Achtung zollen muß; das ihn belohnt
Für dieſes wilde Danaidenmühen,
Für jegliches Entbehren, jeden Schmerz,
Das ihn belebt mit einem beſſ'ren Glühen
Und liebend preſſet an ein großes Herz.
Er muß ein Andres außer ſich noch ſetzen,
Das größer iſt, wie er, von dem er Theil,
Das ihn umrankt mit ew'gen Liebesnetzen,
Und hoffen läßt ein neues goldnes Heil. —

Ein neues Heil! — Ach, die Erlöſungswege,
Die alten, ſind verſandet und verwaiſt,
Und was man auch im Hirn für Plane hege,
In Nebelöde ſchweben ſie zumeiſt. —
Iſt es ein ſichrer, lebensſtarker Glaube,
Der dieſer froſtig liebeleeren Welt
Den Oelzweig bringt als neue Friedenstaube,

Daß endlich diese Fluth des Elends fällt? —
Ist es ein neues Wissen, das die Erde
Aus langen, trüben Dämmerungen reißt,
Und zu urkräft'gem Paradieseswerde
Erneut, aus dem kein Engel uns verweist? —
Ist's eine That, herkulisch, götterkräftig,
Die in die seiste Ruheseeligkeit
Der stumpfen Menschenhaufen blitzgeschäftig
Erkrachend schlägt, daß durch die Welt es weit
Und ihre alten Augiasställe feget,
Bis sich mit eins elektrisch Alles rafft?
Die mit der Seelenwage ehern wäget,
Und richtet Jeglichen nach seiner Kraft? —
Ein Heil! — Und was? — Woher? — Wann wird
das sein? —
Wer dringet durch die zehnfach nächt'gen Schleier
Zur Lösung unsres Räthsels: Zukunft ein?
Schön wär' der Preis, kein Leben wär' zu theuer! —

Ob sich in ew'gen Wachsthums reicher Fülle
Die Menschheit neu und schöner stets gebiert,
Bis endlich, frei von jeder Knechtshülle,
Des Glückes Krone Dich, o Menschheit, ziert:
Der Freiheit, welche nimmerdar verschwindet,
Wo keine Schranke mehr den Geist beengt,

Natur als Fürstenmantel Dich umwindet,
Den Erdenkönig „Mensch," auf den sich senkt
Der ew'ge Friede, seel'ger Liebe Schauern
Und überschwenglicher Genuß der Welt,
Dem Sorge unbekannt und dumpfes Trauern
Nie der Minute Götterlust vergällt? —
Ob sich der Menschheit feurigstes Erstreben
Und Ringen ewig nur im Zirkel dreht,
Genuß und Darben nur ein Fluth und Ebben,
Wo Glück und Elend hart zusammenstebt? —
Ist der Erkenntniß freie, höchste Blüthe
Bestimmt, in alter Urnacht zu verwehn,
Wird, wer so viel errang, — nur Troglodythe,
Um nackt wie vormals auf den Fang zu gehn? — —
O das gewalt'ge Lodern meiner Seele,
Wozu, wenn nimmer mir Erlösung winkt,
Der Zweifel ewig, welchen Schluß auch wähle
Mein Geist, sein Kind gleich dem Saturn verschlingt? —

Wenn nun mein Geist in ewiger Beschwerde
Erlahmt und dieser Leib in Staub zerfällt,
Was ist mein Loos? — Winkt dann ein neues Werde
In einer andren, einer schön'ren Welt?
Nimmt mich ein Gott, ein Schöpfer dann voll Liebe
In seinen heilig großen Vaterschooß,

Damit von mir nicht ein Atom zerſtiebe? —
Bin ich dann glücklich? Bin ich ſeſſelos?
Werd' ich die Herzen alle wiederfinden,
Die lange mir ein neidiſch Grab geraubt?
Werd' ich dann Alles wiſſen und ergründen,
Was ich auf Erden blindlings fromm geglaubt?
Wird aller Schmerz und jeder Wehlaut ſchweigen
Zu jenen ſel'gen, lichtumfleſſ'nen Höhn?
Soll ich den ungemeſſnen Weltenreigen
Mit ſeinem Urgrund, ſeinen Wundern ſehn?
Iſt etwa bis zum letzten, jüngſten Tage
Mein Geiſt wie Leib mit Erdenſtaub bedeckt,
Wo endlich mich aus morſchem Sarkophage
Drometenton und Engelsjauchzen weckt? —

O wer von Euch, der Beſſ'res je beſeſſen,
Als nur zu ſein, zu zeugen und zu ſterben,
Hat nicht der eignen Tage Noth vergeſſen,
Um dieſen Fragen Antwort zu erwerben? —
Sei's auch ſo nebelhaft, orakeldüſter,
Als wie es wolle, leiſe oder laut
Hat in verſtohlen traulichem Geflüſter
Wohl Jeder dem geliebten Freund vertraut,
Was er vom Höchſten, einem anderen Leben,
Von dem, was künft'ge Zeit ſich mag begeben,

Im Hirne ausgesponnen, manche Nacht
Im Traum geschaut und wachend überdacht. —

Gedacht, gedacht! — Hm! Kinder denken auch!
Ist Denken Wissen? Ist das Denken Sehn? —
Ach die Gedanken, die das Hirn durchweh'n,
Was sind sie mehr als dünner, flücht'ger Rauch?
Wenn sie nicht durch die Sinne sich erzeugen,
Sind sinnles sie; — wer nie mit Aug' und Ohr
Die Außenwelt in's Innre sich beschwor
Und so die Welt im Herzen sich gewonnen,
Hat nie gedacht und nimmer nachgesonnen! —

Und warum denkst Du, Mensch? — Was war's, sag' an
Was deines Hirnes erste That begann,
Die große That des Wissens, Wollens, Sehnens,
Des kecken Zweifels und des frommen Wähnens;
Weher im Herzen stummer Hoffnung Brüten.
Und der Begeist'rung Funken, die ihm glühten? —
Nenn' mir die Mutter, welche wunderbar
Dir den Gedanken eines Gott's gebar,
Und die, wenn Nichts auf Erden dir verblieben,
Den Traum des Jenseits in dein Herz geschrieben;
Die hoffend dich erhebt vom jetz'gen Leid:
„„Es sieht der Enkel eine beff're Zeit?““ —

Das iſt der Drang nach deinem eig'nen Glück,
Das Selbſtgefühl, als Schöpfungsmeiſterſtück
Die Welt in dich, dich in die Welt verſenken
Zu können, um als König ſie zu lenken,
Und ſo dich ſelbſt für immer zu genießen,
Das ganze Sein erobernd zu erſchließen! —

Der Menſchheit ird'ſche Bahn iſt unſrem Blick,
Das ſtumme Jenſeits durch das Grab verſchloſſen,
Ach Keiner kam aus jenem Land zurück,
Zur Quelle iſt noch nie der Strom geflossen.
Der Pfeil, der einmal von der Sehne ſchnellt,
Kann nimmermehr zu ſeinem Ausgang kehren,
Er ſchwirret fort, ſo weit hin, — bis er fällt,
So lang' die Schwungkraft, die ihn treibt, mag währen.
O nur ſo weit uns eig'ne Schwungkraft führt,
Vermögen wir die Schöpfung zu durchdringen,
Wohin ſich auch Freund Ikarus verliert,
Es ſchmelzen ihm doch bald genug die Schwingen! —
So weit wir wiſſen können, — wiſſen wir,
So weit wir ahnen, pflegen wir zu glauben,
Wo wär' die Forſchung, unſres Stolzes Zier,
Geläng's die Hypotheſe ihr zu rauben?
Auf Ahnung und auf Hoffnung baute ſich,
Was ſeit Jahrtauſenden der Geiſt errungen,

Der Arbeit des Verſtand's wär' ſicherlich,
Eh' das Gemüth es ahnte, Nichts gelungen.
Begeiſterung, Sehnſucht, Hoffnung, Traum wie Ahnen,
Ob auch ihr übereilten Weiſen lacht,
Hat den Verſtand erſt auf die Sonnenbahnen
Der Wahrheit und der Wiſſenſchaft gebracht,
Wird ihn fortan auch ewig weiterführen,
Der Logik Pfeil, als Sehne vorwärts ſchnellen:
Mag auch dem Denken der Beweis gebühren,
Der Anſtoß kam aus räthſelhaft'ren Quellen.
Was nur das Herz, die Seele uns bewegt,
Was Phantaſie auch Weſenloſes eine,
Im Innern doch der Wahrheit Kern es trägt,
Die dämmerblaß und wirr ſie ſelbſt noch ſcheine.
Mag es als Ahnung auch uns nur umſchweben,
Es wird doch einmal Alles wahr im Leben!

Dein eigen' Glück! — Wo du es finden magſt,
Das iſt das *A* und *Ω* nach dem du fragſt:
Aus dieſer Quelle ſtammt dein ganzes Sehnen,
Dein Denken, Hoffen, Zweifeln, deine Thränen. —

Was iſt mein Glück! — O Räthſel voller Nacht!
Gefragt iſt leicht, doch Antwort — wie gegeben?
Welch' eine Loh' von Wünſchen wird entfacht,

Welch' tolle Träume ſeh ich gleich ſich heben! —
Wir wünſchen, hoffen Alle! Meiſt vergeblich!
Hat Jeder nicht ſein ganz beſondres Glück?
Was Den entzückt, iſt Jenem unerheblich,
Was dich verführt, Ich ſchenk' ihm keinen Blick;
Und wenn du denn das Herrlichſte errungen,
In kurzer Friſt biſt du's bereits gewohnt,
Siehſt dich wohl zum Bekenntniß gar gezwungen,
Daß dein Erſtrebtes nicht den Wunſch gelohnt? —
Was iſt denn Glück, wenn ſich's zum Unglück wendet,
Uns im Genuſſe ſchon vorüberfliegt,
Es unſ'rer Sehnſucht nie Befried'gung ſpendet,
Ach, ſelbſt das Höchſte nimmer ganz genügt?! —
Wenn unſer Glück wir wahrhaft preiſen ſollen,
Unendlich muß es, unerſchöpflich ſein,
Dem heitren Blick ſich ſchöner ſtets entrollen,
Den jedes Glückes Ende — das iſt Pein!

Was iſt mein menſchlich Glück?! — —
— — — — — — — — — Mein hoher Glaube,
Der mich den Gott der Liebe ahnen lehrt,
Zu mir, wie ew'ger Friedensreſtung Taube,
In finſtren Prüfungsſtunden niederfährt!
Mein Glück? — Das iſt mein Weib und Kind, die Treuen,

Mit denen Seel' um Seele ich getauscht,
Mit denen mich des ew'gen Tags zu freuen
Ich hoffe, wenn der Vorhang niederrauscht,
Der dieses Lebens Ausgang mir verhüllet
Und ich zu neuer Wandlung' auferblüh'
In ew'gem Licht. Sein Morgenroth mir quillet
Hinnieden schon in's sehnende Gemüth!
Mein Glück? — Das ist der fürstliche Gedanke,
Mit dem mein Geist die Sinnenwelt durchstreift,
Und innerhalb des Hirnes engen Schranken
Doch die Unendlichkeit des Seins begreift!
Mein Glück? — Es ist das ew'ge Vorwärtsringen,
Die freie That, so schöpferisch mir entquillt,
Und stets beweist, trotz meiner schwachen Schwingen
Sei ich der ew'gen Schöpfungsurkraft Bild!
Mein Glück? — Es ist das glühende Erkennen,
Aus dem Zufriedenheit und Freude lacht:
Weil wir zu Ew'gem eben streben können,
Sind wir auch für das Ew'ge nur gemacht!! —

Wohin Das will?

Wenn ich in's helle Aug' ihr seh',
Wie Purpur werd' ich roth,
Doch wenn ich wieder von ihr geh,
Erbleich' ich bis zum Tod.

Und wie ich in der Klause hier
Vertieft in Arbeit bin,
Ach, plötzlich steht ihr Bild vor mir,
Und fort ist aller Sinn!

Wohl hab' besungen im Gedicht
Ich manche süße Frau,
Warum denn sing' Ihr Lob ich nicht? —
Nur, weil ich mir's nicht trau'!

O, wüßt' ich nur in aller Welt
Wohin Das mit mir will! —
So wie auf mich ihr Auge fällt,
Werd' ich auf einmal still!

Monschironmi.

Mädchen mit den Hallenaugen
Kennst du dieses Kraut?
Hab' mit langem, bangem Sehnen,
Seufzerhauchen, heißen Thränen
Blüth' und Blätter überthaut!

Hab' es heimlich viele Jahre
Treu für uns gepflegt,
In der Blüthen duft'gen Kelter,
In des Honigkeims Behälter
Meinen kühnsten Wunsch gelegt!

Nun es groß ist, herzig Mädchen,
Knieend bier' ich's dir!
O verzeih' mir, was ich wage!
Ach, gieb auf die Blumenfrage
Menschlich holde Antwort mir!

Erinnerung.

Hohe Herrin des Vergangnen,
O Erinn'rung, deine Hand
Zaubert uns in wachen Nächten
Alter Zeiten goldnes Land,

Süße Bilder, längſt entwichen,
Harmonieen, längſt verrauſcht,
Haben neu das Herz beſchlichen,
Unſer Sehnſuchtsweh belauſcht! —

Wißt ihr auch, ihr lichten Bilder,
Was an euch ſo tief uns rührt,
Und warum ihr immer wieder
Uns zu Hoffnungen verführt?

Ach der Jugend Spiel und Träumen
Wiederholt ſich ſtets im Mann;
Glücklich, wer ſich das geſtehen,
Noch als Kind ſich fühlen kann.

Sind denn Pläne mehr wie Träume,
Hört die Kinderei je auf?
Reiten wir das Steckenpferdchen
Nicht im ganzen Lebenslauf?

Darum sei uns hoch willkommen
Längst vergangen Weh und Glück,
Komm' Erinn'rung, sprer'g' die Riegel,
Für das Jetzt in's Einst zurück!

Schmerzen all' und Seligkeiten
Steiget funkelnd uns herauf,
Laß' dich wiederum beschreiten,
Sesam! Sesam thu' dich auf! —

Kennt ihr noch das: „Knuſper Kneischen,"
Das wir jubelnd einſt belacht,
Wenn am Pfefferkuchenhäuschen
Wir uns ſchmauſend oft gedacht?

Ei gar manchmal winkte ſpäter
Uns manch' Pfefferkuchenhaus,
Doch uns trieb die Schickſalsbeze
Immer regelmäßig aus!

Unſre Thränen ſind gefloſſen
Für die todte Maid Schneewitt',
Mit den ſieben Schwanenjungfrau'n
Zog auch unſre Seele mit!

Träumten, gleich dem Hirtenknaben,
Uns ein ſtolzer Prinz zu ſein,
Mit dem Lindgewürm der Erde
Ließen wir in Kampf uns ein!

Später ſah'n wir manch' Schneewittchen
In den Sarg von Glas geſtreckt,
Doch von allen ihren Rittern
Hat ſie keiner aufgeweckt!

Nachmals manche Jungfrau ſtreifte
Ab ihr weißes Schwanenkleid,
Daß ſie Einer — fangen ſollte,
Doch — man ließ ſich damit Zeit!

Und das tück'ſche Ungeziefer,
Das auf unſrem Pfad ſich bläht, —
Ja, man kann es nicht zertreten,
Weil's der — Anſtand wiederräth!

Lieb' im Sarge, Schäferſehnen,
Lindwurmtücke, Schwanenkleid!
Weil ſie damals nicht geſtorben,
Leben ſie mithin noch heut!

Treibt uns auch die alte Hexe
Oft vom Pfefferkuchenhaus, —
Jedes Märchen hat ſein Ende,
Jeglich' Spiel geht einmal aus!

Du Erinn'rung aber breiteſt
Ueber Seligkeit und Schmerz
Deinen hellen Sonnenmantel
Und erfriſcheſt unſer Herz;

Wehmuth und Erinn'rung lindern
Auch des Schickſals ſchwerſten Streich,
Machen Alte ja zu Kindern;
Ihrer iſt das Himmelreich!

Eigenthum.

(Nach Göthe.)

Ich weis, daß Nichts mir angehört,
Als nur mein nacktes Leben,
Mir hat die Menschheit Alles, was
Mein Daſein ſchmückt, gegeben.

Des Goldes Glanz, der Ehre Luſt,
Des Glückes Blumenketten —,
Ein kurzes Lehn iſt's nur, ein Pfund,
Zu wagen und zu wetten!

Ich bin mit meinem ganzen Werth
Der Menſchheit Schooß entklommen,
Nicht wen'ger, ſicherlich nicht mehr,
Als die, ſo nach mir kommen. —

D'rum lach' ich, wenn um Eigenthum
Die Menſchen kindiſch rechten,
Was thun ſie Andres denn, als nur
Für fremde Beutel fechten? —

Die That iſt nur ſo lange dein,
Als du ſie ausgeſonnen,
Hat mit der eig'nen Schöpfung nicht
Die ganze Welt gewonnen?

Was haſt du denn, das Jedem nicht
Mit gleichem Recht gebührte,
Iſt's darum dein, weil dich das Glück
Nur zum Genuſſe führte? —

Nein, Alles, was du dir errangſt,
Iſt Pfand in deinen Händen,
Es zehnfach ſchöner, reiner einſt
Den Menſchen rückzuſpenden!

Was bindet Weib und Kind an dich,
Wenn ſie ſich dir nicht geben,
Von ganzer Seele nicht mit dir
In Wechſelwirkung leben? —

Doch Eins gehört dir ganz und gar,
Der leuchtende Gedanke,
Wenn jauchzend ihn dein Geiſt gebar
In deines Hirnes Schranke!

Es iſt das eigenſte Gefühl,
Das inn're Flammenſprühen,
Wodurch die Dinge dieſer Welt
In neuem Licht dir glühen!

Der geiſt'ge Menſch in dir iſt dein,
Du haſt ihn ſelbſt geboren,
Charakter iſt dein einzig Gut,
Er bleibt dir unverloren!

Du wirſt ihn nimmer los, du kannſt
Auch nie auf ihn verzichten,
Verſuch es nur und wirf ihn weg? —
Das heißt: dich ſelbſt vernichten!

Im Kampf des Lebens zwar erhältſt
Du täglich neue Wunden,
Doch dein Charakter läßt dich ſtets,
Im Tode ſelbſt, geſunden!

An Schiller.

(Den 10. November 1859.)

Wie nach Olympia in verklung'ner Zeit
Der Griechen Völker jubelnd ausgezogen,
Bekränzten Haar's, in lichtem Feierkleid,
Umrauscht von der Begeist'rung mächt'gen Wogen,
Und aller Stämme Eifersucht und Groll
Verstummte vor dem heiligen Entbrennen,
Sich einmal wieder, gleichen Geistes voll,
Ein engverbunden, ganzes Volk zu nennen,
So einen heut sich alle deutschen Zungen
Zu einem Lied, von einem Geist durchdrungen!

Vor hundert Jahren, selbst sich unbewußt
In trüber Dämm'rung, Deutschlands Völker schliefen,
Aus der sie, nicht des Sanges freie Lust,
Nein, die Dromeeten wild zum Streite riefen.
Doch während Haß und Weh' die Welt durchzieht,
Germanien scheint zerrissen und verloren,
Dem Flecken Marbach hell ein Stern entglüht,
Ein Geisteslicht, durch Himmelshuld geboren,

Ein Leitſtern von des dürren Lebens Qualen
Empor zum gold'nen Land des Idealen!

O Schiller, der in allgewalt'gem Drang
Aus ſeines Buſens myſt'ſcher Wunderquelle,
Wonach die Zeit in Weh wie Luſt nur rang
Entſandte auf der Dichtung Rieſenwelle,
Des Vaterlandes freien Geiſt zu nähren,
Die Wahrheit zu entzünden allen Gau'n,
Die Schönheit neu dem Leben zu gebären,
Der Menſchheit reinen Tempel zu erbau'n,
Du Fürſt der Geiſter, von den ew'gen Sphären
Sieh' her auf uns! Dein Volk kommt dich zu ehren!

Hat gröſs'ren Genius noch die Welt geſehn,
Der ſo der Leyer Saitenſpiel bemeiſtert,
Das deutſche Volk durch heilige Ideen
Vom Throne bis zur Hütte tief begeiſtert? —
Die Hoheit ſeines Lied's hielt in der Schmach
Der Frankenherrſchaft tröſtlich uns zuſammen,
Rief deutſches Selbſtbewuſtſein wieder wach,
Und ſchürte unſres Rachezornes Flammen!
Sein ſprühend Wort fuhr uns in's nackte Eiſen,
Durch unſre Banner rauſchten ſeine Weiſen!

Wer will Dir folgen, ſtrahlender Prophet?
Wer mag nach dir ſich aus dem Staub erheben,
Auf lichtem Pfad, von Gotteshauch umweht,
Die Zauberharfe ähnlich zu beleben,
Um's ewige Geſetz des Schönen, Wahren
In holder Sitt' und Tugend Blüthenhain
Die nüchterne, zerriſſ'ne Welt zu ſchaaren
Zu brüderlich unſterblichem Verein?
Zurück hat Gott den Genius genommen,
Wie Schiller kam, wird doch kein Andrer kommen! —

Doch auf der Erde ließ er uns zurück
Den reichſten Schatz erhabenſter Gefühle,
Sie ſagen uns in dieſem Augenblick:
Das deutſche Volk ruft Gott zu ſtolzem Ziele!
Sie mahnen, daß ſich unſre Seele wende
Zum ewig Schönen auch im ſchwerſten Leide,
Sie einen heute jauchzend unſre Hände,
In unſren Herzen klingt das Lied der Freude!
Wer Himmelstochter jemals dich beſeſſen,
Kann dieſer Stunde Hoheit nie vergeſſen!

Ja, Freude leuchte um den Roſentag,
Wo wir zurück auf Schillers Wiege ſchauen,

Und ein Bewußtsein, wie ein Wetterschlag,
Elektrisch zuckt durch alle Heimatbauen!
O Volk, mein Volk! Laß dieser Freude Flammen
In eine Riesenloh' zusammenschlagen,
Die Geister, so von Schillers Geiste stammen,
Zum Himmel auf als heil'gen Dank uns tragen!
Ob auch der Tod das Loos des Schönen werde,
Du lebst unsterblich auf der deutschen Erde! —

Das goldene Ringlein.

Ich hatt' einen feinen güldenen Ring,
D'rin glänzte ein edel Geſtein.
An meiner narbigen Bruſt er hing,
Ein altes, hochheiliges Liebesgeding,
Und wie Kryſtall ſo rein.

Es glänzte mir, wenn ich beim Becherglas,
Es lag mir im Schlummer zur Sein',
Ich liebte und küßt' es ohn' Unterlaß,
Benetzt' es mit meiner Thränen Naß,
Als wär 's eine ſüße Maid. —

Wohl hab' ich das güldene Ringelein,
Doch trag' ich es nicht mehr zur Luſt;
Denn da aus dem trauten Kleinod mein
Gefallen das edle, das lautre Geſtein,
Sprang mir das Herz aus der Bruſt!

Gruß und Abſchied.

Ich kam von den Bergen gegangen
Und ſchaute hinab in das Thal,
Mit lockendem Liebesbegrüßen
Empfing mich Nachtigall.

Ich trat an Herzliebchens Fenſter,
Und leiſe nur pochte ich an,
Es wurde mir aufgeſchloſſen
Von einem finſtren Mann;

Ich ging zu der Trauten Kammer, —
Da ruhte bei Sternenſchein
Mein Sinnen, Sehnen und Trachten
In einem ſchwarzen Schrein.

Und als ich Vielliebchen beſtattet,
Nahm ſtill ich mein Ränzel und Stab,

Entwich aus dem Land meiner Liebe,
In dem ich nichts mehr hab'!

Zurück auf die Berge gekommen,
Noch einmal nur blickt' ich in's Thal,
Da sang mir mit zitternden Seufzern
Ade die Nachtigall.

Guter Rath.

Traute Freunde, wenn des Lebens
Sonne den Zenith erreicht
Und die Locke euch allmählig
Dünner wird und ſchon erbleicht,

Warum wollt ihr euch betrügen
Mit der Jugend falſchem Schein?
Laßt den Altenweiberjammer
Gravitätſcher Liebelei'n!

Graue Augen, graue Haare
Und des Alters ſtilles Kleid
Iſt wohl würdevoll mitunter,
Gräulich bleibt es allezeit;

Laßt der Jugend ihre Lenze,
Ihrer Liebe Roſenſchein,
Wollt ihr jung und ſelig werden,
O, ſo werdet's durch den Wein!

Wie die heit're Abendſonne
Auf den hohen Firnen glüht,
Alſo ſtrahlet dann in Wonne
Wieder euer alt' Gemüth.

Singet dann die alten Lieder,
Denket lächelnd euch zurück, —
Käm' die Jugend wirklich wieder,
Nimmer doch das alte Glück!

Ein Traum hat mir die Mähr' gebracht.

Ihr deutschen Brüder habet Acht,
Die Schwerter nehmt zur Seite,
Ein Traum hat mir die Mähr' gebracht,
Die alte Mähr' vom Streite!

Es wanket rings die weite Welt,
So Treue wie Vertrauen,
Die alten Netze sind gestellt,
Hei, seht die alten Klauen!

Doch Gott, der Deutschland nicht verläßt,
Führt's auch zu rechtem Ende,
O haltet Stand, o, stehet fest
Und reicht euch rings die Hände,

Daß Jeglicher in edlem Muth
Den Vätern ähnlich werde,

Zu opfern ſelbſt ſein Herzensblut
Für unſre heil'ge Erde!

Ihr deutſchen Brüder habet Acht,
Die Schwerter nehmt zur Seite!
Ein Traum hat mir die Mähr gebracht,
Die alte Mähr vom Streite!

Alma Mater.

(Nach Reimar dem Zweiten.)

Alle Schulen sind nur Wind,
Außer der Schul' allein,
Da der Minne Jünger sind,
Und bei der Reb' am Rhein!

Alle Logik dieser Welt
Hanget an Liebchens Mund,
Jed' Problema, das gestellt,
Löst sich im Bechergrund!

Welche Wonn' im Himmel sei,
Kannst du im Blick der Frau'n,
Wie Natur so hold und frei,
Nur durch das Glas erschau'n!

Jeglich Recht wird zugetheilt,
Fußt's auf der Minne Pflicht,
Wen nicht Lieb' und Rebe heilt,
Dem ist zu helfen nicht!

Doch wenn du zu Aller Luſt
Möchteſt ein Sänger ſein,
Nimm eine Maid an deine Bruſt
Und in die Kehle Wein!

Nur wo Minne Jünger ſind,
Feurig erglüht der Wein, —
Alle Schulen ſind nur Wind,
Außer der Schul' allein! —

Medſchnun.

Da ich das Bücken nie gekannt,
Das Müſſen wie das Sollen,
Und grade durch die Welt gerannt,
So nennt man mich den Tollen.

Wenn Ihr gejubelt und gelacht,
War's öfters mir zum Weinen,
Was ihr zur Größe oft gemacht
Es wollte klein mir ſcheinen;

Die Welt iſt mir ein freundlich Haus,
Wenn Euch ſie widerwärtig,
Das macht, ich bau' ſie erſt mir aus,
Euch Andren iſt ſie fertig!

Ich war, wo Höflichkeit mich trieb,
Am meiſten ungezogen,
Weil Alles, Freund und Feind mir lieb,
Iſt Niemand mir gewogen.

Was Euch ſo ganz gewöhnlich dünkt,
Das Niedrige und Schiefe,
Das iſt's, was jauchzend mich durchdringt,
Iſt Höhe mir und Tiefe!

Was Euch ſo rieſenmäßig ſcheint,
Des Glückes Gunſt und Ehre,
Was ihr erhofft, erharrt und meint,
Iſt mir das ewig Leere!

Die ihr voll Spottes auf mich blickt,
O höhnt die Läng' und Breite,
Seid Ihr Geſcheiten auch verrückt,
Bleibt Medſchnun der Geſcheite!

Vom ſtolzen Falken.

Einen Falken zog ich groß,
Wild und ſtark und kühn,
Seine Luſt war's, zügellos
Durch das Blau zu ziehn.

Strebte zu der Sonne Gold,
Unverrückt zum Ziel;
Theuer war er mir, ſo hold
War ſein Federſpiel.

Aufwärts ſtrebt' er auch einmal
Nach der Sonne Licht,
Taucht' in ihren heißen Strahl
Buſen und Geſicht,

Bis er, aller Klugheit baar
Immer höher drang,

Da zerriß ihn Sonnenaar,
Daß herab er sank! —

Darum merke dir die Lehr,
Falk' im Wolkenzelt,
Sei ein Falke, doch nie mehr,
Wer zu hoch steigt, fällt!

Sie hat mit rothen Roſen.

Sie hat mit rothen Roſen
Die volle Bruſt geſchmückt,
Iſt gar mit Silberſternen
Ihr ſchneeigt Kleid geſtickt;

Viel funkelnde Juwelen
Durchflechten ihr das Haar,
Und grüne Myrthe krönet
Die Süße wunderbar!

An ihrem zarten Finger
Den kleinen, goldnen Ring,
Den ſie ſo ſtarr betrachtet,
Sie eben erſt empfing. —

Ach trügeſt du die Roſen,
Statt auf der bangen Bruſt,
Auf deinen bleichen Wangen
Und in den Augen Luſt!

O Weib mit deinen Sternen
Und deiner Steine Pracht,
Du weißes, ſeidnes Elend
Was haſt du denn gemacht?!

Der Ring an deinem Finger
Die Myrthe in dem Haar
Ach, ſtreckt, du Bleiche, Holde,
Dich auf die Todtenbahr'!

Schon iſt dein Blick gebrochen,
Dein Antlitz kalt und bleich,
Trügſt du noch Immortellen,
Begrübe man dich gleich,

Und drinnen in dem Saale
Wird auf dein Wohl gezecht! —
Welch' Todesgram, zu leben,
Wenn man doch ſterben möcht,

Welch' Qual, beglückt zu ſcheinen,
Wo man ſo baar an Glück! —
Die Roſen und die Seide —
Und Thränenweh im Blick!

Perſon ohne Ich.

Haſt du kaum vom Mutterſchooße
Recht im Daſein Fuß gefaßt,
Wird alsbald dir ohn' Erbarmen
Andres Weſen angepaßt.

Affenliebe, oder rüde
Stockphiliſtertyrannei
Bricht den freien Geiſt und Willen,
Ach dein ſchönſtes Selbſt, entzwei!

Eltern, Tanten Gouvernanten,
Alles an dir renkt und rückt,
Bis Gewohnheit, Qual und Schmerz dir
Allen Lebensmuth geknickt;

Wirſt dich ſelber, deine Triebe,
Zu erkennen, ſchnell entwöhnt,
Bis du mit der Narrenſchelle
Und der Kette dich verſöhnt,

Wirſt, da du dich nimmer in Dir
Findeſt, nie des Lebens froh,
Zeugſt du endlich ſelber Kinder, —
Machſt du's ihnen ebenſo!

Bis zum Bett und in den Teller,
Weiter reicht der Blick nie aus,
Alle Wünſche gehen ſchlafen,
Iſt nur Geld und Brot im Haus;

Biſt du endlich alt geworden
Und den Kindern recht zur Laſt,
Gehſt du in das Weſenloſe,
Faſt, — wie du's verlaſſen haſt.

Ueber deinem Grabe freuen
Erb' und Stolataxe ſich, —
Zwar Perſon biſt du geweſen, —
Aber nimmermehr ein Ich!

Character.

Ob unbeachtet man, ob hochgeehrt,
Ob elend, oder reich an ſtolzen Tagen,
Der nur allein iſt ächter Liebe werth,
Der gleich ſich bleibt in allen Lebenslagen!

Wenn uns aus trüber, wetterſchwüler Zeit
Des Glückes Sonne glänzend aufgeſtiegen,
Dann kommen ſie gebückt von nah und weit,
Sich liebeglühend an uns anzuſchmiegen;

Doch Der allein iſt meiner Treue werth,
Dem ich zu ſchlecht nicht war in ſchlechten Stunden,
Und Der auch meiner heißer nicht begehrt,
Weil plötzlich Glück und Ehre mich gefunden!

Der Fechter und ſein Kind.

Du trateſt in das Leben, Kind,
Mein Kind, in die Arene!
O ſieh' nur der Genoſſen Blick
Und hör' das Schwertgetöne!
Lieblicher Blondkopf, es hilft dir ja nicht
Bloßes Vertrauen und Beten,
Folge des Vaters verſtändigem Rath,
Folge dem alten Atlethen!

Sieh' meine kühne Jugendkraft
Iſt nun im Kampf verrauchet,
In meines Herzens Lebensſaft
So mancher Stahl getauchet;
Brennt doch die Wunde des Todes, die ſchon
Tief bis in's Mark mir gedrungen,
Da ich, verzweifelnd am eigenen Sein,
Raſtlos die Waffe geſchwungen!

Schon lauern tauſend Gegner, ſich
Im Kampf mit Dir zu meſſen,
Voll Neides um Dein kleines Glück,
Das Du Dich je beſeſſen!
„Er hat's!" — ſo hört man's im Toben ringsum
Höhnend durch's Röcheln erſchallen,
Wenn in dem Kampfſpiel um's leidige Sein
Endlich ein Gegner gefallen!

Hier gilt kein Fliehen ja, hier gilt
Kein Flehn und Waffenſenken!
Ach Jener ſtößt Dir doch in's Herz,
Will's Dieſer Dir auch ſchenken!
Biſt Du dann Sieger —, Du wirſt ja einſt doch
Stärkerem Gegner verfallen,
Alle die Fechter in raſender Gier
Kämpfen, und kämpfen mit Allen!

Du trateſt in das Leben, Kind,
Mein Kind, in die Arene,
O ſieh' nur der Genoſſen Blick,
Und hör' das Schwertgetöne!
Lächelnde Unſchuld, Du kennſt nicht dein Loos,
Kämpfen und fallen zu müſſen,
Werden auch Dich einſt zerreißen, mein Lieb,
Wie ſie den Vater zerriſſen!

Drum härte, trautes Kind, die Faust,
Dein weichgeschaffen Herze,
Gewöhn' das Auge an den Tod
Und bleibe still in Schmerze!
Jegliche Spanne des Lebens ist, ach,
Nimmer mit Gold zu ersetzen,
Lerne die Zeit, die Gelegenheit, Sohn,
Lern' die Besonnenheit schätzen!

Wenn je sich endet dieses Spiel,
Dies Bluten und dies Wagen,
Und es dem Herrn der Zeit beliebt,
Den Daumen einzuschlagen,
Heften die Waffe, den lorbeernen Stab,
Singend Erinnerungslieder,
An die Cypresse auf unserem Grab
Spät're, versöhnte Brüder.

Was iſt's, das die Seele —

Was iſt's, das die Seele ſo recht mir bewegt,
Als müßte vor Gram ich vergehn? —
Ich hab' dich doch immer ſo herzlich geliebt,
Und mochteſt mich nie verſtehn!

Wenn ſehnend mein Auge auf deinem geruht,
So neigſt du dein Antlitz von mir,
Ich hab' dich doch immer ſo herzlich geliebt,
Was that denn mein Auge dir?

Ach, wenn ich dich faßte an ſchneeigter Hand,
Sie preßte mit ſanfter Gewalt,
Ich hab' dich doch immer ſo herzlich geliebt,
Warum iſt dein Druck ſo kalt?

D'rum will ich zur Ferne nur wiederum ziehn,
Alleinſam durch Schlünde und Höh'n,
O der dich von Allen am tiefſten geliebt,
Du wirſt ihn nicht wieder ſehn.

Du falſche Heimath!

Du falſche Heimath in der Ferne,
Die mich, ihr liebend Kind, verſtieß,
Leb' wohl! Ich folge meinem Sterne,
Der mich bisher noch nie verließ!

Ach altes Haus mit morſchem Giebel,
In dem ich oft geweint, gelacht,
Wär' doch mit mir das letzte Uebel
Aus deinem düſtren Schoos gebracht!

Welch' Weh' in Dir mein Herz betroffen,
Komm' nie der Sonne zu Geſicht;
Hab' eine Heimath nicht zu hoffen,
Auch, Gott ſei Dank, zu fürchten nicht!

Das Ränzel auf! Die Mütze ſchiefer!
Die letzte Thräne ſei zerpreßt!
Und ſinkt die Sonne tief und tiefer,
Im Mondſtrahl auch ſich's wandern läßt!

Frei sei das Herz von allen Banden,
Von süß' wie bittrer Ketten Pein,
Ein Wandrer muß in allen Landen
Daheim, doch nie gebunden sein!

Das Firmament sei meine Decke,
Mein Schützer Du, o Sternenschein,
Mein Heimathhaus die nächste Hecke,
Ein rein' Gewissen singt mich ein!

Die Welt hat ja so viele Städte,
Die Erde ja so weite Au'n,
In allen grüßen mich, ich wette,
Die hellsten Blumen, schönsten Frau'n!

Und wo ich rüstigen Gesellen
Dieselben Pfade wandern find',
Aus dessen Brust in reinen hellen
Gesängen Lust wie Wehmuth rinnt,

Dem will ich kecklich mich vereinen,
So lang' wir eine Straße zieh'n,
Verbannt fortan sei Gram und Weinen,
Gegrüßt sind alle Melodie'n!

Mit jeder neuen, duft'gen Höhe,
Von der die Welt mir ſchöner glüht,
Mit jeder Blume, die ich ſehe,
Wird freier, ſel'ger mein Gemüth!

Kommt her ihr muntren Lerchen alle,
Ich bin, wie ihr, dem Neſt entfloh'n;
Verdammt ſei jede Vogelfalle,
Den Spatzen werde ſie zu Lohn!

Ich kenn' euch wohl, ihr Leimenruthen,
Mit rothen Beeren ſchlau verhüllt,
An denen wir verendend bluten,
Wenn wir die flücht'ge Gier geſtillt!

Ihr ſollt mich nimmerdar berücken,
So Ehr' wie Geld, ſo Lieb' wie Wein,
Was mich in Wahrheit ſoll entzücken,
Muß auch von mir erobert ſein!

Zuletzt — in einem ſüßen Bette
Ruh' ich doch endlich einmal aus;
Da ſei auch meine letzte Stätte,
Das nenne ſich mein Heimathhaus!

Springwurz.

Wo in Rübezahls Revier
Erzesgrotten funkeln,
Und im Mondenſtrahle ſtill
Alben launiſch munkeln,
Nur der fröhl'ge Waſſerfall
Murmelliedchen ſummet
Und der Käfer monoton
Durch die Tannen brummet,
Blühet geheimnißvoll ſeltſame Blüth'
Nächtlich empor, es erſchließt ſich und glüht
Springwurz! O könnt' ich ſie finden! —

Aller Druck und alle Laſt
Auf dem Erdenrunde
Würde plötzlich froh gelöſt
In derſelben Stunde,
Jeglich' Menſchenherz und Hirn,
Das in Ketten trauert,

Und im wüſten Schlamm der Zeit
Gähret und verſauert,
Würd' ich berühren, die ſklaviſche Haft
Donnernd zerſprengte mit magiſcher Kraft
Springwurz! O könnt ich ſie finden! —

Alle Menſchen, glaubt es, ſind
Innen gut und edel,
Iſt die Rinde erſt zerſprengt,
Die um Herz und Schädel.
Zu der Menſchheit Neugeburt
Ohne Schmerz und Sünde
Fehlt nur, daß ein ächter Mann
Bald die Springwurz finde.
Raſtlos zu Höhen und Tiefen ich drang,
Suchte mit Eifer, ach ſuche ſchon lang,
Aber ich kann ſie nicht finden! —

Wenn ich ſie nicht finden kann,
Will ich nicht verzagen,
Hat mein Mühen doch vielleicht
Heimlich Frucht getragen!
Wenn ich ſie nicht finden kann,
Will ich donnernd ſingen,

Ob nicht davon hier und da
Ein'ge Rinden ſpringen!
Schalle d'rum, ſchalle mein Springwurzlied,
Mache, daß Wange und Buſen erglüht,
Dann iſt das Rechte getroffen.

Könnt Ihr der Schöpfung Tiefen.

Könnt Ihr der Schöpfung Tiefen ergründen?
Sprechet doch, Weise! — Ihr schüttelt das Haupt? —
Suchtet so lange, konntet's nicht finden,
Habt Ihr denn nutzlos gehofft, geglaubt?
Was ist der Urgrund des Alls, sein Muß? —
Der Genuß!! —

Fragt doch die Sterne, freget die Sonnen,
Was sie da brennen in zitterndem Blau,
Hört doch der Vögelein schmetternde Wonnen,
Seht doch die Blumen auf duftiger Au!
Was ist ihr eigenster Zweck, ihr Muß?
Der Genuß!! —

Froh im Empfangen, kräftig im Wagen
Schlürfet in Strömen die köstliche Zeit,
Nichts darf dem Menschen Gäa versagen,
Morgen sei reiziges Sonst wie Heut!

Ist doch sein eigenster Zweck, sein Muß,
Der Genuß!! —

D'rum laßt uns ringen, lieben und walten
Jeden Moment, den das Leben uns beut,
Ueber die Erde, die Welten entfalten,
Unser ist ja die Unsterblichkeit!
Alles erglüht von des Menschen Kuß
Frei und erlöst im Genuß!!

O hätt' ich tausend.

O hätt' ich tausend Lippen doch,
Um alle schönen Frau'n zu küssen,
Die je ich sah und so mich noch
Aus holden Funkelaugen grüßen!

Und tausend Kehlen, allen Wein
In sel'gem Taumel wegzunippen,
Der links und rechts am grünen Rhein
In Trauben hängt an Felsenkippen!

Und tausend Zungen jeglich' Lied,
Der Erde in die Luft zu tragen,
Und tausend Arme kampfdurchglüht,
Um alle Niedertracht zu schlagen,

Und tausend Augen, allen Schmerz
Und alle Wonne zu erspäh'n,
Und wär' die ganze Welt — mein Herz;
Viel Narrheit würd' ich da begehn!

D'rum beſſer, daß ich wenig kann,
So küß' ich eine, — meine Frau,
Seh' eine, — meine Wenne an,
Und meinen eignen Fehl ich ſchau'!

So trink' ich einen, — meinen Wein,
Und ſinge einen, — meinen Sang,
Kämpf' einen, — meinen Kampf allein;
Bei Gott, mir wird die Zeit nicht lang!

Und macht es Jeder ſo zumal,
Kann auch die Welt zufrieden ſein,
Trift jeden Halm ein Sonnenſtrahl,
Liegt alle Flur im Sonnenſchein!

Siehſt droben du die Sterne.

Siehſt droben du die Sterne
Im blauen Aether ſtehn?
So fern iſt meine Hoffnung,
Doch ſoll ſie nie vergehn.

Siehſt du die Wolken ziehen?
Mein Sternlein drinnen ſchwebt;
Das gleichet meiner Hoffnung,
Die unter Trübſal bebt!

Mit ſehnſuchtsvollen Schimmer
Strahlt er in mich hinein,
Wie iſt mein Stern ſo herrlich,
Ich aber bin ſo klein;

Wie zieht mein Stern ſo glühend,
Ach, ſo unendlich weit,

Ich werd' ihn nie erreichen
In alle Ewigkeit!

O könnt' ich dich erringen,
Ich trüg' in seel'ger Lust,
Dich stolzer als ein König
An meiner stillen Brust!

Es iſt die Zeit.

1.

Es iſt die Zeit ein „großer Fluß", —
Wir ſtecken mitten drinnen!
Die Welle ſtößt, die Welle drängt,
Und Unſereiner innen hängt,
Man kommt noch ſchier von Sinnen!

Wie Mancher ſieht im Zeitenfluß
Nicht Ruhm und Vortheil prangen,
Doch Klippen, Klippen hat die Zeit,
D'ran ſcheiterten ſchon Land und Leut'
Und ſind zu Grund' gegangen.

Ein Jeder rudert fröhlich los,
Sich Etwas zu erfiſchen,
Und kecke Pläne, Gold und Glück,
An jeder Angel glänzt ein Stück,
Den Weißfiſch zu erwiſchen.

Die liebe Dummheit und der Wahn
In mannigfachen Proben,

Dieweil sie nichts als Dunst und Schaum,
Als Seifenblas' im Zeitenraum,
Schwimmt ganz behaglich oben!

Doch immer klarer wird die Fluth,
Und brauset immer schneller,
Der Trug zerplatzt, der Wahn zerfällt,
Ob man ihn noch so zähe hält,
Die Zukunft, sie wird heller!

Das Wrack von manchem Kaperschiff
Treibt auf den hohen Wellen,
Es öffnet sich der Wahrheit Mund
Und seht, der Liebe ew'gem Grund
Entströmen heil'ge Quellen!

Sie rauschen in den Zeitenstrom
Und rollen um die Erde,
Daß drinnen Heide, Jud' und Christ,
Was schwarz und weiß und Sklave ist,
Getauft zum Menschen werde!!

Erbſünde.

2.

Mag der Weltbeglücker Schaar
Mit Doktrinen ſtolz ſich brüſten,
Um in unſeres Geſchlechts
Herzen tief ſich einzuniſten,

Mögen rings die Maſſen auch
Noch ſo viel nach Freiheit lechzen,
Keine Angſt! Ich ſeh' ſie All'
In der Väter Sünde ächzen!

Ach die Sünde, ſie vererbt,
Iſt kein leeres Truggebilde,
Iſt die Kette, ſo der Bär
Gerne trägt, ſie macht ihn milde!

Kennt' Erfahrung, konnte Schmerz
Je der Menſchen Trägheit mindern,
Und vererbt Gewohnheit nicht
Sich von Kind zu Kindeskindern?

All' der helle Phrasenschwall
Kümm're Quietiſt dich wenig,
„Die Gewohnheit" ſingt Pindar,
„Iſt ein unumſchränkter König!"

Die Gewohnheit führt uns alle
Aus dem Strom der Politik,
Aus dem Leben in der Maſſe
Auf uns ſelber bald zurück!

Memnon.

3.

Ein Riesenbild steht in Egyptenland,
Auf fels'gem Throne sitzt ein Mensch von Stein,
Das Haupt dem Strahl der Sonne zugewandt,
Gefesselt und erstarrt ruht Arm und Bein.

Der Riese, einst war er der Sonne Sohn,
Zum Licht bestimmt, zu herrlichstem Erkennen,
Ist nun versteint, sich selbst ein grauser Hohn,
Des Lebens Schein, doch Leben nicht zu nennen.

Ein altes, dämmernd ungewisses Sehnen
Zieht ihm durch's gramerfüllte, müde Herz,
Ihm fehlt die Sprache, fehlen selbst die Thränen,
Sein düst'res Auge nur blickt sonnenwärts.

Wenn dann ihr erster Strahl die Erde tränket,
Ein Jubelton durch seine Lippen bricht,
Ein dumpfer Jammerlaut, wenn sie sich senket
Und andren Sphären bringt ihr flammend Licht.

Ihr nach, ihr nach! — Er möcht mit ſeinen Armen
So gern den heil'gen Gottesſtrahl umfaſſen,
Nur einmal ganz im Sonnenkuß erwarmen
Zum Leben, ach, den ſtarren Leib verlaſſen!

O könnte mit beredtem Klageton
Er einmal nur ihr ſeine Jammer malen,
Sich einmal reißen von dem Knechtesthron,
Um nachzuſchweben jenen lichten Strahlen!

Umſonſt, umſonſt dies Ringen! Starr und kalt
Verbleibt er, nichts als Seufzer kann er ſpenden,
Der Stein, ſein eigen' Selbſt hält mit Gewalt
Erbarmungslos ihn feſt! O nimmer enden

Wird ſich die Qual, des Herzens wilde Regung,
Wie auch der Geiſt die Sphärenflügel breite,
Ihm fehlt die Kraft allmächt'ger Selbſtbewegung,
Die ihn aus ſeiner Körperhaft befreite!

Er ſieht der Schöpfung ewig heitre Pracht,
Das Leben rings ſich doppeln und verjüngen,
Den ſel'gen Sternenreigen jeder Nacht,
Nur ihm will die Vollendung nicht gelingen!

Ein inn'rer, ewiger Entwicklungstrieb
Spornt mächtig ihn, sein Wesen zu ergründen,
Er hat sich selbst so über Alles lieb,
Und doch gelingt ihm nimmer, sich zu finden,

Gelingt ihm nimmer, so sich auszubreiten,
Wie die Begierde himmelan ihn zieht,
Des Alls erhab'ne Zonen zu beschreiten,
Den Schooß des Lichts, das ihm entgegenglüht!

O jedes Wollen, jeglicher Entschluß
Läßt ihn nur neu sein altes Joch empfinden,
Nichts bleibt ihm, als der schmerzlichste Verdruß,
Der tiefste Jammer nach der Sonne Schwinden! —

Ach kennt auch Ihr dies wilde, ew'ge Sehnen?
Habt Ihr des Daseins Schranke nie empfunden,
Noch nie entziffert jene glüh'nden Thränen
In eures Lebens dunklen stillen Stunden?

Und diesem Drange, der aus Kindeslaut,
Wie aus des Greises letzten Seufzern schallt,
Der Hoffnungen, wie Kartenhäuser baut,
Der Sehnsucht, die durch meine Adern wallt,

Dem Kampf, sein eigen Selbst zu überwinden,
Auf daß die Seele frei zum Lichte zieht,
Um sich im All, das All in sich zu finden,
Der ew'gen Memnonssehnsucht tönt mein Lied!

Ich trag' an meinem Herzen.

Ich trag' an meinem Herzen
Ein welkes Röslein;
Ich hab's von meiner Holden,
Kann nicht mehr bei Ihr sein.

Ich drück's an meine Lippen;
Mir däucht es sei Ihr Mund,
Der mir in süßen Seufzern
Giebt Ihre Sehnsucht kund.

Ich drück's an meinen Busen,
Als sei's Ihr klopfend Herz,
Und über der Erinn'rung
Ergreift mich mancher Schmerz.

Ach, blick' ich auf die Blume,
Die mir am Herzen ruht,
So wird mir ob der Trennung
So sehnend heiß zu Muth!

Dann greif' ich nach der Zither
Und sing' mein klagend Lied,
Damit es in die Ferne
Nach Ihrem Häuschen zieht!

Ihr Lüfte führt die Klänge
Wohin Ihr Fenster geht,
Daß meiner Sehnsuchts Klage
Nicht ungehört verweht!

Edelweiß.

Auf allerletzter Firne,
Die niedre Geis betritt,
Wo kaum der Adler raſtet
Nach raſchendem Wolkenritt,

Steht hoch und frei, alleinſam,
Des kühen Klettrers Preis,
Die ſtolz, kalte Schöne,
Die Blume Edelweiß! —

Es herrſchte auf den Alpen,
Gar lang vor dieſer Zeit,
Wie Keiner groß und glücklich
Wohl ein edle Maid.

Wenn auch der ſtolze Tyroler,
Der Berg freier Sohn
Nicht duldet, daß ein Manne
Ob ſeinen Volke thron',

Nicht duldet, daß ein Zwingherr
Ihm je den Nacken bieg',
Und seine fleiß'gen Hände
In Frohnenfesseln füg',

Doch weil das Sanfte, Milde,
Der Liebe Allgewalt
Der Welt von Anbeginne
Verliehen diese Gestalt,

Dieweil bei Sitt und Tugend,
Bei Recht und Billigkeit
Das Weib der treuste Richter
In Deutschland allezeit,

D'rum hob mit klugem Sinne
Als seines Volks Idol
Auf seinen Thron in Minne
Die Maid das Land Tyrol!

Vor ihrer keuschen Stirne
Mocht nie ein Schimpf bestehn,
Das Recht vor ihren Augen
Kein Lügengeist verdrehn;

Wenn ſie im Feierkleide
Vor ihrer Hütte ſaß
Und all' die munt'ren Recken
Mit hellen Blicken maß,

Und all' die grünen Lande
So blühend ſegensvoll,
Dann tönten Sang und Zither
Durch's jauchzende Tyrol! —

Solch' Freiheit, Glück und Frieden,
Solch' holde Herrſchermaid
Erweckten bald des Wälſchen
Erobergier und Neid.

Mit reiſigen Genoſſen
Und gleißneriſchem Blick
Kommt er dahergezogen
Zum Innfluß bei der Brück'.

„Ei, Jungfrau, ſtolz und kühne,
„Du Fürſtin wunderhold,
„Willſt zum Gemahl mich nehmen? —
„Ich bring' dir rothes Gold!

„Im sonn'gen, weiten Süden,
„Von Auf- bis Niedergang,
„Werd' von dem Volk Italia.
„Ich Herrscher froh genannt!" —

Da wies die Maid voll Grimme
Hinauf zur Gletscherhöh,
Die weit umher erglänzte
In makellosem Schnee:

„So lang du nicht verlöschest
„Dies edle, keusche Weiß,
„Und holst von letzter Firne
„Das letzte Blüthenreiß,

„So lang' sollst du nicht küssen
„Mein helles Angesicht,
„Gewinnst du auch die Thäler,
„Die Berge hast du nicht!" —

Sie sprach's und die Trompete
Schrie auf zu wildem Streit,
Es führte den Tyroler
Zum Kampf die Herrschermaid!

Doch ob auch todesmuthig
Der Sohn der Alpen ficht,
Er zwingt die ſtahlgehüllten
Erobrerhaufen nicht!

O niegekannte Gräuel
Muß da der Ferner ſchau'n,
Das Blut der beſten Söhne
Rinnt auf die blum'gen Au'n,

Das Blut von Weib und Kindern
Färbt Bergeswaſſer roth,
Und grinſend durch die Thäler
Geht mitleidsloſ der Tod! —

In immer fern're Schluchten
Zog der Bedrängten Hauf,
Nach immer öd'ren Höhen,
Zum ew'gen Schnee hinauf,

Ach, wenn auch Tauſend fielen
Aus Welſchlands bunten Reih'n,
Mit jedem neuen Morgen
Die Würger ſich erneu'n,

Bis daß Tyrol bezwungen,
Die ſchöne Blumenwelt,
Vom Sennenlied durchklungen,
Geſchändet und entſtellt!

Da auf der letzten Firne,
Von Feinden eng umdräut,
Steht nun mit bleicher Stirne
Die königliche Maid,

Das Häuflein der Getreuen
In Tod und Wunden lag,
Erlahmt ſind ihre Kräfte
Vom letzten guten Schlag! —

„Wie nun?“ ſo ruft der Welſche,
„Errang ich nicht den Preis?
„Hab' ich nicht roth gefärbet
„Das helle Gletſchereis,

„Biſt du die letzte Blume
„Nicht von der letzten Höh',
„Die ich von meinen Händen
„Im Sieg gebrochen ſeh?!“ —

Und in der Schlucht da unten
Die Welschen stimmen ein:
„Die wilde, weiße Blume,
„Sie soll gebrochen sein!“ —

„O!“ höhnt die stolze Kühne,
„Machst Du so leichten Kauf? —
„Blick' höher doch ein Wenig
„Zum letzten Grad hinauf!

„Siehst du die Blüthe stehen
„So hell im starren Eis?
„Das ist die Freiheitsblume
„Der Alp, das Edelweiß!

„Kannst diese du mir brechen,
„So bin ich dein Gemahl
„Und führe im Triumphe
„Als Herrscher dich in's Thal!“ —

Es blickt der Fürst erglühend
Die Heldenjungfrau an,
Und dann zur weißen Blume
Den jähen Grad hinan, —

Da packt mit Jubelschreie
Sie ihn um Hals und Leib,
Und prasselnd in die Tiefe
Stürzt nieder Mann und Weib!

Und donnernd hin zum Grunde
Die Sturzlavine rollt,
Begräbt die Maid, den Zwingherrn,
Und was in welschem Sold!

Hoch oben aber pranget,
Inmitten Schnee und Eis,
Die freie Alpenblume,
Das lichte Edelweiß!

Ach alle Thäler wieder
Die Freiheit neu belebt,
Jedwede Lippe preisend
Die Maid Tyrols erhebt! —

So lange auf den Alpen
Das Edelweiß noch blüht,
Kein Welscher dem Tyroler
In seine Grenzen zieht,

Wer nicht die ew'ge Blume
Der lichten Freiheit bricht,
Erringet auch der Alpen
Erhabne Herrschaft nicht! —

Auf allerletzter Firne
Erglüht in stolzem Weiß
Die nie entweihte Blume,
Geschützt — von ew'gem Eis!

Das wunderbare Land.

Es liegt in unſ'rer allernächſten Nähe
Ein winzig kleines, wunderbares Land,
Wie oft man auch nach ſeinen Tiefen ſpähe,
Der Wiſſenſchaft bleibt's ewig unbekannt.

Es hat bisher noch ſeine Nebelgrenzen
Kein ſcharfes Aug' erobernd überblickt,
Und ſeine majeſtät'ſchen Höh'n nur glänzen,
Wird heißer Strahl vom Himmel ihm geſchickt!

Im Innern hauſen räthſelhafte Geiſter
Voll Lieb' und Haß, voll Seligkeit und Weh
In zügelloſer Willkühr, ohne Meiſter,
In ew'gem Kampf, wie Wellen in der See.

Auf ſeinen Höhen wohnen Lichtgewalten,
Wie ſie das Alltagsleben nie erſchaut,
Aus ſeiner finſt'ren Schlünde eklen Spalten
Schallt wilder Fluch und grimmer Klagelaut.

Nichts Herrliches wird in der Welt geboren,
Nichts Schmähliches auf Erden wird gethan,
Es ist aus diesem Land heraufbeschworen,
Entwallet ihm auf schattenhafter Bahn.

Dies enge Ländchen ohne Herr und Meister,
Gar oft verleugnet, öft'rer noch verlacht,
Beherrschet doch durch seine wilden Geister
Die weite Welt mit aller ihrer Macht,

Zerbricht, was der Verstand mit Müh' erschaffen,
Durch einen launenhaften Schlag entzwei,
Macht uns zum Gott, zum Satan, oft — zum Affen,
Verstrickt uns in ein Netz voll Zauberei!

Ja, grade jene Weisen, welche sagen,
Sie hätten dieses Ländchens Macht geknickt,
Sind in den Frohndienst rettungslos geschlagen
Von Geistern, die dies Reich als Rächer schickt!

Nicht Macht, noch Hoheit, noch Verstand kann retten
Von dieser wunderbarsten Tyrannei,
Wir tragen sämmtlich ihre Eisenketten;
Nur wer sie fröhlich trägt, wird endlich frei!

Doch Einer iſt von allen Erdenſöhnen,
Der dieſes unbekannte Reich betritt,
Als ſeine Krieger, die ihn ſiegreich krönen,
Bringt er die bleiche Frucht, das Mitleid mit.

Iſt ſtolzer Herrſcher dieſem Wunderlande,
Sein Geiſtervolk ſich ihm zu Füßen legt,
Sobald, in der Verzückung Gottgewande
Gehüllt, er ſeine Zauberharfe ſchlägt!

Vor ihren Tönen reißen alle Schleier
Der düſtren Gründe, flammen alle Höh'n,
Durch die erhab'ne Sprache ſeiner Leyer
Erſt lernen wir dies kleine Land verſteh'n!

Wir lieben um ſo inn'ger dich, je länger,
Du Heimathland von Freude und von Schmerz,
Dein ew'ger Fürſt und Prieſter iſt der — Sänger,
Du ſelber biſt — das arme Menſchenherz!

Pontius Pilatus.

I.

„He, Lydon! Reich' den Cyperwein,
„Bekränz' die duft'ge Schale!"
So rief Proconsul Pontius
Bei üpp'gem Schwelgermahle.
„Im Kranze trinkt, Prätoren all',
„Daß Roms Gewalt sich mehre,
„Trinkt auf den Fall des Judenvolks
„Dem Donn'rer Zeus zur Ehre! —
„Vom Brittenlande bis zum Nil,
„Von des Herakles Pforte
„Bis zum Eurin und Darien
„Gehorcht man unsrem Worte,
„Die ganze Welt mit ihrer Pracht,
„Quiriten, ist uns eigen,
„Nur dieses edle Judenvolk
„Will nicht sich willig beugen!

„Weshalb denn, trotz vergoss'nen Blut's
„Mocht' es bisher mißlingen,
„In ihres Gottes Heiligthum
„Das Cäsarbild zu bringen?
„Ist doch kein Tempel weit und breit,
„In dem's nicht siegreich stände,
„Wo man beim Opferdienst nicht auch
„Mit Blumen es umwände!
„Hab' ich in Deutschland nicht mit Euch
„Manch' kühnen Streit bestanden?
„Ward Wodans Macht und Hermanns List
„Nicht doch vor uns zu schanden? —
„Nur dies verrätherische Volk
„Von Hunden hier, als Sklaven
„Zu trotzig, doch im Kampfe feig,
„Läßt nie uns ruhig schlafen!
„Voll Meuterei und Hinterlist,
„Voll Hochmuth, Haß und Lüge,
„Lebt unter'm Schein der Demuth selbst
„Die Brut mit uns im Kriege! —
„War, Portia, ich jüngst so schwach,
„Des Heeres heilige Lanzen
„Mit Cäsars Bild vom Tempelraum

„Zurück zur Burg zu pflanzen,
„Verderb' mich Zeus, wenn wieder je
„Von feuchten Frauenblicken,
„Der Ehre Roms zum Hohne, sich
„Pilatus läßt berücken!
„Ich weiß, sie sinnen lange d'rauf,
„Sich heimlich zu erheben,
„Ihr altes Priesterkönigreich
„Sie aufzurichten streben,
„D'rum nahm den Tempelschatz ich fort,
„Die heiligen Gewande,
„Dem Sieger ziemet Ehr' und Macht,
„Dem Knechte nur die Schande!
„Dir aber, falscher Judengott,
„Von dem dies Volk erzählet,
„Du habest zum Befreier ihm
„Den Christus auserwählet,
„Dir, Gott der Ohnmacht und des Trugs,
„Ich schwör's, sollt' nochmals wagen
„Sich Jesus nach Jerusalem,
„An's Kreuz laß' ich ihn schlagen,
„Damit man klar erkennen mag
„Zu deiner Allmacht Spott,

„Daß er ein Sklavenkönig ist,
„Wie du — ein Sklavengott!!" —
Und als er kaum den Schwur gethan,
Zieht durch die nächt'ge Höhe
Ein Rabenschwarm mit heis'rem Schrei,
Ein ahnungsbanges Wehe! —
Dem Frohsinn, wie Pilatus meint,
Muß jeglich' Omen weichen,
Doch weder Lied noch Cyperwein
Kann rings das Grau'n verscheuchen! —

II.

Die träumenden Häupter der Palmen
Erzittern im Abendwind,
Der von den Bergesgipfeln
So wohlig niederrinnt,
Es rauschen die Cedernbüsche
Auf Zions steilen Höhn
Und still in den Gärten erblühen
Nächtlich die Aloen.
Die blauen Lilien glimmen,
Es duftet der weiße Jasmin,
Durch die Granaten seltsam
Johanneswürmchen sprühn;
Tief aus Gehennas Schatten
Ein Nebelmeer sich hebt,
Ein Seufzen, Flüstern und Stöhnen
Die heilige Stadt durchbebt.

Der Kidron grollet leise
Durch Josaphat einher,
Fernab in düstrer Ruhe
Schläft bleiern das todte Meer,
In lauschigem Dunkel lieget
Der alte Olivenhain,
Leis flöten die Nachtigallen
D'rinnen die Jungen ein.
Da aus den Wolken hebet
Sich strahlend das Mondenlicht,
Mit zitternden Silberfäden
Den Oelberg es umflicht,
In flimmerndem Hauch es hernieder
Auf Salomos Tempel sinkt,
Die stillen, heiligen Höfe
Und Säulengänge umschlingt. —
Auf der Antoniafeste,
Von des Proconsuls Dach
Starrt des Pilatus Gattin
Dem Rabenzuge nach;
Im Atrium noch drinnen
Tönt Lachen und Zechgesang,
Ihr aber beschweret die Seele

Ein Ahnen dumpf und bang.
Sie hebet im Kummer die Hände
Empor zu den Sternenhöhn,
Beginnet unter viel Thränen
Ein innbrunſtheißes Flehn.
„O ſüße Diane! Gewalt'ge
„Gebieterin der nächtigen Flur,
„Wend' ab von dem Haupte des Gatten
„Den wilden, verderblichen Schwur!
„O Juno, Du Mutter des Himmels,
„Beſchütze mein makellos Haus,
„Es füllen die Unglücksvögel
„Mein Herz mit unſäglichem Graus!
„Du weißt es, wie brünſtig und ewig
„Den wilden Pilatus ich lieb',
„In allen Gefahren des Lebens
„Voll Treue zur Seite ihm blieb;
„Iſt dennoch ihm Unheil beſchieden,
„Unwendbar entſetzlich' Geſchick,
„Dann laß mich ſo ſtandhaft es theilen,
„Wie ſonſt ich getheilet ſein Glück,
„Vergönn' mir im Traume zu ſchauen,
„Was heillos bereitet die Zeit,

„Du schützest ja Gattenliebe,
„Du lindertst ja Frauenleid!“ —
So sendet sie zitternde Bitten
Empor in bangender Pein
Und schlummert, von Seufzern und Thränen
Betäubt, unter'm Nachthauch ein.

III.

Da tritt vor Portia in magischem Traum
Ein Wunderbild mit hehrer Lichtgestalt,
Es fassen's ihre trunknen Sinne kaum,
Sie wird umstrickt von zaub'rischer Gewalt! —
Nicht ist's der Donn'rer mit den erz'nen Blicken,
Aus dessen grimmen Händen Blitze sprühn,
Nicht ein Apoll in strahlendem Entzücken
Der Himmelsluft, umrauscht von Melodie'n,
Nicht gleicht dies Bild den üpp'gen Göttern allen,
Wie sie zu Rom und Hellas man verehrt,
Zu denen nur in banger Furcht zu wallen,
In kalter Scheu man opfern sie gelehrt.
Aus diesen stillen, liebeheißen Zügen
Spricht ein unendlich mitleidsvolles Herz,
Die Wolken, welche auf der Stirn ihm liegen,
Verkünden leisen, wehmuthsvollen Schmerz.

Sein Haupt iſt wie von Sonnenglanz umwoben,
Den Leib verhüllt ein ſchneeigt Feſtgewand,
Die Rechte hat wie mahnend er gehoben,
Die Linke hält den Palmenzweig umſpannt.
Er winket ſtumm mit ſchmerzhaft holder Bitte,
Daß ſie ihm folgen mög' auf düſt'rer Bahn,
Mit neu beſchwingtem, hoffnungsfrohen Schritte
Sucht ſie dem Ueberirdiſchen zu nahn.
Sie möcht' ihn halten, ſeine Knie' umfaſſen
In unbegreiflich hohem Wonneglück,
Von ihm kann ihre Seele nimmer laſſen,
Sie fühlt, an ihn, ach, knüpft ſich ihr Geſchick!
Sie folgt! — Da ragt auf ihrem Weg' im Thal
Ein ſchreckhaft' Kreuz und ſtarrt ſie drohend an,
Und droben, in des Sklaventodes Qual
Verendend, hanget — Pontius, ihr Mann!! —

IV.

Ganz Judäa ſtrömt zuſammen
In die ew'ge Stadt der Städte,
Zu des ein'gen Gottes Tempel,
Um das Paſſahfeſt zu feiern,
Die Erinnrung der Befreiung
Von dem Druck der Pharaone
Und dem langen Knechtesdienſte
Iſraels in fremden Landen. —
„Ach und wieder ſind wir Knechte,
„Keuchen dennoch in den Ketten
„Roms, der nimmerſatten Wölfin,
„Die mit Völkern nur ſich mäſtet'
„Seht ihr die Koberten dräuen
„Auf den Plätzen, auf den Höhen
„Leuchtet nicht von der Antonia
„Cäſars Bild dem Herrn zur Hohn? —
„Laßt uns wahrhaft Oſtern machen,

„Einen lichten Freiheitsmorgen
„Nach der Nacht der Römerwillkühr,
„Sei das Morgenroth auch blutig!" —
Also summt die finstre Menge,
Die sich hin und wieder dränget
Bald zum Tempel, bald gen Zion,
Rubeles und wild erreget.
Nicht vor ihrem Gott zu beten,
Nicht die eigne Schuld zu sühnen,
Kam sie her, nein, auf Empörung
Gegen Roms Gewalt sie sinnet.
Wunderbar erklang die Kunde,
Gott hab' seinem Volk erwecket
Endlich wirklich den Befreier,
Den Messias, den Gesalbten;
Hab' im Nazarener Christus,
Der die Todten läßt erstehen,
Den Johannes schon verkündet,
Judas König auserwählet,
Daß er siegreich alle Feinde
Seines Volks zu Boden schlage,
Herrlicher es noch erhebe,
Als selbst Salomon und David! —

Und ſie harren des Maſchiach,
Ob er nicht zum Paſſah komme,
Nicht das Rachefchwert ergreife,
Und den heil'gen Kampf entzünde! —
Phariſäer und Leviten
Stehen flüſternd um den Tempel,
Sadducäer ſchleichen hetzend
Durch die zornbewegten Maſſen,
Während lauernde Sicarier,
Die ſich Gottes Schergen nennen,
Ihren Mordſtahl im Gewande
Lächelnd gleißneriſch verſtecken.
Und Er kommt! — Ein Hoſianna
Dröhnt zum Himmelsraum, ein Jauchzen
Hebt ſich rings, als ſollt' die Erde
Sich den Sternen glühend gatten!
Blumen fallen duftig nieder,
Glänzende Gewänder breiten
Auf den Pfad ſie, ſtreuen Palmen!
„Iſrael, es naht dein König!“ —
Kalt und finſter von den Zinnen
Seiner Zwingburg ſchaut Pilatus,
Eingehüllt in rothe Toga,

Nieder auf das Volksgetümmel.
Ihm zur Seite bleich und angstvoll
Stehet Portia, sie bebet
Ob des wild bewegten Volkes
Und des nächtig blut'gen Traumbilds.
„Wirklich kommt der Christus!“ knirschet
Der Proconsul. „Seid gewärtig
Mir, Sagitta und Torquatus,
Auf die Meutrer einzubrechen!“
Die Prätoren nicken leise
Lächelnd ihrem Feldherrn, während
Nah und näher, Hosianna rufend,
Sich die Menge wälzet. —
Wie sie nun in mächt'gen Wogen
Rauschend bei der Burg vorüber
Fluthet, und Pilatus Gattin
Niederstarret von den Zinnen,
Sieht, auf schlichtem Maulthier reitend,
In ein weiß Gewand gehüllet,
Jenen Mann sie, der ihr nächtlich
Wunderbar im Traum erschienen! —
Sind es nicht dieselben holden,
Schmerzvoll liebegroßen Züge?

Richtet er zu ihr nicht eben
So die ſtillen, milden Blicke?
Trägt er nicht die grüne Palme,
Hebt er wiederum nicht mahnend
Seine Rechte, leiſe winkend,
Daß ſie, wie im Traum, ihm folge? —
Da mit jähem Wehgeſchreie
Sinket Portia zuſammen,
O ſie denkt des Sklavenkreuzes
Und des Gatten, d'ran verendend!
„Aedepol! Was haſt Du, Närrin?“
Ruft betroffen der Proconſul,
Sie mit ſtarkem Arm erhebend,
„Fürchteſt Du für den Pilatus? —
„Liebchen ei, ſei ohne Sorgen,
„Jener blaſſe Judenkönig
„Mit den blauen Kinderaugen
„Iſt den Römern nicht gefährlich;
„Das iſt keines Helden Antlitz,
„Der die Erde zittern machte,
„Und empören ſich die Juden,
„Er, beim Mars, trägt **keine Schuld**!“ —

V.

„Wehe, wehe, Pontius,
„Daß Du dich so wenig liebst,
„Jesus, der doch schuldlos ist,
„Seinen Feinden übergiebst!
„Was hat Jener Dir gethan,
„Daß er hingeopfert sei?
„Denkst Du nicht des grausen Schwurs
„Und der Unglücksvögel Schrei? —
„Giebst Du wildem Volkeshaß
„Hin zum Raube den Gerechten,
„Machst Du Dich nicht, Pontius,
„Zum Genossen dieser Schlechten?
„Blick' doch in sein Himmelsaug'
„Dieses Gottesangesicht,
„Das mit wundersamem Weh
„Mahnend mir zum Herzen spricht!

„Gab Dir Cäsar darum Macht,
„Daß die Tugend bluten mag?
„Weh' Dir, Gatte Pontius,
„Fürchte der Vergeltung Tag!
„Christus hat in jener Nacht,
„Da Du sannst auf sein Verderben,
„Mir im Traume offenbart,
„Daß um ihn Du müssest sterben!
„Wer der Unschuld Recht erkennt
„Und es tückisch doch vernichtet,
„Vor den Göttern, vor der Welt
„Hat er selber sich gerichtet!
„O befrei', ich fleh zu Dir,
„Jesus aus der Juden Händen,
„So nur mag der Nemesis
„Wuth von unsrem Haupt sich wenden!
„Nur der treusten Liebe Angst,
„Finstre Ahnung läßt mich sprechen,
„Ach, mit Christi letztem Blick
„Wird auch mir das Herze brechen!!"

„Schweig', ach schweige, Portia!
„Trockne Thörin Deine Thränen,

„Nicht sollst Du zum zweiten Mal
„Milde mich zu stimmen wähnen!
„Ist er wie ein König nicht
„Und Befreier eingezogen?
„Ihn verdammt sein eigen Volk,
„Denn es sieht sich jetzt betrogen!
„Soll ich denn nicht lachen, Weib,
„Wenn sie an des eignen Götzen,
„Ihrer letzten Hoffnung Fall
„Sich in blindem Wahnsinn letzen?
„Giebt es größeren Triumph
„Ueber diese Sklavenhorden,
„Als wenn sie gezwungen sind,
„Schmachvoll so sich selbst zu morden?
„Seinen eignen Abgott schänden,
„Seinen König selbst vernichten,
„Heißt das nicht, für ew'ge Zeiten
„Auf der Freiheit Recht verzichten?
„Wer noch wird nach Christi Tode
„Für dies Volk das Wort erheben,
„Wer wird je nach dem zerfetzten
„Purpur dieser Rotte streben? —
„Nimmer ich, die Juden selber

„Müssen ihn und sich verderben,
„Und die ew'ge Rom das letzte
„Streit'ge Reich der Erde erben!
„Unrecht muß der Christ' erleiden,
„Doch von seinem eignen Stamme,
„Besser, dieser Eine falle,
„Als daß neu Empörung flamme!
„Willst Du mich mit böien Omen,
„Eitlen Traumgesichten schrecken?
„Ho, beim Orkus! Thörigt wagst Du
„Meinen Stolz und Zorn zu wecken!
„Drehe, Portia, die Spindel,
„Mannesthun ist Dir versagt,
„Würz' die Speisen, füll die Schale,
„Denn das Weib bleibt ewig — Magd!
„Soll ich sterben, — wie ein Römer
„Fall' ich in der Feldschlacht Lodern,
„Doch es wird um keinen Juden
„Nemesis mein Leben fodern!!"

VI.

Aus Kerkernacht befreiet
Ist Simon Barabas,
Doch schläft ihm tief im Herzen
Der alte Römerhaß,
Nicht Martern und nicht Ketten,
Noch das ihm Rom verzeiht,
Bezähmet des Empörers
Verwegne Lust am Streit.
Er ist's, auf den die Juden
Hinfort in Hoffnung schaun,
Auf dessen Schlangenklugheit
Sie neue Pläne baun. —
Auf Jesu Schulter wurde
Das Kreuz indeß gelegt,
Ein kalter Hauch des Todes
Das Volk in Banden schlägt;
Als es ihn blaß und blutend
Zur Richtstatt schreiten sieht,
Ein heimlich' Weh', wie Reue,

Durch Aller Herzen zieht,
Und von der Zwingburg Höhen
Tönt wilder Schmerzenslaut,
Es hat das Weib des Conſuls
Das Urtheil angeſchaut.
Wie nun der Burg vorüber
Der Herr zum Tode geht,
Gar ſchmerzvoll aufwärts ſchauend
Er vor ihr ſtille ſteht. —
Da ſtrömen ihre Thränen,
Sie löſet aus dem Haar,
Sie wirft zu ſeinen Füßen
Ein weißes Roſenpaar!
Und unter'm Kreuze nieder
Der Herr gebeugt ſich hat,
Er nimmt die einz'gen Roſen
Von ſeinem Dornenpfad,
Er nimmt ſie auf und lächelt,
Trotz bitter Todesnoth,
Das Blut von ſeiner Stirne,
Es färbt die Roſen roth.
Dann hebt er ſeine Rechte
Zu ew'gem Friedensgruß,

Er hat das Weib gesegnet
Des Römers Pontius! —
Da hinter ihr ertönet
Des Gatten zornig Wort:
„Was wirfst Du an den Schächer
„Die duft'gen Blumen fort?
„Willst zum Triumph Du wenden
„Des Sklaven Todesgang?
„Willst Du mein Urtheil höhnen?
„Bist Du im Hirne krank?!" —
Mit stolzer, bittrer Miene
Tritt Portia zurück
Und richtet auf den Gatten
Den großen kalten Blick.
„Du hast das Kreuz ihm geben,
„Ich ihm die Rosen mein,
„Ich will, so lang ich athme,
„Gleich ihm — ein Sklave sein!
„Den Sklavenkönig grüßen
„Gereicht der — Magd zur Ehr;
„Ich kann Dich nur bemeinen,
„Dich lieben — nimmermehr!!"

VII.

O blut'ger Tag, verkürz' den trägen Lauf!
Genug der Schande, eine Welt voll Weh
Und Niedertracht haſt Du erſchaut, bedecke
Dein ſchuldbeladen Daſein mit den Schleiern
Der ſtummen, ew'gen Friedensfürſtin Nacht! —
In düſtrem Brüten auf Antonias Wall
Pilatus ſitzt, er ſtarret ſtumm hinüber
Zum Hügel Golgatha, wo ſich das Volk
Zu Jeſu Chriſti letzter Schmerzensſtunde
Im Kreiſe drängt, als gält's ein Cirkusſpiel. —
Es ſendet ätzend ſenkrecht ſeine Pfeile
Die Sonne nieder aus des Himmels Blau,
Ein Gottesauge, die entmenſchte Erde
Mit zorn'gem Loderblicke zu zerſchmelzen.
Der Boden dampft, ein trüber, gelber Nebel
Umzieht die Stadt, die Thäler und die Höhn,

Gleich einem Schwefelpfuhl verpestet ist
Die unbewegte Luft und fernem West
Entsteigt ein Wolkenknäul mit schwarzem Fittich. —
Dies Alles sieht der Römer nicht, gewahrt
Der Menschen ängstlich Hin- und Wiederrennen,
Der Soldateska Flüstern nicht, hinüber
Zur Schädelstätte blickt er unverwandt
Und schwere Marter peinigt seine Seele. —
Da ruckt es unter ihm, da rollt
Und knattert's in der Erde, in den Lüften!
Empor fährt Pontius, umklammert krampfhaft
Im Taumel noch der Zinnen Mauerwerk,
Vor jähem Sturz sich zu erretten, stiert
Erbleicht hinab zur Stadt! Allda beginnt
Ringsum ein wunderbar, entsetzlich Schauspiel! —
Der Boden wankt und stöhnt, es heult das Volk
Durch Salems Straßen, auf die Berge fliehend!
In schwarzer Wolken Heer, das tief sich senkt
Herab, als wollte unter seiner Last
Es alles Athmende erdrücken, schwebt
Die Sonne, riesengroß und schrecklich nah,
Nur noch ein strahlenloser, düstrer Ball!
Die Winde pfeifen, wie Mänaden fegen

Sie über's Land, die Berge wanken, Blitze,
Wie Feuergeißeln, peitschen Erd' und Himmel,
Der Donner rast, es ist, als öffne sich
Des Orkus Schlund, um ganz Jerusalem
In nächt'gem Schoos gefräßig zu begraben!
Der Tempel kracht, der Vorhang reißt entzwei,
Der Allerheiligstes verhüllt, die Lade
Sinkt um, die heil'gen Tafeln Moses stürzen
Zur Erde, aus versunk'nen Grüften steigen
Die alten Kön'ge dieses Volks, vom Schädel
Die Kronen grinsend reißend, ihre Arme
Gen Himmel streckend, dieses Fluchgeschlecht
Vor Zebaoth mit Wimmern anzuklagen! —
Pilatus läßt das wirre Auge weit,
Wie Hülfe suchend, durch die Straßen schweifen,
Bis Golgatha wie ein Asyl der Noth
Ihn fesselt mit der Angst gewalt'gen Ketten.
Und eine Schmerzensstimme tönt vom Kreuz:
„O Vater, Vater, hast Du mich verlassen?!" —
Da schießen Sonnenstrahlen durch die Nacht,
Da leuchtet's wie ein selig Himmelsblau,
Ein Singen und ein Klingen schwebt herab
Auf Golgatha! Indeß Zerstörung rings

Die Welt erfüllt, beim Kreuz ist Licht und Frieden! —
Ein letzter, fürchterlicher Todesschrei
Durchbebt die Luft! — Die Elemente sind
Gebannt in Todtenstille, es verlischt
Die Sonne! — Tiefe, grenzenlose Nacht
Bedecket Berge, Thal und Meer. — Den Himmeln
Entstürzen langverhaltne Thränenquellen. —
„O, über mich Verderben! Erd und Himmel
„Bewegt sein Tod! Ich habe hingeschlachtet
„Den König aller Wahrheit, ew'ger Liebe,
„Dess' Wundermacht im Tod sich offenbart!
„Komm Nemesis heran, Dir übergeben
„Fortan, ich fühl's, ist mein verfluchtes Leben!!"

VIII.

Gefallen iſt die Feſte Garizim,
Verwüſtet liegen Sichems Myrthenhaine,
Auf Trümmerhaufen, Leichenhügeln ſpielt
Das Morgenroth mit düſtrem Wiederſcheine! —
Nicht länger des Pilatus Eiſendruck,
Die tiefe Schmach des Heimathlands zu tragen,
Erhob, von Juda heimlich unterſtützt,
Sich Samarias Volk zu letztem Wagen.
Gemeinſam Elend eint der Stämme Schaar,
Läßt alten Groll und Glaubenshader ſchweigen,
So lange noch ein Fünkchen Hoffnung lebt,
Wird nimmer ſich dies Land dem Römer beugen.
Doch mit des Argwohns ſcharfem Adlerblick
Erſpähte längſt Pilatus das Beginnen,
Sein raſcher Muth und ſein verwegnes Glück
Weiß alle feſten Plätze zu gewinnen.
Mit Sturmeseile brauſen durch die Trift,
Von Beuteluſt entbrannt, die Legionen,
Nicht Frauenthränen, Kindeslallen, nicht

Der Unschuld Bitte lehrt sie menschlich' Schonen.
Noch eh' der Meutrer wirres Volk vereint,
Noch eh' sie schuldig, hat ein Meer von Blut
Erstickt der Freiheit letzte Flammenloh,
Gebrochen liegt der Juden kecker Muth.
Zu Garizim ward der Vernichtungskampf,
Des Aufruhrs Todesröcheln nun beendet,
Der stolze Tempelkoloß liegt verbrannt,
Durch Mord und Raub und Heidengreul geschändet.
Zu einer Schlachtbank ist verkehrt die Flur,
Wo Rosen einst und Tamarinden blühten,
Ein schaurig Grab die hohe Tempelstadt,
In der die Völker andachtsvoll erglühten.
Wer nicht entwich, wen nicht der Tod ereilt,
Ward, wie im Garn das scheue Wild, gefangen
Und vor das röm'sche Tribunal geschleppt,
Das Urtheil des Proconsuls zu empfangen.
Da stehen sie, gebunden, Mann an Mann,
Von ihrer Sieger Mordstahl rings bedroht,
Vor Pontius, auf ihrer glüh'nden Stirn
Im düstren Auge die Verzweiflung loht.
„Welch' Schicksal" ruft er, „dünkt Euch, ihr Empörer,
„Ist dieses nennen, tück'schen Abfalls Sühne,

„Daß schaudernd Juda, dessen eingedenk,
„Zum Treubruch nie in Zukunft sich erkühne?!" —
Da tritt der Juden Führer, Kleophas
Hervor und spricht: „Du magst den Tod uns geben,
„Denn werthlos ist nach diesem Tag des Wehs
„Den armen Kindern Zebaoths das Leben!
„Du hast Judäa nicht erobert, nein,
„Ein Räuber, unsrer Väter Land verheert,
„Besudelt unsre Tempel, unser Recht
„Gefälscht, die heil'gen Sitten frech entehrt!
„Aus Derer Gräber, die Du hingemordet,
„Entsteige Dir der Rache wilder Fluch,
„O, Deine Thaten, Pontius, verzeichnet
„Sind sie in der Vergeltung ew'gem Buch!!" —
„Zum Acheron," lacht Pontius „Eure Rechte
„Verlangt Ihr und bat in den Passahtagen
„Den Christus doch, der Euer König war,
„Die Freiheit selbst an's Sklavenholz geschlagen? —
„Denselben Tod wie Jener sollt Ihr enden,
„Des Herrscher Todesloos ehrt auch die Knechte,
„Ein Sklaventod des Sklaven Sühne ist,
„An's Kreuz mit Euch! Dort starben Eure Rechte!!" —

IX.

Das unterdrückte Juda ist ein Grab,
Dem Schwert des Römers ist dies Werk gelungen,
Das ungebändigt trotz'ge Volk des Herrn
Zu sklavenzahmer Demuth ward's gezwungen!
Die zwanzig Kreuze Garizim's bedräu'n
Mit moderndem Gebein das weite Land,
Der Judenhekatombe frisches Grab,
Die durch das Beil des Aufruhrs Sühne fand. —
Kein Lüftchen regt sich zu Jerusalem
Seit diesen unerhörten Schmerzenstagen,
Man flüstert nur und schleicht gebückt einher,
Verbirgt die Thränen, unterdrückt die Klagen. —
„Nun ist die Brut bezwungen, endlich, Rom,
„Die letzte Schranke deiner Macht geschwunden,
„An meinen Namen wiederum der Sieg,
„Das launenhafte Schlachtenglück gebunden!
„Thut mir Bescheid Sagitta und Torquat',

„Ich weihe diesen Trunk dem Herrn der Erde!
„Dem Cäsar Heil! O, daß ein jeglich' Land
„Wie dies gezüchtigt und erbeutet werde!"
So lächelt Pontius den Seinen zu
Und schlürft den blüthenschwangren Labebecher,
Da wird's im Peristyle draußen laut
Und übertönt die Fröhlichkeit der Zecher.
Doch eh' noch der Proconsul sich erhebt,
Der seltnen Störung Anlaß zu erkunden,
Hat mit dem Wort: „Gebt dem Gesandten Raum!"
Ein Krieger bei der Wache Eingang funden.
„Ich bin Marcell', der Prätor!" tritt er ein,
„Mich schickt Vitellius von Sydon her;
„Durch Cäsars Willen und Befehl bist Du
„Hinfort Proconsul Syriens nicht mehr!
„Kraft dieses Kaiserbriefs entzieh' ich Dir
„Die Toga, Feldherrnstab und Ritterring,
„Weil widerrechtlich sich Dein Grimm des Mord's
„Am Judenvolke tückisch unterfing!
„Ich lade Dich vor Cäsar's Angesicht
„Nach Rom, dort harren Dein der Juden Klagen,
„Ob Du vor ihnen schuldlos wirst bestehn,
„Mag Pontius, Dein eigen Herz Dir sagen!" —

Wie eine Marmorſäule, ſtarr und kalt,
Gefeſſelt von Entſetzen, Scham und Trauer
Pilatus ſteht, einſt Herrſcher, nun — ein Nichts,
Durchzuckt von des Gewiſſens wildem Schauer.
Die Zechgenoſſen meiden, ſtumm und ſcheu
Marcellus folgend, des Gefall'nen Nähe,
Daß man nicht gar in ihrem Mitleid noch
Die Zeichen von geheimer Mitſchuld ſehe.
Die Sklaven und Trabanten ſelber ziehn
Vor dem Gebieter ängſtlich ſich zurück,
Entſetzt, geſchändet, unbeweint, allein,
Ein Schächer iſt, Der einſt verwöhnt vom Glück! —
„Bin ich denn ganz verläugnet und verſtoßen
„Von Euch, ihr feigen, matten Menſchenherzen?
„Einſt hab ich Luſt und Glanz mit Euch getheilt,
„Nun laßt ihr mich allein in meinen Schmerzen?
„Iſt auf der Erde jegliches Gefühl
„Von Mitleid, Dank und Liebe ausgeſtorben,
„Kein Weſen mehr, das mein Verhängniß rührt,
„Von Allen, die um meine Gunſt geworben? —
„O du allwaltendes Geſchick, was iſt
„Der Menſch mit ſeinem ſtolzeſten Vermeſſen!
„Ach, wie die Blume prangt, um zu verblühn,

„Erflehn wir, strahlen, — und sind doch vergessen!
„Im Glücke winselt deiner Freunde Troß
„Dir Beifall zu bei allem Thun und Wollen,
„Sei elend, so wie ich, nicht einen Blick
„Wird man selbst deiner höchsten Tugend zollen!
„O Freundschaft ist der Selbstsucht Maske bloß,
„Die Liebe nur ein Taumel der Sekunde,
„Die Treu' ein Lufthauch! Thor du wirst geküßt
„Und dann verrathen von demselben Munde!" —
Da weckt ein milder Ton wie Harfenklang
Ihn aus dem wüsten Chaos seiner Leiden
Und füllet seine hoffnungsöde Brust
Mit wehmuthsvollem Abglanz einst'ger Freuden.
Es hat sich Portia ihm leis genaht,
Umfängt ihn sanft mit treuen Gattenhänden,
Ins todesmüde, liebeleere Herz
Des Mitleids Labetrank ihm sanft zu spenden.
„Und wenn Dich Alles, Ehr' und Glück verließ,
„Zerbrochen liegt des Lebens duft'ger Kranz,
„Auch das Geschick ins Elend Dich gestürzt
„Von Ruhmeshöh' und stolzen Purpurs Glanz,
„Ob mitleidslosen Zorns Dich Nemesis
„Durch's Leben hetzt mit wilden Geißelhieben,

„Dein Weib begleitet Dich durch Noth und Schmerz,
„Sie ist Dir selbst in tiefster Schmach verblieben!"
Da preßt mit einem sel'gen Jubelschrei
Der Tiefgebrochne sie an's sieche Herze
„Wenn Du mein Weib, mein süßes Weib mir bliebst,
„So lach' ich jeder Schande, allem Schmerze!
„An Deiner Seite werd' ich sieghaft stehn
„Zu Rom vor Cäsars finstren Argwohnsblicken,
„Bist Du bei mir, trotz' ich der ganzen Welt
„Und biete stolz mein Leben den Geschicken!
„O Liebe, nimmer hab' ich dich erkannt
„Im Rausch des Glanzes, auf des Lebens Höhen,
„Ach, daß wir in des Elends Tiefen erst
„Die Blumen ächter Tugend blühen sehn!
„Von Allem, was ich Portia gethan,
„Erfüllt mit Reue mich und ew'gem Zagen
„Ein einzig Thun nur! — Um dies falsche Rom
„Hab' Christus schuldlos ich an's Kreuz geschlagen!"

X.

Es furcht der düftereiche Weſt
Das funkelnde Thyrrenermeer
Und helle Morgenwolken ziehn
Zu Land als Boten vor ihm her.
An grüner Küſte bricht die Fluth
Sich ſchäumend weiß in wildem Schwall,
Und peitſcht voll Knabenungeſtüm
Des Hafen Oſtia Felſenwall.
Es dehnt das heil'ge Latium
Mit duftigbuntem Frühlingskleid
Sich träumend an der blauen Fluth,
Die nach dem Bad die holde Maid;
Ein flimmernd', ſchlängelnd' Silberband
Durch ihren Schooß, die Tiber, rollt,
Der Himmel aber glüht herein
In roſig angehauchtem Gold.

In Mitte dieſer Herrlichkeit,
Vom ſüßem Wollufthauch umweht,
Erhebt die Weltenherrin Rom
Ihr marmorn' Haupt voll Majeſtät.
Die Tiber ſpielt um ihren Fuß,
Vom Kapitol ein Säulenheer
Zu Thale ſchaut, der Tempelſitz
Des alten Donnrer Jupiter.
Die Kaiſerſtadt, der Palatin,
Von Eichenwipfeln ernſt umkrönt,
Sich aus dem weiten Häuſermeer
Im Stolz empor zum Aether dehnt,
Doch von dem ſchroffen Aventin
Zur Tiber, wo Cypreſſen ſtehn,
Könnt ihr die Felſentreppe wohl,
Die blut'gen Thränenſtufen ſehn?
Von ihnen iſt manch' Römerhaupt
In grauſem Tanz herabgerollt,
Sobald das eiſerne Geſetz
Des Staats gebietriſch es gewollt.
Theater dort und hier der Tod,
Da Opferrauch im Beſtahain,
Beim Cäſar rauſchend Bachanal,

Im Mamertin die Kerkerpein,
Das ist die allgerühmte Rom,
Die Kön'gin der gesammten Welt,
In deren nimmersatten Schooß
Der Reichthum dieser Erde fällt! —
In tiefster Ruhe liegt des Haus
Des göttlichen Caligula,
Des mächt'gen Cäsar Cajus, rings
Mit seinen Säulenhöfen da.
Die Sklaven und das Günstlingsvolk,
Der Senatoren feig Gezücht
In bunten Gruppen harrend stehn
Mit unterwürf'gem Amtsgesicht.
In seiner Badekammer ruht
Auf duft'gem Bett von Elfenbein
Der Herr der Welt, ein Cytharöd'
Umtändelt ihn mit Melodein;
Den magren Körper weit umfließt
Ein blaues, serisches Gewand,
Die Perlenschnur umspielt den Hals,
Juwelen schmücken Arm und Hand;
Wohl krönt die Stirn ein Veilchenkranz,
Doch drunter lauscht der Natternblick,

Das ſcharfgekniffne Lippenpaar,
Und ſtößt jedwedes Herz zurück.
Mit Pfauenwedeln Kühlung wehn
Ihm nackte Griechenmädchen leis,
Indeß Agrippa Schmeichelein
In's Ohr ihm ſchlau zu flüſtern weiß.
Und vor ihm ſteht mit düſtrem Blick,
Von Prätorianern ſtreng bewacht,
Der bleiche, ſtolze Pontius,
Den man in Ketten hergebracht.
Der jüdiſchen Geſandten Schaar,
O Hohn, führt jener Barabas,
Den er um Jeſu einſt befreit
Und klagt ihn an mit altem Haß. —
„Du haſt, Pilat', den Tempelſchatz,
„Des Landes alten Glanz geraubt,
„Das Recht verletzt, den Gott verhöhnt,
„An den ſeit Moſe wir geglaubt!
„Ward Chriſtus nicht von Dir geſchützt,
„Der mit Verrath das Reich durchzog,
„Das blinde Volk zu Meuterei
„Und Treubruch gegen Rom bewog?
„Und als der Nazarener doch

„Am Kreuze ſtarb, haſt Du voll Grimm
„Nicht zwanzig Männer unſres Volks
„Zum Kreuz verdammt auf Garizim?!" —
„Was kannſt Du Dem erwidern?" fragt
Ihn Cäſar höhniſch „Laß doch ſehn,
„Wie Du vor mir vertreten willſt
„Solch' unerhörtes Staatsvergehn?
„Die holde Wolluſt, Blut zu ſchaun,
„Mag ich am Ende Dir verzeihn,
„Obwohl ſolch' Augenweide ſtets
„Dem Kaiſer nur gebührt allein,
„Doch was entſchuldigt, Sklave, daß
„Du dieſen Chriſtus gar beſchützt
„Und, ſeinen Tod zu rächen, dann
„So ſüßes Judenblut verſpritzt?
„Gab nicht Dein eigen' Weib voll Schmerz,
„Als der Prophet zum Tode ſchritt,
„Zwei Roſen ihm vor allem Volk
„Als Zeichen ihrer Liebe mit?
„Statt heimlich zu vertilgen, haſt
„Du Judenkönig ihn genannt,
„Beim Volk, als ob er ſchuldlos ſei,
„Für ſeine Freiheit Dich verwandt,

„Hast seine Sekte nicht verfolgt,
„So lehrend durch die Länder streift,
„Zu Hellas, ja sogar in Rom
„Mit jedem Tage um sich greift? —
„Der große Sohn des höchsten Gott's
„Der Herr der Welt bin Ich allein,
„Von allen Völkern will fortan
„Nur Ich noch angebetet sein!
„O ich erkenn' Dich, Lügensohn,
„Und Deines Herzens arge List,
„Du handeltest so tückisch, weil
„Du selbst ein Christusjünger bist!
„Hinweg mit ihm! — Am nächsten Tag
„Will ich am Kreuz ihn hangen sehn
„Mit seinem Weibe, der Senat
„Soll mit mir zu dem Schauspiel gehn!
„Ihr Juden aber, welche Ehr',
„Dieselbe Strafe leiden müßt,
„Damit bei dem verwöhnten Rom
„Die tragische Wirkung größer ist!" —
Das Blut erstarrt, das Herz steht still.
Bei des Tyrannen Machtgebot,
Dem Schmerz und Elend Wollust ist,

Ein Spielzeug ſeiner Luſt der Tod.
Mit Wimmern ſinket in die Knie
Der Juden Häuflein, angſtgelähmt,
Indeſſen Cajus kaum den Spott
Bei ihrer Seelenmarter zähmt.
Nur Pontius ſteht feſt und kühn,
Schaut in des Kaiſers wild Geſicht
Und ſeiner Stimme Donnerton
Des Hauſe ſchwüle Stille bricht.
„Als Du in Windeln lagſt, Tyrann,
„Setzt' ich mit dem Germanikus,
„Dem edlen, todten Vater Dein
„Schon auf Germanien den Fuß!
„Und hab' mit blut'gen Händen ich
„Der Juden Aufruhrgeiſt geknickt,
„War's Rom allein, deſſ' Ruhm und Macht,
„Als meinen Kampfpreis ich erblickt!
„Kein irdiſch' Weib hat Dich gezeugt,
„Nicht keuſche Mutterbruſt geletzt,
„Ein Scheuſal aus dem Tartarus
„Hat Dich in dieſe Welt geſetzt!
„Zerfalle Rom! Ihr Tempel ſtürzt!
„Ihr Götter alle, ſeid entthront!

„Von meinem Fluche bleib' kein Ding,
„Das athmet und sich regt, verschont,
„Und wenn dort oben in der Höh
„Ein Gott, allwaltend und gerecht,
„Zusammenschmettr' er Erd und Meer,
„In's Chaos feg' er dies Geschlecht!
„Ich büß' am Kreuz dieselbe Schuld,
„Die ich an Jesu Christ verbrach,
„Du aber Rom, zerfetzt, entehrt,
„Du fluchbeladne Zeit — folgst nach!!"

XI.

Unter Cäsar's Marmorhallen,
Durch den Schoos des Palatin
Sich im Felsenlabyrinthe
Endlos Katakomben ziehn.
Drinnen schmachtet, wer des Wüthrichs
Nimmersatte Mordlust weckt,
Alle Thränen, alle Seufzer
Werden hier von Nacht bedeckt!
Drinnen, aus Gestein geschmiedet,
In der feuchten Moderluft
Liegt mit seinem Weib Pilatus
Wie lebendig in der Gruft.
Fest umschlungen ruhen Beide,
Pressen seufzend Herz an Herz,
Ach, des Gatten Brust zerreißet
Ew'ge Reu und Todesschmerz! —

„Was im Traume Dir verkündet
„Jesus einst, so ist's erfüllt;
„Leuchtend steht mir vor der Seele
„Noch des hohen Dulders Bild!
„Ich Verblendeter, vergebens
„Klag' ich meine tiefe Schuld,
„O ihr ew'gen Mächte, gebt mir
„Demuth, Hoffnung und Geduld!
„Nahst du, letzte Nacht der Erde,
„Vorschmack langer Todespein?
„Ach, was wird im Land der Schatten,
„Theure, unser Schicksal sein!
„Alles wollt' ich ruhig tragen,
„Was an Qual die Erde kennt,
„Würd' von Dir, Du Heißgeliebte,
„Ich im Jenseits nicht getrennt!
„Alle Marter und Verzweiflung
„Litt' ich, die im Orkus wohnt,
„Wüßt' ich Deine treue Liebe
„Nur, mein edles Weib, belohnt!" —
„Ja, sie ist's," so ruft sie, presset
Auf des Gatten Stirn den Mund,
„An des Todes schwarzer Pforte

„Sei Dir holde Nachricht kund!
„Jesus Christus ward' vom Himmel
„Zur Erlösung uns gesandt,
„Es ist Pontius nicht Lüge,
„Daß er aus dem Grab erstand!
„Sieh, es hat der Herr im Traume
„Mir in jener Osternacht
„Meine beiden weißen Rosen
„Wiederum zurückgebracht.
„Spende, sprach er, deinem Gatten
„Himmlischer Versöhnung Gruß,
„Wenn er einst um meinetwillen
„Auch am Kreuze bluten muß! —
„O die Liebe, die im Herzen
„Der verderbten Menschheit starb,
„Lieb' im Himmel, Lieb' auf Erden
„Ist's, die Jesus uns erwarb!
„Liebe ließ mich Dich begleiten
„In das Elend und den Tod,
„Läßt mich aller Schmerzen spotten,
„Ueberwinden alle Noth!
„Ob hienieden auch in Schande
„Unser Leib getödtet sei,

„Jesus sprengt des Grabes Bande
„Und das Jenseits macht uns frei!
„Wenn sich unser irdisch' Auge
„Hier mit ew'ger Nacht bedeckt,
„Drüben an dem Herzen Gottes
„Wird die Seele auferweckt,
„Dort sind alle Menschen Brüder,
„Alle Thränen, sie vergehn,
„Unter sel'ger Engel Lieder
„Feiern wir das Wiedersehn!
„O mein Pontius, mit der Liebe
„Friedenshoffnung sei geschmückt,
„Die Dir in der Nacht des Grames
„Durch Dein Weib der Heiland schickt.
„Mag als Zeugen seiner Lehre
„Uns das Volk geopfert sehn,
„Alle Tempel werden brechen,
„Christi Reich wird nie vergehn!" —
Da in Thränen sinket nieder,
Sel'gen Thränen, Pontius,
Preßt auf der Geliebten Lippen
Jauchzend, schluchzend Kuß auf Kuß.
Aus dem irdnen Kerkerscherben

Taufst ihn sein geliebtes Weib,
In dem Brote der Gefangnen
Reicht sie ihm den ew'gen Leib.
Horch, was klirrt! — Es knarrt die Pforte!
Grelles Licht dringt jäh herab!
Es ist Tag! — „Es naht die Stunde
Der Verwandlung, naht — das Grab!" — —

Schaudernde Bewundrung packet
Rings des Volkes bang Gemüth,
Da es Portia und Pilatus
Still am Kreuze sterben sieht. —
Das Verhängniß war gebrochen,
So auf Pontius geruht,
Alle Erdenschuld am Kreuze
Ausgelöscht im Opferblut! —

An demselben Ort, wo Cajus
Beide Gatten sterben ließ,
Später ihn das Rächereisen
Des Chärea niederstieß!

Druck von J. Hoffschläger in Berlin.